

Eisen, Gold und Geist.
Von
Ernst Willkomm.

Wien.
Jasper's Wittwe & Hügel.
1852.

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL.

Nicht weit von der deutschen Mittelstadt M*** liegt das Kaffeehaus ›zum Türken‹. Hier versammelte sich allabendlich eine Gesellschaft von Bürgern, Gelehrten, Gutsbesitzern und einigen Landpastoren, um bei einem frugalen Abendbrode die Zeitungen zu lesen und nach Art der Provinzialstädter über die neuesten Weltereignisse zu politisiren. Die Zahl dieser Gäste war nicht groß, nahm weder ab noch zu, da Fremde nur höchst selten ankamen, und bildete demnach ohne es zu wollen, eine Art geschlossene Gesellschaft. Die Eigenthümlichkeit des Wirthes begünstigte diese freie Geschlossenheit, da er unter diejenigen Menschen gehörte, die von einer einmal eingeführten Ordnung nie mehr abweichen, sich dadurch ein unantastbares ruhiges Leben sichern und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit jede Neuerung von sich abwehren. Jeder Gast mußte sich dieser Gewohnheit bequemen oder, wollte er unangenehme Austritte vermeiden, lieber ganz wegbleiben. Der Wirth hielt auf sein Recht und machte sich wenig daraus, ob ein neuer Ankömmling bei ihm ausdauern oder ihn am nächsten Abend wieder verlassen wollte. Seiner alten Stammgäste, ruhiger gesetzter Leute, war er gewiß, diese bediente er stets gleichmäßig freundlich, ohne eigentlich zuvorkommend zu sein, was nicht in seinem Wesen lag, und so lebten er und seine gewöhnlichen Gäste einen Tag genau wie den andern.

An einem rauhen Novemberabende 1838 hatte ein Theil der täglichen Gäste seine festen Plätze im Türken bereits eingenommen. Der Wirth, in seinem blautuchenen Frack nach ältestem Schnitt, stand am Schenkisch, die Hände auf der Brust kreuzend, und betrachtete mit zufriednem Auge das verräucherte Zimmer. Er hatte eben seine vierte Cigarre angezündet, denn es war sieben Uhr vorüber, und wie in allen Dingen, so hielt der alte Habegeld auch im Rauchen sein festgesetztes Maß. Er rauchte täglich fünf Cigarren, zwei Vormittags und einen nach Tische. Die vierte ward Abends Schlag sieben angebrannt, und war die fünfte dem Erlöschen nahe, so konnte man sicher darauf rechnen, daß neun Uhr nicht mehr fern sei. Viele seiner Gäste sahen deshalb auch nicht auf die große Schrankuhr im Zimmer, sondern auf Habegelds Cigarre, und richteten nach dieser ihr Bleiben oder Fortgehen ein.

An dem Abende, wo unsere Geschichte beginnt, waren um die Zeit der vierten Cigarre des Wirthes nur drei Gäste im Türken; das äußerst stürmische Wetter mochte die übrigen zurückgehalten haben. Jeder dieser Drei saß an einem Tisch allein, las Zeitungen, trank sein Glas oder rauchte. Keiner sprach ein Wort, Habegeld verhielt sich daher auch ruhig, machte manchmal mit auf den Rücken gelegten Händen bedächtigen Schrittes einen Gang durch das Zimmer, oder rückte die hellpolirten Gläser im Schranke zusammen und schied die nicht ganz glänzenden mit prüfendem Blicke aus. Zuweilen flüsterete er seinem Sohne, der eben so wie der Vater gekleidet

ging, von Ansehen aber sehr häßlich war und eine polternde, fast bellende Stimme hatte leis einen Auftrag in's Ohr, worauf dieser stumm und marionettenartig steif mit dem Kopfe nickte, hinausstolzte und sich bei seiner Wiederkunft eben so steif und theilnahmlos neben den Vater wieder hinstellte, oder ihm wohl auch bei seinem Gang durch's Zimmer auf Schritt und Tritt folgte.

Neben dem Schenktische dicht an dem sprühenden Ofen, dessen Hunger Herr Habegeld mit reichlichen Kohlenspenden zu sättigen suchte, saß auf niedrigem Bänkchen ein Bursche von etwa sechzehn Jahren mit Schleißbuchner Spänchen beschäftigt, die von den Gästen des Türken statt der Fidibus verbraucht wurden. Dieser Bursche war sehr dürftig gekleidet, trug zerrissene Schuhe, abgetragene graue Tuchbeinkleider, die auch nicht seinem Leibe angemessen zu sein schienen, und eine weite grüne Pikesche, wie man sie beiden Landleuten häufig sieht und von jener Form, welche die Bauern ihrer unzureichenden Länge wegen ›Halblange‹ nennen. Der Bursche war gut gewachsen, hatte ein gescheidtes, kluges, aber verdüstertes Auge, und zeigte in Allem, was er that, eine auffallende Unzufriedenheit, ohne jedoch diese in Worten laut werden zu lassen.

Den obersten Platz eines länglichen Tisches nahm ein schon bejahrter Mann von wohlgenährtem Aussehen ein.

Er hatte ein rundes, zufriedenes Gesicht, in dessen Zügen sich eine gewisse Würde etwas plump ablagerte. Seine schwarze Kleidring, das weiße, glatt um den Hals geschlungene Tuch und das schwarze Käppchen bezeichneten ihn als Geistlichen. Dieser in sich ruhige, selbstzufriedene und seiner Stellung zu Bürger und Bauer sich wohl bewußte Mann hielt in der linken grad' vor sich ausgestreckten Hand die neueste Zeitung, um sie Wort für Wort zu studiren, während er in abgezirkelten Pausen mit aufgeworfener Unterlippe einen dicken Rauchstrahl fast geradlinigt nach der Decke blies. Ihm zunächst sättigte ein junger Bürger, der nur einigemal in der Woche den Türken besuchte, seinen Hunger mit gebratenem Fleisch, trank einen Deckelkrug Bier dazu und schien für sonst nichts auf der Welt Sinn zu haben. Im dunkelsten Winkel des ohnehin düstern und von einer einzigen Lampe nicht hinlänglich erleuchteten Zimmers gewahrte man eine seltsame Figur schattenartig hin und her fahren. Es war ein langer, sehr hagerer Mann, in ganz schwarzer Kleidung von grobem Tuch und völlig veraltetem Schnitt. Er trug kurze Beinkleider, die dicht unter dem Knie mit ledernen Riemchen befestigt waren, schwarze, wollene Strümpfe und starke rindslederne Schuhe mit großen silbernen Schnallen. Vor ihm neben dem Bierglase lag ein dreieckiger, von Alter und Wetterschaden röthlich angelaufener Filzhut nebst einem vielgebrauchten Gesangbuche, an der Wand lehnte ein sehr langer Rohrstock mit blitzendem Silberknopf.

»Schön guten Abend, Herr Knickeberg!« sprach jetzt der Wirth mit weicher, freundlicher Stimme zu einem hastig eintretenden, stattlichen Manne mit windrothem, strengem Gesicht, und lüftete mit leichtem Ruck sein Käppchen. »Befehlen Sie Ihr Pfeifchen?«

»Vorerst einen kleinen Rum,« erwiderte der Angeredete barsch, ohne zu danken, »ich bin echauffirt. Er trat an den Tisch, den der Geistliche eingenommen hatte, lehnte sein spanisches Rohr in die Ecke und stülpte den viel getragenen, hie und da schon schadhafte werdenden Hut darauf. Dann nahm er gelassen seinen Platz neben dem Geistlichen ein, rückte den Sessel so, daß er ihn rückwärts halb überkippen konnte und lehnte sich so, halb sitzend halb liegend, gegen die wachstuchbeschlagene Wand. Darauf sprach er erst zu seinem Nachbar: »Guten Abend. Herr Pastor.«

»Guten Abend, Werthester,« versetzte dieser, legte die Zeitung auf den Tisch und blies einen dicken, meisterhaft geraden Rauchstrahl in die Luft. »Hm, hm! Was doch für Dinge draußen in der Welt passiren! Und die Engländer – ist das eine kuriose Nation! Hm, hm!«

»Heut zu Tage sind die Engländer nicht allein kurios, oder närrisch, oder was Sie sonst für einen Ausdruck dafür haben, Herr Pastor,« erwiderte der Gutsbesitzer Knickeberg schnell, »auch die Deutschen können's!«

»O, mein Werthester,« entgegnete mit belehrender Ruhe Pastor Pfnorr, »was die Deutschen anbelangt, so hat man ihnen von Uralters her eine starke Dosis – will sagen

Gabe, Fähigkeit – zu allerhand excentrischen Sonderbarkeiten zugestanden. Aber, lieber Freund, der Deutsche hat auch in seinen Kuriositäten und Charakterwunderlichkeiten immerdar noch einen Hang zur Bescheidenheit, dagegen das englische Volk seinen ungemessenen Stolz auf jegliche kuriose Idee propft und dadurch als maßloser Narr sich der Welt darstellt!«

»Meinetwegen soll ganz England ein Treibhaus für Narren werden,« versetzte Knickeberg, »könnte ich mir nur die Narrheit vom Leibe oder außer dem Hause halten. Meinen Pfiff, Herr Wirth!«

»Ja, gleich!« sagte Habegeld mit göttlicher Ruhe, schloß ein Wandschränkchen auf und nahm eine braungerauchte Thonpfeife heraus, die er gravitatisch dem Gutsbesitzer darreichte.

»Aber wa – was ist Ihnen denn begegnet?« fragte Pastor Pfnorr, seinen Nachbar mit theilnehmendem Blicke musternd. »Sie sind ja ganz aus gewohnter Contenance gekommen, ganz aufgereggt, so zu sagen inflamirt! Hm, hm! Und dazu trinken Sie den starken Rum!«

»Schlägt nieder! Ich habe Aerger gehabt, werde ihn noch lange haben – bis an mein Grab!« entgegnete Knickeberg. »Glauben Sie mir, Herr Pastor, wer Kinder hat, der ist geplagt und geschunden ohne Aufhören! Danken Sie Gott, daß Sie keine Kinder haben!«

»Ja, ja, Sie haben Recht,« sagte Pastor Pfnorr, »nur, hm, nur sollte ich meinen, der Himmel hätte Sie mit recht gut

gearteten Nachkommen absonderlich gesegnet. Dero ältesten Herren Söhne sind gut angesessen, gut verheirathet, nähren sich, machen keinen Unfug in Staat und Kirche, Cölestine ist das gesittetste, wohlgezogenste Mädchen, das ich kenne, und Ihr Theobald –«

»Ist ein Strick!« fiel Knickeberg ein.

»Hm!« brummte Pfnorr und blies eine Rauchstange nach der Decke. »Wo hapert's denn wieder, mein Werther? Es hatte ja doch vor Kurzem den Anschein, als seien Sie recht wohl mit dem – mit ihm zufrieden.«

»Ja, lerne Einer die Mücken seiner Kinder aus!« versetzte Knickeberg und hielt dem armen Burschen auf der Ofenbank die Pfeife hin, damit er sie anbrenne. »Sie wissen, was mir der saubere Schlingel von Kindes Beinen an für Noth gemacht hat. Als kleiner Junge war er immer krank und pinselig, man mußte Nachsicht haben mit der Puppe, wenn mir auch unzählige Male die Galle überlief. Die Mutter hätschelte und pimpelte an dem Jungen herum und hatte sich in seine Augen vergafft, die nun freilich ganz anders aussahen, als die anderer ehrlicher Leute, und die Schwester war im Stande, sich für den Bruder prügeln zu lassen, wenn er eine Dummheit gemacht hatte. Na, und die Dummheiten – nein ich mag nicht dran denken – der ganze Kerl, so dick und lang er ist, ist eine vollendete, ausgewachsene Dummheit! Gott verzeih' mir die Sünde!«

»Hm, hm!« brummte Pfnorr. »Sie alteriren sich, lieber Freund, und thun sich und Ihrem Herrn Sohne in der Hitze wohl Unrecht.«

»Aber, lieber Herr Pastor,« fuhr der Gutsbesitzer fort, »ich weiß nicht, wie Sie mir heut vorkommen! Haben Sie denn ganz und gar die Narrheiten Theobald's vergessen und den Aerger, den er auch Ihnen und Ihren Herren Amtsbrüdern oft genug bereitet hat? Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr seiner vermaledeiten Schulstreiche, seiner Narrenidee vom blauen Leben und anderer Verücktheiten?«

»Doch, doch! Wie sollte ich nicht?« versetzte Pfnorr. »Allein sein nachmaliges hoffnungsvolles Auftreten, das Erwachen seines klugen Geistes, der nur, so zu sagen, unter der Pelzmütze geschlummert, hat mich alle Jugendthorheiten vergessen lassen. Ich freue mich schon, wenn er unter meiner Obhut zum ersten Male die Kanzel betreten wird.«

»Genug!« unterbrach Knickeberg den Geistlichen. »Auf diese Freude hin kaufen Sie sich um des Himmels Willen noch kein Glas Wein. Der Junge hat umgesattelt!«

Pfnorr ließ die Pfeife sinken, über seine halb offenen Lippen fiel der Rauch in dicken Wirbeln und kräuselndem Gewölk abwärts, und entfaltete erst später seine bläulich-grauen Schwingen. »Was Sie sagen! Um – umgesattelt?« stotterte er erschrocken. »Theobald umgesattelt!«

»Ja doch, ja!« betheuerte Knickeberg. »Ein Thunichtgut ist er geboren, gewesen, will er sein und wird er bleiben bis an sein seliges oder unseliges Ende. Basta!«

»Und von wem wissen Sie?« –

»Er selbst hat es mir geschrieben. So eben habe ich den saubern Brief bekommen. Die Mutter seufzt, die Schwester greint, ich fluche. Das ist die ganze prächtige Geschichte, und nun sagen Sie noch, daß Kinder ein Segen Gottes sind! Ja, wenn man sie sich nach seinen Gedanken zuschnitzen könnte! Aber da denkt und sorgt und macht Pläne, wie Ihr wollt; wird so ein Lotterjunge erst mündig, rietsch, aus ist die ganze Planmacherei! Da wird von ›zeitgemäßem Wirken‹, von ›geistig würdiger Lebensstellung‹, von ›großem Drange‹ vom Hange und Stange und Strange gesprochen, der eigene Kopf aufgesetzt, und nun Alter, mache was Du willst! Gräme Dich, bitte, schimpfe, seufze, kriege graue Haare – hilft Alles nicht! Die Jugend hat Recht, heißt es, und die Alten müssen sich fügen, so oder so! Aber poche Du nur auf Deine Jugend, der alte Knickeberg wird auf seine Erfahrungen pochen!«

»Mein Freund,« sagte der bedächtige Pfnorr, »Sie haben sehr recht. Unsere Jugend taugt nicht viel, die Zeit aber noch weit weniger. Und dieses ist ein Grund, weshalb man Nachsicht mit den Irrthümern der Jugend haben muß.«

»O ja, wenn's kein Geld kostete,« fiel der Gutsbesitzer dem Pastor in's Wort. »Aber da liegt der Hase im Pfeffer! Und wenn man erst sieht, daß die schönen blanken Thaler umsonst hinausgeworfen sind, dann will denn doch der Geduldsfaden reißen. Himmel, was hat mich der Junge schon für Geld gekostet! Auf Alles verfiel er, Alles wollte er lernen, und wenn er mitten drin war, das Zeug im rechten Gange und ich denke, es soll endlich einmal ein

Ende nehmen, seht, da dreht er sich um, wie der Wind im Frühjahr, wirft Alles beiseit' und fängt wieder 'was Neues an! Soll denn ein Vater von geradem Sinn und gesundem Verstande solch Narrenwesen nicht satt kriegen?«

»Es ist wohl begreiflich,« sagte Pfnorr. »Und was gedenkt der Herr Wendehals von Sohn anjetzo anzufangen?«

»Daraus wird eben kein vernünftiger Mensch klug,« eiferte der erhitzte Gutsbesitzer fort, tapfer rauchend und trinkend. »Die freien Künste, schreibt er, wolle er studieren, weiß aber nicht, ob er darunter die Kunst zu betteln oder zu stehlen versteht. Irgend etwas dem Aehnliches wird es aber wohl sein.«

»Dann irren Sie, mein werthen betrübter Freund,« entgegnete Pfnorr. »Es sind dies vielmehr die schönen Künste, Poesie, Musik, Tanz und –«

»Was?« rief erzürnt der Gutsbesitzer dazwischen. »Das alberne Zeug? Nein, da muß ich wirklich unsern Herrgott bitten, daß er den Thoren in seinen besondern Schutz nehme; denn damit ist er ja glücklich wieder auf seine blauen Jugendgedanken kommen, vor denen uns alle Heiligen bewahren wollen!«

»Hm, hm!« brummte Pastor Pfnorr, lüftete sein Käppchen, stopfte sich eine neue Pfeife und winkte dem Burschen, ihm Feuer zu bringen. Dieser that es, still und gelassen, wie Alles, was von ihm gefordert wurde. Als des Pastors Pfeife brannte, fragte dieser den Burschen, wie es ihm bei Habegeld gefalle.

»Gut,« antwortete der Bursche. »Wer nichts besitzt, hat nichts zu fordern.«

»Wohl gesprochen, mein Sohn! Solches kann Dir zum Segen gereichen und wird Dich nicht unzufrieden machen mit dem Lose, das Dir gefallen ist.«

Der Bursche schien diese triviale Bemerkung des Pfarrers überhört zu haben. Er beugte sich zu ihm und fragte leise: »Glauben Sie, daß Herr Theobald glücklich ist?«

»Glücklich?« wiederholte Pfnorr verwundert, und nach einer Pause setzte er hinzu: »Glücklich ist nur, wer seine Pflicht thut; da nun Theobald gegen seine Pflicht gehandelt hat, so verdient er nicht glücklich zu sein.«

»Herr Theobald ist aber wohlthätig und mildherzig,« fuhr der arme Bursche fort, »er gibt dem Armen seinen letzten Pfennig, hat für jeden Nothleidenden ein tröstendes Wort und ist gegen Jedermann gefällig. Heißt das gegen Pflicht und Gewissen handeln?«

Pastor Pfnorr summte einige Hm's und sah den ernsthaften Burschen, dessen Stimme seltsam bewegt klang, mit sonderbaren Augen an.

»Nun, Herr Pastor,« wandte sich der Gutsbesitzer wieder zu Pfnorr, »was haben Sie jetzt für Rath zu geben? Dazumal, wissen Sie, als der Junge noch ein rechter ordinärer Junge war, dazumal gab ich ihn nach Ihrem Vorschlag auf die gelehrte Schule. Freilich wurde ich dadurch die Schererei im Hause los, aber, du lieber Gott, was hat mich der Bengel trotz dem in der Entfernung geärgert, was für Geld hat er mich gekostet! Jetzt hab' ich's satt, jetzt will ich, da Sie noch immer schweigen, Ihnen

sagen, was der ehrliche, ungelehrte Gutsbesitzer Knickeberg mit einem gelehrten Firlefanzen zu thun gedenkt.«

Der ärgerliche Mann hielt inne, Pfnorr brummte unverständlich vor sich hin und ließ rasch hinter einander ein paar Dampfstrahlen über seine Nasenspitze in die Luft aufsteigen. »Fünzig Thaler schicke ich dem Jungen,« sprach Knickeberg weiter und schlug dabei auf den Tisch, daß die Gläser zu einem Contretanz antraten, »und dann enterb' ich den Rangen, und kein Jemand und Niemand soll mir ein Wort drein reden oder –« er sah auf und bemerkte, daß sich der alte Habegeld eine neue Cigarre anzündete.

»Acht Uhr vorbei?« fragte er gleichgiltig.

»Es hat eben ausgehoben,« erwiderte der Wirth, schlug den Spahn am Ofen aus und ging, eine Hand auf den Rücken legend, etwas rascher als gewöhnlich nach dem Tische, wo der junge Bürger saß, dessen wiederholtes Deckelgeklapper ihn zu sich rief.

Gotthold legte seine weiße, kleine Hand auf den Arm des Gutsbesitzers und sprach, den heftigen Mann stolz und fast trotzig ansehend: »Das werden sie gewiß nicht thun, Herr Knickeberg. Ihr Sohn ist gut, aber er paßt nicht unter die gewöhnlichen Menschen. Theobald geht immer mit guten Geistern um, wenn er, wie die Leute sagen, einen dummen Streich macht, und darum werden Sie ihm vergeben und ihn seine Straße ziehen lassen.«

»Die soll er auch ziehen,« versetzte Knickeberg, »aber sage mir doch, Gotthold, was Dich der ganze jammervolle Handel angeht?«

»Ihre Worte schmerzen mich,« sagte Gotthold, »und weil ich Theobald kenne und seine Schwester auch, und ich weiß, wie schrecklich die Armuth ist, deshalb bitte ich für ihn.«

Knickeberg schüttelte den Kopf; Gotthold zündete einige Spähne an um mehrere unterdeß angekommene Gäste zu bedienen, und setzte sich dann wieder an seinen versteckten Platz am Ofen.

»Ist das Ihr vollkommener Ernst?« fragte Pfnorr.

»Ja,« sagte der Gutsbesitzer entschieden. »Ich will jetzt aus einem andern Tone mit dem jungen Herrn reden, ihm ganz und gar den Willen thun und ihn sich selbst überlassen. Er mag sehen, wie weit er mit seinen freien Künsten kommt! Rückt ihm dann die Noth an's Herz, sieht er ein, daß er ein Esel gewesen ist und schlägt er in sich also, daß er mir gelobt, ein brauchbarer Mensch zu werden, dann will ich ihn mit Freude wieder aufnehmen. Er kann die Landwirthschaft bei mir lernen, eine gesunde, einträgliche und nützliche Beschäftigung und meines Dafürhaltens die urälteste Kunst auf Erden.«

»Sie sprechen wie ein christlicher Vater, Gott lohn' es Ihnen,« sagte Pfnorr und reichte dem alten Freunde gerührt die Hand. Beide ließen sich ihre Deckelkrüge nochmals füllen.

Ein leiser Wortwechsel, der sich unterdeß zwischen Habegeld und dem jungen Bürger entsponnen hatte, ward jetzt immer lauter, so daß die übrigen Gäste darauf merkten.

»Ich begreife Ihre Bedenklichkeiten nicht, Herr Habegeld,« sprach der Bürger mit einem Anflug von Entrüstung. »Sie kennen mich, wissen, daß ich ein einträgliches Geschäft betreibe, daß ich alle zwei Tage fast regelmäßig um diese Stunde bei Ihnen eine Herzstärkung zu mir nehme und wollen mir, da ich durch Zufall meinen Beutel vergessen habe, die lumpigen paar Groschen nicht borgen? Was zum Henker ist Ihnen denn in's Gehirn gefahren?«

»Ein ordentlicher Mann vergißt seinen Geldbeutel nicht,« versetzte Habegeld trocken. »Ich habe ihn nie vergessen, vergesse überhaupt nichts, was zur Ordnung gehört, und will, daß, wer mit mir zu thun hat, es eben so mache.«

»Nun so lassen Sie mich gehen,« sagte der Bürger. »Wenn Ihnen so viel an den paar Groschen gelegen ist, sollen Sie sie heut Abend noch haben.«

»Ich brauche alle Tage Geld,« versetzte Habegeld mit einem verzweifelten Gleichmuth. »Das ist's aber nicht, was mich veranlaßt, so mit Ihnen zu verfahren, sondern der Verstoß gegen meine Hausordnung. Ich borge nicht, borge Niemand, nicht einmal meinem Sohne. Ich habe nie geborgt die neunundfünfzig Jahre her, die ich nun wirtschaftete, und will es auch in meinen alten Tage nicht erst anfangen. Darum bezahlen Sie, und haben Sie nichts bei sich, so geben Sie meinem Burschen ein Trinkgeld und lassen Sie sich Ihren Beutel aus Ihrer Behausung holen. Eher kommen Sie nicht über die Schwelle, darauf können Sie sich verlassen.«

Der junge Bürger war über diese originelle Konsequenz des alten Mannes so erstaunt, daß seine Entrüstung einer unaufhaltsamen Lachlust Platz machte. »Das ist wahrhaftig neu,« sprach er, »wenn's aber nicht anders sein kann, so mag der arme Bursche sich durch Ihre Hartnäckigkeit eben so viel verdienen, als die ganze Zeche beträgt.«

»Das wäre Verschwendung,« antwortete Habegeld. »Sechs Pfennige sind viel Geld, für den Burschen, ich an Ihrer Stelle gäbe ihm nur vier. Wer nicht haushält, kommt zu nichts, und ich sage Ihnen nochmals, man braucht alle Tage Geld.«

Gotthold, der diesem Gespräch mit kaum verhaltener moralischer Entrüstung zugehört hatte, wollte sich eben nach der Wohnung des Bürgers erkundigen, als der hagerere Fremde in Schwarz aus seinem Winkel trat, sein weißes, ehrwürdiges Haupt mit dem gewaltigen Dreimaster bedeckt.

»Wie viel beträgt die Zeche des Herren da?« fragte er den Wirth, die Worte hastig hervorstoßend und mit seinen hellblauen, frommen Augen den alten Geizhals fast durchbohrend.

»Fünf Groschen,« versetzte Habegeld. »Wozu willst Du's denn wissen, Leichenstephan?«

»Weil ich's bezahlen will, um den armen Verfolgten nicht in das rauhe Wetter hinauszujagen,« versetzte der hagerere Schwarze.

»Mir ganz recht,« sagte Habegeld, das Geld in Empfang nehmend und genau besichtigend. »Wo kommst Du denn her, Stephan? Wem hast Du das letzte Geleit gegeben?«

»Drüben von Moosdorf. Die jüngste Tochter des Hofbauers Seiberling wurde begraben. Sie war Braut, der Pastor hat ihr eine prächtige Leichenrede gehalten. Gute Nacht.«

»Nimm Dir Zeit, Stephan, damit Du nicht fällst,« warnte Habegeld. »Die Nacht ist finster und Du bist auch nicht mehr der Stattlichste auf den Beinen.«

»Wie's kommt,« sagte Stephan. »Wenn ich alle Tage meine drei, vier Stunden herumgehe oder eben so lange mit der Schaufel handthiere, spüre ich keine Abnahme der Kräfte, bin ich aber ein paar Tage zu Hause gewesen und will dann wieder hinaus, da schlagen mir die Füße fehl, und ich schieße auch manchmal eine Lerche. Aber Gott der Herr sei gepriesen, ich thu' mir niemals Schaden, ich prassele nur so leicht hin auf's Erdreich. Gute Nacht.«

Gotthold ergriff ein Licht, um dem alten Mann durch den Flur zu leuchten, der mit unsichern, kleinen, aber schnellen Schritten über die Stube humpelte. Auf der Schwelle drückte er dem Knaben etwas in die Hand, was dieser mit einem dankbaren, thränenfeuchten Blicke empfing. Der Bürger folgte murrend seinem unerwarteten Helfer, um ihm eine Strecke das Geleite zu geben.

»Da sehen Sie zwei Narren, meine werthen Gäste,« sprach Habegeld lächelnd zu den Zurückgebliebenen. »Der halblahme Leichenstephan kann kaum kriechen und doch läuft er vier Stunden in der Runde zu allen Beerdigungen, als könne ein Gestochener ohne ihn nicht ruhig im Grabe bleiben. Der Mann ist seelengut, aber kindisch; mich wundert nur, daß die Obrigkeit ihn noch bei seinem Todtengräberamte läßt. Und so ein junger Herr denkt, wenn er ein Paar Kunden hat, man müsse ihm gleich Credit geben! Neuerungen, die nichts taugen! Ich weiß wohl, daß ich bei dem nichts zu besorgen habe, aber creditire ich Einem, so kann ich's einem Andern auch nicht verweigern. Das geht dann fort, greift immer mehr um sich, und ich bringe zuletzt mich und meine Gäste in Verlegenheit. Mögen Andere thun, was ihnen beliebt, ich verharre bei meiner Ordnung, selbst wenn man mich geizig und grob nennt. Was grob ist, hält gut, ein ordentlicher Wirth macht ordentliche Gäste. Er hat gar viel auf seinem Gewissen, mehr oft, als ein Pfarrer! Denn sehen Sie,« fuhr Habegeld bedachtsam fort, indem er an Pfnorr's Seite einen Stuhl schob, »ich denke so: Ein guter Wirth soll seine Gäste speisen und tränken nach Recht und Billigkeit, er soll dabei auf einen erlaubten Profit achten, seine Gäste aber nicht zur Unmäßigkeit verleiten, aus der gar viele andere Uebel und wohl gar Verbrechen entspringen. Denn wenn der Mensch zu viel trinkt und ißt, so steigt ihm der überflüssige Dunst zu Kopfe und trübt ihm's freie, gesunde Denken. Er kann also leichtlich eine Thorheit begehen, was man ja allerwegen sieht

und hört. Und nachmalen rumort das viele Getränk dem Menschen auch in Blut und Nerven, verführt ihn zur Völlerei und anderer Untugend, und macht ihn zuletzt zum entschiedenen Vieh. Ehe er jedoch dahin kommt, stürzt es ihn gemeiniglich in Schulden und andere Verlegenheiten. Daraus folgt, daß ein williger Wirth den Menschen leiblich und geistig verderben kann und dabei selbst doch auch auf keinen grünen Zweig kommt, wenn er's gleich nur des mehrern Verdienstes wegen thut.«

Pfnorr hatte dem alten Manne ganz erstaunt zugehört, denn es war etwas Seltenes, daß Habegeld eine so lange zusammenhängende Rede verlauten ließ.

»Brav, brav!« sagte der Pastor und wiegte wohlgefällig-würdevoll sein Haupt in der ambrosischen Raumatmosphäre, die einem steifen Nebel gleich im Zimmer stand.

»Darum billige ich auch im Allgemeinen Ihren Entschluß, Herr Knickeberg,« fuhr der Wirth fort, »obwohl mich fremde Angelegenheiten nichts angehen. Nur verfahren Sie nicht zu streng, mein werther, lieber Gast, denn Jugend hat einmal nicht Tugend, und bindet man ihr den Brodkorb zu hoch, so kommt es auch vor, daß sie ihn gewaltsam herabreißt und auf und davon rennt.«

»Sie sprechen ganz meine Ansicht aus,« stimmte Pastor Pfnorr dem Schenk-wirth bei, der Gutsbesitzer aber legte die Pfeife auf den Tisch, bezahlte seine Zeche und sagte im Fortgehen zu Habegeld: »Bei mir zu Lande ist es Sitte, daß ein Dritter erst nach begehrtem Rathe seine Weisheit auskramt.«

»Aber so warten Sie doch, mein Werthester,« rief Pf-norr dem Gutsbesitzer nach. »Ich gehe ja auch mit; haben wir doch einen Weg!«

»Schön gute Nacht, meine Herren! Kommen Sie recht bald wieder,« rief ihnen Habegeld nach, indem er das Käppchen abnahm und der derben Zurechtweisung Knicke-berg's gar nicht achtete.

ZWEITES KAPITEL.

Vermöge der Hausordnung, die man im Türken befolgte und die selbst von den Gästen stillschweigend und ohne Murren anerkannt wurde, hatten sich auch die letzten Zecher noch vor zehn Uhr entfernt. Mit der ihm eigenen stoischen Ruhe schloß nun Habegeld die Fensterladen, schob bedächtig die Riegel vor und zog zuletzt die Schrankuhr auf, wobei er auf einen Stuhl steigen mußte. Diesen Augenblick wartete sein Sohn unthätig ab, indem er bis dahin unbeweglich unter der von der Zimmerdecke herabhängenden Lampe, die Hände auf dem Rücken und die glotzenden Augen unverwandt an die Zeiger der Uhr gerichtet, stehen blieb. Denn bevor Habegeld die Uhr aufzog, nestelte er die Schnur von der Wand, an welcher die Lampe hing, und während nun der Alte sein Geschäft mechanisch verrichtete, löschte der Junge die Lampe aus und reichte dem Vater die Schnur wieder hinauf, damit er sie an dem bestimmten Haken fest schlingen könne. Gotthold hatte inzwischen die leeren Gläser von den Tischen zu entfernen, diese selbst zu säubern und die Becher mit Spähnchen ihrer Nummerzahl nach

auf dem obersten Rande des Schenktisches aufzustellen. Diese kleinen Geschäfte wurden regelmäßig jeden Abend in unveränderter Reihenfolge verrichtet. Es bedurfte dazu weder eines Wortes noch eines Winkes, und wirklich sprach auch Niemand von den Dreien. Nur wenn Vater Habegeld den Uhrschlüssel in's Gehäuse legte und sein Sohn ihm die Lampenschnur hinauflangte, pflegte meistentheils folgendes Zwiegespräch geführt zu werden.

»Hoch genug?« fragte Max Habegeld.

»Noch einen Zoll,« antwortete der Vater, worauf der Sohn ein wenig an der Schnur rückte, ehe er sie in des Vaters Hände legte. Dann setzte er noch hinzu: »Schon ganz?«

»Noch zehn Minuten,« versetzte der Alte, stieg vom Stuhle und steckte den Schlüsselbund zu sich, während Max das einzige noch brennende Licht ergriff und an die Thür trat, um sie dem vorausschreitenden Vater zu öffnen.

Dieser stieg dann, von dem nachleuchtenden Sohne gefolgt, die Treppe hinan, und obgleich auf diese Weise die Stiege nur unsicher beleuchtet ward, trat doch in der einmal hergebrachten Ordnung keine Aenderung ein. Dem zurückbleibenden Gotthold ward kein Licht verstatet. Ihm war ein Verschlag unter der Treppe, worin man altes Hausgeräthe aufzubewahren pflegte, als Schlafstelle angewiesen, und diese Spelunke konnte der arme Bursche auch ohne Licht finden. Ein Bett hatte der Verlassene nicht; nur ein dünner, zerlöcherter Strohsack und eine alte Matratze, an deren besten Säften die Motten

schon ein Halbjahrzehnt gesaugt haben mochten, diente ihm zur Decke. Diese armselige Lagerstatt suchte Gotthold alle Abende unverdrossen auf und erfreute sich, müde, wie er war, in der Regel eines ungestörten, erquickenden Schlummers. Da es zuweilen vorkam, daß einige Fremde ausnahmsweise im Türken logirten und man auf diese die hergebrachte Hausordnung nicht wohl anwenden konnte, so empfing Gotthold den Auftrag, den später Heimkehrenden zu öffnen. Zu diesem Behufe hing der Hausschlüssel zu Häupten seines Lagers.

Bis heute hatte Gotthold noch nie gegen die pedantischen Einrichtungen Habegelds gesündigt. Innerlich empörte ihn zwar dieses gedankenlose, alles Schwunges, aller Aufregung ermangelnde Hinleben, sich aber dagegen aufzulehnen, hatte er kein Recht. Auch durfte er sich nicht über harte Behandlung beklagen. Habegeld hielt auch in dieser Beziehung auf strenge Ordnung. Er zankte nicht mit seinen Dienstboten und Untergebenen; lieber schickte er sie, war er nicht mit ihnen zufrieden, sogleich aus dem Hause. Gotthold's stilles, ernstes, willfähriges Wesen gefiel ihm, denn daß der Bursche seine Geschäfte mit einem seine Seele empörenden Widerwillen vollzog, sah und fühlte der für Seelenregungen unzugängliche Mann nicht. Gotthold litt daher äußerlich keine Noth, die Kost Habegelds war nahrhaft, und an Trank fielen die Ueberbleibsel der Gäste für ihn ab. Aus diesem Grunde harrte er ohne Murren bei dem ordnungsliebenden Wirthe aus, bewachte redlich sein Haus und erwarb sich seine Zufriedenheit wie sein Vertrauen. Heute aber suchte

Gotthold seine ärmliche Lagerstätte nicht. Er schlich sich läuschend die Treppe hinauf bis an die Kammer seines Herrn, horchte, ob sich noch Jemand darin rege, und als er gewiß sein konnte, daß sowohl Vater als Sohn auf beiden Ohren schliefen, schlüpfte er eben so leise die Treppe wieder hinab. Tappend erreichte er den Verschlag. Hier setzte er sich auf den Strohsack, zog seine schadhafte Schuhe wieder an und schnürte sie um die Knöchel fest. Eine alte Kappe band er sich unter dem Kinn auf den Kopf und langte den Hausschlüssel vom Nagel. Mehr gleitend als gehend, um jedes Geräusch zu vermeiden, näherte sich Gotthold der Hausthür, öffnete sie, zog den Schlüssel ab und verschloß sie wieder sorgsam von Außen.

Ein rauher Wind schlug ihm entgegen. Schwarze Wolkenmassen flogen über die düstern Häuserreihen hin und entluden sich von Zeit zu Zeit in Schnee- und Regenschauern. Gotthold knüpfte seine ihm um den Leib schlotternde Halblange zu, so gut es gehen wollte, und eilte mit schnellen Schritten die Gasse hinab, die von einzelnen nur durch Gärten mit einander verbundenen Gebäuden gebildet wurde. Er hätte seine Schritte gern beflügelt, denn die Heimlichkeit seiner Entfernung beunruhigte ihn, allein der heftige Wind, der ihm Schnee, Regen und feuchte Blätter gerade in's Gesicht trieb, hinderte ihn daran. Als er die letzten Häuser hinter sich hatte, ward die Luftströmung weniger auffällig, Gotthold begann also zu laufen, um das Ziel seines späten Ganges möglichst bald zu erreichen. Der Weg senkte sich in eine Schlucht

hinab, aus der das Brausen eines angeschwollenen Flusses zu ihm drang. Diesen Weg flog der eilende Knabe leicht und sicher hinunter, rannte eine kurze Strecke an dem strudelnden Wasser fort und hüpfte furchtlos über einen schwanken Steg, der nur aus zwei neben einander liegenden Baumstämmen ohne Stütze bestand, und bloß auf der einen Seite mit einer wacklichen Lehne versehen war. Die gefährliche Brücke schwankte unter den Tritten des hüpfenden Knaben so heftig, daß sie in eine regelmäßig sich hebende und senkende Bewegung kam und den Knaben, der wenig auf das Steigen und Fallen der Balken achtete, beinahe in den Fluß geschneit hätte. Drüben stieg der Pfad wieder eine steile Lehne hinan, die mit niedrigem Dornestrüpp und einigen magern Tannen bewachsen war. Als Gotthold diese erstiegen hatte, sah er in dämmerndem Nebelgrau auf grünem Hügel die Spitze einer Kirche schimmern, und weiter entfernt am Fuß der anschwellenden Berge eine blitzende Reihe erleuchteter Fenster, über denen ein schmutzig rother Dunst wie über einer Brandstätte schwebte. Es war aber nur der geröthete Rauch, der über den hohen Schornsteinen einer durch Dampfmaschinen getriebenen Spinnfabrik fortzog.

Bei diesem Anblick stieß Gotthold einen lauten Seufzer aus. Sein Blick suchte unwillkürlich den Himmel, als lebe dort hinter den rollenden Wolken ein rettender Engel. Dann schweifte er wieder hinüber nach der Kirche, auf die jetzt ein bleicher Strahl des Mondes fiel, der hie und

da durch einzelne Wolkenpalten die finstere Erde beleuchtete. Die Leichensteine erglänzten weiß, eine heisere Stimme erklang schrillend von dort her und ein Frostschauer rieselte über den Leib des Knaben.

»O mein Vater!« sprach Gotthold, mit der Rückseite der Hand eine Thräne aus seinen Augen wischend, »wenn Du wüßtest, wie es Deinem Kinde erging, Du stiegst gewiß noch einmal aus Deinem Grabe und zögst die Uebelthäter zur Strafe. Ruhe sanft und ruf' mich bald zu Dir, wenn Gott es zuläßt! Horch, der alte Stephan singt! Ihn ficht nichts an, weder Unwetter, noch Unglück. Sein frommer Sinn geleitet ihn sicher in seine Hütte!«

Während dieses Selbstgespräches war Gotthold dem erleuchteten Fabrikgebäude so nahe gekommen, daß er die einzelnen Fenster in der Trübe der Nacht erkennen konnte und die helle Lohe aus den weißen Schornsteinen der Hochöfen schlagen sah. Seitwärts rauschte ein Buchenwäldchen, in dem zuweilen ein mattes Licht schimmerte. Dorthin lenkte Gotthold jetzt seine Schritte auf einem in der Dunkelheit kaum sichtbaren Fußpfade. Das feuchte Laub rauschte unter seinen Füßen, die Nässe durchkältete ihn, er achtete aber nicht darauf. Bald hatte er das Wäldchen durchschritten, eine niedrige Hütte durch einen Hügel gegen den Ostwind geschützt, lag vor ihm; daneben schimmerte unheimlich der graue Spiegel eines großen Teiches, in dessen Schilfgestade der Wind schauerlich heulende und klagende Töne anschlug.

Gotthold sprang munter zur Hütte, öffnete die unverschlossene Thür und trat in das niedrige, enge Stübchen.

Auf der Ofenbank saß eine weibliche Gestalt, blaß, hager, von Leid und Noth abgezehrt, emsig mit Spinnen beschäftigt. Diese Frau hatte feine, regelmäßige Gesichtszüge und ungeachtet der Verwüstungen, die Leiden aller Art in diesen angerichtet hatten, leuchteten doch noch immer unverkennbare Spuren früherer großer Schönheit daraus hervor. Sie war höchstens achtunddreißig Jahre alt. Als sie Gotthold erblickte, schrie sie auf vor Freude und Schreck, und stieß bei dem Versuche, dem späten Gaste entgegen zu springen, das Spinnrad um. Gotthold hob es auf und warf sich der Frau mit dem von freudigem Schluchzen halb erstickten Ausrufe: »O Mutter, meine Mutter!« an die Brust.

Lange hielten sich beide fest umschlungen. Die Thränen der Mutter mischten sich mit denen des Sohnes, und die Küsse beider schlürften diese mit wehmüthigem Lächeln.

»Gotthold, mein guter, lieber Sohn, wo kommst Du her in dieser Nacht in solchem Wetter?« sprach die Mutter und betastete Stirn und Schläfe ihres Kindes mit zitternden Händen, als wolle sie sich dadurch von dessen Gesundheit und wirklichem Dasein überzeugen. »Du bist ganz durchnäßt. Komm, setze Dich an den Ofen, das Feuer ist bald angeschürt. Ziehe den Rock aus und hülle Dich in meinen Mantel!« So nöthigte die Mutterliebe den Sohn mit sanfter Gewalt an den warmen Platz und hüllte den Frierenden selbst in das einzige warme Kleidungsstück, das sie besaß.

»Wie geht es Dir, beste Mutter?« fragte Gotthold, sein Auge niederschlagend und die zarten, weißen Hände der Spinnerin küßend. Er wagte nicht aufzublicken, denn er fürchtete die kummervollen Züge der Armen.

»Gut, mein Kind, gut!« erwiderte die Frau mit gepreßter Stimme, setzte sich neben den Sohn und schlang ihren Arm fest um den vor Frost Zitternden. »Aber sprich, Gotthold, was treibt Dich so spät den weiten Weg zu mir? Du bist doch nicht fortgelaufen?«

»Das bin ich freilich, liebe Mutter,« versetzte Gotthold, »aber ich kehre schon wieder zurück.« Und fest die Mutter an sich drückend, legte er schmeichelnd sein Haupt an ihren Busen. »Es sind vier lange Wochen, daß ich Dich nicht mehr gesehen habe,« fuhr er fort, »und jetzt im Winter, wo die Zahl der Gäste bei Habegeld zunimmt, ist auf lange hin keine Aussicht auf eine Freistunde. Da bin ich nun heimlich fortgeschlüpft in diesem stürmischen Wetter, wo Niemand an so etwas denkt. Die Sehnsucht nach Dir, theure Mutter, ließ mich nicht mehr schlafen, die Nachrichten Leichenstephans lauten immer so traurig, und da er mir heut Abend bekannte, daß Du die Nächte hindurch spinnest, um nur das tägliche Brod zu haben, da litt es mich nicht mehr!«

»Liebes, treues Kind,« stammelte die Mutter gerührt und umarmte den Sohn fester und inniger. Und wie bist Du mit Deiner gedrückten Lage zufrieden?«

»Wohl, sehr wohl,« erwiderte Gotthold und machte sich sanft aus den Armen der Mutter los. Ein glückliches

Lächeln überglänzte die freie Stirn, sein Auge strahlte begeistert. Er sprang auf, lief zum fichtenen Tisch, wo die Lampe düster brannte und winkte der Mutter, ihm zu folgen. »Siehst Du,« fuhr er fort, »ich bringe Dir hier die Ersparnisse meines kleinen Verdienstes, kaufe Dir dafür Holz, gute Mutter und kräftige Nahrung; und nicht wahr, Du versprichst mir, die Nächte hindurch nicht mehr zu spinnen? Sieh nur in den Spiegel, deine schönen Augen wollen sich entzünden und der Mangel am Schlaf legt traurige Falten auf deine helle, klare Stirn.« Unter Thränen und Lächeln drückte er seine Lippen auf die Stirn der Mutter, während er einen kleinen Beutel mit Geld in ihre Hand schob.

Ein Wetteifer und Kampf der Zärtlichkeit, der Mutter- und Kindesliebe entspann sich nun zwischen diesen beiden edlen Herzen, der eben so rührend als erhaben war.

»Gotthold, Du hast ja selbst kaum das Nöthigste,« sagte die Mutter unter Schluchzen. »Behalte Deine Ersparnisse, wenn du mich liebst. Ich brauche nichts, ich habe Holz genug und Licht und Nahrung und Alles.«

Die letzten Worte wurden von strömenden Thränen halbverschlungen.

»Nimm, liebste, beste Mutter, nimm!« bat Gotthold, den Beutel der Mutter in den Busen schiebend. »Es ist so wenig und wie viel hast Du mir gegeben! Du hast mich genährt, gegängelt, erzogen, Du hast bei mir gewacht, wenn ich krank war, und das Alles, ohne dafür von mir

Dank zu erhalten. Sieh, nun bin ich groß und stark geworden, ich kann schon was verdienen und Dich unterstützen.«

»Du frierst aber, Gotthold, und Deine Schuhe sind schadhaft.«

»Im Gehen erwärme ich mich bald wieder, und was die Schuhe betrifft, so bekomme ich zu Weihnachten ein Paar neue von meinem Herrn.«

»Hast Du auch wirklich noch Geld zu Hause?« fragte die Mutter, dem Sohne forschend in die hellen Augen sehend.

»Ich bedarf sehr wenig,« antwortete Gotthold.

»Wann besuchst Du mich wieder?«

»Nicht vor dem Feste, doch auf Neujahr bring' ich Dir sicher ein liebes Geschenk.«

»O Gotthold,« rief die Mutter erschüttert. »Könntest Du selbst bei mir bleiben, dann wollte ich gern nichts mehr begehren! Das Schicksal oder die Habsucht undankbarer Menschen hat mir soviel geraubt, daß ich ja außer Dir und Gott im Himmel nichts mehr besitze. O Süßlich, Süßlich, wie kannst Du glücklich sein?«

Die arme Frau schlug ihr großes Auge betend zum Himmel auf, faltete die Hände über dem Haupte des Sohnes und bewegte lange leis die Lippen. Dann küßte sie Gotthold nochmals auf die Stirn und sprach:

»Nun geh', mein gutes Kind, und nimm den Segen Deiner trauernden Mutter mit Dir. Ich danke Dir nicht mit Worten, denn wie möchte eine Mutter ihrem selbst darbenden Kinde für Gaben der Liebe danken! Ich bete für

dein Heil, dein Glück, für dein Herz und deine edle Seele. Geh', geh', vergiß die Vergangenheit, verzeih' unsern Feinden und – hörst Du – sieh Dich nicht um nach den ranchenden Schornsteinen! Es thut nicht gut.«

Gotthold gelobte, der Mutter zu folgen, obwohl sie ihn fast gewaltsam zur Thür drängte, zog sie ihn doch immer wieder an ihr Herz, umarmte ihn auf's Neue und breitete wiederholt ihre Hände segnend über ihn aus. Als sich Gotthold endlich losriß, suchte sie die verschwindende Gestalt des eilig Laufenden noch lange hinter den wankenden Buchenstämmen festzuhalten. Seufzend trat sie zurück unter die Thür der Hütte. Im Teiche spiegelten sich die erleuchteten Fenster der Fabrik, blaue Irrlichter tanzten über dem Schilfe, in dem der Wind seine traurigen Lieder sang. Ein Ausdruck des tiefsten Schmerzes legte sich auf das Gesicht der armen Frau.

»Sie spinnen immer,« flüsterte sie, »spinnen Tag und Nacht seit die Dampfmaschinen im Gange sind, und zweihundert Menschen darben seitdem! Als er noch lebte, da hatten sie alle Brod, lebten glücklich, waren fromm – und jetzt, jetzt sind schon drei wegen Diebereien im Gefängniß! O warum, allmächtiger, gütiger Vater, warum hast Du mir das gethan! Mein Sohn ein Knecht und ich eine Bettlerin, die von des Sohnes Schweiß ihren Hunger stillt!« –

Sie ließ verzweiflungsvoll die Arme sinken, der Mond strahlte hell durch die zerreißenen Wollen und beleuchtete die arme Trauergestalt. Im Teiche malte der aus

den Schornsteinen qualmende Rauch gespenstige Figuren, die bald in das Uferschilf schlüpften, bald, je nachdem der Wind sie bewegte, wie giftige Schlangen bis zu den Füßen der armen Spinnerin hinkrochen.

DRITTES KAPITEL.

Am andern Morgen fanden sich nur Frau und Tochter des Gutsbesizers Knickeberg beim Frühstückstische ein. Dies war immer ein untrügliches Zeichen gestörter Eintracht, hätte man auch nicht in den betäubten Mienen der Hausfrau und dem ernsten Schweigen der Tochter etwas Unangenehmes lesen können. Bevor wir uns nach dem Grunde dieser Verstimmung erkundigen, wird es nöthig sein, unsere Leser mit diesen beiden Frauengestalten einigermaßen bekannt zu machen. Frau Adelheid war eine Frau von mittler Größe, etwa fünfzig Jahre alt, doch konnte man sie wegen ihrer Rüstigkeit und ihres muntern Aussehens halber für bedeutend jünger halten. Ihr Auftreten machte durchaus einen wohlthuenden Eindruck, weil es feste Sitte, unzerstörbares Gottvertrauen und eine recht innige Zufriedenheit mit Allem, was ihr begegnen mochte, verrieth. Ihr stets heiteres, liebeklares Auge erweckte ein unbegrenztes Vertrauen, das ihr auch von den verschiedensten Individuen geschenkt wurde. Von der Welt und ihren Intriguen wußte sie wenig, ja sie hatte kaum einen Begriff davon, denn sie war nur wenige Meilen weit über die Grenze ihres Wohnortes in die Welt gekommen. Adelheid's ganzes Verdienst bestand in ihrer

unbescholtenen Tugend, ihrer strengen Rechtlichkeit, ihrem praktischen Verstande, ihrer musterhaften Verwaltung des Hanswesens und in einer unbegrenzten Liebe zu ihrem Gatten, ihren Kindern. – Cölestine war ein Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren, schlank gewachsen, jugendlich frisch, aber selten fröhlich. Ihr Gesicht war nicht schön, ihrem Körper fehlte die weiche, rosige Fülle, die dem Mädchen das Bewußtsein lockenden Liebreizes gibt und es dadurch zu unschuldiger Koketterie auffordert. Dies war vielleicht schuld, daß Cölestine bei aller angeborener weiblicher Tournure jungen Männern gegenüber befangen und kühl blieb, und dadurch meistentheils in Beisein anderer Mädchen übersehen wurde. Cölestine besaß nur einen wirklichen körperlichen Reiz, ihre Augenbrauen. Diese hatten, etwas wunderbar Verlockendes, indem sie sich über den großen, hellblauen etwas vorstehenden Augen in zwei regelmäßigen Halbbogen gar anmuthig wölbten, und durch ihre dunkle Färbung die hohe Stirn gleichsam verklärten und dem helleren Haupthaar Glanz und Farbe verliehen. Cölestine besaß aber noch andere Vorzüge vor den meisten ihrer Schwestern voraus, auf die man nur wenig achtete. Sie war unermüdlich fleißig, wirthschaftlich, akkurat bis zur Peinlichkeit und beinahe übertrieben reinlich. Sie hatte viel Verstand, aber nicht eigentlich Geist. Dafür wohnte in diesem Mädchen, das man wahrscheinlich nicht poetisch finden wird, eine ehrfurchtgebietende Charakterfestigkeit, und in dem keusch verhüllten Busen schlug ein Herz voll Redlichkeit, voll heißer, sonderbarer Liebe, voll

der entschlossensten Aufopferung. Und dennoch sagte man diesem braven deutschen Mädchen oft nach, daß es neidisch, unhöflich, grob sei! Der Verlauf unserer Erzählung wird hoffentlich die Leser darüber aufklären und ihnen Cölestine lieb und werth machen.

»Will der Vater nicht zum Frühstück kommen?« fragte Cölestine nach längerem Schweigen die oft heimlich vor sich hin seufzende Mutter. »Ich hab' ihm noch nicht einmal guten Morgen geboten.«

»Er schreibt,« erwiderte Frau Adelheid. »Sobald er fertig sein wird, versprach er zu uns zu kommen.«

»An Theobald?« fragte Cölestine kleinlaut.

»Ich glaube wohl?« antwortete die Mutter eben so kurz.

Es trat wieder eine Pause ein, die nur durch das im Ofen knisternde Feuer und das Brummen und Sumseln einiger zudringlicher Fliegen unterbrochen wurde. Eine derselben wagte sich sehnsuchtsvoll zu nahe an den heißen Rahmkrug und mußte ihre Neugier mit dem Leben bezahlen. Cölestine nahm sie mit der Stricknadel heraus und sagte, mehr für sich, als zur Mutter: »Armes Ding! Es geht Dir wie den Menschen, wenn sie nach höherem Brod begierig sind.«

»Wie so?« fragte die Mutter zerstreut, denn ihre Gedanken waren offenbar ganz wo anders.

»Theobald kommt mir, so unpassend und gewöhnlich das klingen mag, gerade wie so ein neugieriges Geschöpfchen vor,« versetzte Cölestine. »Dort, wo es ihn hintreibt, warten seiner Gefahr und Untergang.«

»Eben deshalb sollte er Vernunft annehmen, und sich davon fern halten.«

»Ach Mutter,« sagte Cölestine und ihr Auge glänzte seelenvoll unter den dunkeln hohen Brauen hervor, »das sagen wir immer, wenn unsere Nüchternheit die Begeisterung eines Andern nicht gutheißen kann oder will, sind wir aber etwa durch Liebe gefesselt, dann achten wir keiner noch so großen Gefahr. Der Tod, das grenzenlose Elend, sicherer Untergang schreckt uns nicht. Wir folgen der Lockung unseres Herzens und fühlen uns, selbst wenn wir darin zu Grunde gehen, befriedigt, selig. Und warum sollten wir nicht? Das klare, heiße Herz behält doch Recht dem Verstande gegenüber, und würde gar oft weit mehr Glück stiften, wenn es nicht immer von jenem bevormundet, geängstigt und gepeinigt würde. So, liebe Mutter, fühle ich als Mädchen, dem die Welt des Ruhmes und der Ehre fern liegt, und da kann ich wohl begreifen, wie dem armen Bruder manchmal zu Muthe sein mag!«

»Still, der Vater kommt,« sagte die Mutter. Beide standen auf, um ihm entgegen zu gehen. Knickeberg, die Thonpfeife in der einen, einen beschriebenen Briefbogen in der andern Hand, trat mit einer sehr unfreundlichen Miene ein. Er ließ den Gruß der Tochter, der er mechanisch die Hand gab, unerwidert, setzte sich ohne zu sprechen zwischen Mutter und Tochter und trank seinen Kaffee.

»Nun,« sprach er endlich, »der Junge mag seinen Willen haben. Ich habe ihm väterlich, aber deutsch geantwortet, so daß er über meine Ansicht nicht in Zweifel

bleiben kann, er müsse denn ein großer Dummrian sein. Beistimmen kann ich ihm nicht, weil es gegen mein Gewissen läuft, hindern will ich ihn auch nicht, denn er ist mündig, und wenn es fehl schläge, müßte ich mir zuletzt noch Vorwürfe von ihm machen lassen. Da er aber so gewaltig auf seine Talente pocht, die ich freilich mein Tage nicht habe entdecken können, so laufe er hin und stoße sich die Hörner ab! Ich will mich genau an seine Worte halten: ›Du sollst mir ferner nichts zu meinem Fortkommen geben, mein Geist soll mein Brod sein.‹ Was ihm gebührt, schließe ich bei; daß das Manna der Erde, Geld, nicht für ihn vom Himmel fällt, dann – das hab' ich ihm gemeldet – lasse er sich nicht an meiner Schwelle sehen, er habe denn zuvor seine neumodischen Ideen abgelegt! Ich bin vielleicht zu dumm, um das Geschwätz über Kunst und solchen Firlefanz zu verstehen. Ich habe niemals etwas darin finden können, und will auf meine alten Tage nicht erst anfangen, mich dadurch zum ›wahren Menschen‹, wie er's nennt, auszubilden. Na, das bischen wahre Menschheit möcht' ich schon beisammen sehen! Was zum Kuckuck soll denn aus Bürger und Bauer werden, die ich doch wahrhaftig nicht unter die Affen werfen mag, wenn sich diese Narren blos für wahre Menschen halten! Danke gehorsamst! Die Menschheit meines Großknechts ist mir lieber als die ganze –« Er murmelte die letzten Worte unverständlich durch die Zähne und schob seiner Frau die Tasse zu neuer Füllung hin. »Habt Ihr noch 'was zu erinnern?« fragte er ziemlich barsch Mutter und Tochter zugleich.

»Ja, Vater,« versetzte Cölestine entschlossen. »Versprich mir, dem Bruder nach Belieben schalten und walten zu lassen, ihm aber im Nothfalle ohne Murren oder Zurechtweisung Unterstützung angedeihen zu lassen, auch dann, und zwar grade recht, wenn er bei seinem Streben beharrt. Theobald ist ein ungewöhnlicher Mensch, und ungewöhnliche Menschen, liebster Vater, wollen eigenthümlich behandelt sein.«

Knickeberg hörte auf zu rauchen und setzte die Tasse bei dieser Rede seiner Tochter nieder.

»Ich glaube,« sagte er bitter, »mein ganzes Haus wird äußerst ungewöhnlich. Eine erbauliche Aussicht! Er trank die Tasse rasch aus und wollte aufstehen.

»Sei mir nicht böse, Vater,« bat Cölestine, seine Hand ergreifend und ihn festhaltend. »Du mußt mir schon ein freies Wort für den Bruder verzeihen. Ich kenne ihn, kenne ihn besser, als irgend Jemand, und eben deshalb muß ich für ihn sprechen. Deine Lebenserfahrung möchte den Bruder leicht unglücklich machen. Theobald ist gut; sein einziger Fehler liegt darin, daß er die Welt mit andern Augen, als die Masse ansieht. Das ist ja aber eben ein deutliches Zeichen seiner eigenthümlichen hohen Bestimmung.«

»Hoch! Daß Dich! Höre, Mädels,« fuhr Knickeberg auf, »mach' mir den Kopf nicht warm oder -. Faselt mir das dumme Ding von ›hoher Bestimmung‹ 'was vor! Unsinn! Ich kenne keine hohe Bestimmung und habe meine Kinder niemals zu einer solchen bestimmt. Klein, redlich, brav, ehrlich, fleißig sollen sie bleiben. Das war mein Ziel,

das ist bürgerlich und schickt sich für Euch. Das Wischiwaschi gehört für die vornehmen Müssiggänger! Aber ich weiß wohl, Ihr Beide während euers blauen Lebens hattet immer einen sehr vornehmen Hang. Da ward mit Fürsten und Königen scharmutzirt und Brüderschaft gemacht, da gab es Kaiser, die Euch besuchten und Kronen verliehen, und was des Unsinns mehr war, den Theobald, als Märchen Dir gläubigen Gans vorschwatzte. Das steckt dem Jungen jetzt noch im Kopfe und bricht nun blos als ausgewachsener Wahnsinn heraus. Da sieht man, wohin die Phantasiewirthschaft führt, und wie vernünftig es ist, wenn man den baaren Unverstand der Jugend bei Zeiten mit der Ruthe austreibt. Daß das nicht geschehen ist, daran bist Du Schuld, Adelheid!«

Cölestine lächelte über den Zorn des Vaters, der ihr fast komisch vorkam. Die Mutter schmeichelte dem Gatten mit Liebkosungen, um ihn wo möglich zu besänftigen.

»Du hast nun eben die schwarze Laune, Väterchen,« erwiderte Cölestine. »Jener Jugendunsinn, wie Du ihn nennst, gehört doch zu meinen süßesten Erinnerungen, und ich wollte wetten, auch Theobald würde die seligen Täuschungen eines wonneberauschten Kindesherzens nicht um ein Königreich dahin geben.«

»Ein schönes Königreich! Einbildungen, die nach ein Paar Jahren in Nichts zerfließen! Du und Theobald, Ihr werdet es noch mit Schrecken einsehen, daß Geld, gutes klingendes Geld mehr werth ist, als all' eure süßen Phantasien. Darum reimt sich auch in unserer Sprache

Geld und Welt. Die Welt verlangt sonst nichts, und daraus siehst Du, daß ich auch Sinn für Poesie habe; nur verlange ich sie praktisch und nutzbar.«

»Also Du erlaubst Theobald, seiner Neigung zu folgen, und versprichst mir, ihn, wenn er's bedarf, zu unterstützen?« fragte Cölestine. »Das Geld würde dann wirklich einen poetischen Klang erhalten.«

»Vor der der Hand schicke ich ihm Papiergeld,« versetzte Knickeberg trocken. »Vielleicht bringt ihm das die Einsicht bei, daß Papier, mag es nun bemalt, beschrieben oder bedruckt sein, niemals klinge. Und jetzt laß mich in Ruhe und zünde mir ein Licht an, damit ich den Verdruß aus den Händen kriege. Was einem nicht mehr fühlbar nahe ist, das vergißt man leichter.«

Cölestine, froh, den Vater auf dem Wege zu einer bessern Stimmung zu sehen, holte das Verlangte und war ihm dienstwillig zur Hand, indem sie ihm das Pettschaft am Licht wärmte – denn Knickeberg pflegte nur mit erwärmtem Pettschaft zu siegeln. – Nachdem das Couvert geschlossen war, brachte ihm Cölestine auch eine ganz neugeschnittene Feder.

»Na,« sagte er in komischem Aerger, »wie soll ich nun den vornehmen Herrn tituliren? Wohlgeboren oder Hochedelgeboren, Extheologen oder Künstler? Da geht die Noth gleich wieder an, wie ganz natürlich und auch vernünftig. Die Ungewöhnlichkeit, das Unpraktische und mithin Unbrauchbare verdient keinen Titel. Die Welt erkennt es nicht an.«

»Schreibe nur ganz einfach: An Herrn Theobald Knickeberg, Wohlgeboren,« sagte Cölestine. »Das wird ihm ganz gewiß der liebste Titel sein. Er hat ihn gemein mit allen Großen, Edlen und Heiligen.«

»Was du klug bist,« sagte der Vater. »Ich möchte doch wissen, wo irgend was Großes, Edles und Heiliges ohne Titel in unserm guten Deutschland zu finden wäre?«

»Doch, Vater,« versetzte Cölestine ruhig, nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt schreiben und sprechen wir ganz einfach, Gott, Christus, Napoleon, Schiller, Raphael. Das ›Herr‹ klingt schon nicht besonders, und das ›Wohlgeboren‹ läßt gar zu komisch. Woraus hervorgeht, daß alles Große keinen Titel bedarf.«

Knickeberg schüttelte den Kopf und schrieb die Adresse wie Cölestine sie vorgeschlagen hatte. Die Mutter sah befriedigt zu, und als der Gutsbesitzer damit zu Stande gekommen war, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihm Mund und Wange und sagte: »Und nun bist Du wieder gut, Vater, nicht wahr? Läßt die Grillen fahren und glaubst an die Liebe deiner Kinder?«

»Der Vater kann ja gar nicht anders,« sprach Cölestine, stopfte ihm eine neue Pfeife und rauchte sie selbst an. Sie wußte, daß diese Bravour den Vater immer heiter stimmte. Auch nahm er die so angebrannte Pfeife wohlwollend auf, gab Mutter und Tochter eine Hand und sagte: »Laßt es gut sein, ich werde doch meine eigenen Kinder nicht mit Fleiß unglücklich machen, wenn ich auch meine besondern Gedanken über sie und das jetzige Gebahren der Welt habe? Ach, die Welt!« fuhr er mit lautem Seufzen

fort, »sie ist und bleibt doch schwer zu verstehen, wenn man so im Stillen Acht gibt, wie es darin zugeht! Ihr erinnert Euch noch unseres weitläufigen Verwandten Helfer!«

»Der vor drei Jahren starb?« fragte Adelheid.

»Derselbe.«

»Ach Gott,« seufzte Cölestine, »was mag der kleine Gotthold machen! »Seit der Proceß um die Fabrik begann, den nun der hartherzige Vetter gewonnen hat, habe ich nichts mehr von dem guten treuherzigen Knaben gehört.«

»Wie!« sagte Knickeberg. »Hätte ich's Euch zu sagen vergessen?«

»Was?« fragten Mutter und Tochter einstimmig.

»Dumdussel!« sagte der Gutsbesitzer und schlug sich mit der Faust vor'n Kopf. »Gotthold lebt seit drei Monaten als Laufbursche drüben im Türken. Der Geizhals von Süßlich hat der armen Wittwe Alles abgenommen und sie und ihren Sohn richtig in's Elend gebracht. Es ist abscheulich und mich ängstigt es nur, daß ich nicht helfen kann.«

»Da sieht man, wozu Eigennutz und Gelddurst verführen können!« sprach Adelheid. »Herr Süßlich hat von jeher nur seinen Profit verfolgt, und nie einem Andern etwas gegönnt. An der armen Wittwe und ihrem Sohne hat er aber unredlich, unchristlich gehandelt, ja wie ein Unmensch! Und wir haben ihn noch dabei unterstützt!«

»Konnten wir seine Absichten ahnen?« sagte Knickeberg. »Jetzt hat er mein Geld und ich muß noch froh

sein, wenn er's behält. Sehr gewissenhaft ist er freilich nicht, daß er aber ein schlechter Kerl sei, wie Manche behaupten, glaube ich noch nicht. Er ist ein kluger, umsichtiger Geschäftsmann, ein politischer, spekulativer Kopf, und solche Menschen haben meist auch eine, eigene Religion. Es sind ebenfalls *ungewöhnliche* Menschen. Da habt Ihr die Nutzenanwendung!«

»Könntest du Gotthold nicht unterstützen oder ihn selbst in's Haus nehmen?«, sagte Adelheid. »Das arme Kind ist doch nicht an eine so untergeordnete Stellung gewöhnt. Und welche Behandlung mag ihm zu Theil werden!«

»Ja, Vater, nimm Gotthold bei uns auf. Er geht Dir gewiß gern an die Hand.«

»Nicht möglich!« erwiderte Knickeberg. »Einmal kann ich durchaus keinen Gehilfen in meiner Wirthschaft brauchen, und einen müßigen Mitesser an meinem Tische erlauben meine Verhältnisse jetzt gar nicht. Die Zeiten sind schlechter, als ihr Weiber glaubt. Das Getreide sinkt im Preise, jeden Scheffel, den ich verkaufe, muß ich mir doppelt und dreifach sauer werden lassen. Niemand zahlt baar, Preuß. Cour, gibt's schon gar nicht mehr, Alles nur Gold oder Papier. Muß mich durchaus einschränken! Und sodann hab ich mit Süßlich einen Kontrakt wegen der ihm geliehenen Gelder eingehen müssen, der mir die Hände in Bezug auf die Familie Helfer gänzlich bindet. Ich hätte es nicht thun sollen, wie ich jetzt wohl einsehe. Es ist nun aber geschehen und Jeder bleibt sich selbst der Nächste.«

»Das kommt dabei heraus, wenn man immer nur auf seinen Vortheil bedacht sein will,« sagte in sanftem, vorwurfsvollem Tone die Mutter. »Ich rieth dir gleich ab, Dich nicht mit dem kriechenden Süßlich in Geschäftsverbindungen einzulassen. Nun bist du an ihn gebunden, mußt dich ihm fügen und höflich gegen ihn sein, wenn du seiner boshaften Natur entgehen willst. Denn eine boshafte Creatur bleibt er doch, und einen Gefallen thut er den Leuten blos, um ihnen später recht empfindlich zu schaden.«

»Vorurtheil,« sagte Knickeberg, seine Pfeife ausklopfend und nach der Uhr sehend.

»Darin sind wir Frauen ganz vorurtheilsfrei,« sprach Adelheid, »und irren uns selten. Ein Blick genügt uns zu erproben, ob ein Mann von Herzen grundschlecht oder gut ist, er müßte uns denn mit Liebesnetzen umgarnt haben. Was hast Du denn mit Süßlich, daß du Gotthold keine Handreichung thun kannst?«

»Genug, ich kann es Dir jetzt nicht sagen.«

»Wie unbesonnen;« schmolte Adelheid, »einem Dritten zu versprechen, Den oder Jenen im Elende zu verlassen.«

»Weib,« fuhr Knickeberg auf, hältst Du mich für einen Unmenschen? Als ich den unseligen Kontrakt mit jenem zweideutigen Manne einging, waren die Helfers noch wohlhabende Leute. Konnte ich ahnen, was geschehen würde, daß durch Gott weiß welchen Umstand das grenzenloseste Elend über sie hereinbrechen und ihr nächster Verwandter das genossene Gute mit solchem Undanke

belohnen würde? Freilich ist mir der Mensch seit jener Zeit widerwärtig, aber ich fürchte ihn und muß mich vor ihm hüten. Hat er doch seinen eigenen, einzigen Sohn verstoßen, weil er ihm über die Behandlung der Helferschen Familie, so jung er auch war, Vorwürfe machte. Er ist verschollen, wahrscheinlich umgekommen; den Vater aber rührt das nicht, obwohl ich überzeugt bin, daß er keine glücklichen Tage verlebt. Er soll sehr gealtert sein, höre ich. Kein Wunder! Gewissensbisse machen den Körper mürbe und zerbeizen die Seele, und so brechen denn zuletzt meistentheils beide unerwartet, schaudererregend zusammen.«

Knickeberg stand auf, steckte den Brief an Theobald zu sich, um ihn nach der nahen Stadt zu befördern, und verließ die Seinen ruhig und anscheinend erheiterter. Die Mutter sah nachdenklich auf ihr Gesticke, ohne die Nadeln in Bewegung zu sehen. Die Andeutungen ihres Gatten in Bezug auf die Familie Helfer beunruhigten sie, und Gedanken, Ahnungen, Vermuthungen sonderbarer Art drängten sich unaufhaltsam in ihr so ruhiges Gemüth.

»Das ist äußerst sonderbar,« sprach sie nach einer Weile zu Cölestine. »Könnte man doch dahinter kommen! Umsonst hat dieser schlangenglatte Süßlich dem Vater eine so wunderliche Bedingung sicherlich nicht gemacht, namentlich, da Helfer zu jener Zeit noch lebte. Ich wollte, der Vater wäre einmal scheinbar ungerecht, um wirklich gerecht zu handeln! Gewiß, bräche er seinem reichen Gläubiger den Kontrakt, so käme irgend eine Teufelei an's

Licht, die uns vielleicht einen kleinen Verlust, Andern dagegen einen großen Gewinn bringen könnte.«

Auch sie verlief nun den Frühstückstisch, und Cölestine, die aus den letzten Aeüßerungen ihrer Eltern nicht recht klug geworden war, holte sich Feder und Schreibmaterialien und schrieb auf ihre eigene Verantwortung hin folgenden Brief an Theobald. Wir geben ihn wieder mit sammt seinen orthographischen kleinen Sünden, weil selbst diese zur Charaktervollendung Cölestinens nur beitragen können.

Mein innig geliebter Bruder.

Du hast einen rechten Sturm aufgeregt in unserm so stillen Hause mit deinem Briefe. Vater war ganz wilde auf Dich, denn er meinte, Du seist doch nur ein bloßer Schlenderfritze. Er wollte auch gar nichta mehr von Dir wissen, wegen den großen Ideen, wovon Du schriebst. Es wären blos große Rosienen, sagte er, die Du Dir in den Kopf gesetzt hättest, und zu einem guten Käsekuchen oder Christbrodte wären sie nichts nicht nütze. Aber es hat sich gegeben, mit dem Bösessein mein' ich. Mutter und ich haben auch recht um ihn herumgeschwänzelt, daß er nur aufhörte zu brummen. Denn darin ist Vater groß, weißt Du! Und darauf hat er Dir Geld eingesiegelt, was Du noch zu kriegen hast, fünfzig ganze, Thaler in breißischen Kassenbilleten. Das kriegt er und sonst nichts weiter, sagte er, denn er soll nun seinen Nischel ganz aufsetzen, der Firlefanzt! Aber da laß Dir nur nicht bange sein, mein bester Bruder! Da bin ich auch noch da, und ich vergesse es niemals nicht, wie wir zusammen

in die Beeren gegangen sind und das herrliche blaue Leben geführt haben, und wie ich die Bettelsuppe kochte, wenn du vom Kornhandel kamst und so erfroren warst. O was das für schöne Zeiten waren in der Küche! Die sind nun wohl für immer vorüber? – Damals hätten wir nicht geglaubt, daß Du nach Großem streben würdest und so viel mit vornehmen Leuten umgehen, wie Du schreibst. Ja Theobald, da fällt mir ein, das muß ja recht angenehm für dich sein und Dir leicht viel Geld einbringen können. Oder sollte mich irren? Ich kenne die Verhältnisse zu wenig. – Noch will ich Dir sagen, daß der Vater einen dummen Streich gemacht hat, was mir eigentlich recht lieb ist, denn daraus sieht er, daß auch ein Alter ein Hansmichel sein kann. Was es aber damit für Bewandniß hat, ist mir unklar. Und ich mag nicht fragen, denn da weißt Du, wird Vater gern grob. – Auf Weihnachten freue ich mich recht sehr, nicht, weil ich da hübsche Sachen bescheert kriege, sondern weil ich für Dich 'was zurecht mache. Du mußt nur auch verliebt damit nehmen. Nimmt nur nicht übel, ich muß schließen. Mutter ruft mich, daß ich Runkelrüben brennen soll. Sie sind schon seit gestern alle geworden und Vater hat derb geblustert über die Verschwendung mit dem Kaffee. Es ist das so seine Manier und ich glaube, er thut manchmal zur Verdauung, und damit wir nicht stolz werden sollen. Lebe recht gesund! Der blaue Frack muß dir gut stehen zu Deiner Figur. Ich möchte dich sehen drin. Einen Callico-Mantel kriege ich zu Weihnachten, der wird auch brächtig. Da will ich einmal Staat machen! Wenn Du mir schreibst, kannst Du mir

immer etwas von Deinen großen Ideen erzählen. Bin ich auch bloß ein einfaches Landmädchen, von Dir will ich sie schon verstehen. Da nehme ich meine sieben Gedanken zusammen und lege mein Schwesterherz dazu und es geht. Und nun sei lustig und glaube an meine Fürsprache. Möge es Dir recht wohl gehen, nur vergiß in der großen Welt und bei Deinen vornehmen Freunden nicht

Deine arme, aber Dich herzlich liebende
Schwester *Cölestine*.

Dies Schreiben, fein gebrochen und sauber gesiegelt, schicke Cölestine durch einen vertrauten Boten zur Post. Sie selbst aber ging Runkelrüben brennen.

VIERTES KAPITEL.

Der Lenz war da und die Erde hatte wieder ihr grünes, blumengeschmücktes Kleid angelegt. Die Zugvögel kamen zurück aus den heißen Landstrichen, um ihre alten Nester aufzusuchen; mit ihnen die Zugvögel unter den Menschen, die Reisenden. Die schöne Königsstadt an der Elbe füllte sich täglich mehr mit Fremden aller Nationen. Der heitere, weltkluge, graziös-gewandte Franzose machte dem stolzen, verschlossenen, lebenssatten Engländer den Platz in den Hotels streitig; der feingebildete, diplomatisch-freundliche Russe unterhielt sich zuvorkommend mit dem unterjochten vornehmen Polen. Es war ein buntes, unterhaltendes, auziehendes Treiben in den hohen Sälen der Gallerie, unter den nackten Menschengestalten des Antikenkabinetts. Hier traf sich die gesammte vornehme Welt der Reisenden, hier knüpften

sich Bekanntschaften, die bei näherem Umgange die Vertraulichkeit alter Freundschaften annahmen.

Die seltenen warmen Maitage versammelten fast regelmäßig jeden Abend die Elite dieser reichen und vornehmen Welt auf der brühl'schen Terrasse. Hier fand sich dann auch der einheimische Adel, die Beamtenwelt, das heitere oder ernste Völkchen der Künstler und Gelehrten ein. Jeder genoß das Leben doppelt, denn Kunst und Natur vereinigte sich hier im reinsten Bunde.

Einer dieser Abende war vor andern ungemein zahlreich besucht. Der heiterste, blaueste Himmel hing über Stadt und Umgegend, die noch braunen Terrassen und Weinberge glühten im Abendsonnengold und die fernen Gebirge stiegen wie blauer Golddunst am Horizont empor. Der schöne, breite Strom war belebter denn je. Buntbewimpelte Gondeln flogen über die kräuselnde Flut, auf- und abwärts glitten befrachtete Schiffe und lautes Singen und Johlen der Arbeiter fiel taktmäßig in die scherzenden Töne der rauschenden Musik.

Unter einem bunten Zelt genoß ein Zirkel junger, schöner, geschmückter Damen und eleganter Herren diesen Jubel der Natur. Man unterhielt sich, ohne den Gaumen hintanzusetzen, über Musik und Kunst im Allgemeinen in jener leichten, gefälligen Weise, die hoher Bildung und gesicherter Lebensstellung eigen ist, und die auch bei entschiedenem Widerspruch nie die Grenzen der guten Lebensart überschreitet. Die Damen waren besonders lebhaft und zwei schöne Mädchen von edelstem Wuchse

und vollendeter Tournure nahmen einem schon bejahrten Manne gegenüber sehr lebhaft Partei für Meyerbeer, dessen Klassicität ihr Gegner bestritt. Auch die Uebrigen mischten sich von Zeit zu Zeit in das Gespräch, ohne den einen interessanten Streit weder schlichten, noch anfeuern zu wollen. Nur eine einzige Dame, deren feines, pikantes, aber nicht mehr von erster Jugendfrische durchleuchtetes Gesicht zur Hälfte von einer fliegenden Wolke der dunkelsten Locken verborgen ward, achtete schon seit geraumer Zeit nicht mehr auf das Gespräch. Sie nippte, mit dem silbernen Löffel spielend, ihr Glas Eis und sah dabei wiederholt nach der breiteren Promenade, wo am eisernen Geländer viele Menschen auf- und nieder gingen.

»Man bittet um Ihre Entscheidung, gnädige Baronese,« wandte sich der bejahrte Mann, dessen Schnurrbart auf eine militärische Person schließen ließ, an die zerstreute Dame. Bellini oder Meyerbeer? Wem gestehen Sie einen größeren Melodienreichthum zu?«

Die Angeredete versetzte in gehaltenster Ruhe: »Bellini, wenn es Ihnen gefällig ist,« und fuhr fort, nach dem Platz am Geländer zu sehen.

»Sie scheinen eine interessante Entdeckung gemacht zu haben?« fragte der mit dem Schnurrbarte abermals.«

»Vielleicht,« versetzte die Baronese. »Sie wissen ja, Graf Olbers, daß die Menschen mich von jeher mehr interessirt halten, als die Sachen. Die Musikstücke, die sie da so gelehrt zergliedern, können wir uns alle Tage wieder vorführen, die Menschen kommen und gehen, und

wer vermag eine einmal verschwundene Persönlichkeit wieder zu sich zu rufen!«

Die Baronesse sagte dies ohne die geringste Erregung, ruhig und gemessen, als ein Ergebniß ihres Nachdenkens, als ein Wort der unerschütterlichsten Ueberzeugung.

»Haben Sie vielleicht unter den dortigen Spaziergängern eine solche Persönlichkeit entdeckt?«

»Ich glaube.«

Graf Olbers fixirte die Baronesse, die mit Grazie ihren Becher Eis genoß und wie zum Spott dabei ihre glänzend weißen Zähne aus dem Purpurroth der Lippen schalkhaft hervorglänzen ließ. »Sind Sie neugierig, Graf?« sagte sie lächelnd, setzte den Becher weg und spielte nicht ohne Koketterie mit ihrem Fächer, indem sie ihn so gegen ihr Gesicht hielt, daß der Graf sehr gut bemerken konnte, wie sie mit scharfem Auge abermals die Spaziergänger musterte. Unwillkürlich wandte sich der Graf ebenfalls jener Seite zu, mit einer Miene, die den Ausdruck einer komischen Ueberraschung angenommen hatte.

»Lieber Olbers, quälen Sie mich nicht,« sprach die Baronesse freundlich begütigend, »ich will barmherzig sein. Kennen Sie den jungen Mann dort?« Eine Bewegung des Fächers deutete die Richtung an, wo sich der Gegenstand ihrer Beobachtung aufhielt.

»Der sich jede über des Geländer bückt?«

»Der mit dem bleichen Gesicht und dem festgeschlossenen Munde?« fragte eines der Mädchen.

»Und der mit dem blonden Haar, der sich stolz wie ein geborner Fürst trägt, wie ein aristokratischer Engländer aussieht und dessen Auge wie der offene Schooß ewiger Barmherzigkeit glänzt, fiel ergänzend und mit Emphase die Baronesse ein. »Kennen Sie ihn?«

»Nein,« sagte Graf Olbers. »Wozu auch? Was geht er mich an?«

»Sie allerdings nichts,« versetzte pikirt die Baronesse. »Er gehört sicherlich nicht zu Ihrer weit verzweigten Familie.«

»Und doch glaube ich, daß *seine* Familie eine noch weit verzweigtere ist, als die meinige.«

»Möglich. Wofür halten Sie ihn?«

»Ich will das Beste annehmen: für den mittellosen letzten Sprößling einer Familie von niederm Adel.«

»Sie sind äußerst scharfsinnig und ungemein großmüthig, Graf,« erwiderte die Baronesse. »Nun, mein junger Freund,« wandte sie sich an einen fein gekleideten Kavalier, der sich mit den beiden Mädchen unterhielt. »Klingt Ihr Urtheil eben so edel?«

»In der That, gnädige Baronesse,« erwiderte dieser, »jener junge Mann hat in seinem ganzen Wesen etwas von Unzufriedenheit –«

»Und ist deßhalb aus einem großen Haus, wollen Sie sagen,« unterbrach ihn die Baronesse. »Genug jetzt der Vermuthungen! Hören Sie, was mir ihn interessant, vielleicht bedeutend macht. Er kommt täglich hierher, wenn es schön ist, noch nie aber hat er die Barrièren überschritten, innerhalb deren die Musik nicht mehr als freie Kunst

genossen werden darf. Er geht täglich gleich anständig, nobel gekleidet, seine Haltung ist stets vornehm, sogar stolz, sein Gesicht immer ruhig, nur im Auge streiten, wenn ich mich darauf verstehe, die widersprechendsten Gefühle, die ungezügeltsten Leidenschaften. Er achtet auf Niemand und Niemand scheint sich um ihn zu kümmern. Sein Stolz oder seine Menschenverachtung, und mich dünkt, er besitzt beide in nicht geringer Quantität, machen ihn sogar unhöflich gegen Damen. Letzthin streifte ich ihn absichtlich, er sah mich aber nur mit blitzendem Auge flüchtig von der Seite an und ging ohne die geringste Entschuldigung weiten.«

»Ich nehme mein Wort zurück, Gnädigste,« sagte Graf Olbers. »Wir müssen den sonderbaren Gast vom Kavalier zum Bürgerlichen degradiren.«

»Sehr verbunden,« versetzte lächelnd die Baronesse.

»Mit Ihrer Erlaubniß erkläre ich ihn auf meine Verantwortung hin für geadelt.«

»Ihr Wort adelt allerdings,« sagte der Graf.

»Mir scheint er em unglücklicher Spieler zu sein,« muthmaßte der junge Elegant.

»Männer können über Männer nicht urtheilen,« versetzte die Baronesse. »Ich wende mich an die Damen. Sie sollen entscheiden.«

Die Mädchen dankten lächelnd und ließen prüfend ihre lebenslustigen Augen auf dem jungen Manne ruhen, der inzwischen einige Male unter den Promenirenden auf- und niedergegangen war und nun wieder, die rechte Hand auf's Geländer gestützt, mit der linken sein Kinn

drückend, lange unverwandt in den Fluß hinabsah. Dann strich er sich langsam über die gewölbte Stirn und ging, indem er einen flüchtigen Blick auf die geputzte Damenwelt warf, gemessenen Schrittes, den Kopf und merklich nach vorn gebeugt, das Gelände entlang.

»Der arme Mensch ist gewiß recht unglücklich,« sagte Emilie von Steinfels, während ihre Schwester Selma das eigenthümliche Gebahren des Unbekannten aus einer unglücklichen Liebe erklären wollte.

»Dem stimme ich bei,« sagte die Baronesse. »Er liebt unglücklich!«

»Liebt? Das Männchen?« sagte spöttisch und achselzuckend Graf Olbers. Der, ich wette, weiß noch nicht, was Liebe ist.«

»Ihre Erfahrungen darin, lieber Olbers, hat er gewiß nicht gemacht,« erwiderte in einem so mitleidigen Tone die Baronesse, daß die beiden Schwestern darüber lachen mußten.

»Ich wette, er ist noch ganz unschuldig?« rief der Graf aus, durch den Spott der jungen Frau zum Widerspruch gereizt.

»In Ihrem Sinne vielleicht, wie ich den Begriff unschuldig fasse, gewiß nicht,« sagte die Baronesse ernst. »Unschuld verträgt sich nicht mit der Eleganz der Weltbildung. Alle Kultur veredelt, aber nur auf Kosten der unschuldigen Natureinfachheit. Die Civilisation bringt unberechenbare Vortheile, sie bildet Völker, sie bereichert Länder, aber die Unschuld läuft vor ihr davon, wie ein aufgescheuchtes Reh vor dem Schritt des Jägers. Nein,

lieber Olbers, ein junger Mann mit der Tournure meines unbekanntem, interessanten Schützlings ist nicht mehr unschuldig. Er hat Schuld, Strafe und Reue schon durchlebt und ringt vielleicht eben jetzt mit den wildesten Furien, um ihnen seine Seele, sein Herz, sein ewigstes Leben zu entreißen. Wissen Sie, daß ich ihn für einen ungewöhnlichen Menschen halte und gerade sein sonderbares Auftreten menschlicher finde, als dies gewöhnliche, sinnlose Formenwesen?«

»Wer kann sich Ihnen widersetzen, Gnädigste,« sagte Graf Olbers, »Sie sprechen und wir hören lauschend auf die Orakel Ihrer Worte! Sie befehlen und wir sind beglückt zu jeglichem Dienste bereit.«

»Sehr höflich, doch sehr gewöhnlich,« erwiderte mit feinem Lächeln die bleiche Baroness, zog ihre Handschuhe an, legte den Fächer zusammen und vor sich neben den eleganten Knicker. »Ich hoffe,« fuhr sie fort, »daß mein Unbekannter nicht zum letzten Male der Gegenstand unsers Gesprächs gewesen ist. Ich habe mich nun einmal darauf pikirt, die Geheimnisse des jungen Menschen zu erforschen ihn, wo möglich, ist er dessen würdig und wenn er es überhaupt bedarf, zu unterstützen und so ein neues Pfropfreis aus meinen etwas blätterlos werdenden Lebensstamm zu pflanzen. Eine neue, wirklich interessante Erscheinung ist jetzt so selten, daß man im Begegnungsfalle ordentlich Jagd darauf machen muß.«

Sie stand auf, die beiden Mädchen nebst dem jungen Kavalier folgen. Der Graf empfahl sich.

»Waren Sie schon auf der Ausstellung?« fragte die Baronesse.

»Noch nicht,« erwiderte der Graf, »Sie soll unbedeutend sein.«

»Bilder und Menschen muß man mit eigenen Augen sehen, um über sie zu urtheilen,« sagte die Baronesse. »Morgen früh 11 würde mich Ihre Begleitung sehr erfreuen.«

Graf Olbers sagte zu, der junge Kavalier bot der Baronesse den Arm, und die kleine Gesellschaft mischte sich draußen unter die zahlreich umherwandelnden Gruppen. Sie kam dem Fremden abermals so nahe, daß ihn ihr schwarzseidenes Kleid fühlbar streifte, allein er achtete nicht darauf, kaum daß er die drei schönen Frauengestalten mit kalten Augen überblickte.

»Sonderbarer Mensch,« lispelte die Baronesse.

»Der Arme – der Unglückliche!« sagten die Mädchen, ihre Cousinen.

Baronesse Aurora von Felsburg war seit einem Jahr Wittwe, vierundzwanzig Jahr alt, reich, unabhängig und kinderlos. Sie war tadellos gewachsen, groß und sehr schlank. Männer und Frauen bewunderten ihre Taille; letztere beneideten sie darum und es gab junge Mädchen, die bei einem Vergleich in Thränen ausbrechen konnten. Aurora kannte ihre Reize sehr wohl und unterließ nicht, sie auf die feinste Weise, doch nie auffällig, geltend zu machen. So glänzte sie mit ihrer schmalen Taille, mit ihrem fein gebogenen, malerisch geformten

Nacken; mit ihrem kleinen Fuß und ihrer weißen schönen Hand, ohne daß man sie bewußter Koketterie beschuldigen konnte. Alle ihre Stellungen waren graziös, Anmuth umflatterte sie, wie ein unsichtbarer Schleier, und da sie von Jugend auf in großen Zirkeln gelebt, Sitte, Anstand, Formen von Grund auf kennen gelernt und mit ihrem Wesen auf's Innigste verschmolzen hatte, so fühlte man ihr nirgends eine Gezwungenheit an, wenn schon streng genommen ihr ganzes Benehmen nur Form, aber die vollendetste, schönste Lebensform war. Das ist der Vortheil gesellschaftlicher hoher Bildung, daß sie die Kunst zur Natur erhebt und die scharfen Kanten und rauhen Ecken, welche dieser immer ankleben, mit dem glänzendsten Firniß auf's reizendste und Niemand erkennbar überdeckt.

Aurora war überall beliebt, sogar geliebt. Ihr bloßes Erscheinen brachte Leben und Heiterkeit in eine Gesellschaft; denn sie besaß das auch an Frauen selten zum Takt ausgebildete Talent, die Individualität eines Jeden gelten zu lassen, sie aus sich herauszulocken und, ohne das Gespräch ausschließlich zu führen, es doch zu leiten. Das Prädikat der Schönheit konnte man ihr nicht beilegen. Ihr ovales Gesicht war etwas zu hager und immer, selbst in Momenten der Aufregung, blaß. Es hatte aber eine so durchsichtige, ätherische Blässe, daß man das frische Leben darunter pulsiren zu sehen vermeinte. Was diesem Antlitz einen unaussprechlichen Reiz, einen dämonischen Zauber verlieh, das war die feingebogene Nase und die dunkelsten blauen großen Augen, die von

langen rabenschwarzen Wimpern wie von Sammetfäden überdeckt wurden. Wenn sie erregt ward, blitzte ein mildes Feuer in diesen gewölbten schönen Augen, es schien der Athem ihrer Seele zu sein, der dann mit warmem weichem Fittig wie ein Friedensgenius über der Gesellschaft schwebte; rührte aber ein jäher Schmerz an dies tief empfindende Wesen, dann glänzten ihre Augen im heiligen Thau der Thränen. Daß bei solchen Eigenschaften Aurora gefiel, fesselte, bezauberte, herrschte, war sehr natürlich, daß aber eine Menge von Kavalieren, die um ihre Gunst und Hand warben, nicht erhört wurden, schien ungewöhnlich, obwohl es ganz in der Ordnung war. Aurora suchte ein Herz, dem sie das ihrige anvertrauen konnte. Was sonst die Welt bieten mochte, besaß sie, allein Herzen voll Liebe, voll Edelsinn und wahrer Gefühlssinnigkeit sind nicht auf allen Wegen zu finden.

Aurora ging, ohne zu sprechen, am Arm des jungen Kavaliers, dessen stete Begleitung sie längst durchschaut hatte, nach Hause. An der Thür fragte sie: »Ich sehe Sie doch morgen auf der Ausstellung?«

»Ich fehle nie, wo Sie zu finden sind, gnädige Baronesse,« erwiderte Guido.

»Also auf Wiedersehen, gute Nacht!«

Der Mondschein lag hell auf dem Straßenpflaster. Als Aurora in den Flur trat, strich die Gestalt des einsamen Fremden an der gegenüberstehenden Häuserreihe in stolzer Haltung vorüber.

FÜNFTES KAPITEL.

Wir begleiten jetzt den Fremden auf seinem Heimweg um eine nähere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen. Er ging langsam die breite, mondbeleuchtete Straße entlang nachdem Platz vor der Post, nicht im geringsten auf die Begegnenden achtend, von denen Einzelne ihn grüßten. Diesen dankte er höflich, aber zerstreut, und hätte man ihn gefragt, so würde er schwerlich über Namen und Stand der Grüßenden Auskunft haben geben können. Er trat in ein hohes, von Außen düster aussehendes Haus, dessen breite und weite Fenster angenehme Wohnungen vermuthen ließen. Hier nahm ihn ein Zimmer in der dritten Etage auf, das eine erheiternde Aussicht sowohl nach dem freien Platz, als auch nach den nahen, belebten und frisch übergrünten Promenaden hatte. Das Zimmer war freundlich, sogar elegant, die Meubles überaus geschmackvoll, die ganze Einrichtung einnehmend, fesselnd. Obwohl auf einigen Tischen eine Menge Papiere, Zeitungen, Broschüren, neue Bücher aufgehäuft lagen, so sah man doch einen ordnungsliebenden Geist aus all diesem Kram heraus, der auf eine edle Reinlichkeit der Seele des Bewohners.

Theobald, denn so wird der Fremde doch wohl heißen, zündete Licht an, legte Hut und Handschuhe ab und musterte zuerst die Tische, ob etwa irgendwo ein Brief oder ein Packet liege. Auch fanden sich mehrere der ersteren vor, Theobald besah aufmerksam die Adressen, ohne sie zu öffnen. Er trat an's Fenster, legte die Arme über die

Brust und holte tief und schwer Athem. Es war kein eigentlicher Seufzer, es war mehr eine Bitte; ein Flehen nach Luft; nach frischer, ewiger Lebensluft. Als er eine Zeit lang hier gestanden und das Gemisch der Menschen und Wagen im Mondschein betrachtet hatte, wendete er sich rasch um, und wir können beim Schein des brennenden Lichtes nunmehr seine ganze Gestalt deutlich beaugenscheinigen. Theobald war schlank, eher zu hager als zu stark von Körper. In seinem nichts weniger als schönen Gesicht dämmerte ein Schatten von Melancholie, der eine Mitgift der Natur, nicht ein Ergebniß des Lebens zu sein schien, wenn auch dessen Stürme vielleicht etwas zur Entwicklung derselben beigetragen haben mochten. Der junge Mann konnte höchstens sechsundzwanzig Jahre zählen, doch gab ihm die tiefe Blässe des Gesichts und die scharfen Linien, die bei völliger Ruhe darin sichtbar wurden, ein etwas älteres Ansehen. Kinn, Mund und Auge würde ein Maler gewiß schön gefunden haben, namentlich das letztere, das bald in träumerischer Schwärmerei, bald in leidenschaftlicher Gluth aufleuchtete. Sein Ausdruck wechselte oft in wenigen Minuten mehrmals, und dieser Wechsel warf auf die intelligenten Züge Theobald's interessante Lichter.

Nach längerem Zaudern nahm Theobald die vorgefundenen Briefe auf, zog das Licht an sich heran und warf sich in halb liegender Stellung auf das Sopha. Ein zierlich gefaltetes Billet mußte für den Leser eine angenehme Nachricht enthalten, denn er lächelte, lächelte sehr fein, geheimnißreich, stillvergnügt, sah nach der Uhr und

sein schwärmerisches Auge strahlte den Jubel seiner Seele aus. Die übrigen Briefe verdüsterten seine hohe, regelmäßig geformte Stirn, und machte über der Nasenwurzel jene tiefe Furche sichtbar, die man nur bei Menschen von großen Anlagen finden will. Er strich sich mit der linken Hand gedankenvoll über die Augen, legte die Briefe bei Seite, stand auf und holte, nachdem er zuvor die Thür behutsam verriegelt hatte, aus einem niedrigen Schränkchen ein halbverzehrtes Brod und ein gläsernes Salzfaß hervor. Ein Messer war auch bald gefunden und der Einsame, vornehm Gekleidete, mit seiner Leibwäsche Angethane, hielt eine frugalere Abendmahlzeit als der gemeinste Holzhauer.

War es Grille, daß Theobald so karg lebte? Wollte er sich vielleicht den Appetit für die kommenden Jahre seines Lebens nicht verderben? denn dies Zimmer, diese Umgebung, diese zierlichen, schön gearbeiteten Büsten großer Männer, die auf Pult, Secretär und Bücherschrank umherstanden; diese fast peinliche Ordnung und Sauberkeit, die an allen Geräthschaften zu bemerken war, zeugte nicht von Dürftigkeit oder gar Mangel.

Um die ganze Wahrheit zu erfahren, müssen wir uns in das Herz, in die Gesinnung unseres jungen Freundes einschleichen. Diese war in jeder Hinsicht eigenthümlich und voller Widersprüche. Theobald, über dessen frühere Lebensumstände wir später genauere Nachrichten erhalten werden, war von der Natur mit Gaben ausgestattet worden, die, je nachdem sie angewendet werden, oder werden können, eben so zum Glück wie zum Unglück

führen. Wir wissen bereits aus den Andeutungen seines Vaters und dem Briefe Cölestinens, daß er von Jugend auf voll ungewöhnlicher Einfälle gewesen war, daß er schwärmerischen Gedanken nachhing und mit der gemeinen Lebenspraxis nicht viel anzufangen wußte. Diese Naturanlage hatte sich ungeachtet alles Dagegenarbeitens von Seiten seiner Angehörigen mit den Jahren immer mehr ausgebildet, und vielleicht nur um so entschiedener, als man plump und roh auf deren Unterdrückung bedacht war. Dies Bemühen mit mancherlei andern betrübenden Erfahrungen, die Theobald schon in früher Jugend machte, brachte ihn in eine schiefe Stellung zum Leben und in ein falsches Verhältniß zur Masse der Menschen, und wir können immerhin annehmen, daß es Mühe genug kosten wird, seinen edlen Kern aus der falschen Hülse zu befreien, die ihm der schadenfrohe Kobold, welcher gern alles Bedeutende neckt, übergeworfen hatte.

Theobald lebte von früh an mit den Menschen auf einen gespannten Fuß und hatte, wie sich ergeben wird, vollauf Grund dazu. Er fühlte dunkel etwas in sich, das ihn über die Menge empor hob, sein Herz schwoll über von tiefem Gefühl, von uneigennützigster Aufopferung, und im Bewußtsein dieser beglückenden Empfindung schwelgte seine Seele in einem stolzen Vorgefühl seliger Genugthuung. Allein man achtete nicht darauf, man verspottete ihn wohl gar, wenn er, unerfahren und vom Geist getrieben, seinen wunderlichen Gedanken Worte gab, und dies schreckte ihn ab. Seine Seele fuhr beleidigt, tief verletzt in sich selbst zusammen und sprach fortan

nur mit sich allein. Daraus entwickelte sich mehr und mehr ein geistiger Stolz, der unabsichtlich Andere beleidigte, obschon in ihm blos der Adel eines großen Herzens gegen das Gespött der feigen Welt sich sicherte. So kam es, daß Theobald unverstanden freundlich blieb, daß man ihn, den Demüthigen vor dem Flüstern und Wehen des Geistes, für stolz hielt, daß namentlich nur wenige Männer mit ihm verkehren mochten.

Ein stolzer Geist, der den Athem Gottes richtet, von welchem er sich durchhaucht fühlt, liebt den Glanz, die Pracht auch im Leben. Zwar kann die geistige Herrlichkeit im Schrank der Hütte wohnen, ihre Heimath aber ist nicht dort. Sie gehört auf die rein gefegte Diele, wo der Staub nicht um ihre Sohlen wirbelt. Geistige Hoheit hat immer das Bestreben, sich mit weltlichem Glanz zu umgeben. Dies war wenigstens der Grund, weshalb Theobald ängstlich auf seine Kleidung hielt, weshalb seine Wohnung elegant, reinlich, durchaus geordnet sein mußte. Selbst im Moment glücklichster Begeisterung verließ ihn nie dieser Sinn für das äußerlich Schickliche, und darin gab sich sein hohes Gefühl für Schönheit, vornehmlich für die Gebilde der Skulptur, entschieden zu erkennen.

Theobald war arm und das ist immer ein Unglück, allein er fühlte den Druck der Armuth nicht, weil er die Bedürfnisse seines Lebens nicht hoch steigerte. So lange er nicht in die Welt trat, ging dies, als ihn aber seine emporwachsenden Ideen in das bewegte Leben stürzten, als

er für das Treiben, Drängen, Sehnen und Arbeiten in seinem Innern einen äußern Gegensatz suchen mußte; da gewahrte er mit Entsetzen, daß ein stolzer Geist, dem das tückische Geschick mit Gaben hohen Glückes beschenkt hat, vor Allem reich sein müsse, wenn er dieses Glück im Sonnenschein der Welt reifen und als segenbringende Frucht in die Scheuern seines Geistes eintragen wolle. Dies brachte einen grauen, trüben Farbenton in sein Leben, und um äußerlich das Recht, das seinem Gefühl nach ihm gebührte, gegen die blöde Welt zu behaupten, lebte er vornehm, um daheim bei verschlossener Thür Salz und Brod zu essen.

Und was trieb Theobald in diesem Leben? fragen unsere Leser. Darauf haben wir die einfache Antwort zu geben: Er bildete sich sich! Armes, kurzes und doch so bedeutungsvolles Wort, das Tausende nicht verstehen, das die meisten Verständigen lächerlich finden und das nur bei denen würdige Anerkennung findet, die selbst in sich fühlen und wissen, daß allein Bildung wahres Leben, Mangel daran aber geistiger Tod, Verwahrlosung der göttlichen Kraft ist, die der Schöpfer uns eingeimpft! – Theobald war zeitig zu dieser Erkenntniß gekommen, und die Geschichte der Leiden, des Jammers, aber auch des seligen Jubels, die eine Folge dieser vom Staat und Gesetz nicht anerkannten Erkenntniß war, soll der theilnehmende Leser in den folgenden Blättern erfahren. –

Als Theobald seinen Hunger gestillt hatte, verschloß er die vorgefundenen Briefe, nahm Stock und Hut und ging wieder hinaus in die duftige Mainacht. Die Käfer

schwirrten in den Linde, ein warmer Hauch weckte die Musik der Meisters der Strom rollte bläulich glänzend und leuchtend zwischen den blumigen Borden fort und spiegelte in seiner bewegten Fluth den Himmel mit dem Glühen der Sterne wieder. Theobald labte sich an diesem Anblick, denn wenn er sich in den Frieden der Natur versenkte, oder dem Rasen und Toben der Wetter lauschte, dann fühlte er sich verstanden; dann schlug sein Herz höher, sein Auge füllte sich mit Thränen des Entzückens und sein ganzes Wesen zuckte aufgelöst in Liebe, Glück und Poesie! Er schritt eiliger, als es seine Art war, über die Brücke, die Neustadt entlang durch die Linden, und immer weiter in die neuangelegten Straßen, die sich nach der Haide hinziehen. Hier klopfte er an das matt erleuchtete Fenster eines kleinen Häuschens. Der Wirbel knarrte, der weiße Vorhang ward gelüftet und ein anmuthiger Mädchenkopf ward im Halbdunkel sichtbar.

»Elise,« flüsterte Theobald, das Mädchen verschwand eiligst, dann klorrte der Riegel an der Hausthür und zwei weiche zarte Hände zogen den Jüngling in das jungfräuliche Zimmer. Dies war klein, eng und niedrig, aber blank und nett, wie das Mädchen.

»Vorerst einen herzlichen guten Abend,« sprach Theobald, »und Dank für Deine trauten Zeilen. Er drückte sie zärtlich an sich und küßte sie innig, lange. Elise erwiderte die freundliche Umarmung ohne Widerstreben, schob einen Stuhl neben ihren Stickrahmen, denn sie arbeitete

emsig und kunstreich, rückte dann ein Tischchen daneben zurecht, so daß es ihr zur Hand war, ohne sie zu belästigen, und bereitete mit einiger Hast Thee.

»Nun laß uns plaudern, Geliebter,« sprach sie zu dem Jünglinge, der ihr heiter lächelnd zugesehen, und reichte ihm die Hand. »Sieh, wie gefällt Dir diese Rose und dies Vergißmeinnicht? Ich habe sie heut gestickt, immer Dein liebes Bild vor Augen, Deine süßen Worte im Herzen. O, Du glaubst es gar nicht, wie unendlich die Arbeit fördert, wenn ein so gutes, edles Wort unsere Seele wie ein kostbarer Schmetterling umfliegt. Meinst Du's auch wirklich so, wie dir mir schreibst, Theobald?« Sie sah ihn mit fragendem Auge an, in dem das Glück der süßesten Liebe blitzte. »In Büchern hab' ich wohl schon gelesen, daß Ihr Leute, denen Wort und Bild zu Gebote stehen, gar oft freventlich damit spielt. Ach, Theobald, könntest du so mit mir spielen?«

»Welche Einfälle,« versetzte der Jüngling, und eine leise Wolke flog über seine Stirn. »Daß Ihr doch augenblicklich zweifeln müßt, sobald Ihr liebt und wißt, daß Ihr wieder geliebt werdet! Soll das unser Glück sein?«

Der Thee kochte. Elise stand auf und nahm Theobald's Hand, die sie mit zartem Drucke an die Lippen führte. »Vergib mir, Lieber,« sagte sie, »ich bin nicht so, und ich glaube, diese süße Qual, die wir uns bereiten, ist der reinste Götterschaum der Liebe.«

»Für mich nicht,« sagte Theobald ernst. »Ich hasse alles Zweifeln und Quälen, das keinen Zweck hat. Wo ich genieße, will ich es ungestört; sei es geistig oder sinnlich.

Mäckeln, Zweifeln, Recken verdirbt die Zeit, betrügt den Geist der Stunden.«

»Nun, ich will es nicht mehr thun,« erwiderte fast erschrocken, bittend das Mädchen und gab dem Geliebten die Hand. Theobald küßte sie.

»Für wen ist diese Stickei und was soll daraus werden?« fragte er.

Elise blinzelte schalkhaft mit den Augen. »Das ist ein Geheimniß,« versetzte sie. »Es kommt zu gar vornehmen, reichen Leuten, und wird ein Fußteppich. Vornehme wollen nun einmal auch im gewöhnlichen Leben immer auf Blumen wandeln. Ich bin gut bezahlt worden, sieh!«

Sie nahm ein Beutelchen aus dem Schubladen, und schüttelte es klingend vor Theobald's Ohren. »Hörst Du? Zwei schöne blanke Goldstücke sind drin.«

»Hm!« erwiderte Theobald und stützte den Kopf in die Hand. Elise schenkte ihm Thee ein und fragte, ob er nur wenige Tropfen oder einen ganzen Löffel Rum dazu wünsche. Er antwortete nicht. Elise verschüttete die Tasse zur Hälfte und setzte sie erschrocken weg. »Ach Gott, Theobald, was hast Du denn heut?«

»Nichts, nichts,« erwiderte er beklommen, die Geliebte sanft, aber ohne Zärtlichkeit an seine Brust ziehend, wirklich nichts, was Dich beunruhigen könnte. Es war eine Grille, die mir durch den Kopfe summte, in so traurigen, melancholischen Tönen, daß ich auf einige Sekunden selbst Dich vergessen konnte. Laß es sein, Du bist ja glücklich, Dich erfreut Deine Arbeit, denn sie erblüht unter deinen Händen, während Du mit den Gedanken frei

durch die ganze Welt segeln kannst. Und bist Du fertig, dann sagt Dir der klingende Lohn, daß Dein Bemühen kein vergebliches gewesen ist!«

»Ist es denn das Deinige? Theobald, das klingt wie Neid! Pfui, Pfui, schäme Dich! Ein Denker, Künstler. Dichter neidisch auf eine arme Stickerin!«

Theobald lächelte ironisch. »Kennst Du das Sprichwort: Die Kunst soll nicht nach Brode gehen?« fragte er.

»Nun das thust Du ja nicht, und wirst's auch nicht brauchen,« antwortete Elise. »Und jetzt trink, denn das gehört auch mit zum Leben.«

»Aber auch Gold,« sagte Theobald kalt und schlürfte den Tee, den ihm sein Mädchen kredenzte. »Weißt Du,« fuhr er in fast lustigem Tone fort, daß wir mit schnellen Schritten der Zeit entgeneilen, wo das Gold die einzige Macht auf Erden sein wird? Weder Königsglanz, noch Waffengewalt, noch Dampf und Kohlenqualm, noch sonstige in Erwartung stehende Erfindungen werden dann noch etwas gelten, sondern nur das Geld, woraus das Zeitwort ›gelten‹ abzuleiten. Geld wird Könige bezwingen, Frieden und Contrakte schließen, intriguiren und diplomatisiren, Geld wird selbst über allen Geist herrschen und der Letztere nur dann Anerkennung finden, wenn er auf goldenen Sohlen einerschreitet. Und weißt Du, mein Herz, daß das vieles, schweres Herzeleid anrichten wird?«

»So ganz sehe ich das nicht ein,« versetzte Elise unbefangen. »Denn ich meine, ein gesunder Arm und ein tüchtiger Kopf erwirbt sich, was er braucht.«

»Und wenn er viel braucht?«

»O, es lebt sich mit Wenigem glücklich!«

»Glücklich? Zum Glück gehört unendlich viel.«

»Nur ein liebendes Herz und ein klein bischen Zufriedenheit,« sagte Elise mit so süßem Liebestone, daß Theobald ihr gerührt an den Busen sank.

»Du willst immer zu hoch hinaus,« sagte sie freundlich warnend, das Tuch, unter dem die volle weiße Brust hervorglänzte, wieder zurecht schiebend. »Ich bin immer zufrieden, und wenn ich gar nichts habe. Folge mir hierin und Du wirst nun sehen, wie schön, wie heiter und seelenvergnügt es sich leben läßt. Eine Hütte und ein Herz! In diesen wenigen Worten liegen alle irdischen Freuden verborgen.«

»Wenn die Hütte warm, schön, erhaben, das Herz rein, groß und voll edelster Gesinnung ist, vielleicht!« sprach Theobald.

»Das begreife ich nun wieder nicht recht. Mach' es mir deutlicher.«

»Noch deutlicher?« fragte Theobald. »Nein, liebe Elise, wenn Du das nicht verstehst, dann hilft alle Erklärung nichts.«

»Nun bist Du mir wieder böse!« klagte das Mädchen. »Ach, ich Arme!«

»Nicht doch!« sagte Theobald. »Es ist ja nur eine geringe Verschiedenheit der Lebensansicht, wie könnte ich Dir deshalb böse sein.«

»Wirklich nicht?«

»Nie!«

»Nun dann komm und sei glücklich!« Sie stand auf, schob die Stickerei bei Seite und schmeichelte dem Geliebten mit zarten Liebesworten so lange, bis jede Falte des Unmuthes auf den blassen Zügen ihres Freundes verschwand, und die reine Heiterkeit eines sicheren, gegenwärtigen Glückes seine empfängliche Seele zu Leben und Genuß erweckte. Flüstern der Liebe ist nur Liebenden interessant und verständlich. Wir langweilen daher die Leser nicht mit den tausend Unbedeutendheiten, womit die beiden Liebenden sich in die kurze Seligkeit eines wonnevollen Rausches hineinträumten. Elisens hingebende Anmuth beglückte Theobald wirklich; er erwiderte sie mit Lebhaftigkeit, an der jedoch ein momentaner Sinnenrausch mehr Theil hatte als eine tiefe, nachhaltige Leidenschaft. Lag diese in seiner Natur verborgen, so bedurfte es wohl gar eigenthümlicher Zauberkräfte, um sie zur vollen Lebensthätigkeit zu erwecken.

Es war spät geworden, als Theobald die Wohnung seines Mädchens verließ. Elise drückte ihm noch hundertmal zärtlich die Hand beim Abschiede und schickte dem Davoneilenden zahllose Küsse mit dem verrauschenden Nachtwinde nach.

SECHSTES KAPITEL.

Theobald war unzufrieden mit sich, mit Elise. »Wohin soll das führen?« sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst, »Elise ist arm, ich bin es auch, sie ist mit ihrem

Loose zufrieden, ich nicht, ihre Forderungen an das Leben überschreiten nicht die gewöhnlichsten Gleise, in denen sich auch ihre Gedanken bewegen. Nur die Liebe erhebt sie hoch über die Menge, ihre Liebe ist so originell, so jungfräulich, so unbändig, so bezaubernd, daß sie auch den kältesten Menschen in Fiebergluth setzen müßte! Sie ist das einzig Poetische an Elise, die einzige Poesie, die sie versteht, ehrt, anbetet. Ach, ist das nicht sehr, sehr traurig?«

Der junge Mann seufzte und ging langsamer fürbaß. Wenn ein Mann anfängt, die guten und minder guten Eigenschaften seiner Geliebten aufzusuchen, sie gegen einander abzuwägen, so liebt er sie schon nicht mehr. Wir müssen annehmen, daß auch Theobald's Neigung zu Elise keine herzensinnige war. Ehe wir ihn aber deshalb verdammen, müssen wir seinen Charakter studiren. Theobald besaß einen geistigen Stolz, den man grenzenlos nennen kann. Das mochte ein Fehler sein, aber es ist ein Fehler, der eher Achtung als Mißachtung verdient. Der Mann soll stolz sein. Vermöge dieses Stolzes glaubte er das Recht zu besitzen, es Jedem, auch dem Größten, nach- ja zuvorthun zu dürfen. Seine Gedanken waren stets auf das Erhabenste gerichtet, und wenn ihn die eiserne Faust der Noth zwang, auch Geringerem, Unbedeutendem seine Aufmerksamkeit zu widmen, so bebt er vor sich selbst zurück, als entweihe er dadurch das Allerheiligste seines Lebens. Diese hohe, edle Gesinnung machte es ihm unerträglich, Jemandem, den er liebte, mit nichtigen Dingen beschäftigt zu sehen. Es betrübte

ihn und bohrte tausend schmerzhaftige Wunden in sein Herz, wenn er bemerken mußte, wie der angebetete Gegenstand seiner Liebe für diesen Adel seiner Gesinnung keinen Sinn hatte, wie sie ihn und sein Ahnen, seine heiligste Sehnsucht gar nicht begriff. Elisens Sinn war auf das Praktische, auf soliden Erwerb gerichtet; sie wünschte sich nichts, als eine kleine, friedliche Häuslichkeit, das nothdürftigste Auskommen, vollauf Arbeit, einen Mann, der sie herzlich liebte und dem sie ganz und unbedingt angehören durfte, und ein paar hübsche Kinder. Elise hatte vollkommen Recht. Sie war eine arme Waise und außer ihrer Kunstfertigkeit und ihrer äußern Anmuth besaß sie nichts. Sie hatte Theobald bei einer Lustfahrt auf der Elbe kennen gelernt, sein ernstes, stilles Wesen lieb gewonnen und ihn deshalb mehr als andere junge Männer beachtet, und Theobald fühlte sich von der ungenirten, muntern Laune des hübschen Mädchens wohlthätig erwärmt. Er begleitete sie nach Hause, ging täglich an ihrem Fenster vorüber, grüßte die unermüdliche Arbeiterin freundlich, ward wieder begrüßt und binnen vier Wochen hatten sich beide in einem Rausch von Glück ihre Liebe gestanden. Seitdem war Elise doppelt fleißig. Sie arbeitete nur für den Geliebten und hätte jeden Tag gern mit ihm zum Altare treten mögen, wenn Theobald sonst Lust dazu gezeigt hätte. Aber Theobald fühlte sich, je länger er mit Elise verkehrte, ihr Gemüth, ihre Gedanken erforschte, je entschiedener von ihr getrennt. Daß sie ihn mit voller Ergebenheit liebte, war ihm fast peinigend, denn er

sah doch voraus, daß eine Verbindung mit ihr eine vollständige Vernichtung seiner geistigen Existenz sein würde. Er fand sie bei aller Klugheit, Lieblichkeit und Anmuth geistig unbedeutend, ihre Hastigkeit, die oft störend aus der scheinbar ruhigen Haltung hervortrat, verwundete ihn, weil er wohl Leidenschaftlichkeit liebte, da in ihr immer etwas Erhabenes liegt, nie aber den Mangel an Gehaltenheit, indem dieser einen Mangel an sittlichem Geschmack, an wahren Schönheitssinn verräth. Und nun diese ewige Wuth, immer und immer nur zu arbeiten! Diese lief so ganz gegen seine Ueberzeugung von der hohen Bestimmung des Menschen, daß sie ihn regelmäßig verstimmte und einsilbig machte. Theobald konnte nur eine Geliebte wahrhaft lieben, die seine Ideen fassen, sie mit ihm besprechen mochte, mit einem Worte, die Drang und Sinn hatte, nicht die Arbeit allein, sondern auch die Bildung zum Hauptgeschäft ihres Lebens zu machen. Die gute, häusliche, sorgsame, aufräumende, waschende und kochende Wirthin würde ihm recht wohl gethan, die Frau von hoher Bildung, die in Gegenwart Anderer vornehm zuvorkommend, und unter vier Augen ganz Liebe, Hingebung, Gluth ist, die von ihm lebend doch seine Seele weich und wie ein hehres Heiligthum an ihren Busen drückt, die beides, häuslichen Fleiß und Sinn für das Schöne in sich vereinigt, nur eine solche Frau würde Theobald genügt haben, nur sie konnte er wahrhaft lieben!

Dies war zu beklagen, denn jedenfalls hatte Elise Recht und Theobald nicht Unrecht. Das Leben ist freilich für

die meisten Menschen ein Arbeitshaus, man darf es aber nicht zur Frohnanstalt machen, wenn man es erträglich finden will. In dieser Rücksicht ging Elise vielleicht zu weit, obwohl nicht weiter, als alle Menschen, die gut und rechtschaffen, aber weiter nichts sind. Elise war, ausgenommen in ihrer Liebe, wie alle andere; Theobald war es nicht. Er sprach ungern, wenn er nicht ein bedeutendes Gespräch führen konnte. Er war weder in der Liebe, noch im Leben wie die Andern, er hatte daher wohl ein Recht, an seinem Glücke zu zweifeln, wenn er sein Geschick mit dem Elisens verbinden wollte. Daraus konnte nur eine gewöhnliche bürgerliche Ehe, kein Zusammenwohnen der Geister, kein Ineinandertönen der Seelen entstehen. Man wird den Armen untreu schelten, sollte er Elise verlassen, und er wäre doch nur ehrlich, nur wahr gegen sich und den Geist, dem er opfert!

Nach einer unruhig zugebrachten Nacht unterzog sich Theobald dem unangenehmen Geschäft, Briefe zu schreiben, die den Zweck hatten, seinem Geist einen Wirkungskreis, der ihm eignete, anzuweisen. Die kleine Summe, welche ihm sein Vater geschickt hatte, war längst aufgezehrt, so kümmerlich Theobald sich auch zu behelfen suchte. Der Ertrag einiger gelehrter Arbeiten, die trocken, unfruchtbar, aber mühsam und zeitraubend waren, hatte ihm bisher über die drückendste Noth hinweggeholfen. Er suchte nun mit dem Pfunde seines Geistes zu wuchern, der Schweiß seiner Seele, der Werth seiner Gedanken sollte ihm als Kapital dienen, von dem er leben wollte, aber er stellte dabei die sehr vernünftige Bedingung, daß

man in ihm auch den Geist respectiren, den keinen Kopf, den originellen Sinn achten sollte. Und darin verrechnete sich Theobald. Alle Versuche schlugen ihm fehl, seine dürftigen Quellen versiegten mehr und mehr, er sah die Noth vor der Thür, schon beugte sie sich heulend zum Fenster herein. Nur sein Stolz hielt ihn aufrecht. Er klagte nie, gegen Niemand, nicht einmal gegen Elise, denn er hatte die leise Furcht, daß auch sie ihn nicht verstehen möchte, und durch irgend ein unbefangenes, aber unkluges Wort beleidigt zu werden, wollte er vermeiden, weil er fühlte, daß ihr dies in seiner Achtung unendlich schaden würde. Theobald war so reizbar, wie alle Menschen es sind, denen das Leben immer widerhaarig gewesen ist; die einer rohen plumpen Gewalt ihre Ueberzeugung habe opfern müssen und äußerlich Knechte werden, um nicht für Narren zu gelten.

In dieser traurigen Lage fielen ihm die Vorhersagungen seines erfahrenen Vaters ein. Er lächelte bitter; denn daß der praktisch-verständige Mann Recht behielt, mußte ihn nur empfindlicher kränken. Es konnte ihm unmöglich davon überzeugen, daß er ein Unrecht begangen habe. Sein Lebensentschluß war vielleicht eine Thorheit, diese Thorheit hatte aber vielmehr von der Erhabenheit einer uneigennützigten Jugend an sich, als die Vermeidung derselben gehabt haben würde. Theobald kam nach dem ruhigsten Nachdenken immer wieder zu der Ueberzeugung, daß es ein Unglück sei, Geist zu besitzen und für den Geist zu leben, wenn man kein Geld habe.

»Geld! Geld!« rief er aus, und warf die Feder weg. »Kleines, unseliges, glückbringendes Wort! Was liegt nicht Alles in Dir! Du kannst Hungernde laben, Verzweifelnde trösten, Feinde zu Freunden umwandeln! Du machst den Gotteslästerer gläubig, den Bösewicht gut, Du verhinderst Diebstahl, Brand, Todtschlag, Selbstmord! Du reißeest die Jungfrau aus den Armen des Lasters. Du bist mehr als Bitte, Gebet, als jede Gutthat auf Erden, Du bist der alleinige, allwahre, allgegenwärtige Bote Gottes! Klingt das nicht fürchterlich? Diese kleinen, runden, blanken Stückchen Metall sollen mehr werth sein, als mein mir allein zugehöriges Denken? Sie sollen mich glücklicher machen, als der heiße Schlag des Herzens, das im Liebesrausche erglüht? Sie sollen süßer tönen, als das Geflüster des geliebten Mädchens, als das Säuseln ihres Athems, als das Gebet ihrer frommen, sanften Augen, die meine Seele anflehen, wenn sie im Lichtglanz der meinen sichtbar wird? Sie sollen stürzen und aufrichten können, erniedrigen und erhöhen mehr als das Bewußtsein angeborener Seelenhoheit! O pfui, pfui! Laß mich's nicht ausdenken! – –

Er stützte müde und matt sein Haupt auf die Hand und saß lange stumm und unthätig. Tiefe, krankhafte Blässe bedeckte sein Gesicht, ein schmerzlicher Zug spielte wie eine neckende Schlange um seinen Mund, seine schwärmerischen Augen blitzen in hoffnungsloser Begeisterung durch Thränen.

»Weinen? Nein, der Mann weint nicht,« rief er, sich ermannend, zu, »er handelt! Mag es denn sein!«

Hastig flog die Feder über das Papier, und beendigte den Brief. »Diesen will ich zuletzt bestellen,« sprach er wieder, »denn er enthält den äußersten Schritt, den ein Mensch vor dem allerletzten thun kann. Wie es auch kommt, vor mir selbst werde ich mich nicht erniedrigen. Der Geist ist kein Tagelöhner, obwohl man ihn für überflüssiger hält als den Holzhacker. – Ich glaube, es wird gehen. Die Gallerie des Grafen bedarf eines ordnenden, bestimmenden Kataloges, ich hörte ihn davon sprechen, er wird mir dieses bildende Geschäft übertragen. Das führt dann weiter, das kann mir irgendwo ein Sekretariat verschaffen, dessen ich mich nicht vor mir zu schämen brauche. Und dann – nun dann, süße, heilige Poesie, nimm einen ewigen Kuß von deinem dankbaren Jünger!«

»Was wohl Herr Süßlich sagen wird,« fuhr er, sich ankleidend, fort, »wenn er mein Anliegen lies't? Ich weiß, daß er mit dem Vater korrespondirt, eine letzten Andeutungen klangen wie eine Aufforderung, und Cölestinens Worte kann ich auch so verstehen. Er muß, er muß! Auch glaube ich, der schlaue Schurke fürchtet sich trotz seiner Schlaueheit vor mir. Er muß glauben, ich wisse um seinen Sohn und um das Geheimniß, das diesen aus dem Hause jagte. Wie dem auch sein mag, diese Gelegenheit muß ich benutzen, und sollte sie mich selbst in Unannehmlichkeiten verwickeln.«

Theobald steckte die Briefe zu sich, kaufte sich in einem Bäckerladen ein kleines Brötchen, und gab seine Briefe auf der Stadtpost ab. Dann verzehrte er gleich dem niedrigsten Proletarier auf einsamer Promenade das Brod

und ging auf die Terrasse, um über dem Anblick der heitern Natur seine trüben Gedanken, die wüste, öde Zukunft die vor ihm lag, zu vergessen.

SIEBENTES KAPITEL.

Die Kunstaussstellung war sehr besucht. Einheimische und Fremde wogten in den weiten, hellen Sälen auf und ab, die Meisten mehr gaffend als schauend und mit Genuß betrachtend. Denn, wie Alles in unserer Zeit, war der Besuch dieser Ausstellungen eine Modesache geworden, und wer sich der vornehmen, gebildeten oder begüterten Welt beizählen wollte, durfte die Beschauung der zahlreichen Gemälde durchaus nicht versäumen.

Unter den Wenigen, die mit Verständniß der Kunst und mit wahrhaftem Genuß die Reihen der aufgestellten Kunstgegenstände betrachteten, befand sich die Baronesse Aurora, von dem Grafen Olberg, dem jungen Guido und ihren beiden Nichten begleitet. Gewohnt mehr zu prüfen, als zu kritisiren, vermied die junge Frau, während des Beschauens über den Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zu sprechen. Sie hatte sich diese löbliche Sitte, die allein den Genuß der Kunst zu einem tiefgefühltem rein ästhetischen macht; auf ihren Reisen in Italien angeeignet und vermochte durch ihren weiblichen Takt, den sie mit Entschiedenheit, doch ohne schroffe Außenseiten geltend machte, auch ihre Umgebungen in die Schranken leiser Beurtheilung zurückzudrängen. Eine solche Frau macht auf Männer von Geist und Bildung stets Eindruck, weil sie die schönen Eigenschaften ihres Geschlechts als

ein harmonisches Ganzes nach Außen hin zur Erscheinung bringt. In der Regel sind Frauen schlechte, sehr oft ganz unausstehliche Kunstrichterinnen, vornehmlich solche, die auf Bildung Anspruch machen, diese aber nur in dem modernen Schnitt ihrer fashionablen Kleidung bethätigen können. Diese Frauen machen gern Alles mit, sie gehen deshalb auch auf die Kunstausstellungen und naiv, wie sie sind, oft auch durch alberne Schmeichler eingebildet gemacht, lassen sie Urtheile über Gemälde und Zeichnungen laut werden, die nur im Munde von Kindern verzeihlich sind. Sie beurtheilen Alles rein subjectiv, nach ihrem individuellen Gefühl, und finden in Poesie und Kunst nur das gut und schön, was ihren Herzensregungen entspricht. Die Welt des Großartigen, des Genialen ist ihrem befangenen Blick gänzlich verschlossen.

Aurora, durch glückliche Anlagen, künstlerische Erziehung und unterbrochenen Umgang mit den Gebildetsten, hatte diese rein weibliche Schwäche völlig abgestreift. Glückliche Dilettantia in der Malerei prüfte sie lange, bevor sie sprach, und hatte es gern, wenn ein freierer Blick als der ihrige, ein heller sehendes Auge des Geistes ihr die Verborgenen Schönheiten eines Gemäldes deuten, das Bedeutsame, Großartige daran ihr zeigen und beleuchten konnte. Sie erkannte einen solchen Fingerzeig dankend an, ohne sich ihm willenlos hinzugeben. Erst nach langer, wiederholter Prüfung billigte oder mißbilligte sie die Bemerkungen ihres Wegweisers, je nachdem sie die Idee der Schönheit in dem fraglichen Kunstwerke

auf eine erlaubte oder unerlaubte Weise zur Anschauung gebracht sah.

Eins der ausgestellten Gemälde war ununterbrochen von einer Menge Beschauer dicht umstellt, so daß neu Ankommende nur schwer zum Zutritt gelangen konnten. Auch Aurora mit ihren Begleitern versuchte mehrmals den Gegenstand dieser allgemeinen Verwunderung – Bewunderung wäre nicht der rechte Ausdruck – zu betrachten, mußte aber immer wieder und verrichteter Sache weiter gehen, Hier wurde auch am meisten und lautesten gesprochen, gestritten, verdammt. Ganz entrüstet gingen die Frauen von dannen, kehrten aber immer wieder, um den Gegenstand ihres Abscheues noch einmal zu betrachten und noch lauter darüber abzuurtheilen, den Künstler zu schmähen und zu verdammen.

»Nun, lieber Olbers,« sagte Aurora zu dem Grafen, als es diesem endlich gelungen war, einen flüchtigen Blick auf das umdrängte Gemälde zu werfen, »dürfen wir denn wagen unsere Neugier im Beisein so vieler entrüsteter Frauen und Mädchen zu befriedigen, ohne uns im Fall einer nicht gleichen Gefühlsäußerung in ihren Augen dem Urtheil der Unnatur auszusetzen! Sie wissen, ich harmonire selten mit meinen guten Schwestern und bin deshalb kein Liebling von ihnen.«

»Diesmal meine Gnädigste, werden Sie ihnen beistehen,« erwiderte Graf Olbers. »Es ist in der That eine Verirrung des Talents, die man unbegreiflich nennen muß!«

Eine Anzahl Beschauer verließ das Gemälde und verstattete Aurora freien Zutritt. Ihre Nichten hatten kaum

den viel besprochenen Gegenstand erblickt, als sie einen leisen Ausruf des Entsetzens hören ließen und sich scheu, verschüchtert zurückzogen. Aurora heftete ihr großes gewölbtes Auge mit ruhiger Klarheit auf das Bild, betrachtete es lange, ohne ein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens zu geben und ließ alle Bemerkungen, die inzwischen von andern Hinzutretenden gemacht wurden, unbeachtet an sich abgleiten. Endlich sagte sie zu Olbers:

»Ein großes Bild trotz seines entsetzlichen Gegenstandes! Wenn es dennoch eine Verirrung ist, was ich jetzt noch nicht entscheiden kann, so ist es die Verirrung eines Genies.«

Aurora hatte jenes glühende Gemälde von Biard gesehen, das den Sklavenhandel an der Küste von Afrika darstellt. – Graf Olbers schüttelte zu der Bemerkung der Baronesse den Kopf. »Verzeihung, Gnädigste,« gab er zur Antwort, »wenn ich Ihnen diesmal entschieden widerspreche.«

»Sie Gottes Namen, lieber Graf. Entschiedenheit begegnet uns in der heutigen Welt so selten, daß wir sie mit beiden Händen festhalten müssen. Nun, Ihre Gründe?«

»Mich dünkt, gnädige Frau, dieses Gemälde von Biard ist nicht eine bloße Verirrung des Genies oder Talentes –«

»Bitte,« unterbrach ihn die Baronesse, »lassen Sie es gefilligst beim Genie bewenden. Ein Talent verirrt sich selten so schön!« Dabei deutete sie glücklich lächelnd auf das Gemälde.

»Also des Genies, wenn Sie denn nicht anders wollen,« fuhr Olbers fort, »sondern ein Ausdruck der französischen Depravation, des gänzlichen Ungeschmackes dieser Nation, der sich eben so in ihrer Literatur wie in ihrer Kunst durch Machwerke ausspricht, die alle Schönheit laut und frech verhöhnen, indem sie dort das Laster, hier die Häßlichkeit triumphiren lassen.«

»Sind Sie nicht ein Verehrer von Shakespeare?« warf Aurora leicht fragend ein.

»Wie sollte ich nicht? Aber was geht uns Shakespeare bei diesem affreusen Biard an?«

»Mehr, weit mehr, als Sie glauben, lieber Olbers! Sie finden Shakespeare erhaben, herrlich, wie billig, wenn er den wahnsinnigen Lear in Sturm und Wetter rasen läßt, wenn er Macbeth mit den Hexen auf der öden Haide zusammenführt, wenn er die heilige Unschuld im Schlafe mordet und dem armen Gloucester von seinen nahen Verwandten die Augen ausreißen läßt. Warum wollen sie nun den armen Maler verdammen, weiter die furchtbaren Mißhandlungen einer ganzen Menschenklasse in Farben eben so ergreifend darstellt, wie der Dichter die Leidenschaften einzelner Menschen in Worten?«

»Weil der Maler nur die affektlose Brutalität, nicht den Zorn und Ingrimm malen, nicht das Unrecht, das er der Menschheit anthut, auch zugleich durch ein versöhnendes Ende wieder gut machen kann.«

»Sie beurtheilen die Schönheit nach dem Maßstabe des Mitleides. Demnach würde ein geschlagenes Kind in

Ihren Augen erst dann schön sein, wenn zugleich die begütigende, ihm schmeichelnde Hand daneben sichtbar würde.«

»Fassen Sie das Kleine größer, gnädige Frau,« versetzte Olbers pikirt, »so dürfte sich Ihre Nutzenanwendung vielleicht rechtfertigen lassen.«

Aurora wendete sich wieder zu dem Gemälde, ohne dem Grafen zu antworten. Auch Guido mit den beiden jungen Mädchen trat wieder hinzu, und alle drei priesen der im Anschauen des eigenthümlichen Kunstwerkes versunkenen Baronesse die Lieblichkeit eines Genrebildes an, das die Besichtigung eines kranken Lammes von Seiten eines Hirten darstellte. Das Bild war recht hübsch, hatte aber gar keinen künstlerischen Werth. Nichts destoweniger waren die jungen Damen und ihr fashionabler Begleiter so entzückt davon, daß sie immer wieder dahin zurückkehrten und die Mädchen nahe daran waren, ihre frischrothen, vollen Lippen mit der zierlichen Wolle des kranken Lammes in Berührung zu bringen. Aurora ließ sich aber nicht stören, sie vertröstete die glücklichen unkünstlerischen Seelen durch eine kaum merkliche Neigung ihres sinnigen Hauptes, während all ihre Gedanken in der Betrachtung des Gemäldes aufzugehen schienen. Die wandelnden Gruppen der Beschauer verloren sich nach und nach, Graf Olbers hatte sich zu den Verehrern des Genrebildes gesellt und fand Aurora bei seiner Zurückkunft noch immer vor dem furchtbar schönen Gemälde.

»Wissen Sie jetzt, gnädige Frau, wie ein Sklavenvogt seine Cigarre raucht, während er einer jungen Schwarzen das glühende Eisen zwischen die Schultern drückt?« fragte Olbers, ärgerlich über die hartnäckige Aufmerksamkeit der Baronesse.

Aurora warf ihm einen scharfen, schneidend kalten Blick zu, dann sagte sie ruhig: »Ich denke noch oft hierher zurückzukehren, um mir über die Intention eines genialen Malers klar zu werden. So furchtbar wahr, so schön in seiner Grausamkeit, kann nur die unverfälschte Darstellung der lebensvollsten Wirklichkeit sich offenbaren.«

Ein Geräusch in ihrem Rücken, verbunden mit einigen kaum verständlichen Worten des Beifalls lenkten die Aufmerksamkeit der Baronesse von dem Gemälde ab. In der Fensternische, halb von der rothseidenen Gardine verhüllt, saß ein junger, elegant gekleideter Mann, der gleich ihr lange unbeachtet das Gemälde angestaunt hatte. Der dazu gewählte Platz war offenbar der günstigste, indem er Licht und Schatten gleichmäßig auf dem Bilde vertheilte und die einzelnen Gruppen trefflich hervortreten ließ. Die größere Entfernung milderte das Grelle der brennenden Farben und gab dem Gemälde selbst mehr Ruhe, mehr plastische Sanftheit.

»Mein Unbekannter,« flüsterte Aurora dem Grafen zu, ihren Mißmuth schnell vergessend »Ob er schon lange dasitzt?«

Olbers zuckte die Achseln, denn auch er hatte der bisherigen Umgebung nicht geachtet. Theobald fühlte, daß

gänzlichliches Schweigen in seiner Lage unziert, ja unhöflich erscheinen müsse.

Er entschloß sich daher, so ungern er mit Fremden in Berührung kam, da es der Zufall einmal so gefügt hatte, einige Worte mit den Anwesenden zu wechseln. Es kam ihm dabei zu statten, daß er Aurora's Ansichten über Kunst ungestört angehört, ihre Opposition gegen den Grafen genau verfolgt hatte. Dies machte ihm Muth, da er nicht ein gänzlichliches Mißachten besorgen durfte. So wie Aurora's klarer Blick ihn streifte, stand er auf, trat mit einer Verbeugung aus der halbdunklen Nische hervor und bot der Baronesse den verlassenen Platz mit der Bemerkung an, daß von ihm aus das streitige Gemälde in günstigeres Licht gerückt sich darstelle.

»Sie haben unsern kleinen Streit gehört?« fragte Aurora, indem sie graziös das schöne Haupt neigend den Platz des jungen Mannes einnahm. »Es war nicht recht von Ihnen, uns zu belauschen, ohne Ihre eigene Ansicht laut werden zu lassen.«

»Kunstsäle,« erwiderte Theobald etwas befangen, sind wie Tempel, in denen man ein unsichtbar Heiliges verehrt, dessen Nähe man nur dann recht tief und innig fühlt, wenn man ihm schweigend Gehör und Gesicht überläßt.«

»Wollen Sie damit sagen, daß wir besser gethan hätten, jenes Gemälde ohne lauten Austausch unserer Ansichten zu betrachten?« fragte Aurora.

»Nicht doch, gnädige Frau! Ich will damit nur andeuten, daß kein Dritter das Recht hat, das Gespräch zweier

Andern zu unterbrechen, wenn er nicht dazu aufgefordert wird. In der Kunst verwirren die Ansichten Vieler eben so oft, wie im Leben die unberufenen Rathschläge, und Beides ist immer beklagenswerth!«

Aurora sah Theobald mit ihren gewölbten Augen sinnend, an. »Ist dies ein Ausspruch der Erfahrung?« fügte sie nach einer Pause hinzu, »oder haben Sie Studium und Nachdenken in Besitz dieses Lehrsatzes gesetzt?«

Ueber Theobald's bleiches Gesicht flog ein ironisches Lächeln, von dem Fittig einer leisen Röthe getragen. »Ich werde mich freuen, wenn ein klarer, umsichtiger Geist mich eines Andern belehren kann,« erwiderte er ausweichend.

Aurora ergriff ihr Lorgnon und betrachtete abermals das Gemälde, während Theobald die Bilderreihe hinabschritt und seine Augen aus der Entfernung abwechselnd, bald auf Biards Sklavenhandel, bald auf dem geistvollen Gesicht der Baronesse ruhten.

»Sie werden den jungen Menschen eitel machen,« flüsterte Graf Olbers Aurora zu. »Er schwatzte schon wie ein Professor der Kunstgeschichte.«

»Sie haben sich im Ausdrucke vergriffen, lieber Graf. Der junge Mann schwatzte nicht, er sprach. Und was die Eitelkeit anbelangt, so seien Sie unbesorgt, Guter. Alles Verständniß ist stolz, nie eitel! Man begegnet so selten einem klugen, selbstständigen Geiste, daß man einer so raren Pflanze schon einige Seltsamkeiten vergibt.«

Theobald näherte sich der Baronesse wieder und stellte sich, ohne sie anzureden, oder sie in ihren Betrachtungen zu stören, einige Schritte von ihr, an den Pfeiler.

»Glauben Sie,« redete ihn Aurora an, »daß dieser Stoff kein wohlgewählter Gegenstand für eine künstlerische Darstellung sei?«

»Geht man von der Behauptung aus,« erwiderte Theobald, »daß nur das Schöne an sich Gegenstand der Kunst, der Poesie sein dürfe, dann könnte Biard den härtesten Vorwürfen schwerlich entgehen. Mich dünkt aber, dies hieße die freie geistige Bewegung und die ganze Welt aller Kunst, aller Poesie auf kleinliche Weise beschränken. Nicht der Gegenstand allein, sondern vielmehr die Art der Darstellung, der Geist der Auffassung, die Seele, die der Künstler der Dichter seinem Gebilde einhaucht, verleihen ihm das kristallene Gewand der Schönheit, oder berauben ihn desselben. Schön kann vor Allem doch immer nur das Wahre sein, und daß Biard wahr gewesen, wird ihm wohl kaum Jemand absprechen wollen.«

»Aber die schroffe Auffassung, die Brutalität, die rohe, gierige Sinnenlust in der Darstellung!« fiel Graf Olbers ein.

»Sollten wir dem Künstler nicht Unrecht thun,« entgegnete Theobald, »wenn wir ihm die rohen Ausbrüche eines barbarischen Volkes, die düstre Gluth eines fremden Welttheiles, dessen ganze Natur unsern Gefühlen und Empfindungen fremd ist, als Schuld aufbürden wollen? In dieser großartigen Rohheit, wenn Sie es denn einmal so nennen wollen, hat der Künstler nur sein Genie,

seine künstlerische Wahrheitsliebe verhängt. Daß er das Entsetzliche nicht beschönigt, verdient allein schon Anerkennung, daß er uns aber für den Gegenstand interessirt, daß er uns mit dem brennenden Pfeil seines Pinsels die Herzen elektrisirt, das ist ein Beweis seines Künstlerberufes, seines dichterischen Genies! Nehmen Sie dieses Gemälde und stellen Sie es mitten auf dem Markte unter das Volk, glauben Sie, daß hundert Redner, die über die Abschaffung des Sklavenhandels sprechen, so mächtig zu wirken vermögten als diese einzige drastische Darstellung?«

Graf Olbers lächelte über die Wärme, mit der sich der junge Mann des Malers annahm. »Dieser neue Cicero,« sagte er zu Aurora, »wird uns noch glauben machen, Monsieur Biard habe im Interesse der Volksmoral sein Bild gemalt.«

»Ich gehe nie darauf aus, Proseliten zu machen,« entgegnete Theobald indignirt und scharf. »Nur meine Meinung wollte ich ganz und offen aussprechen, da die gnädige Baroness sie zu erfahren wünschte.«

Er verbeugte sich und wollte sich entfernen.

»O, bitte, noch ein Wort!« sprach Aurora mit jenem tönenden Wohllaut der Stimme, den wir bei Frauen immer für ein untrügliches Zeichen eines tief- und zart fühlenden Herzens halten.

»Sie befehlen?« fragte Theobald. Aurora sah ihn mit Theilnahme, mit Herzlichkeit an. »Sie sind selbst Künstler, nicht wahr?« fragte sie.

»Ich liebe die Kunst, ohne sie auszuüben,« versetzte Theobald. »Ich weiß, daß man dies im Allgemeinen lächerlich, närrisch findet, aber ich kann es trotz alle dem nicht über mich gewinnen, ihr gleichgültig den Rücken zu wenden. Es geht mir mit der Kunst und Poesie wie mit dem Himmel. Ich weiß, daß diese tiefblaue Wölbung Luft, nichts als Luft ist, und doch fühle ich mich seliger, wenn ich dieser Luft den Namen Himmel und den Begriff dieses Himmels beilegen kann. Der Geist des Menschen nährt und sättigt sich zumeist von schönen Täuschungen, ja selbst das Leben, welches wir ein glückliches nennen, besteht nur aus einer ununterbrochenen Reihenfolge solcher schöner Täuschungen.«

Während Theobald so zu Aurora sprach, glänzte sein Auge wie verklärt und seine Gesichtszüge nahmen einen eigenthümlich vergeistigten Ausdruck an.

»Ich danke Ihnen wahrhaft,« sprach Aurora mit einem reizenden Lächeln. »Sie haben mich beglückt, ich hoffe Ihnen hier wieder zu begegnen.«

Theobald verbeugte sich tief gegen die Baronesse, kalt und stolz gegen den Grafen und die übrigen Begleiter Aurora's.

»Das ist ein Schwärmer von ganz eigener Art,« sagte Olbers.

»*Quel horreur!*« rief Guido. »Geht fort, ohne die Damen zu grüßen, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen!«

»Das ist schade,« versetzte Aurora. Sein Blick ist wirklich unbeschreiblich interessant. Wie ärgerlich, daß ich ihn nicht nach seinem Namen gefragt habe!«

»Wozu, gnädige Frau?« fiel Graf Olbers ein, »Leute von solchen Ansichten bedürfen keines Namens. Sie sind eben Schwärmer, amüsante Narren.«

»Wissen Sie, Graf, daß es auch recht unamüsante Narren gibt?«

»Zweifle keineswegs daran.«

»Gut denn, so bitt' ich, lassen Sie mir die amüsanten Narren unangetastet. Sie taugen wenigstens zu einer hübschen Unterhaltung.«

Graf Olbers reichte ihr den Arm. Unter der Thür flüsterte sie ihrem Bedienten einige Worte in's Ohr, worauf sich dieser eiligst entfernte.

»Warum schicken Sie den Menschen fort?« fragte Olbers.

»Er soll mir Bonbons holen, lieber Graf, damit Sie nicht heiser werden, wenn Sie mir heut Abend aus Anastasius Grün's ›letztem Ritter‹ vorlesen.«

Olbers küßte der jungen Wittwe die Hand und die kleine Gesellschaft verlor sich unter den Linden, deren duftige Blüthen in der stillen warmen Mittagsluft säuselnd auf die Erde herabrieselten.

ACHTES KAPITEL.

Aurora's Erscheinung würde einen wohlthätigen Eindruck auf Theobald gemacht haben, hätte er sie losgelöst von ihrer Umgebung kennen gelernt. Wir wissen, daß er aristokratischer Sitte hold war. Dessenungeachtet haßte er alles höfelnde Wesen, das so oft für Aristokratismus ausgegeben wird. Er verachtete bloße Worte ohne tiefere

Bedeutung, Schmeicheleien, von denen das Herz nichts wußte, und über Alles eine Bildung, die blos an der Schale des Menschen, wie ein seelenloser Firniß, klebte. Die Gesellschaft der Baronesse schien ihm jener privilegierten Menschenklasse anzugehören, die man für vornehm, für bedeutend hält, weil sie elegante Kleider trägt, ein reines Hochdeutsch spricht und minder Bemittelten naserümpfend begegnen. In den Augen unseres jungen Freundes setzte diese Umgebung die interessante Frau bedeutend herab. Er hielt auch ihr Benehmen blos für äußern Firniß, für Lebensgewohnheit, wobei die Seele nichts zu thun hatte. Um ihr ihm flüchtig begegnetes Bild schnell zu verwischen hätte es kaum der bitteren Bedrängniß bedurft, in welcher Theobald schon seit längerer Zeit lebte. Nur spärliche Stunden lang vermochten ihn die heitere, frische Natur, ein Gebilde der Kunst oder ein erhabenes Dichterwerk aus dieser täglich sich erneuenden Folterqual zu befreien, in die er immer wieder von Neuem, immer anhaltender zurückstürzte, sobald er die Schwelle seines Wohnzimmers betrat.

Er fühlte, daß nur ein Gewaltschritt ihm Erleichterung verschaffen, ihm irgend eine erfreuliche oder verzweiflungsvolle Gewißheit bringen müsse. – Als er nach Hause kam, fand er einen Zettel als Antwort auf den am Morgen abgegebenen Brief. Dieser Zettel enthielt in sehr unleserlichen Schriftzügen eine Bestellung zu Herrn Süßlich, der seit Jahr und Tag als Partikulier in der Hauptstadt lebte, unter der Hand aber, der Sage nach Wuchergeschäfte trieb. Theobald wußte, daß dieser Mann, vor dem er

im Grunde des Herzens einen tiefen Abscheu hatte, mit seinem Vater in Geschäftsverbindung stand, und deshalb der einzige Mensch war, der, ihm persönlich bekannt, etwas für ihn thun konnte. Mit schwerem Herzen machte sich unser Freund auf den Weg. Süßlich's Haus lag in einer wenig besuchten Straße und hatte von Außen kein sonderliches Ansehen. Ueberhaupt schien Süßlich weniger des bequemen Lebens, als des leichteren Verdienstes wegen die Residenz zu seinem Wohnsitz erwählt zu haben. Denn hier gab es immer Bedürftige und nicht selten Vornehme, denen ihre Stellung schon gebot, den Schein zu bewahren und die deshalb um jeden Preis Geld aufzutreiben mußten. Es ging das Gerücht, daß Süßlich sich von diesen voll sauge, sie unerbittlich quäle und unermessliche Reichthümer damit zusammenscharre.

Ein mürrischer Hausknecht oder was sonst für ein Amt der finstere Mensch bekleiden mochte, fragte Theobald nach seinem Begehre und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Kerl schritt nun brummend über einen engen Hofraum, wo altes Gerümpel, aufgeschlagene Kisten, Packleinwand, eiserne Ballenreifen und ähnliche Dinge mehr in großer Unordnung umherlagen und den Weg versperrten. Ein baufälliges Hintergebäude, in dessen Inneres ein finsterer Gang führte, stellte sich Theobald's forschenden Blicken dar.

»Da hinein. Eine Treppe hoch, die erste Thür links,« sagte der finstere Kerl und stolperte wieder zurück.

Theobald betrat, sehr vorsichtig mit den Füßen schlüpfend und die Hände vor sich ausstreckend, die Höhle.

Sein Herz schlug ihm, als wolle er ein Verbrechen begehen, es war aber nur die Angst der Ungewißheit und ein Gefühl des Zornes, die sein leicht erregbares Blut so in Aufruhr brachten. Stolpernd tappte er die schmale Treppe hinauf, die unter seinen Tritten knackte. Ein fettiger Strick, der an der Seite anstatt der leitenden Lehne befestigt war, schlug ihm wiederholt wie etwas unheimlich Lebendiges, wie eine falsche glatte Schlange, gegen die Füße.

Ein enges Fenster erhellte dürftig einen kleinen Vorsaal, der schmutzig und widerlich aussah, zur Linken verrieth ein dünner Lichtstrahl, der durch die Klinse fiel, das Vorhandensein einer Thür. Theobald strengte seine Augen an und entdeckte ein Schild an der Thür. Aus halbverwischten Buchstaben sah ihn das so vielsagende Wort ›Comptoir‹ an. Er blieb ein paar Sekunden zaudernd an der verhängnißvollen Thüre stehen, da er ein leises Gespräch dahinter vernahm, dann klopfte er an und trat, ohne daß ihm eine Antwort zu Theil ward, in das verräucherte Zimmer.

Dies war ganz geeignet zu dem Geschäft, das darin betrieben ward. Von trüben, zum Theil mit Spinnweben übersponnenen Fenstern nur nothdürftig erleuchtet, glich es auf ein Haar einer modernen Folterkammer, in der zwar keine Henkersknechte mit Daumschrauben und spanischen Stiefeln ihrer Opfer harrten, wo aber ein Mann saß, ein Mann von entsetzlicher Wichtigkeit, an dessen Blick Glück und Unglück, Tod und Leben, Seligkeit und Verdammniß hing! Sein Meisterwerkzeug war

eine einfache, stumpfe Gänsefeder; sie brachte Befreiung, wenn er sie eintauchte, sie verhing Jammer und Elend, wenn er sie ausgespritzt bei Seite legte. Im Hintergrunde des nicht sehr großen Zimmers zog sich eine lange pultartige Erhöhung hin, an die sich verlängernd eine Art Ladentisch reihte. Um Ende rechts war ein niedriges Gitterthürchen angebracht, das stets verschlossen blieb und den Herrn dieser Höhle von seinen Besuchern schied. Er selbst saß auf einem zerrissenen Lehnstuhl, so hoch, daß er eben sowohl die Pulte vor sich, als den Zimmerraum bequem übersehen konnte. Der Mann war von kleinem, gedrungenen Körperbau, trug einen sehr abgetragenen, erbsengelben Rock, der vortrefflich zu seiner Gesichtsfarbe paßte, die verschrunpftem, glanzlosem Saffian glich. Graue Haare hingen ihm verworren um die breite, sehr niedrige Stirn, ein weißer, schlecht gepflegter Bart, der am Kinn spitz zulief, beschattete zum Theil das Gesicht, erhöhte aber noch mehr das abschreckende Aussehen des Harpagon. Natternartig blitzende, grünlich-graue Augen, in denen Niemand einen Funken Seele erkennen mochte, schossen ihre immer argwöhnischen, schadenfrohen Strahlen unter den überhängenden, buschigen Augenbrauen hervor. Dieser Mann war der Partikulier, Bankier und Wucherer Süßlich.

Als Theobald das düstere Zimmer betrat, unterhielt sich Herr Süßlich eben mit einem jungen, sehr hübschen Mädchen, das reinlich und sauber gekleidet ging, und in einem weißen Taschentuche einiges Silberzeug auf die

Tafel gelegt hatte. Süßlich achtete des neuen Ankömmlings nicht, sondern fuhr in seiner Unterhaltung mit dem hübschen Kinde fort.

»Wie?« sprach er, den Kopf vorwärts beugend, als habe er das Mädchen nicht recht verstanden. »Zehn Thaler willst Du für den Bettel haben? Und wie lange soll ich warten, ehe Ihr die paar Gräten zusammenhaspelt? Zwei Monate? Kein Gedanke, mein gutes Kind! Nimm das alte Löffelzeug wieder mit, verschacher's an den Juden, wenn Ihr so nöthig Geld braucht, und langt das nicht, so geh' auf die Terrasse, mein Kind! Wenn Du Dein Lärvchen verleihest, so bist Du mit sammt Deiner Mutter für immer aus aller Noth, oder man soll meinen ehrlichen Namen dreimal an den Galgen schlagen!«

Herr Süßlich schlug das Linnentüchlein zusammen, und schob es dem zitternden Mädchen hin.

»Sein Sie nicht hart, guter Herr Süßlich,« bat das Kind mit flehender Stimme. »Morgen ist Quartal, meine Mutter liegt seit einem Monate krank, und wir haben von unserm spärlichen Verdienste den Mietzins nicht erübrigen können.«

»Was geht das mich an!« fuhr Herr Süßlich mit seiner herzlosen, schneidenden Stimme das Mädchen an. »*Arme Leute müssen nicht krank werden, sie sollten keine Zeit dazu haben. Das ist nur ein Vergnügen für die Reichen!«

»Geben Sie nur acht Thaler, guter, lieber Herr Süßlich,« flehte das arme Kind unter strömenden Thränen.

»Ich will ja gern für Sie arbeiten, ich will Ihnen ein Hausmützchen sticken in der Nacht, nur sein Sie barmherzig!«

»Trage keine Mützen. Ist ein Luxus, so wie's eine Dummheit von Dir wäre, wenn Du mir umsonst eins sticken wolltest. Lauter Narrethei! Drei Thaler geb' ich, und auf vier Wochen von heut an. Damit Basta! Eßt Schwarzbrod, so werdet Ihr eher satt und braucht weniger, und trinkt, wie ich, keinen Kaffee. Aber das Weibervolk kann ohne das Geschlappe nicht leben! Willst Du?«

Schluchzend schob das Mädchen ihr Tuch dem harten Manne hin. »Geben Sie mir denn drei Thaler,« rief ihre jammernde, vom Schmerz erstickte Kinderstimme, und streckte dem Wucherer furchtsam die kleine zarte Hand entgegen.

Herr Süßlich tauchte die Feder ein, schrieb ein paar Zeilen, öffnete dann eine Schublade und nahm Geld heraus, das er dem Mädchen hinzählte. »Hier,« sagte er, »das sind zwei Thaler zweiundzwanzig gute Groschen in Zwanzigern. Schade um das schöne Geld! Und hier unter das Papier schreibst Du Deinen Namen.«

»Sie versprachen mir ja drei Thaler?« sagte das zitternde Mädchen.

»Meine Närrin,« lächelte der Wucherer. »Das sind drei Thaler preußisch Courant. Conventionsgeld, liebes Kind, ist heut zu Tage rar, und wird mit gar hohem Agio bezahlt.«

»Können Sie mir nicht Courant geben? Ich muß es sonst umwechseln, und verliere doppelt,« stammelte das Mädchen.

»Nichts da! Geld ist Geld! Ich habe kein anderes. Seid froh, daß es noch Menschen gibt, die gutherzig genug sind und Euch helfen. Dafür muß ich mich Tag und Nacht plagen und kann nicht schlafen, so wüst und wirr ist mir der Kopf von dem ewigen Rechnen.«

Das Mädchen sah, daß hier alles Bitten fruchtlos sei, unterzeichnete das Papier und schlüpfte hinaus, im Vorbeigehen einen unaussprechlichen Blick des tiefsten Mitleids auf Theobald werfend. Das Rechtsgefühl unseres Freundes war durch den eben beschriebenen Auftritt so erregt, so beleidigt worden, daß er nahe daran war, die Höhle des Geizhalses zu verlassen, ohne Süßlich eines Wortes zu würdigen. Der Gedanke an seine bedrängte Lage aber und die Möglichkeit der Rettung durch den Beistand des Wucherers bestimmten ihn, zu bleiben.

»Was steht zu Diensten?« wandte sich Herr Süßlich jetzt fragend an den Wartenden.

»Mein Name ist Theobald.«

»Ah so – so!« versetzte Herr Süßlich gedehnt; sein Gesicht verlängerte sich bedeutend und ward, wo möglich, noch fahler, noch lederartiger. Während er sich gewichtig in den alten Stuhl zurücklehnte, sein rechtes Bein über das linke schlug und, die Hände über dem Bauche zusammenlegend, mit den Daumen zu wirbeln begann, sprach er: »Also mit Herrn Theobald Knickeberg habe ich die Ehre, zu reden!« Da Theobald nichts darauf erwiderte, fuhr er fort: »Hören Sie 'mal, junger Herr, das ist eine wunderliche Geschichte mit Ihnen. Sie sind mir keineswegs empfohlen, wie Sie meinen, im Gegentheil liegen Briefe

Ihres ökonomischen Herrn Vaters, meines vielgeehrten Geschäftsfreundes, vor, die ganz anders lauten. Wissen Sie was? Ich will Ihnen einen Rath geben. Können Sie schreiben?«

»Welche Frage!« fuhr Theobald auf, indem ihm das Blut zu Kopfe stieg.

»Ho, ho, nur nicht oben hinaus, junger Herr! Wer nichts hat, der muß fein demüthig einherspazieren, sonst stößt er sich 's Köpfchen ein, Sie brauchen Geld, schreiben Sie mir. Glaub's gern. Nun gut! Da sucht man jetzt einen Schreiber in dem neu zu errichtenden Eisenbahn-Bureau. Ich kann diesen Posten besetzen, wenn ich ein taugliches Subjekt dazu finde, und da habe ich denn, wie ich Ihren Brief erhielt, gleich an Sie gedacht, aus Freundschaft für Ihren Herrn Vater.«

Theobald bebte vor Zorn. Endlich sagte er mit gewaltsam erkämpfter Mäßigung: »Ich bat um ein Darlehn, Herr Süßlich, nicht um einen Schreiberposten.«

»Das Darlehn sollen Sie haben, wenn Sie den Schreiberposten annehmen,« versetzte Süßlich entschieden.

»Er paßt nicht für mich,« erwiderte Theobald eben so.

Süßlich schoß einen seiner schärfsten, argwöhnisch'sten Blicke auf den jungen Mann. »Paßt nicht,« wiederholte er, »warum nicht? Sie sind unbeschäftigt, brauchen Geld und Brod, und paßt nicht? Darin seh' ich keinen Menschenverstand.«

»Glauben Sie denn, Herr Süßlich, daß ich Ihnen diesen beibringe,« sprach jetzt Theobald höflich-malitiös. »Der Mensch wird entwürdigt, wenn er, seiner persönlichen

Freiheit beraubt, Sklavendienste thun muß; der Geist des freien Menschen – und jeder Mensch ist frei – wird geschändet, wenn man von ihm verlangt, er solle sich selbst vergessen und wie ein Mangel Pferd täglich mit verbundenen Augen willenlos Knechtsdienste verrichten.«

»Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe, der Geist soll sein Lebelang ein Faullenzer bleiben,« versetzte Süßlich.

»Mit Ihrer Erlaubniß,« erwiderte Theobald. »Der Geist faullenzt nie, wie Sie zu sagen belieben, er spaltet aber freilich kein Holz, klopft keine Steine, drischt und mäht nicht, und schreibt mithin auch keine Eisenbahnrechnungen. Der Geist denkt und schafft im Denken.«

»Und was hat er davon, mein junger Freund?«

»Leider in der Regel sehr wenig, man müßte denn den Hohn und die Verachtung, womit ihm der geistlose Handlanger begegnet, der spielend Geld gewinnt, ihm als Dung und Befruchtung zurechnen.«

»Nun, da sehen Sie klar, daß der Geist verteufelt wenig taugt.«

»Wollen Sie den Satz nicht gefälligst umkehren, Herr Süßlich, und lieber sagen, daß die Menschen verteufelt wenig taugen?«

»Nein, nein, nein!« erwiderte Süßlich und schüttelte dazu den Kopf ganz eigenthümlich. »Die Menschen, junger Mann, taugen immer, das heißt, die verständigen, die praktischen. Darunter verstehe ich solche, die arbeiten, rüstig arbeiten, und zwar an einem allgemein nützlichen Geschäfte. Solche brave Menschen bringen es mit Mühe und Schweiß weit, verdienen Geld und gewinnen Macht.

Und Geld, mein guter junger Mensch, Geld ist unter Brüdern immer mehr werth, als ganze Scheffel voll Geist. Für all' Ihren Geist, von dem Sie so viel faseln, geb' ich Ihnen kein preußisches Viergroschenstück!

Theobald stand wie im Feuer. Die Wahrheit des Gesagten drückte ihn fast zu Boden, weil er fühlte, daß diese gemeine Ansicht durch die ganze Welt geht und heiliger geachtet wird als das Wort des Evangeliums. Nach einer Pause versetzte er:

»Sie schlagen den Geist doch wohl zu niedrig an, Herr Süßlich, oder sehen nur auf den praktischen Nutzen, den er in der Welt hat. Gewiß aber geben Sie mir zu, daß nur der Geist die Segnungen der Buchdruckerkunst, die Maschinen so verschiedener Art, die Schiffsbaukunst, die allmächtige Einführung der Zahlungen durch Wechsel und ähnliche Dinge erfunden hat.«

»Wenn Sie das Geist nennen, dann sind wir einig, junger Herr,« versetzte der Wucherer. »Ich heiße das Spekulation. Haben Sie nun Geist, so erfinden Sie doch auch so 'was.«

»Noch etwas,« fuhr Theobald fort; »was halten Sie von dem Wirken jener großen Männer, die zur Bildung ihres Volkes durch Wort und Schrift so unsagbar viel beigetragen haben? Von den großen Malern, Denkern, Dichtern, Komponisten?«

»Das will ich Ihnen sagen,« sprach Süßlich. »Ich halte von dem Allen gar nichts, rein gar nichts! Denn, daß Sie's nur wissen, Ihre sogenannten großen Männer waren allesammt überspannte Köpfe, machen überspannte

Köpfe, bringen nichts Reelles ein, und hatten wenig, sehr wenig Geld. Das hab' ich 'mal in einer Scharteke gelesen bei einem Antiquar, und seitdem hab' ich nichts mehr von ihnen wissen mögen. Gold, Herr, recht viel Gold, ist Bildung. Mit Gold kauf' ich mir alle Weisheit zusammen, und alle Weisheit beugt sich vor mir, das heißt vor dem Golde. Denn Gold, sehen Sie, Gold adelt den Menschen, und Gold gewinnt man wieder durch Eisen, ich meine durch Handel mit Eisen.«

»Es ist gut, daß nicht alle Menschen so denken,« fiel Theobald ein.

»Wer anders denkt, ist ein Narr oder ein Taugenichts, und Geist ohne Nutzen zu stiften, Geist als Zehrbrunnen, sollte als Vagabond vertrieben oder eingesperrt werden. Das wäre vernünftig, praktisch, und machte ordentliche Leute.«

»Vielleicht auch gemeine Seelen, ohne Großmuth ohne Hingebung, ohne Liebe!«

»Ist für Gold Alles zu haben. Darum hängen Sie nur frisch Ihren Popanz von Geist an den ersten besten Baum auf. Er kann da als Vogelscheuche noch gute Dienste thun und doch etwas nützen. Soll man meinen ehrlichen Namen dreimal an den Galgen schlagen, wenn ich nicht Recht habe!«

»Wir streiten uns ohne Erfolg, Herr Süßlich, und verlieren dabei unser Geschäft ganz aus den Augen,« sprach ableitend Theobald.

»Unser Geschäft? Ei, das ist gemacht!«

»Wie so?«

»Wenn Sie vor lauter närrischem Stolz auf Ihren Geist nicht Schreiber werden wollen, so können Sie auch kein Geld von mir erhalten.«

»Ich kann aber in meiner Art mehr damit verdienen, als wenn ich eine meiner unwürdige Stellung annehme.«

»Ein Schreiberdienst ist ein ehrliches Brod,« sagte Süßlich trocken. »Ich will nun einmal nur dem Schreiber Theobald, nicht dem Pinsler und Versemacher Theobald, Geld borgen.«

»So machen Sie mich unglücklich!« rief der junge Mann aus.

»Geld ist ein Mittel gegen alles Unglück. Probiren Sie's 'mal.«

»Sie irren sich, Herr Süßlich,« sagte Theobald wieder ruhiger. »Ich habe sattsame Arbeit, wie sie meinem Sinne, meinem Denken angepaßt ist, Arbeit, die ich liebe, bei der ich meinen geistigen Gesichtskreis erweitere. Arbeit, die mir ein hohes, schönes Bild von der Gesammtheit der Welt vor Augen stellt; mit Einem Worte: die meinem Geiste, meinem Drange, meinen Wünschen angemessen ist. Nur, um mich mit ganzer Seele in diese versenken zu können, bedarf ich der geringen Summe, die ich Ihnen genannt habe.«

Süßlich hatte Theobald ruhig ausreden lassen. Jetzt schloß er sein Pult auf und zählte vor dem erstaunten Theobald fünfzig blanke Thaler hin, dann stand er selbst von seinem Stuhle auf.

»Hier liegen fünfzig Thaler,« sprach er mit seiner scharfen, herzlosen Stimme. »Diese fünfzig Thaler können

Sie – gegen Qittung und die Zusage, den angetragenen Schreiberdienst anzunehmen, einstreichen. Ihr Herr Vater, das weiß ich, wird es mir danken, auf diese Weise einen brauchbaren Menschen aus Ihnen gemacht zu haben. Nun?«

Theobald zitterte vor Erbitterung, Wuth, Kummer und innerer Seelenangst. Er mußte sich an die Tafel lehnen, um nicht umzusinken, denn es drehte sich Alles mit ihm im Kreise.

»Zugegriffen, zugegriffen!« sprach Süßlich. »Die Gelegenheit kommt nicht gleich so wieder, soll man meinen ehrlichen Namen dreimal an den Galgen nageln!«

Theobald schleuderte dem Wucherer einen tödtlichen Blick zu, vor dem selbst das freche seelenlose Auge dieses Mannes sich schloß. Er hatte seine Kraft wieder gewonnen. »Nein!« rief er aus. »Verflucht sei das Geld, das ich von Ihnen nehme! Behalten Sie sich Ihren Mammon, der Ihr Geist und Ihr Gott ist! Lieber will ich untergehen und im einsamen Walde verhungern, als um schnödes, elendes Metall mein eigener Seelenverkäufer werden!«

Er strich mit der Hand über die Tafel, daß die blinkenden Thalerstücke klirrend auf die Dielen herabrollten. Dann drückte er den Hut tief in's Gesicht und stolperte eiligst die zerbrechliche Stiege hinunter. In der freien Luft ward ihm wieder leicht, trotz seiner Armuth. Ihm war, als sei er den Klauen eines Teufels entronnen, aus dem Vorhofe der Hölle entsprungen.

Süßlich lächelte. »Der wird es niemals zu Etwas bringen,« sprach er zu sich, indem er die heruntergefallenen

Thalerstücke wieder zusammenlas. »Geht wie ein Prinz, ist stolz wie ein Kaiser und wird noch grob, wenn inan ihm helfen will. Ja, ja, das macht die französische Revolution!« Er ließ die Thaler einzeln in eine Schwinge fallen. »Fünfzig!« sprach er, als der letzte klang. »Gut, daß er fortging. Der Alte wäre mir doch aufsätzig geworden.«

NEUNTES KAPITEL.

Wem je schon einmal ein recht tiefes Weh das Herz zerriß, der wird die Empfindungen ermessen können, die jetzt in der hell goldenen Abendluft Theobald's Seele bestimmten. In solchen Augenblicken bedrückt den leidenden Menschen nichts mehr, als ein glücklich lachender Himmel, eine heiter an ihm vorüberhüpfende Menschengruppe. Es dünkt uns dann Alles Hohn, Alles Verspottung des Kummers, der an unserm Lebensmarke saugt, gegen den uns kein Mittel verliehen ist. Dies Gefühl bemächtigte sich unseres Freundes mit furchtbarer Gewalt, sobald der augenblickliche Rausch der unbegrenzten Freiheit, die er wieder sein nannte, verflogen war. Die letzte Hoffnung, auf die er seine Zukunft gegründet, war wie Tribsand unter seinen Füßen fortgerollt und zog ihn jetzt immer schneller, immer verderblicher in die strudelnde Strömung hinein, aus der Rettung nicht mehr zu erwarten stand. Er wollte in seine Wohnung zurückkehren, aber er fürchtete die kahlen, stummen Wände, die Enge des Raumes. Sich unter Menschen zu stürzen, war noch bedenklicher, denn ein finsterer Gast wird von den

Glücklichen gern verspottet oder mit laut ausgesprochenem Widerwillen gehen geheißen. Selbst die Natur, die ihm sonst immer vertraulich entgegengekommen war, ihn traut und zart in ihre Arme geschlossen hatte, selbst diese stieß ihn heut mit der übergläcklichen heitern Freudenstirn mitleidslos von sich.

So ging er denn in Gedanken, die zusammenhangslos durch seine Seele zogen, Gasse auf, Gasse ab, ohne sich um die Richtung zu kümmern, nach welcher bin ihn der Zufall führte. Darüber sank die Sonne hinter den blauen Bergen, den Purpurschleier wie zum frohen Abschiedsgruß von der schönen Welt, hoch über ihr hinabtauchendes Haupt emporschwingend. Es dämmerte, über dem Strome begannen die Elfen ihr verlockendes Schleierspiel, schlangen und schürzten die zierlichen Reigen und verhüllten sich in Silberduft und matten Nebelglanz. Es ward dunkel, finster; die Sterne schlugen ihre blitzenden Augen auf und sahen hinab auf die immer stillen immer todter werdende Stadt. Theobald fühlte von diesem Wandel um sich her nichts. Die Nachtkühle machte keinen Eindruck auf seinen Körper, die hereinbrechende Nacht bemerkte sein Auge nicht, das nach Innen und Außen nur in eine undurchdringliche Finsterniß sah. Erst die leisen Töne eines Liedes, die anfangs wie Windgesäusel, dann heller, endlich verständlich an ihn heranrauschten, rissen ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten heraus. Er blieb

stehen und sah sich um. Hinter ihm lag im flimmernenden Nebel die Stadt mit ihren hohen Thürmen und Palästen. Die Gaslaternen funkelten wie aufgereihte Goldstücke durch die Nacht. Vor ihm breitete sich das weite Flußthal aus, umzäunte Gärten, aus deren Baumesgrün hin und wieder stattliche Häuser sahen, lagen zu beiden Seiten. Aus einem derselben schimmerte Licht, von dort her schien auch der Gesang zu kommen. Theobald trat an den Zaun und lauschte. Die Stimme sang wieder, und zwar das alte Kirchenlied: ›Wer nur den lieben Gott läßt walten &c.‹ Es lag so viel Rührung, so viel Gottvertrauen und demüthiges Ergeben in dem Ton dieser zitternden, wie von Thränen gedämpften Stimme, daß sie mit eigenthümlicher, unwiderstehlicher Gewalt sein Herz berührte. »Ja wohl,« sprach er, die Verse wiederholend, »den wird er wunderbar erhalten!« Er athmete schwer, aber hoffnungsvoll aus, in seinem Auge perlte eine Thräne und schlich sich die Wange hinab. Die Stimme sang noch immer. Theobald konnte nicht widerstehen, er mußte ihr folgen, er mußte wissen, wer noch in so später Stunde sein einsames Glaubensbekenntniß laut dem Ewigen zurief.

Er sprang über den Zaun und ging durch ein kleines Gärtchen auf das Haus zu. Es war eine recht stattliche Wohnung, den geschlossenen Fenstern zufolge aber unbewohnt, bis auf das Erdgeschoß. Auch hier verbargen festgeschlossene Läden das Innere, nur die Stimme und der schmale Lichtstreif verriethen, daß es bewohnt sei. Theobald klingte an der Thür, sie gab seinem Drucke

nach. Er trat in die Hausflur und stand im nächsten Augenblicke in dem Zimmer der Sängerin. Diese war so vertieft in ihre Andacht, daß sie den Fremden nicht sogleich bemerkte und deshalb ruhig fortsang, die Hände über dem Buche faltend, während häufige Thränen aus ihren gläubigen Augen herabflossen. Erst der ängstliche Ruf einer zweiten Stimme, die hastig und erschrocken fragte »Wer ist da?« machte die Sängerin verstummen und vermochte sie, einen forschenden Blick in das kleine, unscheinbare Zimmer zu werfen.

Theobald erkannte jetzt das arme Mädchen wieder, das er bei Süßlich getroffen hatte. Ohne erst zu fragen, wußte er die Lage des niedlichen Kindes zu beurtheilen, das er das Nothwendigste ja schon von ihr selbst vernommen hatte.

»Was wollen, was suchen Sie bei uns?« fragte die kranke Mutter, Theobald mit mißtrauischen Blicken messend. »Hier gibt es nur eine arme kranke Frau, die sich mit ihrer Tochter dreimal des Tages von Kummer und Sorgen sättigt. Wenn sich der feine Herr verirrt hat, mag ihm Pauline den Weg nach der Stadt zeigen.«

»Ach, Mutter!« sagte das Kind, ihre zarten Hände halb bittend, halb verwundernd emporhebend und zusammenfaltend. »Es ist der Herr, den ich heut gesehen, von dem ich Dir gesagt habe.«

»Ist er's?« sprach die Kranke. »Nun, da siehst Du, wie schlecht heut zu Tage die Welt geworden ist! Gehen Sie, mein herr, gehen Sie! Wir wollen Ihre Hilfe nicht haben,

wir wollen arm sterben und, wenn's sein muß, rechtlich verhungern.«

Die arme Frau hatte so heftig gesprochen, daß ihre Kräfte dadurch erschöpft worden waren und sie ermatet auf das ärmliche Lager zurücksank.

»Verzeihen Sie, gute Frau, und Sie, liebes Kind,« nahm jetzt Theobald das Wort, durch das Mißtrauen der Kranken keineswegs beleidigt. Mich führt blos der Zufall, keine Absicht hieher, und denke ich darüber nach, so muß ich diesen Zufall für eine Schickung, für eine weise Fügung Gottes halten. Ich bin arm, wie Sie, vielleicht noch ärmer, der fromme Gesang, der zu mir herübertönte und mich meinen verzweifelnden Gedanken entriß, lockte mich herein. Eine unsichtbare Hand führte mich, damit ich das gläubige Gemüth, das mitten in der Dürftigkeit noch so ergeben ist, kennen lernen möchte.«

»Ei,« sagte die Kranke, sich auf ihrem Lager wieder aufrichtend, »so schöne, glänzende Kleider und arm? Das mag eine wunderliche Armuth sein!«

»Gute Frau,« versetzte Theobald, »eben diese bessere Kleidung läßt mich erst recht schmerzlich die Größe meiner Armuth fühlen! Dürfte ich mich in Lumpen hüllen, wahrlich, ich würde glücklicher sein!«

»Vertrauen Sie Gott,« sprach jetzt Pauline, die sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte, »er verläßt Niemand, auch nicht in der größten Noth! Sie haben es mit angehört, wie der genaue, strenge Mann meiner Bitte nicht achtete. Ich verließ sein Haus recht betrübt, recht im Herzen vernichtet, ohne zu wissen, wohin ich mich

wenden, wie ich mich und die arme Mutter retten sollte! Da begegnete mir ein alter Herr mit seinem Bedienten, der recht munter unter den Bäumen der Straße lustwandelte. Er sah meine verweinten Augen, meine kummervolle Miene und erkundigte sich so liebevoll nach der Ursache meines Leidens, daß ich ihm den ganzen Hergang unter vielen Thränen erzählte. Da winkte er seinen Bedienten zu sich heran, gab mir nicht allein die fehlende Summe, sondern noch einigemale so viel und ließ mich von dem Bedienten nach Hause geleiten, der später mit Wein und Erfrischungen noch einmal wiederkehrte. So, guter Herr, wird Gott sich auch Ihres Kummers erbarmen, wenn Sie ihn nur nicht vergessen.«

Theobald war gerührt, erschüttert über die schöne Glaubenseinfalt des schuldlosen Naturkinds. Er ergriff ihre Hand und küßte sie, was Pauline ohne Ziererei geschehen ließ.

»Sie sind so gut und rein,« sprach er, »daß sich der Himmel schon deswegen über Sie erbarmen muß. Nicht Alle, gute Pauline, nicht Alle haben einen gleich großen Anspruch auf so wunderbare Hilfe!«

Ein jäher Schmerz ging bei diesen Worten durch Theobald's Brust. Mußte er sich doch selbst gestehen, daß ihm weder jenes erhabene Gottvertrauen, noch jene unentheiligte Unschuld der Seele innewohnte, in der allein es ungestört weilen darf. Das Wort ›Glauben‹ hatten Wissenschaft, Welt und Leben längst, wenn nicht aus seinem Wörterbuche gestrichen, doch so gänzlich verhüllt, daß er es nicht mehr entdecken konnte. Erst jetzt, dem

frommen Kinde gegenüber, fühlte er, welchen unersetzlichen Verlust er dadurch erlitten, wie arm er in seinem Innern geworden war. Er glaubte Bergeslasten tragen zu müssen, so überwältigend mit herber Schärfe nahm die Ueberzeugung irdischer und geistiger Armuth von seiner Seele Besitz. Sein ganzes Denken, sonst so stolz, so hoch über Andere emporragend, brach in sich selbst zusammen; er hätte es gern für das unklare, aber heilige Glück seiner ersten Kinderjahre vertauscht. In diesem Anfall heftiger Selbstverurtheilung fühlte er sich plötzlich auch körperlich so hinfällig, daß er sich setzen mußte.

Pauline flüsterte der Mutter einige Worte zu, die mürisch erwidert wurden. Dann reichte ihm das hübsche Kind Wasser mit etwas Wein und nöthigte ihn einige Früchte zu genießen, die sie einem kleinen Wandschrank entnahm. Theobald's elastische Natur erholte sich bald wieder. Er dankte der freundlichen Geberin und wollte sich entfernen, nachdem er um die Erlaubniß gebeten, sie wieder besuchen zu dürfen. Dies gestattete aber Pauline nicht. Sie drang mit Bitten so lang in ihn, bis er ihr einen Umriß seiner Lage entwarf, dem er aus seinem übrigen Leben so viel hinzufügte, als nöthig und der noch ungebildeten Fassungskraft des Mädchens angemessen war. Pauline hörte aufmerksam zu, bewegte oft ihr liebliches Köpfchen, schüttelte zuweilen sinnend die braunen Flechten, schlug die blauen Augen, wie um Rath bittend, zum Himmel auf und gab in aller Weise Zeichen des lebendigsten, ungeheucheltsten Mitgeföhles.

»Lieber Herr Theobald,« sprach sie dann, denn auch Namen und Wohnung hatte sie erforscht, »grämen Sie sich nicht, daß der harte Mann, der noch dazu Ihr Vetter ist, Sie so schnöde behandelt hat. Gott hat mir geholfen, so ist es meine Pflicht, auch Ihnen zu helfen. Ihr theilnehmender Blick stärkte mich, als ich flehend vor dem Hartherzigen lag. Nehmen Sie, ich bitte, nehmen Sie, was ich von Herzen gern hingeb! Werden Sie heiter, gottvertrauend, und es wird besser gehen! Ihrem Leben werden noch viele, viele Rosen blühen, wenn Sie das arme Mädchen schon längst werden vergessen haben.«

»Ich Sie vergessen!« rief Theobald aus, während eine nie gefühlte Rührung seine Stimme fast erstickte.

»Segnen, ewig segnen will ich den Tag, an dem ich Dich kennen gelernt! Wenn Jemand, so bist Du es, die mir die Menschen, die Welt wieder in einem heiteren Lichte gezeigt, die mich gelehrt hat, daß Unglück vielleicht nur die unheimlichen Meteore sind, die die lange Nacht des Lebens mit so erhabenem Glanze schmücken!«

Er zog das fromme Kind an sich; er küßte ihm Stirn und Augen, er fühlte es zittern an seiner Brust und vor dem trauten, seelenvollen Du, das willenlos seinem Munde entschlüpft war lieblich, wie eine eben aufbrechende Rose, erröthen.

»Pauline!« rief die kranke Mutter. Das Mädchen machte sich mit sanfter Gewalt von Theobald los und nöthigte ihm ein zusammengewickelt Papier auf, das er endlich, ob auch mit Widerstreben annehmen mußte, um die Kleine nicht zu beleidigen. Von ihr bis an die Thür begleitet,

verließ er das Haus, jetzt eben so vom Glück berauscht, wie noch vor Kurzem von tausend Folterqualen gepeinigt, der trostlosesten Verzweiflung hingegeben.

Ein so wunderbares Geschöpf ist der Mensch! So abhängig von dem Schwanken und Wandel eines bloßen Luftzuges, einer Chimäre, die der Egoismus der Welt zu ihrem Gott, erhoben hat. Diese Chimäre war Gold; Gold, dies elende, nichtige Metall, das so todt und kalt in der Hand ruht und doch über alles Leben, so weit die bewohnte Erde reicht, mit furchtbarer Despotenwillkür herrscht. Theobald, der Verächter Alles dessen, was bloß äußerlich war, der Jünger und Priester des Schönen, Edlen, der Verehrer des Geistigen, dieser Theobald fühlte die Last von seiner Seele gewälzt, denn ein zerknittertes Stück Papier, das er kaum bemerkte, ruhte auf seiner linken Brust, wie ein Talisman. Er zürnte sich selbst dieser beruhigenden Stimmung wegen, die über ihn gekommen war; er wollte sich überreden, daß nur Paulinens frommes Auge, ihr ungekünstelter Hochsinn die Ursache dieser Umwandlung sei, und dennoch mußte er sich gleich darauf wieder bekennen, daß ein bedeutender Theil seiner Ruhe verstiegen würde, sollte er sich ohne diesen papiernen Fetzen den nächsten Morgen denken.

»Das ist grauenvoll!« rief er aus, seine Schritte hemmend, die Hand fest gegen die linke Brust drückend und zum gestirnten Himmel aufblickend. »Welches Schicksal steht in einer Welt bevor, in der Jeder, sei er gebildet oder ungebildet, so fest an dies unselige Metall gekettet ist, daß der Nichtbesitz desselben ihn zum Selbstmörder

machen, zu Raub, Verrath, Meineid zu allen Schändlichkeiten, zu ausgesuchter Sittenlosigkeit verleiten kann! Ist denn die geistige Kraft des Menschen so ohnmächtig, daß sie gegen das Umsichgreifen dieser entsetzlichen demoralisirenden Pest kein Mittel ausfindig machen sollte? Wo im Golde die Ehre eines Menschen liegt, mit dessen Nichtvorhandensein seine weltliche Schande entschieden ist, da bereitet sich eine Revolution vor, gegen die alle politischen und religiösen Revolutionen leichte Kinderscherze gewesen sind.«

Theobald wagte nicht, die Gedanken, die sich wie finstere Schatten in seinen Kopf drängten, weiter zu verfolgen. Eine Angst überfiel ihn auf's Neue, die als ein Alp, der die ganze Menschheit drückt, ihn unaussprechlich beunruhigte. Er lenkte das Auge seiner Seele zurück auf die kindliche Retterin und schwelgte in dem erfreulichen Gedanken, daß der Bedürftige meist auch der Mildthätigste sei, worin freilich der unheimliche, ja furchtbare Schluß verborgen lag, daß wachsender Besitz verhärtet, alles Gefühl für Heiliges, Hohes, rein Menschliches langsam abstumpft und einen Egoismus ausbildet, wogegen die Barbarei der Wilden eine Wohlthat ist.

»Sollte dies eine Folge unserer gepriesenen Civilisation sein?« sprach er zu sich selbst, als er spät seine Wohnung erreichte. »Wäre ich jetzt Staatsmann, so würde ich unbedingt für Abschaffung der Todesstrafe stimmen. Es bedarf deren nicht, sie ist grausam und widernatürlich.

Statt derselben verdammt ich die todeswürdigen Verbrecher zu einem Leben ohne Geld, und ich bin gut dafür, daß alle Staaten schon nach wenigen Monaten mit gar kläglichen Petitionen um Wiedereinführung der Todesstrafe einkommen würden. O, Geld, Geld!«

Theobald griff krampfhaft in seine Brusttasche. »Gottlob,« sagte er zufrieden, »es ist noch da! Ich glaubte es schon verloren zu haben!«

Er schloß die Hausthür und stieg leise, damit er die andern Hausbewohner nicht störe, die Treppen hinauf.

ZEHNTES KAPITEL.

Es waren mehrere Tage vergangen, ohne daß Theobald Elise besucht oder etwas von ihr gehört hatte. Die tägliche Bedrängniß, die stets wachsende Sorge, die Unruhe, die ihn rastlos nach Hilfe suchend umherjagte, die maßlose Verstimmung, die ihn befahl und von allen Menschen entfernte, am meisten von denen, die er liebte: dies Alles zusammen hielt ihn ab, sich dem stets heitern und zufriedenen Mädchen zu zeigen. Es gibt Menschen, die es nicht begreifen, daß Unglück vereinsamt, die es dem von Kummer und Elend Belagerten hoch aufnehmen, wenn er schweigt, wenn er sie scheinbar vernachlässigt, ohne zu bedenken, daß dies gerade eine Zartheit des Charakters, ein Zeichen seines fein fühlenden Herzens ist, das der Geliebten nur Liebes darbringen, alle verwundenden Dornen von ihr entfernen und am wenigsten selbst das verletzende Werkzeug werden will.

Dies war der Grund, weshalb Theobald sein Mädchen nicht sehen, nicht sprechen mochte. Im Gedanken, in seinem Herzen trug er sie innig und warm. Auch kannte er ihre Eigenthümlichkeit, wenn er schweigend neben ihr saß, und die verstimmte ihn noch mehr. Elise hatte nämlich, wie die meisten Frauen, die für den Mann unangenehme Gewohnheit, unablässig nach der Ursache eines auch bloß vorüberziehenden Wolkenschattens auf der Stirn des Geliebten zu fragen. Theobald konnte dies nicht ertragen, am wenigsten dann, wenn die kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens den Anlaß dazu gaben. Auch war es Grundsatz bei ihm, der aus seiner Charakteranlage sich folgerecht ergab, von unangenehmen Dingen nie mit einem Dritten zu sprechen, wenn von diesem nicht Hilfe, schnelle, sichere Hilfe ohne langes Dazwischenreden zu erwarten stand. Die Menschen nannten das bald Stolz, bald Verschlossenheit, und fanden es ganz unausstehlich, daß Theobald für geleistete Hilfe, von der gelegentlich, ob auch nur andeutungsweise, gesprochen wurde, keinen Dank hatte. Die kurzsichtigen Menschen! Hätten sie bedacht, daß für ein tief empfängliches Gemüth ein erwarteter Dank schmerzhafter als ein Dolchstoß ist, sie hätten den jungen Mann sicher mit ihren Andeutungen nicht hartnäckig stumm gemacht. Man scheint lieber undankbar als gewöhnlich, man zerdrückt lieber ein Herz, als daß man sich den klaren Himmel seines Gedankenlebens verdüstern läßt.

Die unerwartete Hilfe durch die Hand der kleinen Pauline hatte Theobald nur augenblicklich gerettet, denn

sein dem Grafen gemachter Vorschlag war nicht angenommen worden. Schon der nächste Morgen brachte ihm neue Sorgen, neue, schwere Gänge, die seine stolze Seele unaussprechlich verletzten. Deunoch verschluckte er Alles mit einer Resignation, einer Ruhe, die, hätte ihm Jemand in's Herz sehen können, in Erstaunen gesetzt haben würde. Durch Ausdauer erreichte er endlich einige Frist, und nun schüttelte er den Gram aus seinen Locken, legte die Festtagsmiene an und ging zu Elise.

Sie reichte ihm schmollend die Hand. »Ich dachte, Du wärest gestorben oder verdorben,« sagte sie empfindlich. »Es wird heut der neunte oder zehnte Tag sein, den ich vergeblich mit Sehnsucht und Angst auf Dich harre.«

»Du weißt, Liebe,« versetzte Theobald, »daß ich immer triftige Gründe habe, wenn ich Dich nicht besuche.«

»Das sagst Du immer, und doch erfahre ich nie, worin sie bestehen. Du bist ja Dein eigener Herr und kannst thun, was Du willst.«

»Eben deshalb konnte ich nicht zu Dir kommen,« sagte Theobald ruhig.

Elise nahm ihre Arbeit vor und ließ schmollend die hübsche Lippe hängen. »Ich glaube, Du bist mir böse?« setzte Theobald hinzu.

»Es kränkt mich, daß Du mich vernachlässigst!«

»Elise!« sagte Theobald sanft und bewegt. »Ich war krank, geistig krank, wie ich es oft bin, und da weißt Du, kann mich nichts, nicht einmal dein treues Auge, nicht dein Händedruck, nicht Dein Kuß heilen! Ich habe gelitten, viel gelitten. Jetzt ist es vorüber, die Morgensonne

der Hoffnung leuchtet wieder in meinen Gedanken, und die erste Stunde dieses heitern Tages widme ich Dir.« Er zog ihre Hand leise von dem Stickrahmen und drückte sie an seine Lippen. Elise ließ die Nadel sinken, sie schlug langsam die durchsichtigen Lider auf, lächelte ihn durch Thränen an und sank ihm dann liebkosend an die Brust.

»Was Du ein Mädchen quälen kannst mit Deinen Seltsamkeiten!« sprach sie erheitert, glücklich. »Wenn Du an meiner Seite sitztest mir vorlies't oder erzählst, dann gehe ich ganz in Dir auf. Ich lebe von Deinem Wort, von Deinem Hauch. Dein Blick durchrieselt mich mit geheimnißreichem Genuß, und kaum bist Du fort, so martert und quält mich Dein Flattersinn! Denn treu bist Du nicht, Theobald! Du müßtest weniger verlockende Augen, weniger Hang zum prächtigen Leben haben, als Dir die Natur gegeben.«

Elise sah den Geliebten schalkhaft-fragend, scheu prüfend an. Als Theobald ihrem Blick begegnete, stand eine fliegende Röthe auf seinem Gesicht. Das Mädchen nahm diese für ein Zeichen von Schuldbewußtsein und Scham, während es doch nur der Herold des verletzten Vertrauens bei Theobald war.

»Siehst Du,« fuhr sie fort, »da hab' ich Dich ertappt!« Ihr Blick war feurig belebt, doch nicht zürnend. Sie liebte Theobald vielleicht um dieser angedichteten Fehlerhaftigkeit willen nur desto inniger. Darin sind die meisten Frauen ein wunderbares Räthsel.

Theobald versuchte sich nie zu rechtfertigen. Er hielt es weder für schicklich, noch für männlich und mußte

deshalb sehr oft Unrecht leiden. Es kränkte ihn aber, daß Elise so klein von ihm denken konnte, und weil ihm alles Kleinliche, alle gewöhnliche Lebensansicht zuwider war, schwächte diese Entdeckung an sich seine Neigung zu dem lieben Mädchen. Wo er Mißtrauen, Verdacht entdeckte, da hörte seine unbegrenzte Achtung auf, und untergrub, weil der wahre Mann nur da liebt, wo er achten kann, auch seine Liebe. Elise hatte mit dieser einzigen Aeüßerung mehr als durch alle andere weibliche Schwächen Theobald's innerste Herzensliebe für immer verscherzt.

»Wenn Du es glauben kannst,« sagte er höflich-vornehm, »dann wird es wohl wahr sein.«

»Nicht einmal entschuldigen kann er sich!« rief ärgerlich triumphirend Elise aus. »Nun ich sehe schon, daß ich meinem liebenswürdigen Sünder verzeihen muß, wenn ich ihn gut sehen will.«

Sie drückte ihm zärtlich die Hand und sah ihn dabei mit einem Lächeln an, das unwiderstehlich ist, weil es nur dem liebenden Weibe vom Himmel gegeben ward. Auch Theobald war nicht stark genug, um hart zu sein. Er vergab dem bittenden Auge der Liebe und verbrachte einige sehr glückliche Stunden bei Elise, die ihm nun mit geläufiger Zunge die Geschichte ihrer letzten acht Lebenstage wahr und zutraulich erzählte. Es lag nichts Großes darin, es waren lauter kleine Begebenheiten, wie sie innerhalb des eingeengten Horizontes eines Mädchens ohne bedeutende geistige Bildung, ohne tieferes

Verständniß der Welt und ihrer Zwecke vorkommen können.

Nur, weil sie Elisen beegnet waren, weil sie ihr so treu im Gedächtniß geblieben, weil sie ihr so wichtig schienen, nur deshalb hörte ihr Theobald mit Behagen zu. Wie sie zu Ende war, hatte er Alles wieder vergessen.

Es dunkelte schon, als er wieder von ihr schied. Sie nöthigte ihn, in ihr kleines Gärtchen zu treten, das sie mit allerhand Blumen eigenhändig schmückte. Während sie aus Reseda, Aurikeln, brennender Liebe, Levkoie, Braut in Haaren und andern bekannten und bei Mädchen immer beziehungsreichen Blumen ein Sträußchen für den Geliebten pflückte und es dann mit Bandgras umwand, ward auch Theobald beredt und durch diese rein weibliche Art zu sein, gerührt.

»Es ist für uns Männer wirklich ein Unglück,« sprach er, »daß wir selten die Liebe der Frauen in gleich auffallend hingebender Weise belohnen können. Was zum Beispiel soll ich thun, um diesem Kinde Pauline zu vergelten, was sie mir geopfert!«

»Pauline? «Und das sagst Du mir erst jetzt!« versetzte Elise. »Wer ist denn das hübsche Püppchen, das sich in deine Vornehmheit vergafft hat.«

»Laß das!« erwiderte Theobald. »Daß ich eben jetzt davon zu reden anfang, mag Dich belehren, wie sehr ich Dich liebe, wenn Du alle eifersüchtigen Gedanken verbannst. – Pauline heißt ein armes Kind, daß ich zufällig kennen lernte und das mich der Verzweiflung einer höllenfinstern Stunde entriß.«

Elise gab ihm lächelnd mit einer graziösen Handbewegung den fertigen Strauß. Dann küßte sie ihn auf den Mund und strich ihm mit der weichen warmen Hand die Haare von der hohen, gedankenreichen Stirn. »Nun sprich, Liebster, ich will ganz still, folgsam und gut sein.«

Sie legte ihren Arm in den seinigen, und während Beide in den schmalen Gängen des kleinen Gärtchens auf- und niederwandelten, erzählte Theobald Elisen die Erlebnisse *seiner* letzten Tage. Sie ward davon bis zu Thränen gerührt, küßte ihm oft die Hand und wagte, als er geendigt, ihm schüchtern die kleine Summe anzubieten. »Bitte, theurer, guter, bester Theobald, nimm es! Du wirst mich glücklich damit machen,« flehte sie.

Theobald wies das Anerbieten entschieden zurück.

»Ich glaube es,« versetzte er, Jetzt in diesem Augenblicke wird es Dich beseligen. Es werden aber Stunden kommen, wo unsere Leidenschaft nicht mehr braust und stürmt, wo wir uns ruhiger gegenüberstehen. Dann, sei versichert, drücken solche Schulden der Liebe, und auch die reinste Neigung reicht nicht aus, ein bitteres Rachgefühl ganz zu verwischen. Die Liebe soll von der Liebe nichts als Kuß und Umarmung entlehnen.«

Er hauchte noch einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und verschwand in der sinkenden Dämmerung.

Als Theobald nach Hause kam, fand er auf seinem Arbeitstische ein duftendes rosaroths Billet von unbekannter Hand, welche den feinen Schriftzügen zufolge einer

Frau anzugehören schien. Er drehte es um und um, bevor er es öffnete. Sein Herz klopfte stärker, als er das Siegel brach. Eine Karte fiel heraus mit einer goldenen Baronenkrone und dem Namen ›Aurora von Felsburg‹. Auf der Rückseite stand von derselben Hand eine freundliche Einladung zum Thee auf heut Abend.

Theobald schwankte, er fragte seine Wirthin nach dem Ueberbringer des Briefchens. Es sei ein Livréebedienter gewesen, sagte diese, der sich sehr genau erkundigt habe, wann wohl der junge Herr nach Hause kommen werde und mit dem Bescheid fortgegangen sei, daß es um neun Uhr noch gerade Zeit wäre. Es war eben halb vorüber, Theobald beschloß, der Einladung zu folgen. »Langweile ich mich,« dachte er, »so kann ich mich ja bei Zeiten wieder empfehlen, und finde ich einen interessanten Zirkel gebildeter, unterrichteter Menschen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß mir aus dieser Bekanntschaft in Zukunft mancher Nutzen, wenn auch nur durch neue Verbindungen, erwächst.« Er kleidete sich rasch um und machte sich auf den Weg nach dem Hause der Baroness.

Unser Freund hat Aurora seit ihrem ersten Zusammentreffen noch zweimal auf der Ausstellung gesehen. Beide Male war sie ihm vornehm-freundlich entgegengekommen, hatte um sein Urtheil gebeten und immer ein gehaltenes, interessantes Gespräch über Kunst geführt. Ihre Begleitung hielt sich dann, wie Theobald bemerkte, zurück, wodurch er vor ihren nicht eben klugen Einreden geschützt ward. Während dieser Gespräche, die den

jungen Mann erfreuten und ihn seine mißliche, sorgenvolle Lage auf kurze Stunden vergessen machten, hatte er den klugen Geist der schönen Frau, die auf ihre Kenntnisse durchaus nicht eitel zu sein schien, liebgewonnen, wie denn überhaupt alle Neigung bei Theobald sich an geistige Bevorzugung lehnte. Als er ihr zum letzten Male begegnete, tauschten sie ihre Namen aus.

Theobald war schüchtern aber nicht befangen. Im Vorzimmer der Baronesse trat ihm derselbe Bediente entgegen, den er schon früher in ihrer Begleitung gesehen hatte. »Es ist gut, daß Sie kommen,« sagte er zu Theobald, »die gnädige Baronesse hat schon einigemal nach Ihnen gefragt.« Er öffnete ihm die Flügelthür und unser Freund trat in einen kleinen, höchst geschmackvoll dekorirten und meublirten Salon. In einem Kamin von weißem Marmor brannte, wie zum Schmuck und zur Erhöhung traulicher Häuslichkeit, ein stilles Steinkohlenfeuer. Daneben um einen halbrunden Tisch von dem schönsten Accajouholz, hatte die kleine Gesellschaft auf roth ausgeschlagenen bequemen Lehnstühlen Platz genommen.

Theobald begrüßte die Versammelten und sagte der ihm freundlich entgegenkommenden Baronesse so leise einige Worte des Dankes für ihre Einladung, daß Niemand von den Anwesenden eine Silbe davon verstehen konnte. Aurora schob einen Stuhl an den ihrigen.

»Bitte,« sagte sie mit einer einladenden Handhewegung und einem tiefen innigen Blick ihres großen, blauen Auges. Theobald ließ sich nieder. Aurora, beschäftigt den Thee zu bereiten, wandte sich zu den Uebrigen, unter

denen unser Freund die früheren Bekannten wiederfand. »Herr Theobald,« sprach sie, den jungen Mann vorstellend – »Sie verzeihen,« fuhr sie fort, –.daß ich im Augenblick Ihren Geschlechtsnamen vergessen habe. Ich habe kein Gedächtniß für Namen. Geister und Gesichter merke ich mir besser.«

Dann führte sie unserm Freunde noch einen Herrn Arthur als Maler und den Schriftsteller Emil zu. Beide kannte Theobald aus ihren glücklichen Leistungen und war erfreut, ihnen jetzt auch persönlich näher treten zu können. Theobald fühlte sich beunruhigt durch die Nähe des schönen Weibes, das so unmittelbar neben ihm die Pflichten einer gastfreien Wirthin ruhig, edel, mit höchster Anmuth erfüllte. Es war nichts Fahriges, nichts Unsicheres und Ruheloses in ihr, was an Frauen, denen es an tieferer Bildung gebricht, so sehr stört, den Umgang mit ihnen so leicht beleidigt. Auch wenn sie etwas zu befehlen hatte, geschah es mit sanfter, wohltönender Stimme, stets weiblich, nicht schreiend oder hastig, was Viele für unerläßlich halten, um gute Hausfrauen vorzustellen. Aurora war in dieser Beziehung das vollkommenste Widerspiel von Elise, und Theobald's Vergleichung fiel gar nicht zum Vortheil der Letztern aus.

Auf unsern Freund, der die Frauen ruhig und gelassen immer am liebsten hatte, wenn sie nur sonst einer tief verschlossenen Leidenschaftlichkeit nicht entbehrten und von einer keusch zurückgehaltenen Sinnlichkeit getragen wurden, die man aber nur errathen, nicht sehen,

nicht wissen durfte, auf ihn machte die sichere, vollendete weibliche Natur einen höchst wohlthätigen Eindruck. Ueberdies hatte Aurora eine Toilette gemacht, die sie sehr gut kleidete und ihren Wuchs auf das Vortheilhafteste zeigte. Sie trug über ein weißes Kleid einen schwarzseidenen Spencer, der am Halse tief ausgeschnitten die Weiße des stolz gebogenen Nackens prächtig hervorhob. Ihr schönes Haar war über der sinnigen Stirn gescheitelt, ward von einem glatten Silberreif um die Schläfe zusammengehalten und fiel in reichen vollen Locken zu beiden Seiten fast bis auf die Schultern herab. Während Aurora den Thee bereitete, erhielt sie fortwährend das Gespräch im Fluß, das, alles Gewöhnliche bei Seite lassend, sich nur um bedeutende Gegenstände, um geistige Interessen bewegte. Da sie Theobald's Schüchternheit bemerkte, war sie bemüht, ihn unmerklich in's Gespräch zu ziehen.

»Zwischen Graf Olbers und mir,« sagte sie, indem sie Theobald eine Tasse Thee reichte, »ist es seit gestern zum offenen Krieg gekommen. Er hat mir alle französische Kunst so total schlecht gemacht und herabgesetzt, daß ich mich genöthigt sehe, Bundesgenossen zu werben. Arthur ist schon zu mir getreten und ich hoffe, Sie werden mir in dieser Bedrängniß nicht untreu werden.«

»Gnädige Frau,« versetzte Theobald, »als bloßer Laie habe ich wohl eigentlich in einem so kunstverständigen Kreise kein Urtheil; sind Sie indeß mit dem zufrieden, was Sie größtentheils schon kennen, und halten Sie dies

für wahr, so bitte ich den Herrn Grafen, mich ebenfalls als Gegner anzunehmen.«

»Ich danke,« sagte Aurora. »Um aber unsere freundliche Bekanntschaft nicht durch einen Streit zu feiern, möchte ich Sie bitten, Herr Theobald – erlauben Sie mir, daß ich mich forthin des kürzeren Namens bedienen darf – aus Ihrem geheimnißreichen Dunkel herauszutreten. Sie können doch nicht so vom Himmel herabgefallen sein, wie ein Meteorstein, und ich bin neben meiner Wißbegierde auch noch neugierig. Also?«

Die Baronesse brach hier ihre Rede ab und heftete ihr großes Auge so bittend auf Theobald, daß in diesem Blick die Vollendung der Frage deutlich genug zu lesen war.

»Sie thun, glaube ich, am besten, wenn Sie mich nehmen, wie ich bin,« erwiderte dieser. »Was vorangeht, ehe ich dahin kam, wo ich jetzt stehe, kann nur mir, Niemand anders wichtig sein. Denn ich bin überzeugt,« daß Sie nur nach meinem geistigen Geburtsscheine Begehren tragen.« Theobald begleitete diese letzte Aeußerung ebenfalls mit einem Blicke, den Aurora mit weiblichen Scharfsinn zu deuten wußte.

»Es ist nicht fein von Ihnen,« entgegnete sie, »daß Sie uns so wenig Theilnahme zutrauen. Ihre klaren und ohne Anmaßung gegebenen Urtheile über Kunst, mag Jeder darüber denken wie er will, haben mir Sie lieb gemacht. Ich stehe einsam in der Welt, bin jung und suche noch die Blüthenzeit des Lebens in einer mir zusagenden Weise zu genießen. Da schicke ich denn mein Gesicht und mein Gehör auf Kundschaft aus, und wo diese beiden Spione

Etwas entdecken, das ihnen schmeichelt, suchen sie es durch sanfte Ketten an mich zu fesseln. Können Sie mir das verdenken?«

»Ich fühle mich von Ihrem Vertrauen geehrt, gnädige Frau,« sagte Theobald, »und will es zu verdienen suchen.«

Er gab hierauf in geschickter Einkleidung einen Abriß seiner geistigen Bildungsgeschichte, die Jedermann genügen mußte. Da er nicht eigentlich erzählend verfuhr, sondern gesprächsweise die bedeutendsten Momente daraus der Gesellschaft mittheilte, beobachtete er die Vorsicht, von allem rein Aeüßerlichen hartnäckig zu schweigen, weder seiner Familienverhältnisse, noch seiner übrigen trübseligen Lage zu gedenken, wohl aber die Sehnsucht nach höherer, freierer Ausbildung hindurchblicken zu lassen. Er wollte dadurch zu einer Fortspinnung des Gesprächs von Seiten Aurora's aufreizen, und der Erfolg ergab, daß er richtig spekulirt hatte.

»Sie müssen reisen,« sagte Graf Olbers. »Frankreich, England, Italien, vornehmlich Italien, werden Ihnen Anschauungen geben, von denen Sie ihr ganzes Leben hindurch zehren können.«

»Ließen sich alle Wünsche befriedigen,« versetzte Theobald, »wo kämen dann die vielen Unzufriedenen her!«

»Gehören Sie etwa auch zu dieser Leibgarde des Zeitgeistes?« warf Olbers ein, einen halb spöttischen Blick auf

Theobald heftend, »oder helfen Sie gar das laut schreiende Korps der Zerrissenen vermehren, die jetzt Mode werden?«

»Es kommt darauf an, was Sie unter beiden Begriffen verstehen,« sagte Theobald ruhig. »Zufrieden bin ich nicht, weil Wünsche, Bedürfnisse in mir leben, die ich nie erreichen kann aus Mangel an den dazu nöthigen Mitteln, und nennen Sie den Kummer darüber, der mich oft beschleicht, Zerrissenheit, so ist sie mein Theil. Nur gestehen Sie dann hoffentlich zu, daß der Grund kein unedler ist.«

»Hat man dafür nicht jüngst das prächtige Wort Welt-schmerz aufgebracht?« bemerkte der junge Kavalier, sein Gespräch mit den jungen Damen unterbrechend.

»Nein, nein! Das ist Europamüdigkeit,« erwiderte Emilie.

»Die Unbefangenen nennen's Geldschmerz,« bemerkte Graf Olbers nachlässig. Theobald erröthete vor Aerger. Er fühlte, daß er auf diese lieblose, gemeine Aeußerung etwas erwidern müsse.

»Die Theilnahmlosigkeit an fremdem Leid durfte aller geistigen Unbefriedigtheit diesen Ekelnamen beilegen,« sagte er nach kurzer Pause, »ich weiß aber doch nicht, ob der mit Glücksgütern Ueberhäufte ein Recht hat, den minder vom Schicksal Begünstigten deshalb zu verspotten. Nicht Jeder kann leicht und spielend große Summen verdienen, der geistig Thätige am wenigsten, weil man, wenigstens in Deutschland, alle geistige Arbeit am schlechtesten zu bezahlen pflegt. Wenn nun ein hoher

Sinn, ein edles Herz abgeht, der wird bei der so materiellen Richtung unserer Zeit den Mittellosen stets verachten, weil er nicht den Menschen, sondern nur das materielle Gewicht desselben, d. h. sein bewegliches Gut in ihm schätzt. Und in dieser Beziehung mag der Kummer des Unbemittelten, mit geistigen Kräften und dem festen Willen Ausgestatteten, diese zu üben, auszubilden, zu entfalten, in Gottes Namen ein Schmerz nach Gelde genannt werden. Mich dünkt, es gibt dabei nichts zu lachen, nichts zu spotten. Schlimm genug, daß die Menschen diesem nichtigen Metall eine so furchtbare Macht zugestanden haben!«

»Das heißt mit kurzen Worten,« sprach Olbers, »ein junger Mann, der klug genug ist, ein leidlich vernünftiges Gespräch zu führen, darf unzufrieden, zerrissen und europamüde sein, wenn er nicht nach Italien reisen kann.«

»Da Sie meine Worte so auslegen, mögen Sie Ihre Auslegung auch rechtfertigen.«

»Es ist eine schöne Sache um ein unabhängiges Vermögen,« sagte der Kavalier. »Nicht wahr, gnädigste Baronesse?«

Aurora, die dem Gespräch bisher still beobachtend zugehört hatte, schlug jetzt ihre großen klaren Augen auf, ließ sie prüfend von einer Gestalt auf die andere gleiten und sie dann mit inniger Theilnahme auf Theobald ruhen.

»Sie haben meinen Gedanken und Gefühlen Worte gegeben, lieber Freund,« sprach sie. »Wenn es Sie erfreuen

kann zu hören, daß nicht alle Vermögende denen gleichen, die Sie geschildert haben, die Ihnen vielleicht begegnet sind, so gebe ich Ihnen diese Versicherung. Aller Geist, er bethätige sich, auf welche Art er wolle,« fuhr Aurora zu der übrigen Gesellschaft gewendet fort, »sollte von den Reichen unterstützt werden. Frühere Jahrhunderte, sogar das letzt vergangene, faßten die Welt so auf. Es hat in allen Zeitaltern Mäcene des Genie's gegeben. Die Fürsten, der Adel machten es sich zur Ehre, die hervorragendsten Geister um sich zu schaaren, nicht, um sie zu liebedienernden Slaven herabzuwürdigen, sondern um ihnen eine würdige, unabhängige Stellung zu sichern, die sie fähig machte, ihre Talente zur Bildung der Welt auszuüben. Sie besaßen Einsehen genug, um zu erkennen, daß Geist mehr werth sei, als alles Gold, daß aber der Geist des Goldes bedarf, um wirken zu können. Sie begriffen aber auch die große Sendung, die erhabene Würde des Geistes und stellten sie deshalb neben sich, als die Fürsten im Reiche der geistigen Macht! – Das neunzehnte Jahrhundert mag Vorzüge anderer Art besitzen, so viel ist gewiß, daß Unterstützung mittelloser Talente ihm gänzlich fern liegt, und der Grund davon ist leider die Sucht, Gold zu verdienen, nur um Gold zu *haben*. Die meisten Menschen leben jetzt nur für das Gold, haben das Gold aber nicht, um mittelst desselben wahrhaft zu leben. Ich verstehe nämlich unter Leben ununterbrochene Bildung und Fortentwicklung.«

»Diesen Vorwurf können Sie doch dem Adel nicht machen?« entgegnete der Kavalier.

»Nicht durchaus,« versetzte Aurora. »Es gibt noch einen alten Adelstamm, der es unter seiner Würde hält, Wechselgeschäfte höher zu achten als der Verkehr mit bedeutenden Menschen. Er wird zeitig genug aussterben. Die Zeit, die Alles nivellirt, untergräbt ihn unmerklich, der reiche Bürger, der auf ein erworbenes Vermögen pocht, strebt nach Grundbesitz, und um von diesem nicht ganz überflügelt zu werden, läßt sich der Adel ebenfalls auf Spekulationen ein. Ist es erst so weit gekommen, dann wird man unter Genie's nur Geldmensen verstehen.«

»Da steht man's, wohin der Einfluß des Bürgerlichen, gemeinen Erwerbsinnes führt!« sagte der Kavalier.

»Ich sehe auch nicht ein,« bemerkte Graf Olbers, »warum der Adel unsere Talente von heut noch unterstützen soll? Schimpfen sie doch auf Alles, was Fürst heißt, hassen Sie doch den Adel und gehen darauf aus, ihn zu stürzen! Nein, meine Gnädigste, gegenwärtig muß man als Mann von Stande und Ehre nur musikalische Talente und Virtuosen protegiren, Alles, was sonst mit der Feder umgeht, mag je eher, je lieber verhungern.«

»Gut, daß Sie dies nur in meinem Salon sagen, lieber Olbers,« erwiderte Aurora lächelnd, »Sie dürften sonst nicht vor einer gelegentlichen Silhouette sicher sein! Im Grunde haben Sie aber doch wohl Unrecht; denn mich dünkt, jene Angriffe auf Fürsten und Adel rühren davon her, daß man einsieht, wie sie ihrer Stellung zum Volke uneingedenk geworden sind. Der Geist kann irren, aber

selten auf die Dauer einen ungerechten Kampf fortsetzen. Er wird sich dem Adel wieder zuwenden, sobald dieser seiner Verpflichtungen erst eingedenk geworden ist. Denn aller Geist ist aristokratisch!«

Mit diesem Aussprache schnitt die Baronesse das Gespräch ab, da eben zu rechter Zeit der Bediente meldete, daß der Abendtisch angerichtet sei. Theobald sagte Aurora im Herzen den freundlichsten Dank, ihn in Worten auszusprechen, wagte er nicht, konnte er nicht. Er reichte ihr schüchtern seinen Arm und fühlte sich wunderbar beglückt, als die schöne Gestalt leicht und sylphenartig an seiner Seite wandelte. Noch nie hatte er den wohlthuenden Einfluß einer edlen, klaren Weiblichkeit so ganz und tief empfunden, wie jetzt. In Aurora sah er Alles vereinigt, was er am Weibe liebte: Theilnahme, Verständniß, Lebensform, Ruhe, gehaltenes Betragen, häuslichen Sinn, der jedoch nicht den Blick auf das Große der Welt trübte, und eine hohe reine Sittlichkeit, die es verschmähte, auch nur durch ein gemeines Wort die keusche Lippe zu beflecken. So wollte Theobald die Frauen. Er war daher sehr natürlich, daß Elisens Bild vor Aurora verschwinden mußte.

Das Gespräch über Tisch war heiter und geistig belebt. Graf Olbers erzählte recht anmuthig Anekdoten aus seinem Kriegerleben, auch die jungen Mädchen zeigten sich liebenswürdig und aufgeweckt. Beim Abschiede lud die Baronesse Theobald zu recht baldiger Wiederholung seines Besuches ein. Sie habe noch viel mit ihm zu sprechen, sagte sie. Als Theobald ihre schmale weiße Hand küßte,

glaubte er zu bemerken, daß sie zitterte. Er trennte sich von den Uebrigen und ging erhoben, ja sogar glücklich in seine einsame Wohnung.

EILFTES KAPITEL.

Es ist schon früher angedeutet worden, daß Herr Süßlich mit Theobald's Vater in langjähriger Geschäftsverbindung stand. Knickeberg hätte sich von dem intriguanten Manne gern los gemacht, wäre dies ohne große Verluste möglich gewesen. So gebunden suchte er ihn wenigstens zu benutzen, und brauchte ihn deshalb als eine Art Spion, der seinen excentrischen Sohn im Geheimen beobachten und in einem gewissen Sinne wohl auch überwachen sollte. Für Süßlich war dieser Auftrag ein wahres Vergnügen. Er haßte Theobald, hatte ihn von Jugend auf gehaßt. Der junge Mann war ihm zu offen, zu redlich, zu wahrheitsliebend. Verachtete er doch das Gold, als bloßes Gold, mochte von Sammlung eitler Schätze nichts wissen, und betrachtete Jeden, dessen Augenmerk unablässig nur auf den Verdienst gerichtet, dem also der Verdienst Lebensaufgabe war, mit Mißtrauen. Herr Süßlich kannte die Abneigung des Vaters gegen Theobald, er wußte, daß der Gutsbesitzer mit den Bestrebungen des jungen Mannes nichts weniger als einverstanden war, und es schien ihm ein ganz verdienstliches Werk zu sein, wenn er mittelbar oder unmittelbar dazu beitrage, den jungen Thoren entweder zu bekehren oder zu vernichten. Wie das Ende sich gestalten werde, war ihm ganz gleichgiltig. Aus diesen Gründen hatte der reiche Mann

nicht unterlassen, die uns bekannt gewordene Unterredung mit Theobald und dessen Ansuchen an Knickeberg zu berichten, und wir müssen uns nun nach dem Eindrucke erkundigen, den eine solche Nachricht auf diesen und die übrige Familie gemacht hatte.

Die Heuernte war in vollem Gange, die Wiesen lagen in duftenden Scheiben und wurden von rüstigen Mägden bei stechendem Sonnenschein gewendet. Frau Adelheid, die gern immer nach biblischen Vorschriften handelte, weil sie dann fest überzeugt war, daß sie recht thue, meinte, Jedermann sei seines Lohnes werth, und bereitete daher ein kühlendes, kräftiges Getränk aus Essig und Wasser, mit dem belastet sie in Gesellschaft Cölestins auf das Feld hinausging, das sich an dem breiten Hügelrücken hinzog, von dem aus man die nahen Gebirge und die großen Fabriken übersehen konnte. Im Mittag stand ein finsternes Gewölk, das oft von röthlichen Blitzen hundertzackig zerrissen wurde. Die Luft war schwül und drückend heiß. Auf den Rainen erhoben zahllose Grillen ihren zirpenden Gesang. Bunte Schmetterlinge wiegten sich auf den dunkelrothen Blüten des zierlichen Mohnes, der aus den frischgrünen Haferfluren seine leuchtenden Häupter erhob.

»Mutter, heut setzt es ein Gewitter,« sagte Cölestine, indem sie die schwere Kanne, deren Oeffnung mit einem angefeuchteten Tuche zugebunden war, auf den Rain stellte, und sich den Schweiß mit dem feinen linnenen Taschentuche von dem erhitzten Gesichte trocknete. »Das sieht ja dort oben über Sommenberg und Malzdorf so

schwarz aus, wie in einem Backofen, ach und wie's schon blitzt! Wenn nur keine Schloßen kommen!«

»Der Himmel geb's gnädig!« versetzte Frau Adelheid und nahm die Kanne auf, Cölestine wollte sie die Mutter nicht tragen lassen, mußte es aber doch gestatten. »Weißt Du was, Mutter,« sagte sie, als sie ein paar hundert Schritte die Berglehne hinaufgeschritten waren und Adelheid keuchend still stand, »wenn das Gewitter vor fünf Uhr heraufkommt, dann schlägts doppelt und dreifach ein, denn bis dahin ist das Heu noch nicht in die Scheuer gebracht.«

»Laß uns eilen,« erwiderte die Mutter. »Wenn sie sich recht dazu halten, können sie doch noch fertig werden. Dort kommt ja schon Benjamin mit dem Wagen. Wo nur der Vater solange bleibt?«

»Die Hitze wird ihn in den Türken getrieben haben,« meinte Cölestine, ergriff mit ihrer linken Hand die rechte der Mutter, um die Last der Kanne weniger zu fühlen und eilte möglichst schnell der Wiese zu. Die Arbeiter häuften das duftende Heu eben in große Schober auf und strengten sich in jeder Weise an, um noch vor dem Herannahen des Wetters den schönen Ertrag der Wiese in Sicherheit zu bringen.

»Da trinkt einmal,« sagte Cölestine, »damit ihr mir nicht wie die Fliegen umfällt. Macht, daß wir das Heu trocken hereinkriegen und ihr sollt zum Abend eine Semmelmilch haben!«

Während die Kanne rund herumging, versuchten Adelheid und Cölestine die Heuhaufen. Sie waren so dürr, daß

man das Futter zerreiben konnte. Benjamin, der Knecht, trieb die Pferde an, und die Mägde legten Hand an, um das Heu aufzuladen. Indem kam der Gutsbesitzer Knickeberg quer übers Feld hergeschritten. Er hatte den grauen Rock, den er gewöhnlich trug, aufgeknöpft, ihn mit dem untergelegten linken Arm auf dem Rücken zusammengefaßt und das Halstuch abgebunden. So stiefelte er über eine dürftige Kleebrache, die zur Hälfte schon abgemäht war.

»Da kommt der Vater,« sagte Cölestine. »Er scheint recht müde zu sein. Am Ende hat er doch keinen Handel gemacht.«

»Verdrießlich genug sieht er aus,« versetzte die Mutter. »Komm, wir wollen ihm entgegen gehen! Vielleicht erheitert es ihn, wenn er hört, daß das erste Heu so gut gerathen ist.«

Cölestine hüpfte, Adelheid ging dem Vater entgegen. »Ei, Väterchen, bist Du erhitzt!« sagte die Tochter, dem Vater mit der Hand über die Stirn fahrend. »Komm, setze Dich hinter den Schober im Schatten, daß Du Dich abkühlst! Das ist 'mal ein prächtiges Heu, Vater! Da freue ich mich schon auf den Herbst, wenn's an ein Dürrefüttern geht!«

»Guten Tag, lieber Mann! 's ist Dir wohl recht sauer geworden?« fragte Adelheid, ihm die Hand drückend. Knickeberg sagte aber weder guten Tag noch guten Weg, noch erwiderte er den Händedruck der Liebe. Als sei Niemand um ihn, schritt er, ohne zu reden, fürbaß gerade

auf die Wiese zu, steckte in den ersten besten Heuhaufen seine Hand, schüttelte die feinen Gräser wieder ab, fuhr sich über die Stirn, riß die Mütze vom Kopfe und warf sie in einem wirklich kunstreichen Bogen über drei bis vier Schober nach dem Haferfelde, an dessen Rande sie niederfiel, ging dem so angedeuteten Ziele nach und streckte sich der Länge nach daneben auf die Wiese, grade an einer Stelle wo die Sonne furchtbar brannte.

Mutter und Tochter sahen sich verwundert und ängstlich an, indem sie dem Schweigsamen folgten.

»Was gibt's nur?« sagte Adelheid leise. »Er war doch ganz heiter als er heut Morgen fortging! Was kann ihm denn begegnet sein?«

»Wie ich Dir sage, Mutter,« versetzte Cölestine, »es ist weiter nichts, als das Gewitter. Da hat er gedacht, das komme herauf, ehe das Heu dürr ist. Faul sind die Leute auch, wenn ich nicht zu Hause bin, es wird naß, dann fängts auf dem Henboden an zu kochen und zu dunsten, Alles verdirbt mir, das Vieh kriegt die Seuche und ich habe mich umsonst gemartert und geplagt, ohne einen Dank zu erhalten, so groß wie eine Prise Schnupftabak! So ist's, Mutter, kein Haar anders! Ich kenne Vaters Philosophien! Aber laß mich nur machen, er soll schon wieder gut werden!«

Beide setzten sich neben den Liegenden nieder. »Es zieht recht auf,« sagte die Mutter.

»Meinetwegen,« versetzte Knickeberg. »Dann haben's die Kerle bequem. Sie brauchen den Mist nicht erst auf den Boden zu schaffen.«

»Aber Vater!« ermahnte Adelheid.

»Das Heu wird hereinkommen, ohne nur besprengt zu werden,« versetzte Cölestine recht zuversichtlich. »Die Leute thun ihre Pflicht und das Wetter braucht wenigstens noch zwei Stunden, eh' es sich entladet.«

»Du weißt immer Alles besser,« sagte Knickeberg. »Hast Du etwa mit dem Winde gebriefwechselt? Wunderbar wär's nicht, denn jetzt wird das Unmögliche möglich gemacht. Nächstens wird sich noch eine Fabrik aufthun, die den Mondschein zu Damenhandschuhen verarbeitet.«

»Heut Abend kriegen die Mäher auch eine Semmelmilch,« warf Cölestine ein.

»Auch noch?« fuhr Knickeberg heraus. »Dann bitt' ich mir eine Wassersuppe aus. Wenn's Gesinde schwelgt, muß der Herr sparen. Wieder ein Schritt tiefer in die verkehrte Welt hinein. Das geht Alles mit Dampfmeilenstiefeln.«

»Die sollst Du haben,« fuhr Cölestine fort, ohne sich stören zu lassen oder auf des Vaters Räsonnement einzugehen, »und nachher eine tüchtige Portion Buttereier.«

»Bist Du mit dem Müller einig geworden?« fragte Adelheid.

»Ja.«

»Kauft er viel?«

»Den ganzen Plunder, wenn ich die Zahlung in Gold nehme. Gold, Gold! Ueber die Menschen! Als ob ich mir für Gold Brod kaufen könnte!«

»Nun das, wäre auch sehr überflüssig, Väterchen, da wir selbst backen,« sagte Cölestine.

Knickeberg brummte, ärgerlich über den Widerspruch, und sah verdrossen in das heraufziehende Wetter.

»Ist Dir 'was zugestoßen, lieber Mann,« fragte Adelheid nach einer Weile.

»Und das 'was Ordentliches,« versetzte Knickeberg, »Süßlich hat mir geschrieben. Da ist der Wisch!«

Er richtete sich auf und zog den Brief aus der Brusttasche. »'s ist eine prächtige Geschichte,« fuhr er fort, indem ein höhnisches Lächeln sein wohlgenährtes Gesicht überflog. »Was so 'n eingebildeter Junge seinen Eltern für Freude machen kann, das glaubt kein Mensch!«

Cölestine erblaßte, Adelheid fragte schüchtern, was Herr Süßlich geschrieben habe?

»Justement das, was ich vor einem halben Jahre prophezeit habe,« sprach Knickeberg weiter, froh, endlich in den Zug zu kommen und seinen Aerger aussprechen zu können. »Da bat der Esel nun doch herumgefirlefantzt, gekunstliebhabert, gepinselt, gekratzt und gekleckst, hat geschrieben Ernsthaftes und Lächerliches, ist mit allen Potentaten und Prinzessinnen schon auf ›Komm her und geh' mit mir in die Pilze, und hat nicht 's Salz in die Suppe, nicht die Wichse für die eleganten Schuhe.«

»Das ist Verleumdung,« versetzte Cölestine. »Herr Süßlich war dem Bruder nie zugethan.«

»Wahrheit ist's, helle, blanke Wahrheit!« betheuerte Knickeberg. »Ich kann den Süßlich auch nicht leiden, aber ein praktischer Kopf ist's, und was er sagt, das kann

er beweisen. Leset den Brief. Darin steht's geschrieben mit einer Pfote, für die ein Gelehrter seinen letzten Rock hingeben würde, wenn's zufällig griechisch wäre, daß unser sauberes Früchtchen Geld von ihm hat borgen wollen, baares Geld, sag' ich Euch! Hat's ihm aber rund abgeschlagen, nachdem er ihm vorher vernünftig zugesprochen, was bei dem hochmüthigen Herrn nicht verfangen hat. Nun, Jungfer Guckinshertz,« wandte er sich zu Cölestine, »wo bleiben denn jetzt die großen Dinge, die Du prophezeit hast? Ein Pflastertreter, ein Sonnenbruder, ein Himmelgucker, ein Mädchenjäger, sind das etwa große Mannstugenden, he?«

»Mag Herr Süßlich schreiben, was er will,« erwiderte Cölestine unerschrocken, »es ist gewiß ganz anders gewesen. In Noth kann Jeder gerathen.«

»Wer aber durch seine Schuld hineingeräth, der soll darin stecken bleiben und meinetwegen auch drin umkommen, so wahr ich hoffe –«

»Vermiß Dich nicht, lieber Mann!« bat Adelheid. »Eine ruhige Stunde bringt Dich auf andere Gedanken.«

»Nein!« entgegnete Knickederg hartnäckig. »Hat er sich die Brautsuppe eingebrockt, so soll er sie auch aufessen, und wenn sie so dick wird, daß der Löffel drin stehen bleibt. Wort muß gehalten werden, und was Jemand verspricht, das soll er thun. Hat der Junge wirkliche Grütze im Kopfe – nur nicht Haidegrütze – so wird er sich zu helfen wissen und dann will ich ihn unterstützen; ist er aber, wie ich glaube, ein wohlgedrehter Dummhut, so mag er hinfahren, wohin er will; denn wenn solch Volk

umkommt, blasen die Engel die Schalmeien. Das ist mein letztes Wort, basta! –«

Knickeberg, jetzt etwas freundlicher aussehend, stand auf. Auch die Frauen erhoben sich. Ueber den Gebirgen blitzte es ununterbrochen, der Donner grollte in weiter Ferne. »Es ist Zeit, aufzubrechen, sonst wäscht uns der Himmel noch die Pelze,« sagte der Gutsbesitzer. »Ich könnt's zufrieden sein, vielleicht brauchte ich dann weniger Seife zu kaufen.«

Mit dieser Anspielung auf Adelheids Verschwendung schlang er sich das Halstuch locker um den Hals, knietschte den Brief von Süßlich vollends zusammen und stopfte ihn in die Seitentasche. Das Heu war inzwischen glücklich aufgeladen worden und der Gutsbesitzer ermunterte den Knecht, sich zu beeilen. Darauf ging er quer über die Wiese nach dem Felldraine, ohne sich weiter um die nachfolgenden Frauen zu bekümmern, die von dem Gehörten in nicht geringe Sorgen versetzt worden waren.

Glücklicherweise ward das Heu noch vor Ausbruch des Wetters eingebracht, was den Vater unseres Helden bedeutend erheiterte. Ein Besuch des Pastors, mit dem er sich gern aussprach, trug noch mehr dazu bei, ihm den Aerger zu vertreiben, und auch die Mienen der bestürzten Mutter und Tochter wieder in etwas aufzuhellen.

»Schönes Heu,« sagte Pfnorr, nachdem er den Gutsbesitzer durch einen Handschlag begrüßt hatte. »Sie haben doch Alles ganz aparte.«

»Ihr Wiesewachs ist noch besser, Herr Pastor, nur lassen Sie das Gras zu lange stehen. Das macht's hart und gibt dann kein gutes Winterfutter.«

»Hm!« sagte Pfnorr. »Man hat auch seine Ansichten.«

»Erfahrung ist der beste Wirth,« fiel Knickeberg ein, »Cölestine, meinen Schlafrock und die Pantoffeln! Sie erlauben. Herr Pastor. Ich bin heut den ganzen halben Tag in der Hitze herumgetrabt, habe mich geärgert nach Noten und mag heut nicht mehr aus dem Neste gehen.«

»Bitte, bitte, machen Sie sich's bequem!«

Cölestine brachte dem Vater Schlafrock und Pantoffeln, Adelheid trug den Kaffee auf, schob Stühle an den Tisch und nöthigte den Pastor, Platz zu nehmen. Knickeberg sah sich um, als suchte er etwas, als er aber seine Tochter mit der dampfenden Pfeife im Munde, den Wachsstock in der Hand erblickte, lächelte er ihr freundlich zu und kniff ihr sanft in die Backen, indem er fortrauchend sprach: »Schön, mei' Tochter! Immer flink und aufmerksam, das gibt eine tüchtige deutsche Hausfrau.«

Pastor Pfnorr rauchte ebenfalls seine Pfeife an, ließ den weißblauen Rauch höchst kunstreich in einem festen Strahle dicht an der Nase vorbei in die Luft steigen, prüfte auf diese Weise das edle Kraut und sagte schmunzelnd, indem er die volle Tasse zum Munde führte: »Ja, ja! Aechter Colorado ist schon ein vortreffliches Gewächs!«

»Nichts Neues, Herr Pastor?« fragte Knickeberg »Kein Unkraut im Weinberge des Herrn? Keine Teufelsstreiche im Reiche Gottes?«

»Nicht daß ich wüßte, Verehrtester! Hm, hm! Morgen kommen erst die neuen Zeitungen, das heißt die vom letzten Monate. Da gibt's wieder was zu studiren, zu denken und zu verdauen!«

»Dann kann ich Ihnen etwas Besonderes mittheilen,« sagte Knickeberg.

»Das wäre! Sehn S' emal!« meinte Pastor Pfnorr.

Adelheid, die auf dem Gesicht ihres Mannes den Gegenstand seiner Mittheilung errieth, entfernte sich seufzend, Cölestine sprach ihr Muth zu und versicherte sie, daß sich Alles mit der Zeit noch werde schlichten lassen.

»Erinnern Sie' sich noch. Herr Pastor,« hob der Gutsbesitzer an, wie wir hier auf demselben Platze vor vielen, vielen Jahren einmal großen Rath hielten über meinen Jungen, den Theobald!«

»Hm, es ist mir so! Ja, ja!« sagte Pfnorr, nachdenkliche Züge aus seiner Pfeife saugend. »Es war, glaub' ich, von seinen Mängeln an Fähigkeiten die Rede.«

»So irgend 'was für Dummejungenschaft und Narrheit gab's zu verhandeln,« fuhr Knickeberg fort. »Er ist seitdem nicht klüger geworden, wie Sie wissen, und jetzt, können Sie's glauben, jetzt geht er gar betteln.«

»Betteln? Ne, was Sie sagen!«

»Betteln, pumpen, wie Sie wollen,« sagte Knickeberg, ein paar Zwiebacke zermalmend.

»Pumpen, mein Werthester,« fiel Pfnorr belehrend ein, »pumpen hat nichts gemein mit Bettelei.«

»Dann ist's doch gemein, wie Betteln.«

»Hm! Solches möchte ich, mich zurückversetzend in die glücklichen Jahre der Jugend, einigermaßen bestreiten,« erwiderte der Pastor höchst bedächtig. Zu meiner Zeit verstand man wenigstens unter ›Pumpen‹ eine höchst ehrenwerth gemachte Anleihe. Es gab damals sogar Hauptpumper. So nannten wir nämlich die geschickten jungen Leute, welche es verstanden, Jahr aus Jahr ein nur vom Pump flott zu leben. Und dazu, bester Knickeberg, gehörte ein ausgebildetes, großes Pumptalent.«

»Ehrlich gesprochen, Herr Pastor,« fiel Knickeberg ein, »so halte ich weder vom betteln, noch vom borgen, noch vom pumpen etwas, gesetzt auch, Sie selber hätten in dieser Kunst excellirt.«

»O, bitte, bitte –«

»So viel nur ist gewiß,« fuhr Knickeberg fort, »daß der Gegenstand unserer damaligen Berathung, mein großer Bengel Theobald, sich auc diese Pumpbettelei verlegt hat. Man sagt, dies sei genial!« setzte er bitter lächelnd hiezu.

Pastor Pfnorr hing den Kopf, wie ein Schaf, das die Drehe hat. Auf seinen halboffenen Munde schwankte noch ein dünner Rauchstengel, der aus Mangel an Nahrung in leichte Kräusel zerfloß. Wissen Sie, Bester, was da hilft?« fragte er nach längerem Schweigen, während dem der Gutsbesitzer eine Tasse Kaffee trank.

»Nein,« versetzte dieser kurz. »Wissen Sie's?«

»Ja!« sagte Pfnorr. »Da hilft am besten und sichersten Geld.«

»Sie sind ein wahrer Salomo!« rief Knickeberg.

»Ja,« fuhr der Pastor fort, »Geld, das Sie ihm hinschicken. Das wird Ihren Sohn rühren und klug machen. Denn Geld ist ein Tröster in jeder Noth.«

»Pros't de Mahlzeit!« sagte Knickeberg. »Auf den Trost soll er bei mir warten bis an sein seliges Ende. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, steht in der Schrift, und just darnach will ich mich richten. 's ist mir nur um meinen ehrlichen Namen.«

»Haben Sie sonst nichts von ihm gehört?« fragte Pfnorr.

»Kein Sterbenswörtchen! Er schreibt zwar zuweilen, aber da hängt der Himmel immer voller Geigen. Da wird wohl ein Pump auf seine zukünftigen Glücksumstände sein! Genug, so ein Mensch ist mir noch nicht vorgekommen.«

»Ja, ja, Sie haben Recht,« versetzte der Pastor. »Ein Genie oder ein Taugenichts, 's wird wohl nicht anders sein.«

»Sagen Sie mir,« sprach Knickeberg, »wozu gibt's denn eigentlich Genie's in der Welt, wenn die Rasse so curios ist, daß sie ein anderer Mensch von altem Schrot und Korn nicht eher erkennen kann, als bis sie so ziemlich schon spatlahm geworden ist? Können Sie mir das erklären?«

»Es muß doch seine Gründe haben,« meinte Pfnorr.

»Aber welche?« fragte Knickeberg ungeduldig.

»Bester Herr Knickeberg,« versetzte Pfnorr und klopfte seine Pfeife aus, »sie sind unergründlich, wie es eben das Genie selber auch ist.«

»Danke für gütigen Bescheid,« sagte der Gutsbesitzer verdrossen. »Bei Ihnen kann man klug werden.« Pfnorr lächelte gutmüthig. Knickeberg stand auf und holte das Schachbrett. »Ist ein Tricktrack gefällig?«

»Immer zu dienen,« sagte Pfnorr.

Knickeberg schlug das Brett auf und ordnete seine Steine. »Cölestine!«

Die Gerufene steckte ihr Köpfchen durch's die halb geöffnete Thür herein. »Was gibt's, Väterchen?«

«Wo steckt denn die Mutter, Kind?«

»Mutter siedet Krebse.«

»Krebse? Wo hat sie denn die her?«

»Von Gotthold.«

»Und der?«

»Hat sie drüben im Waldbache gefangen.«

»Doch ein guter Junge!« brummte Knickeberg. »Noch eine Pfeife!« sagte er, die angerauchte der Tochter hinreichend. »Stopfe sie hübsch locker, der Tabak ist fein.

Cölestine nickte beistimmend lächelnd und brachte nach einer Weile die gestopfte Pfeife brennend zurück. Knickeberg nahm sie mit zufriedener Miene und spielte eifrig mit dem Pastor seine Partie.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Inzwischen litt unser Freund noch immer. Seine äußerliche Lage hatte sich eher verschlimmert, als verbessert, und er wußte in der That nicht mehr, wie er sich

ehrlich aus der täglich wachsenden Noth herausarbeiten sollte. Jedes erlaubte Mittel blieb fruchtlos, alle Unternehmungen, alle Anerbietungen scheiterten, und was ihn am meisten kränkte, war, daß er täglich mit ansehen mußte, wie gewissenlose Charlatane leicht Eingang fanden, wie man ihnen freundlich entgegenkam, sie gern unterstützte und auf jede Weise emporzuheben suchte. Muß man denn ein Schuft werden, oder gemein, oder flach, um nur leben zu können? Diese Frage wiederholte sich unser Freund unzählige Male. Da er von spröderem Stoffe gemacht war, da er unmöglich einen schroffen geistigen Stolz ablegen konnte, ja diesen wohl unwillkürlich der rauhen Ungebildetheit gegenüber auffallend herauskehrte, so wandte ihm das sogenannte Glück, das mit der Gemeinheit immer auch gemein geworden ist, hartnäckig den Rücken. Und dabei fühlte sich der Arme innerlich so voll, dabei drängte es ihn, mit vollen Händen die herrlichsten Blüthen der Poesie auf die dumpfe, befangene, nüchterne Menge hinabzuwerfen.

Dieser Zwiespalt, dieser Kontrast zwischen äußerlichem Mangel und innerem Ueberfluß drohte Theobald aufzureiben. Er begann zu kränkeln, geistig vielleicht mehr als körperlich. Auch sein Herz ward nach verschiedenen Seiten hin heftig bewegt. Unbemerkt tobten Stürme in seiner Brust, die nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben konnten. Mehr in der Absicht, diser Ueberfülle sich zu entledigen, und so mannigfache Stürme einigermaßen zur Ruhe zu verweisen, als ein Kunstprodukt zu liefern, setzte er sich bei verschlossenen Thüren in sein

einsames Zimmer und schrieb Tag und Nacht in bunter, kecker Verworrenheit die verrauschten Stimmungen eines Lebens nieder, das bis jetzt noch Niemand kannte dessen tausendfältige Schwankungen, dessen leidenschaftliche Brandungen kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hatte. Theobald's verschlossenes Insichhineinleben hatte dies unmöglich gemacht. Jetzt aber, wo diese wunderlichen Erlebnisse in eine Gestalt zusammenschossen, jetzt brach auch die ganze Wärme, das ganze tiefe Leid seines Herzens in Wort und Bild heraus und gewann an leidenschaftlicher Farbe, je ungezwungener und natürlicher Theobald nur verklungene, heimlich in seiner Seele forttönende Melodien abhielt. Es war alles erlebt, tausendmal durchempfunden, und die naive, oft derbe Einfachheit der Erzählung, die er während der Aufzeichnung in Folge seines Charakters beibehielt, gab diesen Herzensergießungen einen nicht unbedeutenden Werth. Theobald hatte nach wenigen Tagen in der schlichtesten Prosa von der Welt ein anmuthiges, halb komisches, halb tragisches Gedicht beendet. Erst, als er Alles niedergeschrieben, was er auf dem Herzen gehabt, legte er die Feder aus der Hand. Erleichterter, muthiger blickte er in die Welt, denn jetzt hatte er, wenn auch nur in der Stille seiner Zelle, zur Welt gesprochen, hatte diese Welt geschildert, gegeißelt, gepriesen und getadelt, geküßt und geschlagen, geliebt und gehaßt! Er legte die Bogen zurück, ohne sie noch einmal zu überfliegen. Wußte er doch, daß sich mit diesen ungeordneten Bekenntnissen einer nicht verstandenen Knabenseele wenig werde anfangen lassen.

Ohnehin kein Freund von bloßen Höflichkeitsvisiten hatte Theobald in der letzten Zeit seine Freunde sammt und sonders gänzlich vernachlässigt. Die meisten wunderten sich darüber, machten einige kalte Bemerkungen über den Mangel an Lebensart und kümmerten sich nicht weiter um den Ausbleibenden. Die Salongesellschaft gleicht genau der beschränktesten Philisterhaftigkeit, sie ist nur eine andere glänzendere Form oder Abart derselben. Alles Eigenthümliche und namentlich das Sonderlingsartige können beide nicht brauchen. Nur eine einzige Persönlichkeit verzieh dem wunderlichen Sünder und wendete sich nach längerem Harren schriftlich an den Verschollenen. Es war Aurora, deren geistigem Auge eben so wenig Theobald's Kummer entgangen war, als sein edler, reiner und eigenthümlicher Geist. Sie beurtheilte den jungen Mann aus ihrem Herzen heraus und errieth, ohne daß er viel davon sprach, Theobald's ganze Lebensgeschichte. Sie mochte ihn aber nicht befragen, wenn nicht eine Gelegenheit die Veranlassung dazu geben sollte. Die junge, schöne Wittwe lud den lang Vermißten durch folgende Zeilen zu sich ein.

»Es ist Unrecht von Ihnen, werther Freund, daß Sie derer so selten gedenken, die es gut mit Ihnen meinen. Was hat Sie abgehalten, so lange meinen abendlichen Freundeszirkel zu meiden? Gefällt es Ihnen nicht bei mir, oder stören Sie die Ansichten, Aeufferungen und Urtheile meiner lieben, guten Freunde? In diesem Falle, lieber Theobald, will ich Ihnen einen wohlgemeinten Wink geben. Der Mann darf stolz, aber nicht rauh, nicht abstoßend

sein! Ihr geistiger Stolz hat mich von jeher gefreut, Ihre schroffe Außenseite verleitet Andere dazu, Sie zu verken-
nen. Ich glaube Sie zu verstehen und kann über bloße
geltende Förmlichkeiten hinwegsehen. Allein die Formen
sind nicht immer unnütz, sie sind die Zügel der Huma-
nität, der Duft der Civilisation. Schon deshalb darf man
sie nicht vernachlässigen, am wenigsten ein Mann, des-
sen geistige Vorzüge es ihm leicht machen müssen, die-
sen zierlichen Fächer, den die schalkhafte Dame Zeit an
ihre Verehrer verschenkt, gar anmuthig zu handhaben.
– Kommen Sie zu mir, Sie lieber Sonderling, und sollten
Sie, wie ich fürchte, einen geheimen Kummer haben, so
sein Sie überzeugt, daß ich genug Erfahrung habe, um
die Mittel zum Trost und vielleicht auch zur Heilung zu
besitzen. Verlieren Sie nur den Muth nicht, frischer Muth
überwindet alle irdische Schwierigkeiten. Wünschen Sie
nicht Gesellschaft bei mir zu treffen, so bin ich für Sie
allein immer in den Nachmittagsstunden zu Hause. Bes-
sern Sie sich und folgert Sie meinem Rathe.

Aurora.«

Theobald erröthete, als er diese sanft zurechtweisen-
den Worte der jungen Frau las. Er machte sich Vorwürfe
über seine Nachlässigkeit und war doch auch wieder er-
freut, daß er dadurch die Baronesse genöthigt hatte, an
ihn zu schreiben. Sein Herz klopfte freudig und er fühl-
te wirklich seinen Muth wachsen, indem er wieder und
wieder die Zeilen der verehrten Frau les. Es sprach so
viel klare Sicherheit, eine so schöne Harmonie aller Kräf-
te aus ihnen, daß diese wie ein magnetisches Fluidum

auf ihn selbst übergang. Er setzte sich, um ihr schriftlich für so zarte Theilnahme zu danken, allein es wollte ihm kein Brief gelingen; bald waren die Wendungen zu gesucht und kalt, bald schienen sie ihm zu herzlich, zu vertraulich. Er zerriß mehrere Schreiben, marterte sich ab bis zur Aufregung und gab es endlich ganz auf. Es ist ja nicht nöthig, sagte er sich; wenn ich selbst zu ihr gehe und sie allein treffe, werde ich schon Worte des Dankes finden. Diesmal zögerte er nicht, fast zu schnell und die Einladung der Baronesse zu wörtlich auslegend, machte er sich noch an demselben Tage auf den Weg.

Aurora saß in ihrem matt erhellten Boudoir und zeichnete. Unabhängig wie sie war und von einem schönen Drang nach Bildung belebt, den man nicht oft bei Frauen findet, liebte sie es, jede, auch die geringste, Fähigkeit mit Liebe und Sorgfalt auszubilden, so weit es ihr möglich ward. Dadurch gewann sie nebst einer technischen Fertigkeit ein ziemlich richtiges Urtheil über Kunst und Poesie, ohne selbst mehr zu sein, noch sein zu wollen, als Dilettantin. Die Einrichtung des nicht großen Zimmers verrieth Geschmack und zeugte von der Wohlhabenheit der Besitzerin. Außer einer Menge höchst kostbarer Kupferstiche und einigen Oelgemälden füllten es die feinsten Möbeln, die weichsten Divans. Auf dem marmornen Kaminsims, desgleichen auf dem Schreibtische der Baronesse, der von einer immergrünen Epheulaube fast überwölbt war, standen die Büsten berühmter Dichter und Komponisten, so geordnet, daß sie einen gefälligen Anblick gewährten. Rothseidene Gardinen dämpften

das Tageslicht, das in weichen Tönen die anmuthige Gestalt der jungen Frau umspielte und den feinen Zügen ihres bleichen Gesichts einen erhöhten geistigen Ausdruck verlieh.

In dieses gewöhnlich verschlossene Heiligthum ward Theobald geführt. Seiner Vernachlässigung sich bewußt, trat er mit einiger Scheu dem Weibe unter die Augen, das ihm erst seine Unart hatte vorhalten müssen, damit er sie einsehe. Der sonnige Duft, der alles in feinen milden Dämmer einhüllte, blendete unsern Freund nicht mehr, als die sanfte Pracht des Gemaches und die noch anmuthigere Gestalt seiner Freundin, die mit dem Bleistift in der Hand in der Ottomane lehnte und emsig fortzeichnete.

»Guten Tag, lieber Freund,« rief sie dem Eintretenden mit ihrer glockenhellen Stimme zu, ehe dieser noch ein Wort der Begrüßung vorbringen konnte. »Es freut mich, daß ich Sie wie einen Fuchs aus seinem Bau herausgelockt habe, obwohl es nicht artig von Ihnen ist, sich so hartnäckig zu verstecken. Nehmen Sie Platz und lassen Sie mich hören, was Sie in den letzten vierzehn Tagen angegeben haben.«

Aurora schob die Zeichnung zurück, lehnte sich gemächlicher in die Kissen der Ottomane und nöthigte Theobald, sich neben sie zu setzen. Theobald that es, küßte ihr mit fühlbarer Bewegung die Hand und fragte, mit warmem Blick ihr Auge suchend: »Darf ich Ihrer Verzeihung gewiß sein, gnädige Frau?«

»Nichts von Verzeihung, Freund!« erwiderte Aurora. »Ich hab Ihnen ja nichts zu verzeihen. Daß Sie mich so lange nicht mehr besucht haben, wird nicht ohne Grund geschehen sein. Wenn ich Sie nun zu mir rief, so wünschte ich als Ihre theilnehmende Freundin diesen Grund zu erfahren.«

Theobald erwiderte nichts, Aurora hatte ihren bloßen weißen Arm auf den seinigen gelegt. Sie sah ihm jetzt scharf, aber ungemein liebevoll in sein nach Innen blickendes Auge. Er schwieg noch immer.

»Theobald,« fuhr sie ernst und ruhig fort, mit ihrer Hand die unseres Freundes suchend, »ich sehe jetzt deutlich, daß meine Ahnung wahr ist. Sie sind nicht glücklich, Sie sind mit der Welt, mit sich zerfallen. Der Boden, worauf das Geripp des Lebens ruht, bricht unter Ihren Füßen ein! Sprechen Sie, Lieber, hab' ich Recht?«

Theobald holte tief Athem. »Ich weiß nicht, gnädige Frau,« versetzte er, »ob ich ein Recht habe, selbst so dringend, so innig aufgefordert, vor Ihren Augen die finstere Welt meiner Seele aufzuschließen. Sie sind so glücklich, sind so befriedigt nach allen Seiten hin, in allen Beziehungen des Lebens, daß ich es fast für einen Frevel erachten muß, ein so ungetrübtes, schönes Menschendasein auch nur mit einem Hauch von Düstern zu beflecken, und dies, verehrte Freundin, würde geschehen, wenn ich sprechen wollte, wie ich fühle.«

»Ich rechne es Ihrer Stimmung zu, daß Sie mich so verkennen,« sagte Aurora.

»Verkennen! Ich Sie verkennen!« rief Theobald heftig.

»Ja, mein wackerer Freund,« fiel ihm Aurora mit besänftigender Sicherheit in die Rede. »Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, ich verstehe, weil mich der äußere Schein des Glückes umflattert, die Seufzer eines Leidenden nicht zu deuten oder vermiede gar aus angewohnter Bequemlichkeitsliebe jede Störung eines Zustandes, den Sie mit dem Namen ›befriedigt‹ bezeichnen. Suchen Sie denn das wahre Glück nur in der äußern Schale, in der polirten Oberfläche des Lebens? Wie oft dient diese grade nur als Schleier, um das darunter schlummernde Unglück zu verdecken!«

»Wenn es schlummert, so lassen Sie es schlummern,« entgegnete Theobald. »Ein schlummerndes Unglück fühlt Niemand, aber wer mag das Schreien eines ewig wachen ertragen!«

»Ist dies Erfahrung oder Theorie?« fragte Aurora.

»Ich fürchte, ich spreche aus Erfahrung,« sagte Theobald tonlos.

»Was drückt Sie?« drang Aurora auf's Neue mit gesteigerter Innigkeit in ihn. »Wir sind ungestört, unbelauscht. Sprechen Sie offen und unumwunden zu mir, auch die Stacheln und Spitzen Ihrer Rede, sollte sie deren enthalten, werden mich nicht verwunden. Vielleicht kann ich sogar helfen. Was drückt Sie?«

»Armuth!« hauchte Theobald, schlug beide Hände über sein Gesicht und legte sich so vorgebeugt mit der Stirn auf den Tisch. Aurora hörte und sah, wie die Brust ihres jungen Freundes arbeitete. Sie ließ ihn ruhig gewähren, und begnügte sich nur, den Leidenden mit

wehmüthig-innigen Blicken zu beobachten. Als sich der Leidende nach längerer Zeit wieder aufrichtete, legte Aurora ihre Hand auf seine Schulter und fragte sanft, ob er arm geboren sei?

Theobald sah sie scharf, fast mißtrauisch an; seine Lage, seine Stellung der Welt gegenüber hatte ihn so argwöhnisch gemacht, daß er in jeder auf ihn bezüglichen Frage einen versteckten Hohn ahnte. Aurora's Auge war aber so rein, so tief und seelenvoll, daß er sogleich fühlte, wie ungerecht hier sein Verdacht sei.

»Nein,« versetzte er, »nur die Umstände, die sonderbaren Ansichten unserer materiell gesinnten Zeit, haben mich arm gemacht.«

»Sie stehen allein!«

»Mit meinen Gefühlen, meinen Ansichten, meinen Bestrebungen ganz allein.«

»Aber Sie haben Eltern, Geschwister, Freunde.«

»Freunde? Nein! Ich habe nie Freunde gehabt,« sagte Theobald bitter. »Die Freundschaft von heut verlangt mehr Demuth, mehr Aufgeben seiner selbst, mit einem Worte mehr Charakterlosigkeit, als daß ich Mitglied ihres Bundes hätte werden können.«

»Sie täuschen sich, täuschen sich geflissentlich, Theobald,« versetzte Aurora zutrauensvoll. »Weil nicht Jeder Ihr Freund sein kann, glauben Sie, es gäbe keinen für Sie, und doch wissen, ja ahnen Sie vielleicht gar nicht, wie nahe Ihnen Ihre wahren Freunde sind! Sie achten und ehren die Frauen, ich glaube sogar, daß Ihr ganzes Wesen mehr dazu geeignet ist, sich den Frauen, als den

Männern anzuschließen, weil ich Sie ohne Schmeichelei für eine ganz poetische Natur halte. Sollte denn bei solcher Bevorzugung der Natur die Frauenwelt gleichgiltig gegen Sie geblieben sein?«

»Ich suchte sie nicht,« erwiderte Theobald seufzend, »vielleicht weil meine Ansprüche zu eigenthümlicher Art sind, um so bald befriedigt zu werden.«

»Dann sind Sie zu tadeln! fiel Aurora dem Freunde in's Wort. »Man darf nie mit vorgefaßten Meinungen in das Leben treten, nie die Menschen nach einem im voraus entworfenen Schema beurtheilen. Das verursacht nur Zwiespalt, macht mißmuthig, vereinsamt und ruft das stets lauernde Unglück herbei. Erlauben Sie mir, mein verblendeter Freund, daß ich jetzt frage, wie sie arm wurden?«

»Wie ich arm wurde?« wiederholte Theobald. »Wenn ich Ihnen das sagen wollte, theure Frau, müßte ich Ihnen ein Leben, keine Geschichte, erzählen.«

»Thun Sie es, ich habe Zeit und Geduld zuzuhören, und, was mehr ist, mein Freund, die Unglücksfäden aus ihrem Lebensseil herauszusuchen, wenn Sie mir nur vertrauen vollen.«

Nach einer Pause ernsten Nachdenkens erwiderte Theobald: »Erlassen Sie mir diese Aufgabe, gnädigste Frau! Ich fühle, daß ich sie zu lösen nicht im Stande bin, daß ich Hauptsachen weglassen, Nebenumstände hervorheben, daß ich mich in der Zeitfolge verirren und

so einen unklaren Vortrag halten wurde, der mir vielleicht selbst in Ihrem nachsichtigen Auge schaden könnte. Ich mag Niemand verklagen, Niemand verleumden. Vielleicht bin ich an all meinen Leiden zumeist selbst schuld. Deshalb kein Wort weiter darüber, edle Frau! Darf ich Sie aber beunruhigen, dann möchte ich, Ihrer Herzengüte vertrauend, in anderer Weise Sie von meinem Leben in Kenntniß setzen.«

»Sprechen Sie, ich füge mich gern Ihren Wünschen.«

»Man sagt allgemein,« fuhr Theobald fort, »das Unglück mache stumm, es vereinsame. Dies muß wohl wahr sein, wenigstens habe ich von Jugend aus diese Erfahrung gemacht, denn ich bin – vergeben Sie mir diese Behauptung – ich bin von Jugend auf, das heißt, so lange ich denken kann, unglücklich gewesen! Allein nicht immer kann das Herz schweigen. Es spricht, wenn nicht in anderer Weise, mit sich selbst, es erzählt der lauschenden Seele seine Leiden, seine Sorgen, seine Bekümmernisse, und sucht und findet, wenn auch nur vorübergehend, darin einige Erleichterung. Ich, edle Frau, habe dies von jeher gethan. Tagesbemerkungen kurze Notizen, augenblickliche Herzensergießungen, hoben mich immer über die schwersten Stunden hinweg. Sie zeigten mir aber auch die gefährlichsten Klippen, gegen die ich oft geschleudert wurde, an denen ich mich wund stieß ohne zerschellt zu werden. Werden Sie die Geduld haben, eine flüchtige Zusammenstellung dieser von früh an verzeichneten Lebensmomente anzuhören, Sie gewissermaßen als ein objektives Produkt zu betrachten?«

»Sie haben also Konfessionen geschrieben?« fragte Aurora.

»Das eigentlich nicht. Weit eher möchte ich meine Aufzeichnungen, komische Geschichte eines Sonderlings, nennen.«

»Wann haben Sie diese Geschichte verfaßt?«

»In den Tagen, wo ich mich fern hielt von aller Gesellschaft.«

»Gottlob!« sagte Aurora, unserm Freunde mit Wärme die Hand drückend. »Ich hoffe, er soll dies der Anfang Ihrer Genesung sein. Wer über sich selbst scherzen kann, ist nicht verloren, wer seinem Schmerze Worte leiht, entfernt ihn und saugt frische, frohe Lebensluft in vollen Zügen. Und jetzt noch eine Frage, die Sie mir, weil sie phlistischerhaft kleinlich, ächt beschränkt deutsch klingt, verzeihen wollen, die ich aber and Gründen thun muß, deren Rechtfertigung ich mir vorbehalte: Was sind Sie? Was treiben, was erstreben Sie?«

Theobald erröthete, denn er fühlte dadurch sich verletzt und Aurora in seiner Meinung sinken. Die Baronesse bemerkte seine Aufregung, errieth seine Gedanken. »Keine Uebereilung, keine ungerechten Schlußfolgerungen, armer Freund!« bat sie besorgt. »Um Sie ganz zu verstehen, muß ich so fragen.«

»Nun denn,« erwiderte Theobald nicht ohne einen Anklang von Bitterkeit, »in den Augen der gemeinen Welt bin ich nichts, so lange Deutschland nur denjenigen für Etwas hält, der keinem ehrlichen Namen einen Titel voroder nachsetzen kann, so lange dieser Titel den Namen

eines Menschen eigentlich erst ehrlich macht, wenn dieser nämlich blos ein bürgerlicher ist. Sie fragen, warum ich nichts bin? Weil ich zu viel Freiheitssinn besaß und noch besitze, um mich auf Kosten meines Geistes an eine Sklavenkette schmieden zu lassen. Eben dies ist mein Unglück, die Quelle meiner Armuth. Von der Natur mit einigen unpraktischen Fähigkeiten ausgerüstet, verspürte ich von jeher einen unwiderstehlichen Trieb, mich zu bilden. Bildung war mir die Bedingung zum Leben. Ich hatte nur leider dabei nicht bedacht, daß die Welt nach dem Kapital unserer Bildung nie fragt, sondern nur die nutzbaren Zinsen in Anschlag bringt. Und können Sie glauben, edle Freundin, daß diese große, stockmateriell gesinnte Welt der Ueberzeugung ist, mein wirklich recht anständiges Bildungskapital trage gar keine Zinsen? Ist das nicht entsetzlich, nicht fürchterlich komisch?«

»Sie haben vielleicht noch keinen ernstlichen Versuch gemacht,« sagte Aurora.

»Vielleicht,« fuhr Theobald fort. »Seit vier Jahren erbiere ich mich zu den verschiedensten wissenschaftlich-literarischen Arbeiten, man findet sie aber immer nicht *gemeinnützig!*«

»Was thaten Sie denn?«

»Ich legte mich auf die Beobachtung der Menschen, der Staatseinrichtungen und auf die Kunst, mitten im Mangel ein anständiger Mensch zu bleiben. Edle Freundin, glauben sie meiner Versicherung: Es ist unbeschreiblich schmerzhaft, zu sehen, wie dies gemeinste Handarbeit täglich bereitwillig und besser gezahlt wird, als ein

Gedanke, der von Geist zu Geist wandernd, Tausende erleuchtet! Es ist fürchterlich, zu fühlen, wie Menschen, die vermöge ihrer geistigen Anlagen befugt wären, Hand in Hand mit dem Höchstgeborenen zu gehen, wie solche geborene Aristokraten des Geistes ihrer Lebensstellung nach auf *einer* Stufe mit dem Auswurf des gedankenlosesten Pöbels stehen! Es ist erniedrigend und eine Schmach für die gesammte Nation, daß sie aus staatsökonomischen Gründen die Verbesserung der Handarbeiter votirt, für eine würdige Stellung ihrer Arbeiter im Geist aber keinen Groschen verausgabt! Der arm Geborene oder durch die Umstände arm Gewordene wird durch diese gemeine Gesinnung allem Unbill des Zufalls ausgesetzt, wie ein Fangball herüber, hinüber geworfen und meistens körperlich aufgerieben, bevor er seine ganze geistige Kraft entfalten kann. Glauben Sie mir, edle Frau, es gibt für den Mann keinen empfindlicheren Schmerz, als das Bewußtsein, mit aller Kraft zu wirken und doch nie aus dem Stande eines Proletariers herauszukommen. Eigene Kraft, unermüdliche Thätigkeit langen nicht aus; hier muß der Edelsinn eines Fürsten oder die Gesamtheit des Gemeinwesens einschreiten. Wir haben aber leider in Bezug auf alle Geistesunterstützung es beurkundet sich der Geist denn als Charlatan, in Deutschland nur ein *gemeines kein Gemeinwesen.*«

Theobald hatte gereizt, aber mit innerster Ueberzeugung gesprochen, und rückte man die einzelnen Angaben zusammen, so mochte wohl ungefähr in der Wirklichkeit

der deutschen Welt das entworfen Bild unseres Freundes ein sehr ähnliches Porträt davon sein. Aurora war zu genau mit den Zuständen ihres Vaterlandes bekannt, um Theobald unrecht geben zu können. Als ruhige Beobachterin betrachtete sie aber die Lage der Sachen mehr im Zusammenhange, wog Folgen und Wirkungen gegen einander ab und hatte von ihrem Gesichtspunkte aus verschiedene, triftige Einwendungen zu machen. Diese jetzt auszusprechen, schien ihr nicht klug und zeitgemäß. Sie nahm sich vor, erst Theobald's Jugendgeschichte zu hören. Deshalb ging sie auf die Aeüßerungen des jungen Mannes nicht weiter ein. Sie dankte ihm nur für sein Vertrauen und setzte dann hinzu:

»Sie leiden doch keinen Mangel?«

Theobald verneinte die Frage. Er konnte es der Wahrheit gemäß, er würde es aber aus Stolz auch dann gethan haben, wenn er für den nächsten Morgen kein Brod gehabt hatte. Auch gefragt, konnte er es nie über sich gewinnen, seine Armuth zu gestehen oder gar angebotene Gaben anzunehmen. Er fühlte sich aber der reichen Baronesse gegenüber, mitten in dieser prachtvollen Umgebung so gedrückt, daß ihm seine gegebene Zusage fast reute. Es war gut, daß der Bediente eintrat und die Stickerin meldete. Theobald wollte sich entfernen.

»O bleiben Sie doch, Lieber!« bat Aurora. »Das Mädchen ist mit wenigen Worten abgefertigt. Laß sie eintreten. Charles!«

Der Bediente öffnete die Thür und winkte der draußen Harrenden. Theobald hatte sich in die Fensterbrüstung

gelehnt, so daß die helle Abendsonne über ihn hinwegschien und goldener Duft durch das wohnliche Gemach strömte. Die Baroness behielt auf dem Divan Platz. Die Stickerin verbeugte sich bürgerlich schüchtern vor der hohen Günnerin. Theobald in Gedanken versunken, achtete nicht auf sie.

»Nun liebes Kind,« redete Aurora das Mädchen sanft an, »hast Du Dir auch recht Mühe gegeben?«

»Die gnädige Frau werden zufrieden sein,« erwiderte die Stickerin, und packte geschäftig-emsig die mitgebrachte Arbeit aus. »Hier,« fuhr sie fort. »Nicht wahr, die Farben sehen aus, als hätte sie die Natur selbst gemacht? Da werden Euer Gnaden einmal warme Füße behalten, und, wie sich's für die Baroness schickte, immer auf unverwelklichen Blumen wandeln?«

Beim Ton dieser Stimme schlug Theobald die Augen auf und richtete sie auf die Stickerin. Es war Elise, die vor ihm stand. Auch sie gewahrte und erkannte jetzt ihren Geliebten und der Ausruf »O Gott!« entschlüpfte ihrem Munde.

»Was gibt es, liebes Kind?« fragte Aurora, die freundlich prüfend Elisens Arbeit betrachtete. Weibliche Klugheit gab dieser die nöthige Fassung.

»Gott, bin ich erschrocken!« fuhr sie stammelnd mit klopfendem Busen fort. »Es ist nur der Schatten von der schönen Hand der gnädigen Frau, ich hielt es für einen Flecken schwarzer Tusche.«

»Du hast Dir viel Mühe gegeben, armes Kind. Ich danke Dir,« sagte Aurora. »Ich werde Dich meinen Freunden

empfehlen und will Dir jetzt gleich neue Arbeit mitgeben.«

Aurora stand auf, Elise machte einen stummen Knix. Während die Baronesse eine Chiffonière öffnete, standen die beiden Liebenden einander unbeobachtet gegenüber. Theobald, von seinem Gespräch aufgeregt und ernster als gewöhnlich, sah finster auf das anspruchslose Mädchen und winkte ihr mehr befehlend als bittend, sie möge seine Bekanntschaft verläugnen. Elise, anfangs nur durch seine stumme Gegenwart betroffen, fühlte sich dadurch verletzt, wendete vorwurfsvoll ihre Blicke ab und musterte wie es schien, den geschmackvollen Raum. Theobald's Augen flogen von Elise auf Aurora, von dieser wieder zu jener. Ohne es zu wollen noch zu wissen, verglich er die beiden Frauen, wog schnell und scharf ihre Eigenschaften gegen einander ab und mußte sich bekennen, daß, rechnete man eine zuweilen höchst anmuthige, naive Natürlichkeit bei Elisen ab, Aurora der sehr hübschen Stickerin in Allem überlegen sei, an Geist, an feiner Sitte, an Verstand.

Aurora reichte Elisen Canoi und ein Muster. »Dies, liebes Kind,« sagte sie freundlich, »ist zu einem Ruhekissen bestimmt. Glaubst Du, daß es passen wird?«

Elise bejahte die Frage.

»Und wann kann ich der fertigen Stickerei entgegensehen?«

Elise nannte nach kurzem Besinnen die Zeit. »Schön,« sagte Aurora. »Gib Dir recht Mühe, liebes Kind, und ich will auch an Dich denken und für Dich sorgen.«

»Allzugnädig,« versetzte Elise mit unterdrückter Stimme, packte das Erhaltene zusammen und verließ mit größerer Hast als gewöhnlich, das Boudoir, wodurch die Arme in Theobald's Augen, der das Weib ein für allemal im Lebensumgange ruhig, graziös und von Anmuth getragen haben wollte, noch um einen guten Theil sank. Er fühlte immer mehr, daß seine flüchtige Neigung zu dem fröhlichen Naturkinde keine Liebe, daß sie nur das Bedürfniß gewesen sei, durch heitere Gegenseitigkeit eine für den Alleinstehenden sonst so fühlbare Lücke auszufüllen. Es verdroß ihn zwar, daß er sich dies gestehen mußte, allein die Sache selbst hatte, wie er sie auch betrachten mochte, ihre Richtigkeit.

»Wann darf ich Ihrer Vorlesung entgegensehen?« fragte jetzt Aurora, neben Theobald an's Fenster tretend und ihre Hand in die seinige legend. Ihre Blicke begegneten sich. In Theobald's tiefem Auge glühte verhaltene Leidenschaft zitterte düstere Melancholie; Aurora's helle Blicke strahlten von gesicherter Lebensfreudigkeit und der Hoffnung auf größeres, innigeres, tieferes Glück. Theobald fühlte sich wunderbar ergriffen. Er zog die feine zarte Hand an seine Lippen. »Ich harre nur Ihres Winkes, edles, großes Herz!« sagte er leis aber mit Leidenschaft, und seine Lippen brannten wiederholt auf der warmen Hand der schönen Frau. Aurora entzog Sie ihm langsam, ihr großes Auge blieb aber an seinen Blicken hangen.

»Dann will ich künftigen Sonntag für sie allein zu Hause sein,« sagte sie mit ihrer sanften, tönenden Stimme.

»Bringen sie recht frischen Muth und einen jungen Glauben an die Menschheit mit, mein lieber Freund. Es wäre schade, wenn so viel Feuer unbenützt verlodern müßte! Gute Nacht!«

Sie senkte graziös den schönen Kopf, um den die schwarzen Locken in reizender Unordnung fielen.

»Gute Nacht!« antwortete Theobald. Einen Zusatz der Etiquette zu den beiden herzlichen Worten konnte er nicht über die Lippen bringen. Unter der Thür verbeugte er sich noch einmal. Eine Handbewegung Aurora's deutete die Eitelkeit seines Herzens so, als habe sie ihm verstoßen eine Kußhand zugeworfen.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Mit einem seltsamen Gefühl von Scheu und Verlangen sah Theobald dem Sonntage entgegen. Seine Ahnung sagte ihm, daß von diesem Tage, von dieser Vorlesung eine neue Epoche in seinem Leben anheben müsse. Ob diese von hohem stillem Glück getragen sein, ob sie ihn noch schmerzhafteren Seelenqualen, als bisher, preisgeben werde, darüber konnte ihm Nichts, nicht einmal das Vorausfühlen eines tief und wahr empfindenden Herzens, einige Gewißheit geben.

Ehe jedoch der eben so erwünschte als gefürchtete Tag herankam, mußte unser Freund noch mannigfache Kränkungen erfahren. Schon am Tage nach der mitgetheilten Unterredung mit Aurora erhielt er ein Billet von Elise, worin sie ihm in kurzen, dünnen, ja schneidend kalten Worten seine Untreue, seine Herzlosigkeit vorwarf und

allen Umgang mit ihm abbrach. Theobald hatte dies nicht erwartet, er glaubte es auch nicht verdient zu haben. In der Hoffnung, daß eine persönliche Zusammenhan alle Wirken und Mißverständnisse leicht lösen und beseitigen werde, eilte er nach Elisens Wohnung. Er sah die Umrise des lieben Mädchens durch die Gardinen schimmern; er klopfte, er lispelte ihren Namen, er bat, daß sie ihm doch öffnen möge; allein das beleidigte Mädchen war und blieb unerbittlich. Daß er ihr reines, ehrliches Herz durch jenen Wink bei der Baronesse auf's Tiefste verwundet hatte, ahnte und fühlte er eben so wenig, als Elise seine Reizbarkeit begreifen konnte, wenn sie in ihrer wohlmeinenden bürgerlichen Beschränktheit ihn überall verletzte, kränkte, sogar von sich stieß. So verwundeten zwei gleich edle Seelen einander bis auf den Tod durch ihre verschiedene Charakteranlage, und Beide trugen, ohne daß sie es wußten, gegenseitig die Schuld davon mit sich herum! – Betrübt trat nach längerem Harren Theobald den Rückweg an. Er hatte seine Pflicht erfüllt, er war mit einem Herzen voll Liebe gekommen, er hatte büßen wollen, wenn er gefehlt – die Härte des Mädchens setzte ihm ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Dennoch ließ er sich auch dadurch nicht abschrecken. Er setzte sich zu Hause an den Schreibtisch, um in einem herzlichen Briefe sein Thun zu rechtfertigen, seine Schuldlosigkeit dem argwöhnischen Mädchen klar darzuthun. Dieser Brief kam unerbrochen durch die Stadtpost zurück. Als ihn Theobald empfing, flog ein bitteres Lächeln über sein Gesicht. »Ich hätte es ja wissen sollen,« rief er aus, »daß

mich dieses Mädchen nicht verstehen könne! Sie, die nur dem materiellen Verdienst lebt, die im Arbeiten die Aufgabe unserer Menschenbestimmung erblickt, sie konnte ja nicht ahnen, nicht fassen, was mich bewegte, beunruhigte und beglückte. Lebe sie so glücklich, wie ich es ihr wünsche! Ihr Bild wird meiner Erinnerung immer werthvoll bleiben. Unser Verkehr war ein kurzes von Mondgeflimmer und heimlich stillem Blätterrauschen umranktes Idyll, das jetzt, wo eine dramatische Kraft in mein Leben eingreift, naturgemäß in die Ferne zurücktreten muß.«

Theobald legte den Brief in ein kleines Portefeuille, das ihm Elise früher geschenkt hatte, und verschloß beide in sein Pult. Die Leere, die mit Elisens freiwilliger Scheidung von ihm in seinem Herzen entstanden war, ließ sich aber nicht so leicht ausfüllen, ja sie ward ihm durch ein anderes Ereigniß, das ihn wie ein Blitzstrahl traf, nur noch fühlbarer, da er jetzt Niemand besaß, mit dem er von weltlichen Angelegenheiten offen sprechen konnte. Elise, die sich nächst ihrer Liebe vorzugsweise gern mit *Sachen* beschäftigte, hatte für Angelegen, die auf materieller Grundlage ruhten, einen richtigen Blick und, wenn nicht gerade unmittelbar Rath, doch sicher immer Beruhigung.

Es lief ein Brief von Theobald's Vater ein, der in der eigenthümlich lakonischen Manier dieses Mannes dem Sohne ankündigte, daß er sich nunmehr entweder schleunigst gänzlich zu bessern, oder sich ferner nicht mehr als seinen Sohn zu betrachten habe. Knickeberg machte keinen Hehl aus der Quelle seines Grolles. Die

Berichterstattung Süßlich's ward erwähnt, Theobald's Benehmen scharf getadelt, seine Hartnäckigkeit verkannt und er selbst geradezu ein Taugenichts genannt. Der kurze Brief schloß mit der harten Bemerkung, daß wer mit dem Kopf gegen die Wand renne, auch ganz allein für die Beulen Sorge zu tragen habe, die aus einem solchen Manöver gemeiniglich zu entstehen pflegten. Die letzten Worte hießen: »Geld kannst Du von mir keins bekommen; und wenn Cölestine den schwarzen Staar vom Heulen kriegt, so bist Du allein daran Schuld. Jetzt besinne Dich, sei gescheidt, oder – hol' Dich der Fuchs. Wünsche wohl zu leben!«

Theobald ward durch diesen Brief sehr niedergeschlagen. Er hatte keine Thränen, kein Lächeln, er fühlte sich unendlich einsam und unglücklich. Gerade daß die ihm zunächst Stehenden sein Innerstes so wenig zu enträthseln, zu deuten verstanden, daß sie in dem, was ihn hob und hoch emportrug über die flache Alltäglichkeit, über das nichtige Krämerleben der halben Welt, einen Abfall von Sitte und Ehrbarkeit, von tüchtigem, bravem Wandel erblickten, fiel auf ihn, wie die eiserne Faust eines unaussprechlich finstern Geschickes! Er wußte schon, daß alle Auseinandersetzung nichts fruchtete, denn er hatte diese bereits hundertmal versucht. Ihm war nicht anders, als solle er, ohne die Fähigkeit des Schwimmens zu besitzen, über einen unübersehbar breiten und tiefen Strom setzen. Alle Geisteskraft erlahmte im Nachdenken über die Mittel, die hier helfen könnten. Er sah keine Rettung – er war wie vernichtet!

Einem dumpfen Schmerz dahingegeben, warf er sich schwer athmend auf's Sopha und überließ sich willenlos den wirr und wild über ihn hinstürmenden Gedanken. Er mochte lange so gesessen haben, als ihn ein Klopfen an der Thür aufschreckte. Es war der Briefträger, der ihm ein zierlich gefaltetes Schreiben, dessen Aufschrift die Hand seiner Schwester trug, einhändigte. Zitternd riß er das Couvert ab und verschlang die kleinen verworrenen Buchstaben mit einer Hast, als ob ein hohes Glück in ihnen verborgen sein müsse. Cölestine schrieb:

»*Mein guter Bruder,*

Wie ich gestern und heute gelitten habe, das glaubst Du gar nicht. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugegan und jetzt sind sie mir roth vor Weinen und es flirren mir die Buchstaben auf dem Papiere. Deshalb nimm's mir nicht übel, wenn sie schief stehen. Der alte hässliche Süßlich muß ein grundschlechter Mensch sein, ja, das will ich beschwören, denn er hat Dich recht angeschwärzt beim Vater. Und nun ist Polen offen und wir haben viel Noth, nämlich Mutter und ich – denn die Andern sind ja nicht da. – Vater will sich nicht mehr zureden lassen und hat einen Trumpf darauf gesetzt. Denn Pastor Pfnorr war bei ihm und da haben sie lange gerathschlagt, als endlich beschlossen wurde, daß man Dir den Stuhl vor die Thür rücken solle. Damit Du nicht zu sehr erschrecken magst, schreibe ich Dir mit Wissen der Mutter diese Zeilen. Mein guter Bruder, verliere nur den Muth nicht! Es ist nur so ein Schreckschuß, der Dich einschüchtern soll. Also halte fest an Deiner guten Sache, aber gib

Dir Mühe, daß Du dem häßlichen Süßlich ein Bein stellen kannst. Verzeih mir's der liebe Gott, wenn ich Unrecht thue, aber ich glaube wirklich, der Mann verdient es, daß ihm Einer den Pelz wäscht. Er macht immer nur den Angeber und freut sich über Anderer Unglück. – Und nun noch eins: Schreibe mir, wenn Du in Noth bist. Etwas hab' ich, aber nicht viel. Das will ich Dir gern schicken, weil ich doch weiß, daß es auf guten Boden fällt, und es mir mein Herz sagt daß Du unserer Familie Ehre machen wirst. Also laß das Unwetter an Dir vorüberziehen. – Das Jahr ist eigentlich recht gesegnet gewesen. Es ist Alles gerathen, selbst die Gurken. Ich habe schon 150 Schocke verkauft und keins unter drei guten Groschen. Du weißt, das ist mein Taschengeld und denk' ich noch 'was zusammenzuschlagen. Aber geplackt habe ich mich auch gehörig mit dem Jäten und Auflockern. Du solltest nur meine Hände sehen, wie sie rauh geworden sind! Das kannst Du zwar nicht leiden, weiß ich; aber thu' ich's doch für Dich; denn das Geld habe ich Alles beisammen in lauter neuen Viergroschenstücken, und ich schicke Dir's, wenn Du's nicht eher brauchst, sobald die Marlise zum großen Markte fährt. Ach, wenn nur die besten Menschen einander nicht so sehr mißverstünden! Das zerreißt ordentlich das Herz. Aber ich muß schließen, denn die Botenfrau ist da, und da hab' ich noch viel zu bestellen. Sei nur recht munter, dann ist es immer auch

Deine Dich liebende treue Schwester

Cölestine.

Aus Theobald's Augen fielen ein paar Thränen auf dieses schwesterliche Schreiben. Die schlichten Worte beruhigten ihn mehr als hundert philosophische Trostgründe. Nie hatte er tiefer gefühlt, welch' unverwüstliche Macht in einer unverfälschten, geraden Natur verborgen liegt, was die ungekünstelte Wahrheit eines Mädchens wirkt, wenn sie ohne Nebenzwecke auf ein edles Ziel zusteuert. Wie ein theures Kleinod verwahrte er die wohlthuenden Worte, die Antwort auf eine ruhige, wo möglich glückliche Stunde verschiebend. Auch an den Vater schrieb er nicht. Hatte er doch auf die erhaltenen Mittheilungen, nichts zu antworten, es müßte denn ein schmerzliches, bitteres Lächeln gewesen sein. Um sich diese peinigende Qual und den Seinen die im Entstehen begriffene Meinung zu ersparen, als sei er undankbar, hochfahrend und eingebildet, beschloß er ein vollkommenes Stillschweigen zu beobachten und die Zeit allein wirken zu lassen.

Er war doch ruhiger und klarer in sich geworden, als der bedeutungsvolle Sonntag anbrach; denn das Vorzügliche haben erschütternde Erlebnisse, daß sie alle Kräfte des Menschen aufrütteln und durch diese gewaltsame Erregung alle Unlauterkeiten nach und nach ausscheiden, alle Gedanken, ja sogar alle Gefühle reinigen und läutern. Theobald ging nicht nur gefaßt, er ging mit einigem Selbstbewußtsein, das auf der Gewißheit beruhte, einen gewaltigen Schritt im Besten vorwärts gethan zu haben, zu seiner hohen, klaren Freundin.

Aurora erwartete ihren jungen Freund mit lebhafter Theilnahme. Sie hatte alles Störende entfernt. Ein Friede,

eine schöne Sicherheit waltete im Haus und Zimmer, die wie die echte Atmosphäre geistigen Genusses dem jungen Mann entgegenwehte. Die Umgebung Aurora's war bei allem Reichthum nicht prunkvoll, nicht überladen. Feinheit, Geschmack, Schönheitssinn, echte Bildung sprach aus ihr und verbreitete das behagliche Gefühl, das jeden für Edles empfänglichen Sinn in Räumlichkeiten zu überkommen pflegt, wo der friedliche Genius der Kunst sanft gebietet. War es, um Theobald in eine erhöhte Stimmung zu versetzen, oder um ihm den Glauben ahnen zu lassen, daß sie auf sein Talent wirklich Vertrauen setze, oder war es endlich, weil die schöne Frau sich selbst am wohlsten fühlte, wenn ihr Blick auf Gegenständen der Kunst ruhen konnte: genug, sie hatte auf geschmackvollem Postament eine vorzügliche Nachbildung des belvederischen Apollo in ihrem Zimmer aufgestellt. Die geschmackvollste Draperie umgab die schöne Marmorfigur. Büsten der edelsten, größten Dichter schmückten die Wände, kleinere, aber nur klassische Gegenstände der Bildnerei standen in heitern Gruppen aus dem Marmorsims des Kamines. Die Nachmittagssonne, die mit gemildertem Glanze durch die hohen, weinumrankten Fenster schimmerte, gab dieser Anordnung gerade so viel Glanz, als nöthig war, um Alles heiter, zu geistig belebtem Genusse einladend zu studen. Freundlich grüßend reichte Aurora dem Eintretenden ihre schmale Hand und lud ihn ein, neben ihr niederzusetzen. Auf dem eleganten Tische lagen verschiedene englische, französische und deutsche Bücher, theils ältere, theils neue. Aurora hatte gelesen und bei

Theobald's Eintritt das Buch umgekehrt, das Titelblatt nach Außen, auf den Tisch gelegt. Theobald nahm es auf, es waren Wienbarg's ›Aesthetische Feldzüge‹. Er sah sie mit einem langen, glücklichen Blicke an.

»Sie wundern sich nicht, Sie freuen sich über meine Lektüre,« sagte Aurora. »Das ist mir eine Beruhigung, ja, eine Hoffnung für die Zukunft. Niemand ist ungerechter, als die Deutschen. Sollen sie Anerkennung ihrer Landsleute nur zeigen lernen, so müssen sie erst dazu gezwungen werden. Der Masse der Gebildeten gilt nur das Ausländische für bedeutend, gleichviel, ob es von Ost oder West kommt; ja, ich bin überzeugt, daß man sibirische Bücher am Eifrigsten lesen würde, wenn es in Sibirien Schriftsteller gäbe. Finden sich aber Einige, die an deutscher Kunst und Poesie Theil nehmen, so bleiben sie starr und steif bei Goethe und Schiller stehen. Das sind schon eminente Freigeister, die auch von Jean Paul und Tieck Etwas wissen. Alles später Geschaffene kennen sie nicht, mögen sie nicht kennen aus purer Bequemlichkeitsliebe und dem thörichten Vorurtheil, das leider ein nationales geworden ist, es sei nicht möglich, daß nach Goethe und Schiller noch etwas der Rede Werthes in der Literatur geleistet werden könne. Namentlich wird mit Schiller eine wahre Abgötterei getrieben, die mir um so unleidlicher ist, als die Anbetenden nicht das Große und Schöne, das Poetische in ihm, sondern leider nur das Fehlerhafte, kurz, seine Schwächen anbeten. Sie merken und glauben dies freilich nicht, aber es ist dennoch so; man darf nur ihr fades Geschwätz und gar ihre hohlen, dröhnenden

Festreden über diesen großen Mann hören. Da hab' ich mich nun aus Caprice und,« setzte sie mit feinem Lächeln hinzu, »wenn Sie wollen, aus ein klein wenig Bosheit, auf die entgegengesetzte Seite geschlagen. Das Zeitalter ist so wacker, so produktiv, so geistig neu und eigenthümlich, daß es doch sonderbar zugehen müßte; wenn die Literatur nicht auch kräftige Reiser treiben sollte. Es ist Grundsatz bei mir und es sollte der aller wacker Gesinn-ten sein, das alte Gute gelten zu lassen, aber das neue werdende kräftig zu unterstützen. Und so lese ich denn eine junge, jungdeutsche Literatur. Sie gefällt mir, denn es ist Muth und Geist in ihr, auch in Dem, was ich nicht billigen kann. Man lasse ihr nur Zeit, lasse sie Form gewinnen, und unsere Nation wird sich dieser frisch aufkeimenden Literatur nicht zu schämen brauchen.«

Aurora nahm Theobald das Buch aus der Hand, legte ein paar Faden blaue Seide als Zeichen ein und klappte es zu. »Der Mangel an Nationalsinn bei den Deutschen ist ein unberechenbares Unglück für die Literatur, wie für die Autoren. Wer soll noch Muth und Lust haben, gute Bücher zu schreiben, wenn alle Welt gleichgiltig dagegen bleibt und lieber die witzigen Unfläthereien eines Paul de Kock lies't? Ich finde, daß ein deutscher Schriftsteller der muthigste Mensch auf Erden sein muß. Man sollte Jedem des bloßen Entschlusses wegen einen besondern Orden *pour la bravour* ertheilen, gleichviel, ob er Gutes oder Schlechtes zu Tage förderte. Das Antorenthum ist jedenfalls das geistreichste, wie das qualvollste Märtyrertum.«

Die Wangen der jungen Frau rötheten sich während dieser lebhaft gesprochenen, der tiefsten Ueberzeugung entkeimenden Worte, ihre Augen leuchteten von heiligem Feuer, die gehaltene Ruhe des Gesellschaftstones war einer Begeisterung gewichen, die, im Gegensatze zu jener, dem Gesamtbilde dieser hochgebildeten Frau die interessantesten Lichter verlieh. Theobald, der holden Rednerin unbedingt beizustimmen genöthigt, hörte ihr mit unverholnem Entzücken zu. Den Wunsch, daß sie nur lange noch so fortsprechen möge, konnte man deutlich in seinen Blicken lesen. Er ward ihm jedoch nicht erfüllt, denn kaum bemerkte Aurora, daß sie wider Willen die Grenzen überschritten hatte, die einer klaren weiblichen Natur so nothwendig sind, um sie stets mit Anmuth und Grazie zu umgeben, so brach sie auch ab, mit feinem Takte auf ein anderes Gespräch übergehend. Auch dies geschah ohne alle Gewaltsamkeit, ohne grellen Sprung. Es war blos ein sanftes, melodisches Aussingen des brausendsten Crescendo's schöner Leidenschaftlichkeit.

»Nun, mein Freund,« setzte sie nach einiger Zeit hinzu, »ich hoffe, Sie haben Wort gehalten und Ihren Versuch, wie Sie es genannt wissen wollen, mitgebracht. Lassen Sie uns nicht länger zaudern! Mich dünkt, an der geeigneten Stimmung mangelt es uns Beiden nicht, und da denn doch aller Genuß mehr oder weniger von Stimmungen abhängt, wenigstens durch sie erhöht wird, so sind wir es uns selbst, noch mehr aber dem Geiste des Produktes schuldig, die glückliche Stunde festzuhalten.

Auch die Natur, das sanfte Wehen und Lispeln des Windes im Weinlaube, die Stille im Hause ladet dazu ein. Lösen Sie daher Ihr Versprechen und fangen Sie an.«

Theobald drückte die Hand der jungen Frau und breitete das Manuskript vor sich auf dem Tische aus. Die Bangigkeit, die ihn beschlich und sein Herz stärker als gewöhnlich klopfen machte, mochte wohl dazu beitragen, daß sein Vortrag die gewünschte Wirkung, ja, vielleicht noch mehr, bei der aufmerksamen Zuhörerin hervorbrachte. Theobald schlug das Manuscript auf und las:

VIERZEHNTE KAPITEL. JUGENDGESCHICHTE EINES UNGEWÖHNLICHEN.

1. DER HELD ENTSCHLIESST SICH, IN'S BLAUE HINEIN ZU LEBEN.

Mein erstes Jugendleben kann ich ein glückliches nennen. Es fehlte mir an nichts. Ich hatte Gespielen, Zeit zum Spielen, brave Eltern, die das Kind ungestört sein ließen und nicht gesonnen waren, einen frühreifen Vielwiser aus mir zu machen. In der That, zum Vielwiser schien ich schon in frühester Jugend keine großen Anlagen zu haben. Meine Geschwister, deren, glaub' ich, außer mir noch zwölf waren, neigten sich, mit Ausnahme einer Schwester, alle mehr zur Vielwisserei hin. Ich, der ich stets etwas Besonderes liebte, zeichnete mich weit mehr durch die entschiedenste Neigung zur Nichtvielwisserei aus und trieb mich auch deshalb gern im Freien herum,

wenn meine Brüder unterdeß im Zimmer auf dem Fensterbrett saßen und lernten, daß ihnen, so zu sagen, der Kopf brummte. Mir sang der Kopf immer, und dies mag wohl mit Ursache gewesen sein, daß ich am Liebsten auf Held und Wiesen herumhüpfte, mich bald in's Gras auf's Ohr legte, bald wie eine Gans beim Platzregen auf Einem Beine stehend, mit offenen Munde in die liebe helle Luft hineinhorchte.

Mein Vater sah diesem zwecklosen Treiben wohl verwundert zu, ließ es sich aber doch gefallen. Ich machte ja keine, dummen Streiche, wenn auch nicht gerade kluge, und so gab ich Niemandem Anstoß. Gegen Mittag, wenn ich die Schulstunden überstanden hatte, lief ich hinaus, legte mich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopfe faltend, und sah unverwandt in den tiefblauen Himmel. Ich hatte damals noch den schönen Glauben, das blaue Gewölbe sei wirklich eine feste Wohnung, in der sich der liebe Gott aufhalte. Die Sterne hielt ich bald für seine unzähligen Augen, was ich mir mit seiner Unwissenheit und Allgegenwart zusammenreimte, bald auch für Diamanten an seinem prachtvollen Gewande. Denn ich glaubte Alles, was mir gefiel, und hielt Alles für wahr, was mich froh machte. Daher konnte sich mich oft über zwei meiner Brüder ärgern, die mich meines Kinderglaubens wegen auslachten. Sie waren einige Jahre älter als ich und legten es auf's Vielwissen an, was ihnen auch gelungen ist. Immer schleppten sie ein paar Bücher mit sich herum und lernten und lasen, wenn ich mich im Grase herumkollerte oder die Blumen betrachtete und dazu

lauter albernes Zeug sang. Denn ich machte immerfort Gedichte, aber so dumm, daß alle Welt darüber lachte. Auch hatte ich eine Art Talent zum Possenreißen. Mein Gesicht konnt' ich in zahllose Fratzen verziehen und aller Menschen Physiognomie, Sprache und Gang nachahmen. Die Nachahmung der Sprache Anderer sollte, einer unverbürgten Sage nach, in unserer Familie erblich sein.

Ich habe mich nie genauer darnach erkundigt, gewiß aber ist, daß mir dies unglückselige Talent verliehen war. Ueberhaupt hatte mich der Himmel mit lauter unglückseligen Talenten überschüttet, die mir in der Folge Noth genug machen sollten.

So lange ich ein sogenannter dummer Junge war, ließ man mich gewähren. Ich ergötzte die Gesellschaft mit meinen Possen und hieß der liebenswürdige Schelm. Späterhin fand man das Liebwürdige unausstehlich, was mir zu scharfsinnigen Betrachtungen über die Launenhaftigkeit der Menschen Anlaß gab. Da ich leicht lernte, aber noch leichter wieder vergaß, ließ man mir genug Zeit zu meinen Kindereien. Sobald ich aber das neunte Jahr zurückgelegt hatte, wurden, wie man sagte, »andere Saiten aufgezogen«. Ich verstand diesen Ausdruck nicht recht. Wozu andere Saiten aufziehen? dacht' ich. Es klingt ja so genug in meinem Kopfe; wenn sie nur noch besondere Saiten über den Kopf ziehen, wird das ein doppeltes Klingen geben und daraus kann unmöglich eine erträgliche Musik entstehen. Doch tröstete ich mich mit meinen älteren Brüdern, an deren Köpfen ich durchaus keine Saiten entdecken konnte.

Eines Tages rief mich der Vater zu sich und eröffnete mir, daß es nun nöthig sei, mein possenhaftes Wesen zu lassen. »Du mußt ein ernsthafter Mensch werden,« sagte er, »wie Deine Brüder. Laß die Kindereien, sie schicken sich nicht mehr für Dich. Von morgens an magst Du in die lateinische Schule gehen und ich bitte mir's aus, lerne was und treibe Dich nicht immer zwecklos herum. Werde hübsch gesetzt, damit einmal ein brauchbarer Mensch aus Dir wird.«

Mir ward bei dieser Anrede ganz elend zu Muthe. Ich glaube, es war der erste Augenblick in meinem Leben, wo ich mir bewußt wurde, daß ich ein sündhafter Mensch sei. Ich schlich aus dem Hause nach dem Garten, legte mich wieder in's Gras und sah den blauen, klaren Himmel an. Mein kindliches Herz ward mir schwer, es fing an krampfhaft zu klopfen und heiße Thränen rannen mir die Wangen herab. Ich sollte ein brauchbarer Mensch werden und deshalb in die lateinische Schule gehen! Diese Worte zertrümmerten den ganzen Himmel meiner Jugend. Ich hatte im Sinne gehabt, so frischweg in die Welt oder in's Blaue hinein zu leben und glaubte mit meinem Himmelanschauen dabei ganz auf den rechten Wege zu sein. Und nun sollte ich ein brauchbarer Mensch werden und zu diesem Zwecke Latein lernen!

Die lateinischen Stunden hatte ich immer für eine Art Folter gehalten. Ich dachte an meine Brüder, die schon seit ein paar Jahren Latein lernten. Sie saßen oft Stunden lang über dem halb zerrissenen, befleckten Buche, das sie die Grammatik nannten, stemmten beide Arme

unter und lernten, daß ihnen vor lauter Angst die Thränen aus den Augen perlten. Sie verloren dabei alle Heiterkeit, konnten kaum einen Scherz anhören und waren so ernsthaft wie Pastoren in Ueberschlägeln und Priesterrock. Mir ward zu solchen Zeiten in ihrer Nähe seelenangst. Ich mußte wieder in's Freie und den blauen Himmel angucken. – Jetzt, nach der Unterredung mit dem Vater, suchte ich einen meiner Brüder auf. Ich traf ihn eben wieder über der Grammatik. Er kniete auf dem Stuhle, stemmte beide Arme unter und las halblaut in dem gottverdammten Buche. Ich trat neben ihn, schob einen Stuhl an's Fenster, kniete d'rauf und sah bald das Buch mit den wunderlichen Buchstaben – bald den armen Bruder an. Am besten gefielen mir die Ritter und Helme, die an die noch leeren Spalten in der Grammatik mit Geschicklichkeit gezeichnet waren.

Endlich seufzte mein Bruder, kratzte sich am Kopfe und ward mich gewahr. »Was willst Du?« fragte er finster. Geh', Du störst mich!«

Ich sah dem Bruder gutmüthig in die Augen, streichelte ihm die heiße Wange und sagte: »Lieber Bruder, ist denn das Lateinische schwer?«

»Freilich ist es schwer,« versetzte er, »Siehst Du nicht, wie ich mich abmartere?«

»Muß man denn aber lateinisch lernen, um ein Mensch zu sein?« fragte ich. »Wir sind doch Deutsche, langt denn

dabei das Deutsche nicht aus? Deutsch ist doch auch eine Sprache, wozu sollen wir noch so mühsam das Lateinische erlernen und dabei alle Munterkeit des Lebens verlieren?«

»Wenn Du ein Bauer bleiben willst, brauchst Du es nicht zu lernen,« antwortete mein Bruder, »ein Gelehrter aber muß durchaus Lateinisch und Griechisch lernen und sollte er auch alle Munterkeit darüber verlieren.«

– »Was ist denn ein Gelehrter?« fragte ich. Mein Bruder lachte, sah mir halb wehmüthig, halb verächtlich in's Gesicht und sprach:

»Ein Gelehrter ist ein Mensch, der Alles weiß! Nun geh',« setzte er hinzu, »laß mich in Ruhe; Du wirst doch in deinem Leben kein Gelehrter werden.« –

Ich verließ meinen Bruder und schlenderte nachsinnend in's Freie. »Ein Gelehrter ist ein Mensch, der Alles weiß.« Diese Worte wiederholte ich wohl hundert Mal in Gedanken und dachte angestrengt darüber nach. Ich schloß in meiner Unwissenheit weiter und fand, daß Gott ein Gelehrter sein müsse und ein Gelehrter von Gott wenigstens nicht besonders weit entfernt sein könne.

Darüber war es Abend geworden. Mein Bruder kam auch in's Freie, wir liefen mit einander um die Wette und ich erreichte allemal früher als er den bestimmten Ort. Darüber ward er ungeduldig. Ich suchte ihn zu beruhigen und fragte, ob er denn, da er mehr wisse, als ich, nicht ein Mittel besitze, wodurch er es mir im Laufen zuvorthun könne? Er hielt diese Frage für Hohn und gab mir einen Schlag. Ich schlug wieder, bald entstand eine

ordentliche Balgerei und der Sieg blieb auf meiner Seite. Mein Bruder nannte mich einen dummen Bauer und ging stolz in's Haus. – Ich blieb im Garten bis der Mond aufging, die Sterne am Himmel sich entzündeten und die Stimme meiner Schwester, mit der ich immer sehr vertraut war, mich zum Abendessen rief.

Am Morgen darauf ging ich mit meinen älteren Brüdern in die lateinische Stunde. Sie sagten ihr Pensum auf und der Lehrer lobte sie; dann nahm er mich vor und ließ mich die lateinischen Buchstaben lesen. Ich stockte manchmal und der Lehrer puffte mich erst leise, dann stärker in den Rücken. Mir ward angst, die erste Lektion ging sehr schlecht. Der Lehrer gefiel mir nicht, er sah finster aus; wie ein Mensch, der nichts vom blauen Himmel weiß. Es war Sitte, jedesmal einen Zettel aus der Schule mit nach Hause zu bringen, worauf die Konduite verzeichnet stand. Ich bekam auch einen solchen Laufpaß, auf dem ich nicht sehr einnehmend portraitiert war. Mit Zittern und Beben ging ich nach Hause. Meine Brüder lachten und machten sich über meine Dummheit lustig. Ich ließ es mir gefallen, entwarf aber im Stillen einen Plan, auf den ich bauen zu können glaubte und zeigte dem Vater ruhig meinen Zettel.

»Nun, Du fängst hübsch an,« sagte der Vater, der eben eine Pfeife Tabak rauchte und zerbrach sich die thönerne Röhre durch eine rasche Bewegung der Hand, die seine Verwunderung über die Dummheit des hoffnungsvollen Söhnchens ausdrücken sollte. »Daß Du albern bist, wußte ich,« fuhr er fort, »aber für so gar dumm hätte ich Dich

doch nicht gehalten. Mensch, was soll denn aus Dir werden?«

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Ich trat schnell einen Schritt näher und sprach: »Ich weiß, daß ich zum Gelehrten nichts tauge; darum will ich auch nicht erst die schweren Sprachen lernen. Ich will lieber Einer von denen werden, die in's Blaue hineinleben. Dazu habe ich Lust und Talent und ich weiß auch, wie ich es anfangen muß; ich mag kein brauchbarer Mensch werden.«

Mein Vater, der sich eben eine neue Pfeife stopfte, ließ auch diese vor Schreck fallen. Meine Brüder kicherten und schmiegten sich an den Vater. Die Mutter lachte laut auf und meine Schwester Cölestine ergriff mich bei der Hand und fragte: ob ich nicht mit ihr Erdbeeren suchen wolle?

»Dummer Junge,« sagte endlich der Vater, sich von seinem Staunen erholend, »kostet mich der Esel heut' schon zwei Pfeifen und ist nicht eine halbe werth! Allerdings hast Du deine Talente sehr gut, erkannt, sie sind aber alle von der nichtsnutzigen Sorte. In's Blaue hinein willst Du leben? Weißt Du denn, was das heißt? Das heißt, ein vollkommener Taugenichts, ein Thunichtgut, ein Vagabund, ein Auswurf von Menschen werden! Meinst Du denn, mit Deinem Leben in's Blaue hinein in der Welt fortzukommen? Da nimm Dir doch ein Beispiel an Deinen Brüdern. Das sind Jungen, wie sie sein müssen, die studiren und martern sich ab, um etwas in den Kopf zu kriegen; aber Du legst Dich auf den Rücken, sperrst den Mund auf und

denkst, die gebratenen Tauben werden Dir nur so hineinfliegen. Da kannst Du lange warten. Wer sich nicht rührt, muß verhungern.«

Der Vater machte Miene, noch lange fortzureden, aber die Mutter unterbrach ihn und hieß mich fortgehen. Meine Schwester gab mir den Arm und wir schleuderten wieder in's Freie. Im Weggehen hörte ich die Mutter noch sprechen: »Laß ihm nur Zeit, der wird sich schon zurecht finden, aber auf dem gewöhnlichen Wege läßt sich nichts mit ihm anfangen.«

»Das wäre ein Unglück,« sagte der Vater. »Gott behüte uns vor Ungewöhnlichkeit!«

Ich ging mit meiner Schwester in den nahen Wald. Unterwegs schüttete ich mein Herz aus. »Schwester,« sprach ich, »es ist doch nicht recht, daß wir zu Dingen gezwungen werden, die sogar nicht angenehm sind. Was meinst Du?«

»Es gefällt mir auch nicht,« versetzte die Schwester; »aber es muß doch zu irgend etwas gut und nützlich sein.«

»Zu nichts ist es gut,« fiel ich ein, »man will uns blos zu brauchbaren Menschen machen; das ist mir entsetzlich! Denke Dir nur, Cölestine, wie unedel es für einen Menschen ist, wenn er nun so gebraucht wird wie eine Bratpfanne. Ist das nicht abscheulich? Und grade so will man uns erziehen. Das ist eine brauchbare Sache, hör' ich alle Tages sagen, das ist eine brauchbare Gabel, ein brauchbares Messer, eine brauchbare Kanne, und nun soll ich auch ein so brauchbarer Mensch werden? Da will

ich mich schön bedanken! – Nein, Schwester, ich habe mir vorgenommen, kein brauchbarer Mensch zu werden, will bloß ein Mensch sein. Ehrlich gestanden, Schwester, kommen mir die unbrauchbaren Menschen sehr ehrenwerth vor. Sie sind frei und ihre eigenen Herren und in den Religionsstunden lehrt man uns ja immer, daß der Mensch ein Geist sei und eben deshalb auch frei. Soll sich denn nun ein solcher Geist brauchen lassen, wie eine Gabel oder Kanne? Heut zum Speisen, morgen zum Schöpfen und Trinken? Sieh nun, Schwester, das kommt mir ganz ungereimt, albern und ungerecht vor. Ich mag im Leben kein so brauchbarer Mensch werden.«

Meine Schwester schüttelte das Lockenköpfchen und reichte mir Erdbeeren. »Du hast wunderliche Einfälle,« sagte sie lächelnd, »die Großen werden Dich einen Narren schelten.«

»Laß sie mich schelten, Schwester, ich will es ihnen schon beweisen, daß ich keiner bin.«

»Es ist aber doch nicht erlaubt, solche Einfälle zu haben, Bruder,« versetzte sie; »das heißt ja, seinen Eltern ungehorsam sein.«

»Behüte Gott!« sagte ich. »Wenn ich nicht thue, was ich für thöricht halte, so bin ich nicht ungehorsam. Das ist nur die Stimme Gottes in mir und es heißt ja: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen.«

Meine Schwester schwieg und hörte mir noch lange zu, denn ich sprach sehr viel über das Leben in's Blaue hinein und hielt das nun ein- für allemal für das Rechte. »Denke nur,« sagte ich unter Anderm, »wie schön es ist,

wenn man immer tiefer in den blauen Himmel hinein-
sieht. Je länger man sich damit beschäftigt, desto lichter
wird es im Auge, man guckt dem lieben Gott gerade in's
Gesicht, in's Herz hinein. Da sieht man denn alle seine
guten Gedanken, weiß was er will, wie er die Welt re-
giert und was er aus den Menschen zu machen gedenkt.
Man lies't ihm Alles aus dem Herzen heraus, sieht es
ihm, wie die Mutter sagt, an dem Herzen ab und wird
gut und fromm. Ist denn das nun so etwas Böses? Ich
kann nicht begreifen, warum dies Menschen solch Wesen
von dem in's Blaue Hineinleben machen und alle Dieje-
nigen, welche diesem Leben ergeben sind, wie Ausgesto-
ßene behandeln. Ich halte diese so verachteten Menschen
für ganz besonders glücklich und will eben so glücklich
werden. Denn lebe ich nur so fort in's Blaue hinein, wie
bisher, so muß ich noch einmal ganz glücklich werden.«

So schwatzte ich fort und Cölestine hörte mir gedul-
dig zu. Sie nahm mir nichts übel und ich ihr nichts. Wir
waren ganz offen gegen einander und theilten uns Al-
les das mit, was wir Andern nicht zu sagen wagten. Ich
kann nicht behaupten, daß wir dadurch zu besonderer
Weisheit gelangt wären, aber wir waren als Kinder gewiß
sehr glücklich, und mehr wollten wir nicht. Gegenseitiges
Vertrauen band uns an einander und so lebten wir Beide
in's Blaue hinein, ohne daß Jemand den rechten Zweck
dieses Lebend begreifen konnte. Das machte mir vielen
Kummer und je mehr die Leute von brauchbaren Men-
schen sprachen, desto unbrauchbarer erschienen sie mir.

2. THEOBALD MACHT METHODEN. EIN EXAMEN VOR DEN DREIMÄNNERN IM RAUCHHIMMEL.

In meiner Jugend plagten sich die Leute viel mit neues Methoden zur Verbesserung des Schulunterrichts. Manche behaupteten, bisher sei gar keine Methode im Unterricht gewesen und schimpften auf alles Alte; Andere waren der Meinung, man habe schon längst viel zu viel Methode, nicht allein im Schulunterricht, sondern auch im ganzen lieben Leben.

Mir kam dieser Streit im Anfange sehr närrisch vor. Früher hatte ich mich um die Unterhaltung der Erwachsenen, oder ›der Großen‹, wie man gewöhnlich sagte, gar nicht gekümmert, seit ich aber die lateinische Stunde besuchte, hatte ich einen großen Schritt vorwärts im Leben gethan und ich mußte nun, wenn Gesellschaft bei meinem Vater war, oft Theil an der Unterhaltung nehmen, oder vielmehr auf einem besondern Stuhle sitzen und still und aufmerksam zuhören. Meine älteren Brüder genossen dies Vorrecht schon seit längerer Zeit und verhielten sich bei solchen Unterredungen mäuschenstill, wie es sich für wohlerzogene Jungen schickt. Offen gestanden, machte ich mir aus diesem neuen Vorrechte nicht besonders viel, gehorchen aber mußte ich doch einmal und so nahm ich denn meinen Stuhl ein und lauschte, tief in mich versenkt, auf die Gespräche der ›Großen‹.

Die Gesellschaft meines Vaters bestand gewöhnlich aus dem Pfarrer des Ortes – mein Vater war Gutsbesitzer –

und etwa noch einem oder zwei Pastoren von benachbarten Ortschaften. Natürlich wandte sich in einer solchen Gesellschaft das Gespräch immer nur auf religiöse oder mindestens sehr gelehrte Gegenstände, über die sich mein Vater sehr gern belehren ließ, ob er gleich seine eigne Meinung zuweilen hartnäckig genug geltend zu machen wußte. Da es nun damals zum guten Tone gehörte, Methoden zu konstruiren, vorzuschlagen, zu prüfen, oder wenigstens darüber zu sprechen, so bildete dieses Thema gleich in der ersten Unterhaltung der ich bewohnte, den Hauptgegenstand. Man sprach zu jener Zeit mit eben so großem Eifer über Methoden, wie etwa heut zu Tage über Eisenbahnen, und hätte nur das kaufmännische Publicum mehr Notiz davon genommen, so zweifle ich gar nicht, daß man zuletzt Methoden auf Aktien gemacht haben würde. Leider war man damals so weit noch nicht vorgeschritten! Wir lebten noch in dem luftigen Zeitalter.

»Es ist ein närrisches Ding mit den Methoden,« sagte der Pastor Pfnorr, »man kommt gar nicht recht dahinter. Auch kann ich den Nutzen davon nicht recht einsehen. Warum nur immer Neuerungen machen? Das Alte ist auch gut, hat uns bis hierher gebracht und uns recht wohl konservirt. Oder sieht man mir den Mangel an?«

»Nein, nein, lieber Amtsbruder,« versetzte der Magister Windrich. »Ach ja, die guten alten Zeiten.«

»Methoden! Was Methoden!« fiel der hitzige Pastor Zunder ein. »Ich mag nichts davon wissen, ich nicht! In

mein Kirchspiel sollen die neuen Methoden nicht kommen, dafür steh' ich! Habe mich lange genug mit den Methoden herumgemartert und gefunden, daß es ohne Methode noch am allergescheidtesten geht. Wenn ich nur wüßte, wer auf die dummen Erfindungen gekommen ist!«

»Offenbar ein Mensch, der nichts weiter zu thun hat, als nur so in's Gelag hinein zu denken,« sprach Pfnorr. »Wer für das allgemeine Beste arbeitet, verfällt nicht auf solche Extreme.«

»Man will aber doch fortschreiten,« sagte mein Vater, »und das geht nun einmal ohne Denken nicht. Das Denken müssen Sie also doch wohl bestehen lassen.«

»Natürlich,« versetzte Pfnorr; »man soll's nur nicht auf die Spitze treiben, oder gar das sogenannte Philosophiren loslassen. Glauben Sie mir auf's Wort, die Methoden kommen nur vom Philosophiren her, wie alles Unheil in der Welt. Würden wir erst das Philosophiren los, so hätten wir den Teufel besiegt und der ewige Friede begönne in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen.«

»Am Ende ging dann der Teufel los!« fiel ich ein, erschreck aber über meine Bemerkung dermaßen, daß ich vom Stuhle purzelte und fast den Arm gebrochen hätte. – Der dicke Pfnorr lehnte sich erschrocken zurück, kreuzte die Hände über dem Bauche und schnappte nach Athem. Magister Windrich machte sich durch einige Hm's! Luft; Pastor Zunder aber fuhr vom Sitze auf, um auf mich loszustürzen. Mein Vater hielt ihn zurück und lachte.

»Bemühen Sie sich nicht, Herr Pastor,« sagte er. »Der Junge hat die verrücktesten Einfälle von der Welt und kann den Mund eben so wenig halten, wenn er soll, als ihn aufthun, wenn es ihm geboten wird. Er ist ein ganz extraordinärer Junge, an dem keine vernünftige Faser. Wenn er so fortfährt kann noch einmal ein extraordinärer Professor aus ihm werden.«

Zum Glück für mich trat die Mutter ein und brachte Kaffee. Darüber vergaßen ›die Großen‹ auf den Vorfall und konnten sich von ihrem Schreck erholen. Ich nahm unterdeß meinen Sitz wieder ein und suchte mit den Brüdern in ein leises Gespräch zu kommen, was aber absolut unmöglich war. Die Brüder hatten eine Art Abscheu vor mir. Sie konnten nicht begreifen, wie ich die geistreichen, belehrenden Unterhaltungen der ›Großen‹ so höchst freventlich zu unterbrechen wagen mochte. Mir selbst kam der Auftritt nach überstandener Gefahr komisch vor, im Herren aber freute ich mich doch meines Muthes und triumphirte in kindischer Ausgelassenheit, daß ich die hochgelehrten Herren in Unordnung gebracht hatte.

Mein Vater zündete sich die Pfeife an. Dies war allemal das Zeichen der lebhafteren Debatten. Er winkte dem Pastor Pfnorr und dieser knüpfte das abgebrochene Gespräch wieder an.

»Ja,« sprach er, »ja, wie gesagt, mit dieser Methodewirtschaft geht alle Gelehrsamkeit zu Grunde. Was nutzen alle unsere Kenntnisse, wenn man neue Methoden erfindet. Nichts, gar nichts! Ich stimme also für völliges Ignoriren! Meine lieben Amtsbrüder, was soll

aus der armen Menschheit werden, wenn wir uns ihrer nicht annehmen? Das sogenannte Aufklären nimmt entsetzlich überhand; es wird Sucht, Aufklärungssucht, die so schlimm ist, wie die Schwindsucht. Zum Aufklären braucht man Geist. Pumpst man aber immer und immer, so muß er abnehmen, dünne werden. Das Gehirn wird gleichsam das Röcheln bekommen, der Geist im Sterben liegen – in Summe, es wird eine Schwindsucht des Geistes erfolgen. Dem müssen wir entgegenarbeiten, wir, das Salz der Erde! Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?«

»Sehr wahr, hm, sehr wahr!« sagte Windrich. »Sie haben Recht, lieber Amtsbruder. Es geht so nicht, wir müssen uns dagegen verwahren. Ein philosophisches Zeitalter, wie weiland zu Kant's Zeiten darf nicht wieder aufkommen! Das wäre unser Untergang. Die Methodewirtschaft aber ist eine solche philosophische Erziehungsart, eine Inkarnation der Philosophie in Alles, was Mensch heißt. Dadurch wird die Jugend angesteckt, und lassen wir nur einmal die Materie Platz greifen, dann haben wir schon verloren. Denn die Zeit, dünkt mich, ist wirblig geworden. Das Tanzen muß ihr in den Kopf gestiegen sein. Sie bekommt Kongestionen des Geistes im Geiste, was eine vermaledeite Krankheit ist. Bewahre uns davor der heilige Geist!«

»Der mag wohl eine Kongestion des Geistes im lieben Gott sein,« murmelte ich für mich, doch laut genug, um verstanden zu werden.

»Bewahre der Herr die Seele des Knaben!« seufzte Magister Windrich. Pfnorr hatte keine Worte, Zunder zitterte vor Aerger, denn er glaubte, ich habe seinen Amtsbruder persifliren wollen. Mein Vater mußte sich wieder in's Mittel legen. »Beruhigen Sie sich, meine werthen Gäste,« sagte er, stand ganz gemächlich auf und schritt auf mich zu. Ich krümmte mich auf meinem Sitze zusammen, wie ein Häufchen Unglück und schwieg. Der Vater trat vor mich, legte die thönerne Pfeife geschickt und sicher über den linken Arm, mit dessen Hand er mich wörtlich beim Kopfe nahm, und gab mir mit der Rechten eine – ich hätte wetten wollen – ganz methodisch applicirte Ohrfeige.

»Was war das, mein Herr Naseweis?«

»Eine Kongestion der Vaterliebe in die Hand,« sagte ich – denn ich wußte, daß den Vater nichts mehr erbittern konnte, als wenn er auf eine gethane Frage keine Antwort erhielt.

Der Vater mußte laut auflachen, ließ mich in Ruhe und wandte sich zu seiner Gesellschaft. »Da sehen Sie's,« sprach er, mit dem Jungen läßt sich auf gewöhnlichem Wege nichts anfangen. Gibt es viele Kinder seines Schlag's, so muß man am Ende die Erfindung der Methoden noch preisen.«

Die Pastoren waren sämmtlich vor Indignation verstummt. Das Gespräch stockte und wollte nicht mehr recht in Fluß kommen. Meine Brüder rückten näher zusammen und flüsterten leise mit einander. Ich saß allein wie von Gott und Welt verlassen anf meinem Stuhle. So ein dummer Junge ich auch sein mochte und zuverlässig

war, so schmerzte mich dies Mißachten meiner innern Natur doch tief, ob ich mir gleich selbst keine Rechenschaft von dem wahren Grunde ablegen konnte. Ich fühlte, daß ich nicht gefehlt hatte, und doch war ich verlacht, bestraft worden, ja das Zurückziehen meiner eignen Brüder von mir gab mir zu erkennen, daß ich in ihren Augen ein Geschöpf sei, mit dem man keine Gemeinschaft haben dürfe. Der Befehl, des Vaters war gewesen, genau auf die Gespräche der ›Großen‹ Acht zu geben. Das hatte ich nun gethan, und es durch mein etwas vorlautes Dazwischenfahren zur Genüge bewiesen. Meine Brüder saßen wie zwei zusammengedrückte Schlafmützen da und muckten nicht. Wer konnte wissen, ob sie in gleichem Maße auf die Gespräche der ›Großen‹ geachtet hatten, wie ich. Dennoch wurden sie stillschweigend belobt, während ich hart bestraft und überdies noch mit Abscheu betrachtet ward. Ich zog mein Taschentuch hervor und trocknete mir verstohlen die Thränen ab. Dann kroch ich mit meinen Gedanken recht tief in mich hinein und sehnte mich aus der Gesellschaft der ›Großen‹ in's Freie zu den schmetternden Lerchen, dem Gezirp der Insecten, die mir weit vernünftiger zu sein schienen, als die vor mir sitzenden ehrwürdigen Gestalten. Ich lechzte mit ganzer Seele nach meinem frühem Leben in's Blaue hinein, und nahm mir abermals ganz ernstlich vor, dies zu meinem eigentlichen Streben zu machen. Nebenbei dachte ich über das Gehörte nach und fand, daß die vor mir sitzenden Großen sehr klein, wahre Wichtlein seien, von denen

mir die Kinderfrau mancherlei Lächerliches erzählt hatte. Dabei beruhigte ich mich. Es ward licht und hell in mir, als schiene die Sonne in mein Herz. Ein sonderbarer Frühling sproßte in mir auf, ich sah schöne Gegenden mit Bergen, Felsen, Flüssen und flüsternden Baumgruppen, ich hörte die Vögel die reizendsten Melodien singen, und darüber spannte sich der tiefblaue Himmel wie die durchsichtige Schwinge eines Tagfalters aus. Da ward ich wieder ruhig und glücklich; denn ich begann ja abermals das schöne Leben in's Blaue hinein. Aus diesen kindischen Träumereien störte mich ein leises Rufen meines Namens. Ich blickte auf und gewahrte meine Schwester mir gegenüber an der halbgeöffneten Thür stehen, wie sie aus einer zerbrochenen thönernen Pfeifenröhre Seifenblasen in die Lust blies. Das war nun recht meine schwache Seite! In meinem Leben habe ich nie mehr wieder etwas mit so großer Lust getrieben, als das Seifenblasenmachen. Ich warf einen Blick auf ›die Großen‹, und da sie noch immer in tiefem Gespräch über die Methodensucht begriffen waren, so schlüpfte ich sacht von meinem Stuhle und schlich in's benachbarte Zimmer. Meine Schwester reichte mir mit der liebenswürdigsten Grazie von der Welt ein schönes Pfeifenrohr, und stellte das Seifenwasser auf die Ecke des Tisches, worauf wir Beide um die Wette die farbigsten Blasen in die Luft bliesen. Wie bunte Weltkugeln flatterten die zerbrechlichen Ballons empor und um unsere Köpfe, bald kugelrund, bald

in länglicher Form, immer aber in die brennendsten Farben getaucht. Wir waren vergnügt wie Könige; aber still wie Diebe!

Anfangs ging Alles ganz gemächlich und langsam, wie das geregelte Leben eines soliden Hausvaters vor sich, bald aber begeisterten wir uns an unserer eigenen Schöpferkraft. Wir stießen heftig mit den schaffenden Röhren in das Schöpfungselement und hauchten dem toten Nichts unsern lebenden Odem ein, daß eine bunte Kugel nach der andern dem Munde entrollte und ihren Lauf durch die Luft antrat. In unserer Eile bemerkten wir nicht, daß unsere Welten fast im Augenblick des Entstehens schon wieder zerplatzten. Wir schufen ja immer neue, immer schönere, glänzenden, und je länger wir damit beschäftigt waren, desto bunter wurden die Blasen, desto brennendes ihr Farbenspiel. Endlich entquollen unsern Röhren zu gleicher Zeit zwei unvergleichlich schöne, ungewöhnlich große Kugeln. Wie zeigten sie uns gegenseitig, hoben mit leuchtendem Auge die Röhren und ließen die Ballons flattern. Wie zwei sich suschende Seelen rollten die leichten farbigen Welten zweier Kinder durch die Luft, wir hauchten ihnen leis' nach, um sie im Fluge zu erhalten, und die bunten Kugeln schifften, anmuthig wogend und immer heller glänzend, durch die offene Thür in das Gesellschaftszimmer. Meine Schwester konnte ihre Freude nicht mehr bergen. »O, wie schön, wie herrlich!« rief sie, und beide glitten wir den segelnden Seifenblasen leis hauchend nach in das Zimmer. Die Großen sprachen noch immer von ihren Methoden, nur

der Ausruf Cölestinens hatte die Aufmerksamkeit des Vaters auf uns gelenkt. Er wandte sich von seinen Gesellschaftern ab, sah seine Kinder in tanzender Glückseligkeit hinter den Gebilden ihrer Phantasie einerschweben und diese sorgsam pflegen, um ihnen das Leben zu erhalten. Barsch fragte er: »Dummer Junge, was machst Du denn wieder?«

Ich hatte nicht Zeit, mich auf eine lange Erörterung einzulassen, es galt das Leben meiner farbenschimmernden, vor mir her fliegenden Welt. Ich antwortete kurz: »Methoden!« und blies etwas heftiger nach dem sich senkenden Balle – er zerplatzte und riß auch den meiner Schwester in unabwendbaren Untergang fort. Ein gemeinsame Seufzer beurkundete unsern großen Schmerz. Wir standen gesenkten Blickes, die Schöpfungsröhren in den Händen, und hätten uns gewiß weinend umarmt, wenn wir uns nicht vor den Großen geschämt. Auch brachte und der Ausruf der Brüder: »Was das für Kinder sind!« zu uns selbst; dennoch aber antwortete ich mit Stolz: »Wir wollen immer Kinder bleiben,« und zog mich mit meiner Schwester wieder in die Werkstätte unserer Schöpfungen zurück. Allein auch der Materie war die Kraft entnommen, und alle unsere Anstrengungen wollten keinen lustigen Ball mehr hervorbringen.

Die Stimme des Vaters rief mich zurück in Gesellschaft. Erschrocken folgte ich dem Rufe, die Pastoren hatten ihre Gesichter mit der Amtsmiene maskirt und sahen mich mehr finster als ernst an.

»Komm,« sagte der Vater, »tritt hierher.« – Ich näherte mich und wartete ruhig dessen, was da kommen sollte.

»Hast Du uns narren wollen?« fragte Pfnorr.

»Nein, Herr Pastor,« antwortete ich dreist und der Wahrheit gemäß.

»Warum gabst Du solche stechende Antworten?«

»Weil sie mir nicht anders einfielen.«

»Was bist Du?«

»Ein Knabe.« – »Ein dummer Junge!« sagte mein Vater.

»Was willst Du werden?« fragte Pfnorr weiter.

»Ein Mensch.«

»Nun, das ist noch die vernünftigste Antwort, die ich von ihm gehört habe,« sprach der Vater. »Wahrhaftig, Junge, es ist Zeit, daß Du dazu thust, denn jetzt bist Du dem Thiere wirklich näher als dem Menschen.«

»Wie wir Alle,« sagte ich. – Die Pastoren falteten die Hände, Zunder fuchtelte mit seinem Stocke die Luft, um den Grimm los zu werden. Pfnorr hatte sich wieder gesammelt und fragte weiter: »Was willst Du lernen?«

»Ich will blos leben.«

»Blos leben! Sehr gut gesagt. Das Leben lernen will Jeder, aber was für ein Leben?«

»Das Leben in's Blaue.«

»Sehen Sie's,« fiel mein Vater ein, »der Bursche ist incorrigibel, und ich meine, er hat große Talente dazu.«

»Sehr große!« sagte Pastor Windrich. »Er kann ein vollendeter Taugenichts werden, ein Mensch, den Niemand gern ›Wohlgeboren‹ tituliren wird.«

»So gibt's einen ordinären Schuft,« sprach Zunder und fuchtelte noch immer die Luft mit seinem Stocke. »Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten!«

Pfnorr hatte eine Prise gemächlich verdaut. Er nies'te. »Sie beniesen's, Herr Amtsbruder,« sagte Zunder. »meine Rede wird in Erfüllung gehen.«

»Sie sind Prophet,« sprach Pfnorr und zerarbeitete sich, sein Taschentuch zu finden. Er winkte mir, näher zu treten. Ich gehorchte, zwar schüchtern, aber ohne grobe Furcht; denn ich war in meinen kleinen Herzen sehr erbittert und schwur, daß ich niemals ein Pastor werden wollte!

»Hat Dich einmal eine Natter gestochen?« fragte Pfnorr.

»Nein!«

»Nun so hast Dir einmal eine Kröte gesteinigt und bist von ihrem Gift bespritzt worden.«

»Auch nicht.«

»Ei so soll Dich – wo hast Du denn das Gift her?«

»Vom Vater.«

»Vom – Vater?« schrie der entsetzte Pastor. »Bist Du verrückt?« –

Ich wollte die Antwort verbessern und setzte hinzu: »Und von der Mutter auch.«

»Immer besser!« sagte mein Vater. – »Immer malitiöser!« seufzte Magister Windrich. – »Nur mit Nesseln gepeitscht,« sagte Zunder, »so wird sich das Gift schon verlieren,« und dabei fuchtelte er abermals die Luft, daß es saus'te.

»Willst Du Deinen Vater eines Verbrechens anklagen?«
fragte mich Pfnorr von Neuem.

»Nein.«

»Liebst Du Deinen Vater?«

»Ja.«

»Wie sehr? Wie stark?«

»So viel ich kann.«

»Wie viel kannst Du?«

»Nichts.«

»Das ist wieder sehr richtig,« bemerkte mein Vater.
»Der Junge ist wirklich, bis auf sein bischen Mutterwitz,
ganz dumm.«

»Und ich habe doch ohne alle Methode gefragt,«
sprach Pastor Pfnorr, »aber ich glaube, bei dein Bürsch-
chen spricht weder eine noch keine Methoden an.«

»Lassen Sie ihn laufen,« sagte der Vater. »Er ist einge-
schüchtert, und da ist vollends nichts aus ihm zu bringen.
Ich will sehen, ob er sich ändern wird, wo nicht, mag er
ein Hirt oder sonst 'was werden, damit er sich satt in's
Blaue hinein leben kann.«

Man erlaubte mir, mich aus der Gesellschaft der
Großen zu entfernen. Ich war sehr erfreut darüber und
bemerkte kaum das verächtliche Lächeln meiner Brüder,
die wie ein paar Katzen neben einander hockten und auf
die tiefsinnigen Gespräche hörten.

In der freien Natur ward mir wieder wohl. Ich hatte
nichts Eiligeres zu thun, als mich unter die säuselnden
Bäume zu legen und den blauen Himmel anzusehen. Da-
bei lauschte ich auf das Leben der Vögel und Insekten

und horchte den Gesprächen der vorübergehenden Menschen zu. Wie eine sanfte Musik fielen oft einzelne abgebrochene Worte in mein Herz und machten es ebenfalls klingen, und mir ward wundersam selig dabei. Ich wußte mir dies nicht zu erklären; erst späterhin, als ich im Shakespeare von dem ›Musikhaben in sich selbst‹ las, glaubte ich dies Räthsel der innerlich tönenden Seele zu verstehen. Dies war die Zeit, wo ich ein recht armer Junge unter meinen Gespielen war. Bald hatte ich gar keine mehr. Ich mußte versuchen, ob ich für mich allein spielen könne, und fand auch hier wieder keinen andern Ausweg, als in meinem verachteten Leben in's Blaue hinein. Dieses Leben in's Blaue hat mich immer gestärkt; es ist mein Erlöser, der Christus meiner Kindheit gewesen. Wenn ich, ein armer Knabe, gekreuzigt lag auf der Meinung der ›Großen und Kleinen‹, wenn man mein armes Herz mit Spott und Mißachtung an den Stamm der Welt nagelte, wenn man meiner nach eigener Erkenntniß dürstenden Seele den Ysopstab der Schmerzen bot, um sie zu tränken, wenn man mich mit dem Speer ihrer armseiligen Christenliebe zum vernünftigen Leben aufstacheln wollte: da wandte ich den Blick in's Blaue hinein und ich war wieder glücklich.

In diesem Leben nun bildete ich mir meinen innern Menschen zurecht. Ich formte ihn aber leider nach einem Modell, das die halbe, wo nicht die ganze übrige Welt, nicht kannte. Das Modell war meine Phantasie. Meine Welt war die bunte flatternde, leicht in den Lüften segelnde der Seifenblasen. Ich war ein lichter Luftschiffer,

dessen Schifflein glücklicher Weise nicht leck ward. In den Lüften war ich wohl bekannt. Sandbänke, Klippen und Korallenriffe gab es nicht, höchstens Luftströmungen, und diesen wußte ich geschickt auszuweichen. Meine Phantasie war unerschöpflich in Erfindungen, die sie nichts kosteten, weil sie sich immer ganz von selbst ergaben, und so befand ich mich, trotz meiner Einsamkeit, doch nicht allein. Ich hatte in mir eine neue Welt entdeckt, und mit dieser pflegte ich häufiger als je unablässigen Verkehr. Aber die Menschen nannten mich damals nur den blauen dummen Jungen. Ich hörte es, seufzte, trocknete mir die Augen und ging fort, um ein immer blauerer dummer Junge zu werden.

3. DIE GROSSEN HALTEN EINEN RATH. THEOBALD WIRD GYMNASIAST.

Bei allen diesen Unannehmlichkeiten blieb ich doch harmlos und fuhr fort, auf meine Weise Welt und Menschen zu betrachten. Durch das immerwährende Spotten gleichalter Knaben ward ich sogar veranlaßt, mehr Fleiß als sonst auf das Lernen zu verwenden, und so sehr auch meiner Natur das Trockene, blos Verständige zuwider war, so strengte ich mich doch an, es meinen Brüdern im Erlernen der lateinischen Sprache zuvor zu thun. Das gelang mir insofern, als ich meine Aufgaben richtig und pünktlich erlernte: da ich aber sehr schnell alles Mögliche meinem Gedächtnisse einprägen konnte, so blieb es mir selten lange treu, und am Ende war ich doch immer der Unwissende.

Mein Vater blieb, bei seiner ihm angeborenen Geduld, sehr ruhig bei dieser Entdeckung, doch konnte ich mich keiner so wohlwollenden Blicke erfreuen, als meine Brüder. Diese Vernachlässigung trieb mich wieder in mein früheres Leben und Weben zurück. Ich suchte das Freie, Ungebundene; der Garten mit den beredten Bäumen und Blumen war meine Welt. Dort bettete ich mich in's Gras, betrachtete die nickenden Halme, die sunsenden Bienen, hörte den Vögeln zu und verlor mich in Ahnungen und Träumen, so oft meine Blicke die Tiefe des blauen über mir hängenden Himmels ergründen zu wollen schienen.

Die Indier haben eine Sage, deren wunderbare Tiefe mich immer gefesselt hat. Sie betrachten die Welt als eine Lotosblume, schwimmend auf dem durchsichtigen Blau des Meeres. Und aus dieser Lotosblume steigt das heilige Geheimniß ihrer gesamten dunkeln und räthselhaften Mythologie empor. Der Kelch des Lotos ist der Mutterschooß ihrer Weltauschauung. Aus ihm erhob sich ihr Gott, ihr Glaube, ihr Wahn. Was sie Herrliches besitzen, das stäubte aus den Blütenfäden des geöffneten Lotoskelches, so wie sie gleichermaßen alles Verschrobene, Wüste und Ungeheure, die ganze Phantasie eines in kolossale Komik verkehrten Geisteslebens, in Blume und Blatt dieser poetischen Pflanze fanden.

Ich wußte als Knabe kaum, daß es einen Lotos gab. Aber so oft ich, hingestreckt in's Gras, mein Auge in die blaue Himmelswölbung streifen ließ, erschien mir der Himmel selbst wie eine wunderbare Blume, die auf mich herabzublühen schien und mich ganz bedecken wollte.

Meine Sehnsucht, meine Träume, meine kindischen Hoffnungen. Alles fand ich in dieser unverwelklichen Blume. Die Sterne nahm ich für Staubfäden und knüpfte daran meine anderweitigen oft recht geschmacklosen Gedanken. Ich lebte eben wieder in's Blaue hinein.

Eines Tages, wo ich ein besonders unglückliches Gedächtniß gehabt hatte, suchte ich mich über das Ausgestandene eben wieder auf meine Weise zu trösten. Ich lag im Grase und dachte nichts. Da hörte ich mich von einem meiner Brüder rufen. Ich gab keine Antwort. »Es ist doch nur, um mich schelten zu lassen,« dacht' ich still. »Mag er sich die Lunge ausschreien!« Ich blieb liegen und die Stimme meines Bruders verlor sich bald in der Ferne. Kurz darauf aber hörte ich den Vater selbst sprechen, der offenbar in einer verdrießlichen Stimmung war. »Wo wird der Tölpel anders sein, als im Garten?« sagte er und befahl meinem Bruder, mich dort zu suchen. Ich wollte mich verbergen und legte mich in's tiefste Gras, das ich geschickt über mich zusammenschlug.

Bald hörte ich meinen Bruder heranschleichen. Er entdeckte mich und rief den Vater. Ich blieb liegen wie ein Todter und glaubte durch diesen Kunstgriff mich zu sichern. Der Vater hielt jedoch nicht viel von Kunstgriffen, wahrscheinlich, weil er der Kunst nicht sehr hold war. Das Letztere konnte ich ihm nicht verdenken, er verstand schlechterdings gar nichts davon. »Was soll's!« pflegte er zu sagen, »bringt mir keine thönerne Pfeife ein, diese Kunst!«

Kaum hatte mich der Vater in meiner neuen Verpuppung erblickt, als er mich mit der Fußspitze stieß und sprach: »Tölpel, steh' auf!« Diese Berührung war so kräftig, daß eine Verstellung von sehr üblen Folgen hätte sein können. Ich erhob mich daher seufzend von meinem Lager. »Was machst Du?« fragte mein Vater.

»Ich lebe,« gab ich lakonisch zur Antwort.

»Ja, das sehe ich,« erwiderte er, »Du lebst wie die Rau-
pen und Schnecken. Hast Du nicht Lust, nach und nach
ganz zur Raupe zu werden? Du zeigst gute Anlage dazu.«

Ich gab keine Antwort, sondern stieß meinen mich
spöttisch anlachenden Bruder zur Seite, daß er hinfiel,
und folgte dem Vater, der ohne viele Worte dem Hause
zuschritt.

Im Wohnzimmer war die gewöhnliche Gesellschaft
versammelt. Die drei Pastoren saßen beim Kaffee um den
Tisch und bliesen stark aus ihren thönernen Pfeifen. Hät-
te ich damals Etwas von Theologie verstanden, so würde
ich die damaligen Hauptrichtungen der Gotteskunde in
den Tabaksrauchwolken der drei Pastoren genau haben
studiren können; denn Jeder blies auf seine Weise. Pfnorr
hielt die Pfeife majestätisch in die Höhe und gab lange
und dicke Rauchwolken über die aufgeworfene Lippe in
die Luft. Es war der rationalistische nach oben steigende
Dampf, die Rauchsäule, welche jetzt als Führer vor dem
Christenvolke einhergehen soll, wie weiland in der Wüste
vor den Kindern Israels. Auch ringelte sie sich langsam

vorwärts, vermischte sich aber zuletzt mit dem aufsteigenden Kaffeedampfe und ging mit diesem eine höchst frivole Ehe ein.

Magister Windrich paffte mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit lauter kleine Dampfringe in die Luft, die sich geschickt zu einer Kette verflochten und gewöhnlich auf höchst wunderbare Weise die gerad' aufsteigenden Rauchsäulen Pastor Pfnorr schlangenartig unwandten. Diese Rauchketten ließen sich mit der supernaturalistischen Schule der Theologen vergleichen, die ja auch Alles auf eine merkwürdige Weise zusammenzunesteln versteht und die heterogensten Dinge zur Kettenverwandtschaft verbindet. Vielleicht ließ sich das ringartige Ineinanderschlingen auch auf das Kettenanlegen der Supernaturalisten beziehen. Die Fesseln der Autoritäten bildeten immer eine feste Gliederkette, in die jeder Ungläubige wie in einer Schnürbrust für die Schule zurecht gekettet wird. Sie wollen bloß dem Mißwachs und Auswuchs der Seelen vorbeugen.

Zunder endlich blies fast ganz unsichtbare Rauchfäden von sich, die anfangs nur mit Mühe zu erkennen waren, und erst später in abenteuerliche Gestalten zusammenflossen. In diesen Rauchphantasmagorien konnte man finden und sehen, was einem beliebte. Sie konnten eben so gut Wallfische als Wiesel vorstellen, und Polonius würde in nicht geringe Verlegenheit gesetzt worden sein, wenn ihm ein neuer Hamlet seine inquisitorischen Fragen vorgelegt hätte. Ich kann mich noch recht

wohl erinnern, daß mir die Rauchgebilde, welche Zunders fruchtbarem Munde entquollen, immer entweder wie Fratzengesichter, oder wie Narrenlappen erschienen sind. Es mochte wohl an meiner Phantasie liegen, die sich zu sehr mit dem Leben in's Blaue hinein beschäftigte, um die tiefsinnigen Rauchgebilde Zunders im wahren Lichte, im Geist und in der Wahrheit aufzufassen. Zunder behauptete in allen seinen Dampfmalereien den heiligen Geist zu erkennen, immer in Taubengestalt, bald fliegend, bald fressend, bald sich schnäbelnd – denn auch zwei heilige Geister nahm er an – bald Eier legend oder brütend, bald endlich schlafend. Den schlafenden heiligen Geist hielt er für den besten. »Er ist der mystische,« pflegte er zu sagen. »Der schlafende heilige Geist ist ein aparter, das ist mein heiliger Geist.« Dabei fuchtelte er die dicke Luft mit seinem Stocke, daß sie zusammenfuhr wie ein Rudel Rehe.

»Da ist der Junge,« sagte mein Vater, als er mich in die Gesellschaft der heiligen Geister führte. »Er lag wieder im Grase.«

Alle drei Pastoren sahen mich mit schlecht verhehltem Abscheu an und arbeiteten ihre Schulsysteme in die Luft.

»Du willst Dich also nicht bessern?« fragte Pfnorr, seine Pfeife auf dem Kaffeebrett ausklopfend. »Was soll denn aus Dir werden? Wenn Du so fortfährst, wird gar nichts aus Dir, mein Junge! Du bleibst dumm, wie eine Schnecke, deren Gesellschaft Du zu lieben scheinst.«

Ich gab keine Antwort auf diese Antwort des Pastors. Windrich schüttelte den Kopf. Zunder fuchtelte seinen heiligen Geist.

»Er ist verstockt,« sagte mein Vater, indem er sich auf's Neue seine Pfeife anzündete. »Ich halte es für das Beste, man schafft ihn fort, damit er nicht die Andern verdirbt.«

»Ja, ja, Sie haben Recht,« antwortete Pfnorr. »Hm! der Junge hat eine malitiöse Physiognomie angenommen.«

»Aber wo soll ich ihn hinthun?« sagte mein Vater. »Ich kenne keinen Menschen, dem ich ihn anvertrauen könnte. Und der Schafskopf will ganz eigen behandelt sein.«

»Ja, wo soll er hin?« widerholte Pfnorr; »'s ist ein nährischer Junge.«

»Auf die Schule mit ihm,« fiel Windrich ein, »damit er Jesum Christum erkennen lernt!«

»Unter die Fuchtel mit ihm,« setzte Zunder hinzu, und geißelte die drei Dampfregionen.

»Sie meinen die lateinische Schule?« fragte der Vater. »Ist der Junge nicht zu dumm, um Aufnahme in ihr zu finden?«

»Wird schon gescheidt werden,« versetzte Windrich. »Die lateinische Schule ist dazu da, die Dummen gescheidt zu machen.

»Ja wirklich, Herr Amtsbruder,« fiel Pfnorr ein. »Ich weiß mich zu erinnern, daß der Dümme auf der lateinischen Schule noch der Gescheiteste geworden ist. 's ist sonderbar!«

»Alles in der Ordnung,« sagte Zunder. »Die Seele wird von den Alten zusammengefuchelt. Schicken Sie den Jungen immerhin auf die lateinische Schule!«

Ich hatte schweigend dieser Berathung der drei Weisen im Rauchlande zugehört. Meine Mutter ging während der Gespräche ab und zu und versorgte die Gäste mit Kaffee. Sie flüsterte mir einige liebevolle Worte zu, wobei ich Thränen an ihren Wimpern bemerkte. Bald hätte ich auch geweint. Sie sah mich an, als wollte sie sich noch einmal recht satt an mir sehen, und mein Bild für immer in ihre Seele senken.

»Komm her, Junge!« rief mir mein Vater zu, und streckte mir die Hand entgegen. Ich trat näher. Er stellte mich in die Mitte der drei Männer und ließ einige Sekunden seine Blicke auf mir ruhen. »Du dauerst mich,« sprach er dann. »Bist so gesund und stark und noch so dumm! Ich schämte mich an deiner Stelle. Schämst Du Dich nicht?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie sich sonst auch schämen müßten, da Sie noch weit größer und stärker sind als ich.«

Mein Vater zerschlug sich wieder eine Pfeife. »Daß Dich!« sagte er und legte die Hände über der Brust zusammen, indem er mich unverwandt ansah.

Pfnorr und Windrich baueten neue Systeme in die Luft. Zunder fuchtelte mit dem Stocke.

»Was meinen Sie nun dazu?« wendete sich mein Vater an seine geistlichen Gäste. »Ist das Dummheit oder Malice?«

»Dummheit,« sagte Pfnorr. – »Malice,« betheuerte Windrich. – »Sei's, was es sei,« sprach Zunder, »Fuchteln helfen für Beides.«

»Höre, Du blauer Lebemann,« redete mich der Vater an, ich habe Dein zukünftiges Wohl reiflich erwogen, Du mußt aus dem Hause. Deine Natur bedarf eine Zucht, wie ich sie Dir nicht geben kann. Ich habe keine Zeit, mich hinreichend mit Dir zu beschäftigen, ich werde Dich auf die gelehrte Schule thun. Wirst Du dort gescheidter werden?«

»Ich denk's,« gab ich zur Antwort und warf einen wehmüthigen Blick nach meiner Schwester. Sie bemerkte ihn und seufzte.

»Nun das war doch einmal eine Antwort, die einen vernünftigen Anstrich hatte,« erwiderte mein Vater. Dann wendete er sich wieder zu den Pastoren und fragte sie: wohin sie mich wohl placiren würden?

»Er kommt nach Tertia,« sagte Pfnorr, »wenn er die Declinationen und Conjugationen geläufig kann.«

»Die kann er nicht,« versicherte mein Vater, und darin mochte er Recht haben, obwohl ich glaube, daß er sie selbst auch nicht mehr ganz genau im Gedächtniß hatte.

»Da komm er nach Quarta,« fiel Windrich ein.

»Nach Sexta ganz gewiß,« versicherte Zunder. »Und das ist auch der beste Ort für ihn. Dort wird er ausgefuchtel. Seele und Leib wohl in Bewegung gesetzt. Man wird ihn leiblich und geistig frottiren, daß er erkennen lernt, was der heilige Geist sei!«

»Abgemacht!« sprach der Vater, »er soll auf die gelehrte Schule.«

»Zuvor müssen Sie ihn examiniren lassen,« entgegnete Windrich. »Er muß beweisen, daß er nichts kann, sonst wird er nicht aufgenommen.«

»Das wird ihm nicht schwer werden,« sagte mein Vater.

»Wirklich nicht,« meinte Pfnorr und qualmte eine dicke Rauchsäule in die Luft.

»Wann kann er denn aufgenommen werden?« fragte der Vater.

»Uebermorgen ist die geistige Fuchtelaustheilung,« fiel Zunder ein, »da kann er gleich was mit bekommen. Bringen Sie ihn nur übermorgen zum Examen.«

Mein Vater entschloß sich auf die Uebereinstimmung der anderen Pastoren dazu, und so ward an diesem merkwürdigen Tage mein zukünftiges Leben ausgespielt. – Mir war Alles ziemlich gleichgiltig, hätte ich mir nur die Schwester zur Gesellschaft mitnehmen dürfen. – Da sich die Drei Männer nicht mehr um mich bekümmerten, so entfernte ich mich wieder, nahm die Schwester an die Hand und lief mit ihr in das nahe Gebüsch, wo wir uns zusammen unter die duftenden Birken legten.

»Höre, Theobald,« sagte Cölestine, »wenn Du auf die gelehrte Schule kommst, so mußt Du mir etwas versprechen.«

»Was denn, Schwester?«

»Du mußt alle Tage an mich denken. Willst Du?«

»Ganz gewiß!«

»Aldann darfst Du auch nicht so gelehrt werden, daß Du mich auslachst.«

»Das will ich gewiß nicht!«

»Und endlich darfst Du kein Mädchen lieber haben als mich.«

»Warum das?«

»Weil ich das nicht haben will. Versprich mir's.«

Ich bedachte mir die Forderung eine kleine Weile, dann gab ich Cölestinen die Hand und sprach: »Nun ich will's versuchen; und ich glaube, es wird mir nicht schwer werden. Du bist ja meine Schwester.«

Nach diesen Gelöbnissen tröstete Cölestine sich über meine baldige Abreise, und wir gingen vergnügter als je mit einander nach Hause. Zum Glück hatten die Pastoren unser Haus wieder verlassen, der Vater hatte sie begleitet, und wir trafen nur die Mutter daheim.

Sie mußte geweint haben, denn ihre Augen waren entzündet. Der Gedanke, eins ihrer Kinder aus dem Hause geben zu müssen, war ihr furchtbar. Sie glaubte, ein solches Kind müsse wenigstens halb verhungern. Meine Mutter war eine herzensgute, brave Frau, genügsam, fromm, eine ächte deutsche Hausmutter, aber die Welt kannte sie nur aus Guckkasten. Sie konnte nicht begreifen, daß man anderwärts eben so gut als in ihrem Hause leben könne. Mir ward den noch übrigen Tag freier Spielraum gelassen. Ich durfte nicht in die lateinische Stunde gehen. Statt dessen genoß ich recht *con amore* mein Leben in's Blaue hinein, da am Tage vor meinem Examen

besonders schönes Wetter war. Cölestine leistete mir dabei Gesellschaft, sie fand an meinem blauen Leben ebenfalls viel Wohlgefallen. – Auf die gelehrte Schule freute ich mich im Grunde mehr, als ich mich davor fürchtete. Ich hatte mancherlei Anmuthiges gehört, was mir sehr erquicklich in den Ohren klang. Schnell bildete ich mir eine eigene Welt aus dem Leben auf gelehrten Schulen, und suchte das Gemälde bestmöglichst mit meinem Leben in's Blaue hinein in Einklang zu bringen. Da ich nur der Phantasie dazu bedurfte, so war ich sehr schnell damit fertig. Eine Skizze dieses Phantasiebildes theilte ich Cölestinen mit, die es ebenfalls sehr annehmbar fand und ehrlich bedauerte, daß sie kein Junge sei.

Am nächsten Morgen weckte mich der Vater sehr früh. »Aufgestanden, Theobald, wir müssen eilen, daß wir zu recht zum Examen kommen.« – Erschreckt fuhr ich in die Höhe. Mir hatte eben geträumt, der Himmel senke sich wie ein Baldachin auf mich herab. Die Milchstraße umfloß ihn wie ein silberner Saum, und die Sternbilder waren im glänzendsten Gold hineingewirkt. So groß auch die Decke war, ich empfand auch keinerlei Druck unter ihr. Sie lag wie ein leichter, beglückender Traum auf mir, die Sternbilder aber drückten sich in meinem Herzen ab, so daß ich das Bild des ganzen großen Baldachins als mein Eigenthum in mir trug. –

Ich war bald reisefertig und begleitete den Vater nach der Stadt, die nicht weit von unserm Wohnort entfernt war. Anfangs trabte ich neben dem Vater her und zählte die Lerchen, die singend im blauen Aether hingen.

»Es ist ein hübscher Morgen, der den Saaten gut thun wird,« sagte mein Vater und zertrat oder zerstampfte mit dem Stocke die großen Erdklöße, die ihm nahe genug lagen. »Merke Dir's, Theobald,« sprach er, »wenn Du einmal Feld besitzen wirst: je klarer der Boden, desto besser gedeiht die Saat.«

Ich bejahte die Antwort und dachte nur an die Lerchen. Um ungestörter meinen Gedanken nachhängen zu können, hatte ich mich hinter den Vater zurückgezogen. Das konnte er aber durchaus nicht leiden. »Die Jugend muß immer zuvor sein, muß vorn bleiben,« pflegte er zu sagen, und huldigte hierin ganz der gegenwärtigen Bewegungspartei. Er merkte daher kaum mein Verschwinden, als er sich umwendete und mich barsch, mit dem Stocke vorwärts deutend, anließ: »Marsch vor!«

Gegen ein solches Kommando galt keine Einrede. Ich mußte gehorchen, so ungern ich es auch that; denn ich hatte gute Gründe, meine Person den luchsartigen Augen meines Vaters nicht allzusehr auszusetzen. Wirklich hatte ich auch kaum zwanzig Schritte gethan, so begann der Vater schon seine Musterungsbemerkungen.

»Tritt Dir die Zehen nicht ab!« rief er mir zu. Daran that er Recht, denn ich hatte die Gewohnheit der Naturkinder aus den amerikanischen Urwäldern angenommen, die, wahrscheinlich um die Extreme, denen sie im Uebrigen gern huldigen, doch auf irgend eine Art zu vermitteln, mit den Füßen immer nach dem Centrum hinstreben. Mit einem Worte: ich ging über die große Zehe. Indem

ich nun aber dem Wunsche meines Vaters nachzukommen suchte, stellte sich nur noch ein größerer Uebelstand heraus. Mein Schuhwerk befand sich nämlich stets in einem höchst romantischen Zustande, und bot verschiedene Aus-, An- und Einsichten dar. Leider war der Vater kein Freund der Romantik, weder in der Natur, noch im Hause, ganz zuwider war sie ihm aber am Menschen selbst. Ich mußte mithin alsbald einen sehr langen Monolog über Ordnung und Unordnung anhören, worin Nutz- anwendungen von so schlagender Art vorkamen, daß ich die Gesetze der krummen Linien wider Willen an mir selbst begreifen lernte. Nur der Schluß der langen Zu- rechtweisung ist mir erinnerlich geblieben. »Du kommst in Deinem ganzen Leben zu gar nichts,« sprach mein Va- ter, »wenn Du Dich nicht mehr zusammennimmst. Wer überall ausschweift, die Grenzen überspringt, bringt's zu nichts Solidem. Du findest nie den goldenen Mittelweg, Du taumelst stets auf den falschen, verrätherischen Sei- tenpfaden herum. Erst, wenn Du die Stiefeln nicht mehr schief treten wirst, fängt Deine Seele an sich aufzurich- ten. Nun ich hoffe, die lateinische Schule soll Dir dazu verhelfen.« –

Wir hatten inzwischen die Stadt erreicht und melde- ten uns bei dem Direktor. Man nahm uns sehr zuvorkom- mend auf und nach Verlauf einer Stunde war ich ein so- genannter Gymnasiast. Ich bildete mir nicht wenig auf diese neue Würde ein, die ich in Gang und Haltung be- merklich zu machen suchte. Da ich aber dadurch nur eine lächerliche Steifheit erzielte, so hörte der Vater nicht auf,

die ganze Zeit über meine alberne Tournüre zu reden. »Du gehst wie ein Perückenstock,« sagte er, »und wenn Du Dich nicht änderst, so wirst Du noch bei lebendigen Leibe versteinern.«

Eine Viertelstunde vor unserer Wohnung trafen wir den Pastor Pfnorr auf dem Felde. Schon von Weitem hatte er uns erkannt und kam auf uns zu.

»Haben Sie den Jungen untergebracht?« rief er über einen Acker dem Vater zu.

»Theobald ist Gymnasiast,« erwiderte dieser, wie es schien, ärgerlich über des Pastors ›Jungen‹.

»Gratulire,« sagte Pfnorr. »Und wo ist er hingekommen?«

»Richtig nach Sexta.«

»Also hatte der Herr Amtsbruder doch recht! Nun lassen Sie sich das lieb sein. Der Bursche wird jetzt einen ganz neuen Menschen anziehen. Theobald, ich rathe Dir Gutes, nimm Dich zusammen!« –

Mir waren die Ermahnungen des Pastors sehr gleichgiltig. Ich hörte sie nur mit halbem Ohr und überließ mich froh, der speciellen Aufsicht des Vaters entronnen zu sein, schon wieder meinem eingebildeten Leben. – Mit nicht geringem Stolz theilte ich Cölestinen meine Erhebung zum Sextaner mit, gegen die Brüder beobachtete ich ein hartnäckiges Stillschweigen.

Die Zeit bis zu meinem Eintritt in die gelehrte Schule war kurz, weshalb ich von allen gemeinschaftlichen Lehrstunden mit den Brüdern dispensirt wurde. Diese Zeit der Freiheit suchte ich auf's Beste zu benutzen, indem ich auf

der Flur und im Walde herumschwärmte, und fest überzeugt war, diese Art zu lernen werde mich ganz vorzüglich geschickt zu einem Sextaner machen. Mein Vater ließ mich gewähren. Am Tage der Abreise ward mir nur der Abschied von Mutter und Schwester schwer. Ich mußte Cölestinen versprechen, recht bald an sie zu schreiben, obschon eine halbe Stunde uns einander zuführen konnte.

4. THEOBALD ERHÄLT EINEN BEINAMEN. DER DICKE GROSSE UND WIE ER RELIGION VORTRÄGT. DIE SONDERBARE LEHRE VOM HIATUS.

Mit großen Erwartungen trat ich am nächsten Morgen den Weg nach dem ehrwürdigen Gebäude des Gymnasiums an. Ich traf mehrere Knaben an der Thür; die gleich mir auf einen leitenden Führer warteten. Die Neugier machte mich keck; ich erkundigte mich bei Einigen, in welche Klasse sie aufgenommen worden wären? Die Meisten antworteten: nach Quarta, Wenige: nach Quinta, nach Sexta war außer mir Niemand gekommen. Mich wunderte dies nicht, wohl aber verdroß mich das Nase-rümpfen der übermüthigen Jungen, als sie in mir einen Sextaner kennen lernten. Sie zogen sich von mir zurück, als sei ich mit einer ansteckenden Krankheit behaftet, und höhnte mich stillschweigend durch Mienen. Anfangs blieb ich bei dieser Wahrnehmung sehr gleichgiltig, als aber Niemand erschien, um uns in Empfang zu nehmen und die Necklust der Buben immer lauter und empfindlicher für mich ward, trat ich ihnen näher und fragte mit

erhabenem Lächeln: »Versteht ihr in's Blaue hinein zu leben?« Ein schallendes Gelächter antwortete mir, dem bald laute Ausrufungen: »Seht den Dummen! Da steht der graue Tölpel!« folgten. Ich trug nämlich einen eselsgrauen Rock, eine Farbe, die mein Vater sehr liebte, weil seiner Erfahrung zufolge grau melirtes Tuch nicht nur am wohlfeilsten sei, sondern sich auch am besten und längsten konservire. »Und ist's abgetragen,« setzte er bisweilen hinzu, »so läßt sich's immer wieder kratzen, krepeln und gerben, ganz wie ein Eselsbuckel.« – Zum Glück machte das Erscheinen eines wohlbeleibten großen Mannes diesem beginnenden Skandal ein Ende. Dieser Mann trug einen Frack oder Rock oder wie man das Kleidungsstück sonst nennen will, das im Jahre des Heils 1760 modern gewesen sein mochte; außerdem große Schuhe mit silbernen Schnallen und sehr schöne weiße Strümpfe, die ein paar stattliche Waden gar ergötzlich zur Schau stellten.

»Was geht hier vor?« fragte der Mann, vor uns stehen bleibend und mit der linken Hand auf eine unbeholfene, äußerst komische Art, ich möchte sagen, in einer sechseckigen Armbewegung sich Haare, Gesicht und Kinn überstreichelnd. »Was gebt Ihr an?« – Niemand antwortete; da wandte er sich zu mir, der ich ihm zu nächst stand und sprach: »Du da, Grauer, was wollt Ihr?«

»Ich bin nach Sexta gekommen, Ehrwürden,« versetzte ich, mich tief vor dem majestätischen Manne verbeugend. »Diese Jungen da machen sich über mich lustig.«

»So?« sagte der Dicke mit welcher, breiter Stimme. »Nun, da wird's gut sein, wir lehren sie die Strafen kennen. Es gibt bei uns gar viele Mittel, ungezogene Jungen.« – Nach dieser vorläufigen Bemerkung nahm mich der Mann bei der Hand und zog mich mit sich fort. Du gehörs mir an, lieber Junge,« sprach er, »ich bin Dein Hauptlehrer. Diese da können Dir nichts anhaben.«

Wir traten in das geräumige Klassenzimmer, wo mir auf der vorletzten Bank die letzte Stelle angewiesen ward. Meine Mitschüler sahen mich neugierig an und schienen spöttische Bemerkungen über mein Haltung und Kleidung zu machen. Der dicke Lehrer, dessen Name, wie ich aus dem Gruße der Schüler erfuhr, Klappsegern war, nahm jetzt seinen Sitz im Katheder, nannte die Nummer des Liedes und stimmte die Melodie eben so schnell als unrein mit der ihm eigenthümlichen breiweichen Stimme an. Die Schüler fielen im Chor ein und auch ich versuchte, so gut ich es vermochte, das Lied mitzusingen. Während der ersten Strophe ging Alles erwünscht, kaum aber hatte die zweite begonnen, als Klappsegern plötzlich wie ein Kettenhund aus seinem Katheder herausfuhr, zwischen eine der besetzten Bänke sich drängte und einen der Schüler, ohne deshalb seinen eigenen Gesang zu unterbrechen, mit sogenannten Maulschellen bestens regalirte. Dazu nickte er auf durchaus unbeschreibliche Weise mit dem Kopfe, strich mit der sechseckigen Armbewegung die Hand über's Gesicht und zog sich dann mit Riesenschritten, laut singend, in das

Katheder zurück. Mir war diese eigenthümliche Methode, Gesang und Sänger in richtigen Takt zu erhalten, so überaus auffallend, daß mir vor Verwunderung buchstäblich das Maul aufstehen blieb und ich unverwandt den behenden Taktschläger ansah, darüber aber natürlicherweise das Mitsingen vergaß. Noch war ich in meine staunende Betrachtung versunken, da brachte mich das abermalige Hervorstürzen Klapsegerns halb zu mir selbst. Aber ein zitterndes Bangen bemächtigte sich meiner, als Klapsegern die directeste Richtung nach meiner Bank einschlug, und mit jenem mißbilligenden, unsagbaren Kopfnicken seine dicke Figur vor mir hinpflanzte. Er sah mich an, ich ihn. Er hob die rechte Hand wie einen wackelnden Commandostab, ich ließ die meinige desto tiefer sinken. Einige Sekunden geruhten wir Beide in dieser seltsamen Attitüde zu bleiben, dann unterbrach Klapsegern plötzlich seinen Gesang, nickte mir nochmals sein Mißvergnügen in's Gesicht, fuhr mit der linken Hand über das Seinige und trat mit der mit völlig unverständlichen Aeußerung, »weil Du's bist,« schnelläuferartig den Rückzug an.

Da das ganze lange und langweilige Lied ohne Barmherzigkeit zu Ende gesungen werden mußte, so hatte ich Zeit genug, die verschiedenen Manieren Klapsegerns genauer zu beobachten. Im Ganzen blieben sie sich gleich. Die Schwenkungen waren meist dieselben, Attaque und

Retraite wurden immer mit gleichem Ungestüm ausgeführt, der Gesang nie dabei unterbrochen. Mir war diese Art Schule zu halten etwas ganz Neues. Hätte ich damals schon die französische Revolution gekannt, so würde ich mir es haben erklären können, wie das Singen der Marseillaise die republikanischen Soldaten so begeistern konnte. Für Klapsegern hatte ohne Zweifel der Gesang des Kirchenliedes eine anfeuernde Kraft, die ihm in Hände und Füße fuhr, und zu ununterbrochener Bewegung trieb. Die Zahl der auf die beschriebene Weise von Klapsegern Haranguirten war bedeutend. Zu sehr mit meiner völlig neuen Lage und dem Dirigenten unserer sogenannten Religionsstunde beschäftigt hatte ich zu zählen vergessen. Es mochten aber der Geklapsten leicht gegen zwanzig sein.

Nach Beendigung des Gesanges holte unser Lehrer tief und seufzend Athem. Wär' ich Franzose, so würd ich sagen: *il poussa un grand soupir!*, rieb die beiden Flächen seiner rahmweichen Hände auf der Kante des Kathederisches und hielt folgende religiöse Anrede an uns.

»Wer sich umdreht, kriegt einen Klaps. Merkt's Euch. Wer sich unaufgefordert bückt, kriegt einen Klaps. Wer mich nicht immer grad ansieht, muß ›vor‹. Wer seinen Nachbar während der Stunde stößt, drängt, kitzelt, mit ihm spricht oder sonst ein anderes Crimen, begeht, kommt in's Carzer. Wer nichts lernt oder sich ungehorsam gegen mich zeigt, wird relegirt! Und so fort. Merkt's Euch, liebe Kinder! Nun wollen wir mit Gott anfangen.«

»Mit Gott!« wiederholte ich in meinem verschüchterten Kinderherzen, mit Gott anfangen, und auf jede kleinste Bewegung stehen die schönsten Prügel in Aussicht!« Ich war nahe daran zu weinen. Da schlug sich die Alles besänftigende Zeit erlösend in's Mittel. Klapsegern hatte seine merkwürdige Rede, beiläufig gesagt, das Einzige, was ich, ohne es wieder zu vergessen, bei diesem merkwürdigen Manne gelernt habe, kaum beendet, als der Zeiger den Ablauf der ersten Stunde verkündigte; »'s ist gut,« sagte der Dicke, »wer Hunger verspürt, kann jetzt essen!« Damit gab er das Signal zum Fortlaufen, stand auf, zog eine Buttersemmel aus seinem Moderock und fing diese, an's Katheder gelehnt, mit großem Wohlbehagen an zu verspeisen.

Die Mehrzahl der Schüler verließ das Zimmer, ich blieb, sei's aus Schüchternheit oder Respect. Genug, ich blieb sitzen, still und steif wie ein Oelgötze, und betrachtete mit tiefer Andacht den semmelessenden Lehrer. Mir kamen dabei wieder ›die Großen‹ in den Sinn und es fehlte wenig, daß ich nicht einige laute Bemerkungen machte. Nach und nach hatten sich meine Mitschüler sämtlich auf Hof und Gasse zurückgezogen. Ich, ganz mutterseelenallein auf meinem Platze, sah in Nichts hinein und begann langsam mich in Wald und Thal zu versetzen, oder wie mein Vater sagte, ›zu himmeln‹. Klapsegern mochte bei seiner Kinnbackenphilosophie die Zeit lang werden; er machte eine Schwenkung und näherte sich mir.

»Hast Du keinen Hunger, mein Junge?« redete er mich an, indem er ein der Bank mir gegenüber mit dem Rückgrat Posto faßte. »Du bist recht still, aus Dir wird etwas werden.«

Ich schrack über diese Anrede innerlich zusammen. Das hatte mir bisher noch kein Mensch gesagt, daß aus mir etwas werden könne.

»Zuverlässig,« gab ich zur Antwort, »es fängt in mir schon an.«

»Was?« fiel mir Klapsegern in's Wort, »der Hunger?«

»Nein, das Leben,« versetzte ich.

»Ei Du kleiner Dummkopf,« lachte mir der dicke Große in's Gesicht und strich sich majestätisch den Bauch, »das Leben hat in Dir wohl schon seit zehn Jahren angefangen.«

»Nein, erst zehn Wochen,« sagte ich.

»Närrischer Kerl, was hast Du denn für ein Leben?«

»Ein blaues –«

»So! So! – –« brummte Klapsegern, ließ die Kinnlade schlaff herabfallen und rieb sich beide Daumen an den Zeigefingern. »Bist ein kurioser Bursch, Knickeberg, sehr kurios! Ein blaues Leben! Was denkst Du Dir denn darunter? Warum nicht ein grünes, gelbes, rothes, he? Kann's nicht ein grünes sein? Etwa zeisiggrün? Du hast Anlage zu einem Zeisig, was man sagt, zu einem rechten Zeisig!«

Ich hatte mir ein Herz gefaßt und gab recht trötzerlich zur Antwort: »Es kann sein, daß es viele Leben gibt, für mich paßt aber blos das Leben in's Blaue hinein. Mein Vater hat mich auf die lateinische Schule gebracht, damit

ich dieses Leben lernen soll. Denn ich habe zu etwas Anderm gar keine Lust und Anlage, zu dem Leben in's Blaue hinein aber bin ich geboren. Das ist mein Metier, sagt Pastor Pfnorr. Ich will neue Entdeckungen darin machen.«

Klapsegern hatte die Augen weit aufgerissen, wie es mit den Ohren war, konnte ich nicht sehen, doch glaube ich, die Natur hatte ihn damit so reichlich ausgestattet, daß eine besondere Ohrenkultur nicht erforderlich war. »Höre,« sprach er nach einer Weile des Staunens, »Du bist ein extraordinärer dummer Junge!«

»O das weiß ich,« fiel ich sehr erfreut ein, »und ich werde es noch weiter bringen. Der Vater meint sogar, ich hätte die besten Anlagen zu einem extraordinären Professor.«

»Meint er?« grinste mich Klapsegern an. »Ei sieh' 'mal, über die malitiöse Krabbe!« Und – schwaps! – maß er mir ein paar Ohren- oder Wangenfutterale an, daß ich recht inniglich mit der tiefen Bedeutung seines Namens vertraut wurde.

Ich rieb mir die geschlagenen Stellen, ohne zu murren, und beobachtete dabei die Physiognomie meines Lehrers. Dieser war aus sehr gutartigem Stoffe gemacht. Er hatte meine Ironie, wie er sich ausdrückte, vergessen und begann wieder mit mir zu schwatzen.

»Willst Du studiren?« redete er mich liebevoll und mit butterweicher Stimme an.

»Ich denk's,« antwortete ich.

»Hm! – Und was willst Du studiren?«

»Das Leben in's Blaue hinein.«

»So! – Sehr sonderbar!« – Es trat eine Pause ein. Klapsegern zog eine zweite Buttersemmel hervor und arbeitete meine Antworten in den Magen hinab. Ich blieb sitzen und dachte darüber nach, wie ich am Besten thun könnte. Der dicke Lehrer ging mit knarrenden Stiefeln im Zimmer auf und nieder. Als er wieder an meine Bank kam, redete ich ihn an und sprach:

»Gibt es hier kein Leben in's Blaue hinein?«

Klapsegern blieb stehen, als habe ihn Jemand festgemacht, sah mich lange Zeit unverwandt an und sagte dann: »O ja, mein Junge! Hier ist der beste Ort, sich blau zu leben, wenn man's anfängt, wie Du.«

Wer war glücklicher als ich! Mein Auge glänzte vor Freude, ich segnete die Großen, die mich an den Ort meiner Bestimmung gebracht hatten, und bekam plötzlich einen so gewaltigen Appetit, daß ich mich nunmehr meines Butterbrodes erinnerte, das ich wohl verpackt bei mir trug. Seelenvergnügt begann ich mein Frühstück zu verzehren, und ward eben noch zu rechter Zeit fertig, um, ohne Anstoß zu geben, die zweite Schulstunde anhören zu können.

Meine Mitschüler hatten sich nach und nach wieder eingefunden. Klapsegern strich sich die Lehrermiene in's Gesicht und trug Prosodie vor. Das bloße Wort war mir schon ein ›böhmisches Dorf«. Ich wußte mir schlechterdings gar nichts darunter zu denken, und der sehr salbungsreiche oder vielmehr Salbungen nöthig machende Vortrag Klapsegern's hatte das Eigenthümliche an sich, daß man nie recht klug aus dem werden konnte, was er

docirte. Mir ward dies doppelt und dreifach schwer, da Alles, was außer dem Bereich des Blauen lag, keinen Anklang in mir finden wollte. Zu meiner besonderen Freude bemerkte ich jedoch, daß auch die Mehrzahl meiner Mitschüler von Natur nicht sonderlich für die Erlernung der Prosodie eingenommen waren. Es ward mir sehr bald einleuchtend, daß wir eigentlich allesammt nichts lernten, das war aber gerade das, was ich recht von Herzen wünschte. Von all den langen prosodischen Vorträgen, die ich bei Klapsegern anhören mußte, ist mir keiner mehr erinnerlich, als der vom *Hiatus*. Klapsegern hatte eine seltene Geschicklichkeit, uns das Wesen des Hiatus aus der Theorie in die Praxis zu übersetzen. »Der Hiatus,« docirte er, »ist ursprünglich ein bloßer Schlund, ein Spalt, figürlich genommen ist er das aber nicht, sondern etwas ganz Anderes. Begriffen, meine Jungen?«

»Ja!« antworteten wir Alte wie aus Einem Munde.

»Gut,« fuhr Klapsegern fort. »Der Hiatus ist also, wenn er 'was anderes, als der eigentliche Hiatus ist, ein Loch inder Aussprache, das zwei auf einander folgende Vocale in gebundener Rede machen. Begriffen?«

»Ja!« stimmten wir abermals unisono.

»Gut,« versetzte Klapsegern und sprach weiter: »Wenn nun dieser figürliche Hiatus in der Sprache eintritt, so muß er durch das Einschieben eines mildernden Buchstabens vermieden werden oder die beiden Vocale, das Gähnen in der Sprache, muß man binden. Verstanden?«

»Ja!« schnurrten meine Mitschüler, während ich ein sehr lautes »Nein!« vernehmen ließ.

»Was ist das? Was brummt da? Wer ist der Neiner?« fuhr Klapsegern auf und begann augenblicklich seine Bankattaque. Lügen half hier nicht viel; da die Schüler nur auf eine solche Gelegenheit warteten, um in die klapsegernsche Langweiligkeit einige Kurzweil zu bringen. Ich ward also unverzüglich als der Verneiner oder, nach Klapsegerns Ausdruck, ›Neiner‹ angegeben, und der dicke Große versäumte nicht, mit seinen immer gut gehaltenen und schlagfertigen Waffen zu mir heran zu stürmen.

»Also nicht begriffen?« redete er mich mit philosophisch tiefsinniger Miene an. »Du weißt noch nicht, was der Hiatus ist?« Ich schüttelte den Kopf und sah den erzürnten Lehrer mit offenem, fast wie beim Gähnen aufgesperrten Munde, neugierig an.

»Nun, Du sollst's gleich erfahren,« versetzte Klapsegern, »Dein Maul ist jetzt in der Hiatusposition. Wenn Du nun reden willst, mußt Du, soll's anders schön klingen, die Lippen schließen; dazu dient der euphonistische Buchstabe oder Schlag, – etwa so! – so! – so!« – Und wie sich die drei ›So's!‹ vernehmen ließen, fühlte ich sehr deutlich die ganze Natur der gebundenen Rede in mich übergehen. Meine Ohren begannen euphonistisch zu klingen und zu singen, der Hiatus meines Mundes klappte, wie der prosodische durch den eingeschobenen Buchstaben, zusammen – ich hatte für ewige Zeiten auf die kürzeste Manier von der Welt gelernt, was eigentlich ein *Hiatus* sei. Und wenn späterhin in meinem Leben sich

noch manchmal ein Hiatus bemerklich machte, so trug Klapsegern zuverlässig nicht die Schuld.

5. DIE ERSTE SCHLACHT. DER SCHNEIDER DÜRRBEIN BAUT THEOBALD EINEN HIMMEL UND GIBT IHM LEBENSREGELN.

Von meinem Vater, noch mehr aber von den drei Pastoren, hatte ich oft gehört, daß die Schule, namentlich die gelehrte, eine Erziehungsanstalt für das ganze Leben sei, daß sie den Menschen erst zum Menschen mache, und ihm den Schleier der Isis lüfte. Nun, was das Erkennen und das mit diesem eng verbundene Entsetzen anbelangt, so durfte ich nicht gar lange darauf warten. Unsere Lehrer waren sehr schlechte Hüter der ihnen anvertrauten Geheimnisse, gute Menschen, d. h. gute Häute mochten sie in einem gewissen Sinne wohl sein.

Bei der tiefen Weisheit, die ihnen inwohnte, war es billig, daß jeder seine Ueberzeugung für die einzig richtige hielt. Es gab demnach sechs oder sieben durchaus wahre Ueberzeugungen auf unserm Gymnasium, die wir Schüler im Laufe der Schulzeit sämtlich in uns aufnehmen mußten. Daß daraus eine ächte vortreffliche Ueberzeugung in uns selbst entstanden wäre, will ich gerade nicht behaupten. Ohne Wissen und Willen der Lehrer bildeten uns diese sieben Weltweisen zu ächten Philosophen, die Alles belachen, an Nichts mehr glauben, am wenigsten an die Untrüglichkeit der Lehrerweisheit.

Der ›dumme Junge‹ war ein Ehrentitel, der von Seiten dieser Großen und Dicken häufig, manchmal mit, manchmal auch ohne Mauschelle, vergeben wurde. Kein Wunder, daß wir endlich sehr dafür begeistert wurden und unsere Mentoren in der Plauderzeit der Zwischenstunden ebenfalls so benamseten. Wir hielten uns immer an das Wort der Bibel: ›Was Du nicht willst &c‹ und konnten durchaus nicht finden, daß wir darin Unrecht thun sollten.

Eine wahre Freude für einen christlichen religiösesinnten Vater muß es sein, wenn er erfährt, wie auf den gelehrten Schulen die Religionslehre getrieben wird, oder wie sie zu meiner Zeit getrieben wurde. Ich habe schon angedeutet, daß ich von Natur von allerhand absonderlichem Glück verfolgt wurde. So ging es mir nun auch auf der gelehrten Schule. Im väterlichen Hause durchaus religiös erzogen, besuchte ich alle Religionsstunden mit einer kindlich heiligen Scheu. Zu wenig mit den Gebräuchen der Welt bekannt, wußte ich noch nicht, daß die ächte Weihe in der Verspottung des Heiligen liegt, aber ich sollte dies alsbald kennen lernen. –

Man muß wissen, daß gelehrte Schulen Bildungsanstalten für den Geist, richtiger für den Verstand sind. Deshalb hält man auch so große Stücke auf das Heidenthum. Wer nicht mit Plato eine Mahlzeit halten kann, als sei er mit ihm ehemals der vertrauteste und fidelste Gassenjunge von Athen gewesen, der ist – wohl zu merken – ein Dummkopf! Reden muß so ein Schüler können, wie

Demosthenes, versteht sich, nicht etwa deutsch, albernes unklassisches Deutsch, sondern reines, gutes, antikes Griechisch. Mit Cicero muß jeder nicht ganz vernagelte Kopf die Rostra besteigen und nöthigenfalls Catilina und Comp. das Garaus machen können. Mit Plautus mußt Du zu fluchen, mit Terenz zu scherzen verstehen; nach Horaz und Ovid lieben und trinken, ist einzig und allein erlaubt, und wer nicht die dramatische Poesie, die Tragödie nach Sophokles und Euripides ganz in sich aufnehmen könnte, dem möchte ich kein gutes Ende prophezeien! Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen, daß dem gesammten Lehrpersonal das Heidenthum die Hauptsache, das Christenthum nur eine Zuspeise war. Es gab Helden erster Größe unter unsern Mentoren, den Schild des Glaubens wußten sie aber schlecht zu handhaben. Mein frommer, ehrlicher Dorfschulmeister hatte in seiner Einfalt Luther's Katechismus und die alte Bibel seinen Religionsstunden untergelegt. Ich hatte Sprüche in Masse, vielleicht allzuviel lernen müssen. Auf das Hersagen der Hauptstücke, nicht minder auf deren Erklärung verstand ich mich vortrefflich. Wie wunderte ich mich nun, da all' dies Herzenshandwerkszeug in den Religionsvorträgen aus der gelehrten Schule als nichtiger Kram bei Seite geworfen wurde. Klapsegern machte zwar eine Ausnahme hiervon – er kam vor lauter Dirigiren, Scharmutziren und Vigiliren nicht zum Dociren. – Aber die andern

Weisen lasen theils aus dicken Büchern, die sie selbst geschrieben hatten und für christliche Philosophie ausgegeben, konfuse Abhandlungen über die Mythen der Aegypter, über die Hindus, über Konfutse, über Brahma und Wischnu und dessen einundzwanzig oder noch mehr Inkarnationen vor, und konstruirten zu höchster Letzt den lieben alten Christengott logisch, so daß glücklich der eigentliche Gott und Christus nebenbei zu Dunst und Nebel wurde. Es hätte schlecht gehen müssen, wenn dieser Religionsunterricht nicht allen Respect vor dem, was die Welt Religion nennt, aus unsern jungen Herzen hätte treiben sollen! Die Mehrzahl der Schüler wurden aus anfänglichen Zweiflern leichtfertige, selbst rohe Spötter. Der Krebs des Unglaubens biß sich in ihre Seelen ein und fraß gierig um sich, und so ward denn hier der Grund zu der nachherigen Lauheit gelegt, die sich als mattherziger Rationalismus jetzt auf so vielen Kanzeln breit macht und den alten Gott mit Gähnen und Schlucken erst aus den Kirchen, dann aus den Häusern vertreibt. Es war dies, wie ich erst später begriff, der Anfang der sogenannten politischen Bildung, die als neuer Weltheiland von den Aposteln der Propaganda laut und heimlich, auf Wein- und Bierbänken, bei Dichter- und Konstitutionsfesten ausgerufen wird: ›Immer herein! Wer kauft! Alles billige Waaren!‹

Wenn ich als Kind krank war, und das Schicksal reichte mir oft diesen bitteren Kelch der Weltfreuden – setzte sich wohl die Mutter an mein Lager und sang mir das alte biedere Lied vor ›Ueb' immer Treu' und Redlichkeit &c‹ oder

sprach leise, mit demüthig gefalteten Händen das Gebet: ›Ein frommes Kind laß werden mich &c.‹. Dies Lied, dies Gebet und mit ihnen die gläubige Gestalt meiner guten Mutter fielen mir immer und immer ein, wenn ich die weisen Phrasen von dem sich selbst setzenden Gott hörte; mir ward so weh, so traurig, so trostlos dabei, daß ich ein wahres Heimweh bekam und oft nur mit Gewalt die Thränen zurückhalten konnte. Und daneben das Flüstern und Zischeln meiner Mitschüler, die bald mich meiner Weichheit wegen, bald den Lehrer auslachten, an gar nichts glaubten und nur darauf bedacht waren, wie sie sich am besten in den langweiligen Religionsstunden die Zeit vertreiben konnten! Gesteh' ich's nur: ich war nie glücklicher als an den sogenannten halben Feiertagen, die einer katholischen Sitte zufolge oft den Vormittagsunterricht hinwegrafften. An solchen Tagen gab es keine Religionsstunde, kein griechisches Skriptum, keine Grobheiten, kein Verhöhnern und Peinigen von Seiten der übrigen Schüler. Es waren Stationen, auf denen ich mit freudigem Dank vor der Kapelle meines Herzens niederfiel und zu dem Gott meiner Kindheit betete, oft unter heißen Thränen, oft mit dem sündigen Wort, daß er mich aus der Welt hinweg nehmen möge, auf der zitternden Lippe!

Die Freuden eines Gymnasialschülers sind gar seltsamer Art. Sie wollen nicht Jedem munden, denn es kommt immer darauf an, wie sich jeder Einzelne zu Allen stellt, ob er ein Umgangs- und so zu sagen, ein Mitmachungstalent besitzt. Die Natur hatte mich Armen kärglich genug

mit beiden begabt. Ich war schüchtern, wagte die Scherze und Witze der Andern nicht zu erwidern und ward bald das Stichblatt Aller.

Ein schlimmeres Unglück kann einem jungen Menschen nicht begegnen. Der Himmel muß ihn sehr lieb haben, wenn er ihm noch einen Funken Glauben an die Menschheit lassen, wenn er ihn nicht zum tobenden Wüthrich umwandeln soll.

Mein grauer Rock gab den ersten Anstoß zu den üblichen Neckereien. Ich hieß durchweg ›der Graue‹, wie mich Klapseger schon beim ersten Erblicken genannt hatte. Das wäre zu ertragen gewesen, denn es war ja blos ein Spitzname, wie ihn fast jeder Schüler führte. Aber es blieb nicht dabei. Die junge Brut kam hinter meine Idee vom blauen Leben und hänselte mich. Dies war der Punkt wo ich keinen Scherz verstand. Ich antwortete, ich ward heftig, ich erwiderte Angriff mit Angriff, und da ich von Natur zum Jähzorn hinneigte, so stürzte ich auf den Ersten Besten los, schlug ihn zu Boden und walkte ihn so lange durch, bis ich von den Andern überwältigt und nicht eben sehr glimpflich behandelt wurde. Mein Kopf hätte als Modell einer Bergkarte dienen können und mein Gesicht trug die Spuren einer heißen Schlacht an sich. Es war nicht möglich, daß ich in diesem Zustande dem Lehrer entgetreten konnte. Fortgehen oder eine Anzeige von dem Geschehnen machen, waren die einzigen Auswege. Ein Feind aller Angeberei entschloß ich mich zu dem Ersteren. Unter jauchzendem Halloh der Schüler

raffte ich meine Bücher zustimmen und verließ, innerlich ergrimmt, die Schule. Dies geschah ohne Erlaubniß, und da ich nun einmal nicht mehr gern gelitten war, so übernahm es Keiner meiner Mitschüler, mich zu entschuldigen. Ich ward mit einem Kreuz versehen in das Absencenbuch eingetragen und ein neues Ungewitter, von dem ich in meinem Schmerz nichts ahnte, braute schon wieder im Hintergrunde und schmiedete seine Blitze, um sie unerbittlich gegen mich zu schleudern. Daheim in meiner Klause suchte ich mich wieder zu fassen. Sie war ganz dazu geeignet. Ein Einsiedler der Neuzeit hätte sich kein stilleres und originelleres Asyl wünschen könne. Diese Wohnung lag unterm Dache, dem Himmel, den ich so hoch verehrte, ziemlich nahe. Ein einziges, schadhafes Fenster sah in einen engen Hof, der nur durch eine schmale Giebelspalte die freie Natur in dies Reich schwüler Dünste mit ein paar blauen Gebirgskuppen schauen ließ. Da mein Zimmer ursprünglich eine Kammer gewesen und auf einen Bewohner im Winter nicht eigentlich berechnet war, so erfreute es sich einer ausnehmenden Luftigkeit. Indeß stand ein baufälliger Ofen drin und der Besitzer, ein erfinderischer Kopf und eben so originell wie seine Kammer, hatte sich zu helfen gewußt.

Dürrbein war seines Zeichens ein Schneider und betrieb diese edle, menschenbildende Kunst noch in seinen späten Jahren mit unverholener Liebe. Wo es nur was zu schneiden, zu nähen und zu flicken gab, da war Dürrbein sogleich bei der Hand. Als er nun bemerkte, daß sich die ehemalige Kammer nicht gut wollte heizen

lassen, sagte er: »Guck, dem Dings da läßt sich abhelfen!« Er stieg nun auf einen Stuhl, von diesem auf den Tisch, zog ein zusammengerolltes Papiermaß aus der Seitentasche seiner grauen, etwas schmutzigen, mit eroberten Pelzfleckchen gefütterten kurzen Jacke, entfaltete es mit Kennermiene und maß dein Umfang der Decke genau aus. Nun wurden Papiere herbeigeschaft und dicke, graue Bogen fest zusammengeleimt, bis denn unter den geschickten Händen des über seine Erfindung selbstgefällig lächelnden Meisters eine papierne Decke entstand. Zu Aller Erstaunen ward diese neue Decke auch wirklich anderthalb Ellen unter der eigentlichen Balkendecke befestigt, mit himmelblauer Farbe angestrichen und das Zimmer solchergestalt bewohnbar gemacht ›auf ewige Zeiten‹, wie Dürrbein behauptete.

»Nun kannst Du studiren, daß Dir der Kopf brenne,« sprach er zu mir, als das unerhörte Meisterstück fertig war. »Ein Gelehrter darf nicht prächtig wohnen, sonst verliert er die stillen Gedanken, Mich ist's auch ergangen, sonstens wär' ich ein Kerl, straf' mir Gott, so gescheidt wie Doktor Luther!«

Da saß ich nun unter dem blaufarbenen papierenen Himmel, der mit seiner unklaren trüben Heiterkeit wie ein Hohn auf meine jugendliche Schwärmerei über mir hing. Aber ich gewöhnte mich dald daran, und wenn Abends bei Lampenschein ein naschhaftes Mäuschen über die Himmelsdecke lief und sie mit leisem Rascheln erzittern machte, träumte ich von einem dahinterwohnenden Schutzgeist, der meine Wünsche, meine Leiden

kenne, der mich verstehn und mich vor dem Jammer der Verzweiflung in so frühen Jahren wohlthuend behüten werde. Mir fehlte etwas, wenn das Mäuschen des Abends nicht raschelte, wenn sich die Himmelsdecke nicht bewegte. Ich meinte mein Schutzgeist wolle mich nicht hören, er habe mich verlassen, mich verstoßen. Ach, ich war dann so unglücklich, daß ich die Hände über das Gesicht schlug, mich auf die Tischkante legte und in heiße Thränen ausbrach. Die Narrethei vom blauen Leben wollte mir nun einmal nicht aus dem Kopfe! – In dieses papierne Himmelreich flüchtete ich mich jetzt mit meinem zerschlagenen Kopfe. Die verschiedensten, unglücklichsten Gedanken fuhren mir durch den Sinn. Die ganze Welt schien mir feindlich gegenüber zu stehen, ich war eine Null, eine überzählige Null an der unaussprechlichen Zahl der Menschen. »Wozu die Marter?« sprach ich zu mir. »Wozu dieser endlose Jammer, der mich verzehrt, noch ehe ich mich entwickeln kann. Die Welt versteht mich nicht, wie ich sie nicht begreifen, nicht in ihrer Weise mit und in ihr leben kann. Ich will sterben!«

Ich riß die Fensterflügel auf, stieg auf den Tisch, kniete nieder und bat inbrünstig Gott um Vergebung, um Gnade und Barmherzigkeit. Mein Blick erhob sich zum Himmel, der wie ein blaues Sammtband über die Dächer hereinflatterte. Ich dachte an Cölestine, an das ihr gegebene Versprechen und ein Gefühl wie Schuldbewußtsein, bang und schwer fiel auf meine Brust. Beben erfaßte mich, ich bat Gott nochmals um Verzeihung und beschloß zu leben, wenigstens so lange zu leben, bis ich die Schwester

nochmals gesprochen, von ihr Abschied genommen haben würde. Grade wie ich aufstand, um vom Tische wieder herabzusteigen, trat Dürrbein in's Zimmer. Er schlug die Thür so heftig hinter sich zu, daß der ganze papierne Himmel über mir in stürmische Bewegung gerieth, die blaue Farbe abbröckelte und gleich vertrockneten Thränen auf mich herabfiel.

»Donnerwetter, was für ein Dings ist das, Junge!« fuhr er mich, scheinbar sehr grimmig, obwohl er es nicht war, an, schüttelte seinen grauen spitzen Kopf und hätte beinahe die kurze braune Thonpfeife verloren, die er nie aus dem Munde legte. Dabei hinkte er in's Zimmer, denn er war etwas lahm, und sah mich scharf und durchdringend mit seinen wasserblauen Augen an. »Warum schierst Du Dir nicht in die Schule? 's ist noch lange nicht vier. Wenn ich das Deinem Vater sage oder gar dem Magister Zunder, der erst gestern bei mir gewesen, so fährt Dich die Pestilenz auf den Rücken. Aber sag' mir, wie siehst Du denn aus? Mein Seel', als hätte der Teufel Erbsen auf Dir gedroschen!«

Ich schluchzte, und da der Dürrbein von Herzen gutmüthig und mir gewogen war, so hörte er ruhig zu, knurrte und schlenkerte während meiner Erzählung den Kopf so heftig hin und her, daß die stark dampfende Pfeife in einem Kranz blauen Rauches wie ein brauner Pfeil steckte.

»Hm, hm!« sagte er, als ich mein Erlebniß erzählt hatte. »Gefällt mir nicht, das, gefällt mir gar nicht! Prügeln – hm! – gesittete Menschen, Schulburschen sich prügeln,

daß die Köpfe wie ein Kessel unter des Kupferschmieds Hammer aussehen, hm, ist keine Sache das! Muß das anders werden. Straf' mir Gott, Theobald, ich geh' selber zum Rektor!«

Ich hatte Mühe, den guten alten Mann, der in seiner Entrüstung ganz entsetzlich tobte und fluchte, zurückzuhalten. Nachdem er sich wieder besänftigt und ich ihm noch einmal und zwar umständlicher, den Vorfall hatte mittheilen müssen, nahm er mich bei der Hand und hob mit seinem gewöhnlichen Kopfschütteln, dem sich stets gleichbleibenden Zeichen seiner innern Unzufriedenheit, folgendermaßen an zu peroriren:

»Hör' mal, Theobald, laß Dich von einen alten Narrhans einen guten Rath geben: Du mußt Dir mehr mausig machen, denn das Jungenvolk sind wahre Kröten sonst, mein Seel'! Rappelle Dir zusammen, erboße Dir nicht, bleibe kalt, aber weise den Bengels die Zähne. Ich müßte mir schlecht auf die Menschen verstehen, wenn das nicht helfen und Dich: nicht Respect verschaffen sollte. Aber das sage ich Dir, laß den Jungen nicht merken, daß Du Dich ärgerst über ihre Sticheleien, denn sonst bist Du verlesen, mein Seel! Bist ja stark und gesund, wirst Dir also doch nicht fürchten vor die Bengels! Also nur frisch zugetroschen, was die Fäuste halten und nichts drauf gegeben, wenn Du wieder einen Puff wegkriegst. Und nur immer munter, wenn Dir's auch nicht so um's Herz ist. Kourage macht Respect, straf' mir Gott.«

Diese praktische Unterweisung des ehrlichen Dürrbein schrieb ich mir hinter die Ohren, um bei der nächsten

Gelegenheit Gebrauch davon zu machen Sie hätte auch jedenfalls gute Früchte getragen, wär' es mir nur möglich gewesen, meinen mit der Wuth und dem Zorne aufkeimenden Aerger zu unterdrücken. Dies vermochte ich aber durchaus nicht, vielleicht, weil ich zu deutliche Spuren frohlockender Bosheit auf den Gesichtern der um mich Stehenden entdeckte. Und so ward meine Lage immer betrübter, mein Leben eine gute Vorschule zu den größeren Anfechtungen und Feindseligkeiten, denen der Mensch in der Welt ausgesetzt, ja für die er dem Anschein nach sogar bestimmt ist. Das Aergste war, daß ich am nächsten Tage noch bestraft wurde, weil ich unentschuldig die Stunde verlassen hatte. Meine nachträglich angeführten Gründe wollte der Lehrer nicht gelten lassen. Ich sah, daß man mich angeschwärzt hatte, ich bemerkte es an den Mienen meiner Mitschüler. So ertrug ich denn geduldig die Strafe, aber mein Herz verschloß sich von Stund' an jeder Brust! Ich hatte keinen Umgang, keinen Freund. Ich war so gut, wie geächtet. Wollte ich nicht gepeinigt und geärgert werden, so mußte ich in den Zwischenstunden mit allen Büchern die Schulstube verlassen, sonst vergriff man sich an diesen, oder mußte mich durch unablässiges, gröbliches Beleidigen so aufzubringen, daß meine Pulse flogen, der Vortrag des Lehrers für mich verloren ging, ja im schlimmsten Falle ich selbst mich blamirte, da ich mich nicht so schnell beruhigen konnte, als ich zum Zorne gereizt wurde.

6. BILD EINER GELEHRTEN SCHULE. DÜRRBEIN'S
BESUCH. EINE STUBENFAHRT. ES WIRD ABERMALS ÜBER
THEOBALD GERATHSCHLAGT UND BESCHLOSSEN.

Unter diesen kindischen Verfolgungen, die für mich die Leiden der ganzen Welt übertrafen, brach ich zusammen, wie Christus unter der Last des Kreuzes. Ich war unendlich, unaussprechlich unglücklich, weil Niemand fühlte, wie tödtlich meine Seele gekränkt ward, weil kein Auge Theilnahme zeigte; kein mildes Ohr mich hören, Niemand mich beschirmen wollte. Die Brutalität der Kindheit, wenn sie sich zur Tyrannei steigert, ist herzloser, als alle Gewaltthat Erwachsener, weil sich kindische Bosheit und Schadenfreude mit der Unvernunft paaren! –

Mein Verhältniß zu den Schülern ward kein friedliches: Ich blieb der Verhöhnnte, der um nichts, blos zur Freude und Erquickung der Uebrigen Verfolgte, Gepeinignte. Kann es wohl fürchterlicher unter Verdammten zugehen? Ich zweifle. Wo Teufel mit Teufel ringt, da bleiben sich die Kräfte einander gewachsen. Die Verruchtheit er-sinnt neue Listen, Laster überbietet das Laster, abgefemte Bosheit wird der Heimtücke entgegengesetzt. Was aber hat der einsam stehende Knabe für Mittel, einer Schaar kleiner Teufel zu begegnen? Ich konnte nur in der Abgeschiedenheit meiner stillen Klausen unsichtbare Thränen weinen. Ich bat täglich, früh und Abends, um Erlösung und hoffte auf die unmittelbare Hilfe des Himmels, der ja immer noch so blau und goldig schimmernd, wie sonst, über mir hing. Meine Lage würde erträglicher gewesen

sein, hätten die Lehrer nur einige Menschenkenntniß besessen. Es ist aber eine leider nicht abzuläugnende Tatsache, daß Lehrer an gelehrten Schulen die allerschlechtesten Psychologen von der Welt sind. Die Sache läßt vielleicht erklären. Ein Genie – darauf kann man getrost das Abendmahl nehmen – wird nicht Rector eines Gymnasiums. Es sind stets mittelmäßige Talente, ja, kaum noch solche, die diese Stellen bekleiden. – ›Gelehrte Häuser‹, wie der Bursche sagt, aber in Allem, was über Latein, Griechisch und Hebräisch hinausliegt, unerfahren, herzlich dumm. Unsere Lehrer wenigstens gehörten unter die Rubrik, die man mit dem Namen ›*doctum pecus*‹ bezeichnet. Einen gab es aber unter ihnen, der ein wahres Meerwunder sein wollte, der, wenn man es verlangte, alle Wissenschaften trieb, und gerade dadurch bewies, daß er ohne bedeutendes Talent sei. Er arbeitete, wie eine Maschine, was man ihm aufgab, und that sich, nach Art solcher Arbeitsmensen, entsetzlich viel darauf zu Gute. Sonst war er, außer in glücklichen Augenblicken, brutal, roh, gemein, ein Plebejer durch und durch. Der Mann hieß Ruprecht und ich war ihm, weiß der Himmel, warum? ein wahrer Dorn im Auge.

Dies gesammte Lehrpersonal hatte nun leider keinen Begriff von Erziehung. Jeder Einzelne konnte ein vollendeter Meister in seinem Fache sein, vorausgesetzt, daß ihm gegenüber auf den Holzbänken Normalschüler saßen. Keiner machte einen Unterschied zwischen den

verschiedenen Individuen. Man verlangte, daß der Schüler, ob jung oder alt, ob vornehm oder gering, sich stillschweigend der Regel, der Ordnung fügen müsse, die in der Schule bestand, die sie durch Wort und That sanktionirt hatten. Daß auch Kinder Charakter besitzen, daß in Diesem das Blut kühl und schläfrig, in Jenem heiß und stürmisch fließt, fiel diesen Präceptoren niemals ein. Eben so wenig konnten sie begreifen, daß ein Knabe gescheidt und aufgeweckt sein könne, ohne Sinn für ihre albernen philologischen Quisquilien, für ihre sprachlichen Wortklaubereien zu haben. Dumm galt bei ihnen Jeder, der nicht schnelle Fortschritte in den sogenannten klassischen Studien machte. Er war ein aufgegebener Mensch, der, wenn er nur sonst etwa nicht eklatante Dummheiten beging, unter der Heerde so mitlaufen möchte. Sich um ihn zu bekümmern, seine Natur zu belauschen, nachzuforschen, was seine Seele treibe, womit sich seine Gedanken beschäftigten, welche Ahnungen sein Herz bewegten, dies Alles hielt man für überflüssig! Konnte es da wohl anders kommen, als es kam? Mußte ich nicht verlassen, aufgegeben, ja, verachtet dastehen?

Es gab Augenblicke und Stunden, wo ich über die Thorheit der Menschen lächeln konnte, wo ich mich glücklich fühlte in der reichen Welt meines Innern, die in solchen Momenten zu tönen, zu grünen und zu blühen begann, wie die Erde im Frühling, wenn ein erster belebender Sonnenhauch über ihr schlummerndes, gramdurchfurchtes Antlitz weht. Die Gleichgiltigkeit dieser bornirten Lehrer, die Verachtung und Verhöhnung

der Schüler konnte meinem geistigen Selbst von seinem Werthe keinen Splitter rauben, aber frühzeitig alt, abgeschlossen, menschenscheu, feindselig gesinnt, bitter, schlecht, ja böse, satanisch böse hätte sie mich machen können, wäre nicht ein Engel zu mir hernieder gestiegen, der mich vor mir selbst rettete. Dieser Engel war meine Schwester Cölestine.

In Zwischenräumen von vier zu vier Wochen besuchte ich das väterliche Haus, meistentheils nur auf einen halben oder einen ganzen Tag. Für Cölestine war dies immer ein Fest, nur bedauerte sie, daß wir uns so wenig aussprechen konnten; denn es war gewöhnlich Besuch auf dem Gute, wo sie dann immer in der Wirthschaft Etwas zu thun hatte. Uebrigens gefiel mein Betragen dem Vater über die Maßen gut. Ich hatte allerdings an Lebensart Etwas gewonnen. Ich lehnte mich nirgends mehr an, riß kein Tuch mehr vom Tische, wenn ich aufstand, was mir früher oft widerfahren war, sprach nicht ungefragt in eine Unterredung Anderer, kurz, ich betrug mich ganz wie ein ›gezogener‹ Mensch. Daß ich aber doch eigentlich nur verschüchtert war, still und stumm aus verhaltenem Gram, aus tiefstem Herzeleid, das bemerkte Niemand.

»Nun, was sagen Sie zu dem Jungen, Herr Pastor?« sprach mein Vater etwa ein Vierteljahr nach meinem Einzuge in die Schule, indem er mich dem Prediger vorstellte und mir mit der flachen Hand einen Schlag auf die Schulter gab, daß ich, vorwärts schießend, dem Geistlichen bald um den Hals gefallen wäre. »Ist das nicht ein gesetzter Mensch geworden?«

»Ganz allerliebste,« schmunzelte Pfnorr. »Ja, ja, Sie haben Recht! Die Schule thut Wunder an einem Menschen. Nun, Gott gebe Bestand! Bist ein prächtiger Kerl, *nonne!* Verstehst', was das heißt? Wie?«

Ich nickte mit dem Kopfe, denn mir war durchaus nicht zu Muthe, als sollte ich ein Examen aus dem Stegreif bestehen.

»Na, sehen Sie 'mal,« wandte sich Pfnorr zum Vater, »da versteht er schon, was normal heißt! Sollte man's denken!«

»Ich glaube, es wird sich nun finden,« entgegnete mein Vater. »Die Flegeljahre werden hoffentlich bald überstanden sein!«

So blieb ich noch eine kurze Zeit der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Ich hielt mich zu meinen Geschwistern, denn auch die Brüder hatten ihr Betragen gegen mich geändert. Sie waren nicht herzlich, wie Geschwister in der Regel gegen einander sein sollten, sondern mehr freundlich zuvorkommend. Ich ward eben wie ein Besuch behandelt. Freute mich dies einerseits, so schmerzte es mich andererseits wieder. Wo war meine Heimath, die Wiege meiner Kindheit hingekommen? Ich war im Vaterhause ein Gast geworden, das Kindesrecht, so schien es, war unmerklich verloren gegangen, und dies betrübte mich noch mehr, als Alles, was ich von fremden, herzlosen Menschen zu leiden hatte. Cölestine und die Mutter mochten freilich wohl ahnen, daß ich Etwas auf dem Herzen habe, daß mich ein geheimer Kummer drücke, aber ich sah es ihnen an, daß sie mich zu fragen sich nicht

getrauten, um mich nicht zu verletzen, mir die Tage der Abwesenheit nicht noch schwerer und einsamer zu machen. Wenn ich dann wieder fortging im Abenddunkel unter dem hellen Sternenzelt des Himmels, da waren mir die Thränen oft nahe genug. Aber ich schwieg; ich wagte nicht zu klagen, um nicht ein vorwurfsvolles Wort vom Vater zu hören, nicht einen mitleidig strafenden Blick von der Mutter zu bekommen. Mein Vater konnte seltsamer Weise alles Klagen nicht leiden, obwohl Niemand mehr über schlechte Zeiten, über Welt und Menschen, über Großes und Kleine, ja, über Nichts klagte. Mein einziger Trost war dann eben nur Cölestine. Sie begleitete mich, wenn sie sich losmachen konnte, gern eine Strecke Weges, bis auf eine kleine Anhöhe. Dann sah sie mich mit ihren frommen, verständigen Augen gutmüthig an und drückte mir die Hand. Es lag eine ganze Geschichte in diesem Blicke, und immer, wenn er mich traf, ward mir wohl, und ich schwieg von meinem Elende, um die Gute, Theilnehmende, Fürbittende nicht zu betrüben.

Wahrscheinlich hätte ich lange noch so gelitten, wären die Spuren eines schweren Unglücks nicht in meinen Zügen sichtbar geworden. Ich verfiel, meine frische Farbe verblich, ich fing an zu kränkeln. Dürrbein hatte mich inzwischen fortwährend beobachtet, ohne je wieder nach meinem Leben in der Schule zu fragen. Er sprach nie mehr davon, nur zuweilen schüttelte er auf seine eigentümliche Art den Kopf und murmelte dazu ein endloses ›Hm!‹ durch die Zähne.

So kam die Zeit der Michaelisferien heran. Ich rüstete mich zum Aufbruche und hatte schon brieflich mein Kommen und längeres Bleiben an Cölestinen gemeldet. Mit recht frohem Herzen verließ ich die Stadt, die über mein schwärmerisches Sein ein graues, fahles Leichentuch gebreitet hatte. Daheim, auf Feld und Flur, im Garten, im Verkehr mit Cölestinen hoffte ich meine frühere Jugendlust wieder zu gewinnen, wieder einen vollen, seligen Blick in das erquickende blaue Leben thun zu können. Ein Kindesgemüth, wenn es die Hoffnung berührt, ist bald befriedigt. Alle Schmerzen waren vergessen, sobald ich, mit einem Ränzlein voll Bücher auf dem Rücken das Stadthor hinter mir hatte. An die finstere Zukunft dachte ich nicht, lag doch der helle jauchzende Tag der gegenwärtigen Freiheit vor mir. Ich jubelte wirklich, ich sang mit den letzten Lerchen um die Wette, die flatternd in der erkaltenden Luft hingen. Cölestine kam mir wie ein Genius der Freiheit entgegen geflogen. Das weiße Kleid umflatterte sie wie eine Lichtwolke. Die blauen Bänder und Schleifen däuchten mir himmlische Geschenke zu sein.

»Jetzt wollen wir plaudern,« rief ich ihr zu und drückte sie an meine Brust. »Ich habe Dir unendlich viel zu erzählen; denn ich bin recht alt geworden in dem halben Jahre; Ich glaube fast, daß ich mich zu den ›Großen‹ zählen kann,« setzte ich bitter lächelnd hinzu.

Cölestine sah mich fragend, bestürzt an. Ich mochte nicht zum Besten aussehen. Sie legte ihren Arm in den

meinigen und sagte: »Komm nur, Du sollst es schon gut haben!«

Und ich hatte es gut, denn die Hand der wahren, unsterblichen Liebe lag wieder einmal segnend auf meinem Haupte. O, ich hätte selig sein können, wären nicht die Gespenster der Vergangenheit mit ihren fürchterlichen Drohungen wie ein Schattenspiel über den hellen Spiegel meiner Seele gezogen. Ich fürchtete mich so, daß ich bei jedem kleinsten Geräusch zusammenfuhr, daß mich eine unerwartete Anrede erbeben machte. Die Eltern waren besorgt, die Schwester weinte. Man drang mit Fragen in mich, aber ich hatte gar kein Herz mehr, ich schwieg. Trug ich doch ein Gefühl mit mir herum, das mir immerfort zurief: »Du wirst bald erlös't werden!«

Möglich, daß ich meinen Gram wirklich geheim gehalten hätte, wenn nicht am vierten Tage nach meiner Heimfahrt unerwartet mein alter lahmer Dürrbein bei uns eingetreten wäre. Immer lustig, auch wenn er keine Veranlassung dazu hatte, hörte ich seine etwas scharfe Stimme schon im Hofe, wo er eine Magd nicht ungeneckt vorüberließ. Seiner Zeit war Dürrhein ein feiner Mann gewesen, bei Frauen wohlgelitten und voller unschädlicher Schelmereien. Mir war es ganz lieb, den alten Lebemann zu sehen. Er brachte lustige Geschichten auf's Tapet, erheiterte den Vater, der ihn ebenfalls gern sah, und hielt die Pastoren, falls sie sich einfanden, durch seinen hausbacknen Witz in Schach.

»Muß doch auch sehen, wie mein Schützling auf dem Lande lebt,« rief er gravitatisch grüßend der Mutter zu.

»*A propos*,« fuhr er, sich zu mir wendend, fort, »hast Du Dich wieder ausgemeusert?« Jetzt ward sein Gesicht sehr lang, die Augen sahen ernsthaft vor sich hin, er zog die Mundwinkel herunter und schüttelte den Kopf. »Wollte mir gar nicht gefallen, das Dings,« fuhr er fort. »Aßest verdammt wenig, seufztest immer und sah'st, mein Seel' aus, als wär' Dich ein Geist begegnet! Hast Du auch frei vom Herzen 'runter gesprochen mit dem Herrn Vater? Wie? Nicht? Ach – hm – nicht recht das Theobald! Schlimmes Dings das! Kann Schaden bringen, muß an's Licht gezogen werden, *parbleu!*«

Unter diesem Selbstgespräch war der Vater in's Familienzimmer getreten. Er hörte noch die letzte Bemerkung Dürrbeins und fragte sogleich hastig nach der Veranlassung derselben. Ich war ganz roth geworden und zitterte wie Espenlaub; denn ich fürchtete, es möge jetzt ein heftiges Donnerwetter ausbrechen.

»Ah, *bon jour, bon jour*, vielgeehrter Herr Knickeberg,« rief Dürrbein aus, dem Vater entgegenhinkend und ihm derb die Hand schüttelnd. »Bitte, mir zu excusiren, wenn ich dero Familienzirkel störe, mußte aber doch sehen, was der Theobald angibt. Ist, Gott straf' mir, ein prächtiger Junge, weiß Gott prächtig! Und dabei legte sich ein breites behagliches Lächeln über die alternden Züge seines Gesichts.

»Nun, nun, 's geht noch an mit der Pracht,« versetzte der Vater etwas gereizt. »Sagen Sie's nur dem Bengel wenigstens nicht gerade in's Gesicht. Das gibt dann einen eingebildeten Laffen mehr, an denen die Welt ohnedies

schon überreich ist. Jedes neue Exemplar davon ist überflüssig, reiner Luxusartikel, sag' ich Ihnen, grade wie die Schnuren und Bummeln auf Ihren albernen polnischen Kurtken.«

»Ah – hm – hübsches Dings das Herr Knickeberg,« fiel Dürrbein ein. »Kleidet einen grad gewachsenen jungen Muschen doch immer gut. Was? – Sieht schmuck aus und – he, gelt? – dazumal, als wir noch auf die Freit' gingen, straf' mir Gott, waren doch ein paar galante Kerle! Wie?«

»Sie können doch 's Spaßen nicht lassen,« erwiderte der Vater mit schwer verhaltenem Lachen.

»Kann's nicht lassen, Herr Knickeberg, mein Seel' nicht! Na, und was ist's auch weiter! Kann's Gott nicht genug danken, daß er mich das lustige Temperament bescheert hat. Denke so zu bleiben bis an mein seliges Ende, und können Sie's glauben, ich biege heut noch eben so gern mein *paroli*, als dazumal, als wir noch die dreieckigen Hüte trugen. Wunderliche Zeit das, aber hübsch, propre, straf' mir Gott! Wie?«

»Besser als heut zu Tage war's freilich,« entgegnete mein Vater. »Es gab damals mehr Geld und weniger unnöthige Bedürfnisse aber jetzt, Du lieber Gott –«

»Ach!« unterbrach ihn Dürrbein, »sagen Sie das nicht, Herr Knickeberg! Ich habe mehr, weit mehr Geld in meiner Jugend gebraucht, als späterhin. Mußte doch zu leben wissen, schmucken Mädeln Geschenke machen, 'n Bischen karressiren, versteht sich. Alles ehrbar, aber ist doch ein lustiges Dings das, ein Geplauder mit 'n paar muntern Mädchen. Wie? Straf' mir Gott!«

»Zum Element, Sie verderben mir ja den Jungen!« rief der Vater in komischer Entrüstung. »Der wird bei Ihnen schöne Dinge lernen!«

»O das wird er!« fiel Dürrbein, auf einmal ganz ernsthaft werdend, ein. »Hat schon 'was Gutes gelernt, aber noch nicht genug beherzigt. Wollen nachher davon sprechen.«

»Wie?« sagte der Vater verwundert, »ist etwas vorgefallen?«

»Nichts, was Theobald erniedrigen könnte, *au contraire*; aber *à propos*, wo steckt denn das Blitzmädel, die Cölestine? Ist ein hübsches Ding geworden, so anständig, bescheiden, wird 'mal eine gute Hausfrau geben. Noch keinen Liebsten gefunden? Wie?«

Cölestine kam, um vor dem wunderlichen Kauz die Musterung zu passiren. Während sich Dürrbein in seiner abgerissenen Manier mit ihr unterhielt, fixirte mich der Vater lange Zeit, verfolgte meine Bewegungen und theilte der Mutter, die eben eintrat, in Bezug auf mich eine Bemerkung mit. Dies Alles machte mich immer beklommener, ängstlicher, ich fühlte mich fast krank, so sehr peinigte mich die Ungewißheit, die wie ein grollendes Unglück über mir hing.

Mein Vater versuchte verschiedene Male das Gespräch wieder auf die anfänglichen Aeußerungen Dürrbeins zu bringen, allein dieser hatte stets neue Geschichten, meist ergötzlichen Inhalts, zu erzählen, an denen ich mich ohne Zweifel ungemein erlabt hätte, wäre nicht der drohende schwarze Punkt mir immer vor Augen geblieben.

Dürrbein erzählte so vortrefflich und dabei so originell, daß ihm auch ein finsterer Mensch mit Behagen zuhören mußte.

So kam der Mittag heran. Unser alter, steif galante Gast ließ das Essen sich trefflich munden, bat sodann um die Erlaubniß, seine hageren Gebeine auf einem halbzertifressenen Kröpelstuhle – so nannte er das Möbel – in süßem Mittagsschläfchen ausruhen zu dürfen und fiel auch bald in einen so erquickendem stillen Schlummer, als stehe er noch in den ersten Jahren der glücklichsten Kindheit. Ich beneidete ihn um diese hohe Gunst des Himmels, denn mein noch so junges Leben war schon so schwer von dem Gift der Zeit getroffen worden, daß ich kaum durch künstliche Mittel einen unruhigen, von fratzenhaften Träumen gestörten Schlaf herbeirufen konnte.

–

Magister Zunder's laute Stimme erweckte den Schlafenden. Der Ankommende trat hastig in's Zimmer, sah sich um, fragte nach dem Vater, Alles in einem Athem und stampfte, als er eine genügende Antwort erhalten hatte, seinen Stock in den Winkel.

»So,« sagte er, »das heißt laufen! Hat mich der schief- und querköpfige Windrich abholen wollen und vergißt es. Ich laufe ihm nach, kriege ihn auch nicht, denn er macht, wie immer, Querwege, und da bin ich nun hier erhitzt und müde. Theobald, sag's doch Deiner Schwester, sie soll mir ein Glas Bier besorgen.«

Während ich mich entfernte, bemerkte Pastor Zunder den alten Schneider, der ihn sogleich demüthig schalkhaft begrüßte. Nie hatte ich den heftigen Zunder lieber gesehen, als an jenem Tage, ohnedies stand die Ankunft Windrich's noch zu erwarten und dann konnte man wetten, daß Pfnorr ebenfalls nicht lange ausbleiben würde. Der Vater ließ sich nicht sehen. Es wurde Getreide aufgehoben, wobei seine Gegenwart nothwendig war, kam inzwischen auch Besuch, so kümmerte ihn dies nicht, worin er vollkommen Recht hatte. Ich sah, daß Windrich, dem rauschenden Surren des von der Feye fallenden Getreides folgend, seine Schritte nach der Scheuer lenkte und mit dem Vater, der die Hände in seinen grauen grobtuchenen Oberrock steckte, ein langes Gespräch über die Getreidepreise, über Selbstbewirthschaftung und Pachterei anknüpfte. Als auch Pfnorr kam, schickte mich die Mutter hinüber, um dem Vater die Zahl seiner Gäste anzumelden.

Schon von fern rief er mir zu: Geh' nur, ich komme gleich! – »Taugt nichts,« hört ich ihn zu Windrich sagen. »Kleebrachen müssen untergeackert werden, wenn's feucht ist. Das gibt einen guten Boden.« Er sprang über die Schutzbretter und Windrich folgte ihm auf dem Fuße.

In der Wohnstube ging es schon recht lebhaft her. Die Mutter, die gern warm saß, eine Schwäche, die ich von ihr geerbt habe, hatte ein ›Räuschchen‹ Feuer anzünden lassen, so daß eine recht behagliche Temperatur das Zimmer durchströmte. Die drei Männer Zunder, Windrich und Dürrbein, alle drei rauchend – denn ohne Pfeifen

erinnere ich mich sie nie gesehen zu haben – disputirten sehr laut und schritten dabei in der Stube auf und ab, was meinem guten Alten etwas schwer fiel, da er mit seinem lahmen Fuße dem entsetzlich ausschreitenden Zunder nicht gut folgen konnte.

»Was?« rief Zunder und fuhr mit dem Arm durch die Luft, als wolle er sie zersägen, »Sie in der Stadt wollen Religion haben? Ordentliche, christliche, gut lutherisch protestantische Religion? Nichts habt Ihr, den Teufel habt Ihr!«

»Je nun, mein Herr Magister,« versetzte pfiffig lächelnd der Lahme, »da hätten wir doch ziemlich viel, den Worten der Schrift zufolge, die da sagt, daß der Teufel wie ein brüllender Löwe umhergehe –«

»Narrenspossen!« unterbrach ihn Zunder. »Sie verkehren mir das Wort im Munde. Mit Ihnen kann man nie ein ernsthaftes Wort reden, Sie sind von jeher ein Vokativus gewesen.«

»Hm! hm, hm!« lachte Dürrbein, »nährisches Dings das!«

»Aber lieber Herr Amtsbruder,« suchte Pfnorr den Hefigen zu besänftigen, »man kann doch hören. Vielleicht, daß –«

»Nein!« sagte Zunder. »Wer auf Narren achtet, wird selbst zum Narren! Guten Tag lieber Knickeberg. Bitte um Entschuldigung – bin echauffirt – nur ganz wenig. Wird sogleich vorüber sein.«

Mein Vater lächelte, schüttelte beiden Geistlichen die Hand und schloß sich mit Windrich den Herumspazierenden an. Es liefen demnach fünf vollständig große Männer im Zimmer auf und ab, was mir überaus komisch vorkam, am meisten deshalb, weil der gewaltig ausschreitende Zunder den Uebrigen immer einen Schritt zuvor, und der nachhumpelnde Dürrbein anderthalb Schritte zurückblieb. Dies Auf- und Abwandern dauerte noch eine gute halbe Stunde, während welcher Zunder das Gespräch fast ganz allein an sich gerissen hatte und sich nun in heftigen Worten über die rationalistische Predigtmethode ausließ, die von einigen Geistlichen in der Stadt für wahrhaft erbauend, für einzig christlich gehalten wurde. Heftiges Streiten hatte der Vater nicht gern, weil es ihn aus seiner gewohnten Ruhe brachte. Er ging daher mehrmals an die Nebenthür, um nachzusehen, ob die Mutter oder Cölestine nicht bald den Kaffee herbeibringen würde. Ich und zwei meiner Brüder, wir hatten uns an ein Fenster zusammengesetzt und machten, wenn nicht laut, doch mit Blicken unsere Glossen über diesen höchst ergötzlichen Streit oder richtiger über die unaussprechlich komischen Figuren, die vor unsern Augen, ohne daß sie es ahnten, ein merkwürdiges Schauspiel aufführten. Denn meine Brüder hatten doch nach gerade eine Lust an dem wirklich Ergötzlichen bekommen. Endlich brachte Cölestine das ersehnte Getränk. Die Mokkabohne soll eine niederschlagende Kraft besitzen. Wäre ich darüber in Zweifel gewesen, so hätte mich die Gegenwart eines Bessern belehrt. Sämmtliche Stubenfahrer setzten sich

wie auf ein gegebenes Kommandowort. Ich pries Gott und meine Lachmuskeln, die schon längst zuckende Bewegungen versucht hatten. Die Mutter und Cölestine bedienten die Männer, auch uns ward von der Schwester Jedem eine Tasse dargereicht. Man trank, rauchte und schwieg. Nachdem Windrich seine Tasse geleert hatte, streckte, er die Beine von sich, schlug die Füße übereinander und sagte mit halber Kopfwendung zu mir:

»Sie da, Herr Gymnasiast, wie schmeckt das Leben auf der Schule?«

Wahrlich, hätte man mir einen Kessel siedenden Wassers über den Körper gegossen, ich hätte weder mehr Hitze, noch mehr Angst fühlen können! Die Worte des Pastors durchstachen mich nie ein vergifteter Pfeil. Der ganze Jammer meines bisherigen Lebens richtete sich händeringend in mir auf und bat mit gebrochenem Auge, mit sterbender Seele, um Erlösung. Ich konnte nicht sprechen, ich schlug die Augen nieder und schwieg.

»Rede, Junge, wenn Du gefragt wirst,« fuhr mich der Vater etwas barsch an.

»Ich – kann – nicht,« stotterte ich schluchzend.

»Sapperment,« sagte der Vater und wechselte die Farbe. »Was ist das?«

»Angst, pure Angst,« meinte Windrich, wissen Sie, Herr Amtsbruder, was wir sonst ›Schuß‹ nannten.«

»Wupp' Dich! Ist mir nie vorgekommen!« betheuerte Zunder. »Frag' und Antwort war bei mir immer eins. War stets auf dem Platze, rüstig und flink, wie sich's ziemt. Also 'raus mit der Sprache.«

»Wirklich, Sie haben Recht,« lächelte still vergnügt Pastor Pfnorr.

»Sag', bist Du krank, Theobald?« fragte der Vater milder, stand auf und kam zu mir.

»Nein, nein,« fiel jetzt Dürrbein ein, »krank ist er nicht, aber er kann's werden, wenn dem Dings kein Einhalt gethan wird.«

»Was denn?« fragte Zunder malitiös.

»Sehn Se mal!« syllabirte Pfnorr.

»Nun da hör' Einer!« meinte Windrich.

»Herr Dürrbein,« fiel der Vater ein, »wenn Sie mir 'was von Wichtigkeit mitzuthemen haben, so bitte ich um resolutes Aussprechen. Es schien mir heut Morgen schon hinter dem Kamme zu jucken, aber fragen ist nicht mein Plaisir. Jetzt nun hat's geblitzt, so lassen Sie's frischweg auch donnern. Schlägt's ein, so ist das nicht Ihre Sorge. Ich werde Alles vertreten. Was für eine Teufelei hat's gegeben?«

»Es animirt mir, daß ich einfacher Mann zu einer so gelehrten Versammlung sprechen kann,« hob jetzt Dürrbein mit einer Miene an, die eben so viel Verschlagenheit und Ironie, als tiefsinnigen Ernst erkennen ließ. »Sehn Sie 'mal, die Sache verhält sich so: Der Theobald ist ein guter, kreuzbraver Junge, mein' Seel, aber wunderbar! Weichmüthig wie ein Mädchen. Und wieder oben hinaus und hitzig wie der lichte Teufel. Thut nichts, das! Mag's gern haben, wenn die Jungen recht wilde Rangen sind, aber es thut mich leid, muß ich sehen, wie man eines braven Jungen Schwäche und Absonderlichkeit mißbraucht,

um sich zu amüsiren. Ah!« – und hier schüttelte Dürrbein abermals seinen grauen Kopf – »ist das schlecht, verflucht schlecht! Und wären die Präceptoren, was sie sein sollten und zu meiner Zeit waren *à la bonheur*, so trieben sie den muthwilligen, schadenfrohen Rangen ihre boshafte Lust mit dem Bakel aus.«

»Daraus wird nun wieder einmal kein Mensch klug,« bemerkte mein Vater zu meiner Beruhigung mit vollkommener Gelassenheit.

»Ja, das ist sonderbar, wahrhaftig sehr sonderbar!« sagte der stets geistreiche Pfnorr.

»Lassen Sie mich gehorsamst ausreden, meine sehr werthen Herren,« fiel Dürrbein wieder ein, »das Verständniß soll Sie, straf' mir Gott, vollständig kommen. Es ist ein ärgerliches Dings das, wenn sich Schüler unter einander nicht vertragen, kommt es aber doch und hat unser Herrgott die Lehrer so verblüfft und verblindet, nun so müssen andere Leute mit gesunden Augen den Kurzsichtigen den Staar stechen. Der Theobald geht zu Grunde, weil alle Schüler ihn anfeinden und warum anfeinden? Straf mir Gott, weil er einen eselsgrauen Rock trägt, den ich ihm noch dazu gemacht habe! Ja, Knickeberg, ich will nicht selig werden, wenn's nicht des lumpigen Tuchs wegen ist und wegen der Mütze, die nicht den Schülerschnitt hat!«

»Daß Dich!« murmelte mein Vater durch die Zähne und ward ganz blaß vor Zorn. Ich fühlte wieder Leben, wieder Muth in mein bekümmertes Herz zurückkehren.

»Möglich ist's immer,« sagte lächelnd Magister Windrich. »Ich weiß, daß zu meiner Zeit Jeder verfolgt und gepeinigt wurde, der nicht silberne Schuhschnallen nach einer gewissen Vorschrift trug.«

»Lümmelei, nichts als Lümmelei!« fuhr Zunder auf und zersägte mit seinem dünnen langen Arme die Luft. Prügel dafür, so lange Prügel, bis Keiner mehr zu mucksen wagt! Ha, wär' ich nur Rektor! Ich wollte Euch –« Und der hitzige Pastor ahmte die Bewegung des Prügelns mit einer Meisterschaft nach, die bewies, daß er einige Erfahrung darin haben müsse.

»Was ist nun da zu thun?« sagte Windrich verloren hin.

»Ja was! Was, Herr Amtsbruder? Das frag' ich auch,« repetirte Pfnorr.

Mein Vater war aufgestanden und ging mit auf den Rücken gelegten Händen heftig im Zimmer auf und nieder. In kurzen Pausen wiederholte er sein »Daß Dich! Daß Dich!«

Cölestine hatte sich zu mir geschlichen, strich mir die Haare von der Stirn und küßte mich. Auch die Mutter kam, strich mir mitleidig die Backen und sagte gerührt: »Armer Junge!« Ich drückte Mutter und Schwester stumm dankend die Hände.

»Was da zu thun ist,« fuhr Dürrbein fort, »das will ich gehorsamst avertiren. »Sie, vielwerther Herr Knickeberg gehen zum Rektor, erzählen ihn die ganze saubere Geschichte, berufen sich auf mit und bestehen auf Bestrafung der gottlosen Bengel. Wenn sie allesammt tüchtige ›Blitze‹ kriegen, geb' ich mir zufrieden, mein' Seel'!«

»Soll ich!« fragte der Vater, wieder Platz am Tische nehmend.

»Hm, kann nichts schaden,« sagte Windrich.

»Blitze! Das ist der rechte Ausdruck,« sprach Zunder, »die Kerls müssen ›geblitzt‹ werden, daß sie braun und blau anlaufen.«

»Immer gehen Sie, Verehrtester, und brocken Sie den bösen Buben eine spartanische Suppe ein,« bemerkte der gelehrte Pfnorr.

Der Vater stand wieder auf und seufzte. Es herrschte allgemeines Schweigen, denn Alle waren auf die endliche Entscheidung begierig. Nach einigen Gängen blieb er vor mir stehen, rückte, mich unter dem Kinn fassend, meinen Kopf etwas in die Höhe, so daß ich ihn ansehen mußte, und sprach tief athemholend: »Junge, Du bist's nicht werth, daß ich mich Deinetwegen so Sorge! Denn Alles in Alles gerechnet, wird zuletzt doch nur ein Taugenichts aus Dir. Indeß sei's! Morgen geh' ich zum Rektor und Du begleitest mich.«

Dürrbeins bisher ernsthaftes Gesicht erheiterte sich, alte erhelle es ein Sonnenblick der Jugend. Es war die Gluth des Herzens, die seine gealterten Züge mit frischem Reiz übergieß, verschönerte. »So ist's brav, Herr Knickeberg, straf' mir Gott!« und der alte Mann wischte sich eine Thräne aus den Augen. Die Pastoren gaben gleichermaßen, Dieser durch Kopfnicken, Jener durch breites beifälliges Lächeln, der Dritte durch heftige Gesten ihre Zustimmung.

Die Mutter sagte wieder: »Armer Junge!« und meine Schwester suchte mich durch Erzählung eines recht lustigen Märchens zu erheitern, das sie jüngst von einer Höckersfrau gehört hatte.

Nachträgliche Besprechungen einer als abgethan zu betrachtenden Angelegenheit waren meinem Vater im Grund der Seele zuwider. Deshalb ward auch der Sache jetzt nicht mehr gedacht, sondern die Unterhaltung auf andere, erheiterndere Gegenstände hingelenkt. Dürrebein, seines Triumphes froh, nahm auch daran Antheil; denn er war ein aufgeweckter, mit trockenem Wissen ausgestatteter Kopf, der gern einen Scherz machte und auch die derbsten Erwiderungen niemals hoch aufnahm. Trotz seiner Lahmheit verließ er das Gut doch erst spät Abends. Beim Abschied schüttelte er mir die Hand und sagte leise: »Muth, Theobald, Muth! Du wirst ein Mann werden, so gut wie andere, laß Dir nur nicht touchiren!«

7. KNICKEBERG VATER UND SOHN STATTEN DEM REKTOR EINEN BESUCH AB. DIE CLASSE ZITTRT UND SCHREIT.

THEOBALD WIRD IN GEDANKEN EIN MÖRDER.

»Nun so komm!« sagte am andern Morgen mein Vater, nachdem er behaglich sein Frühstück beendet hatte. »Da wollen wir in Gottes Namen den schweren Gang zusammen antreten.«

Ja wohl schwerer Gang! Für mich ein Gang, der geradewegs zum Hochgericht führte. So dankbar ich dem alten Dürrebein für seinen guten Willen war, so sehr fürchtete ich doch auch die Folgen seines Verfahrens, wenn

die beabsichtigte Klage überhaupt einen Nutzen haben sollte. Geduldig wie ein Opferlamm ergab ich mich in mein unabänderliches Schicksal. Der Weg bis in die Stadt ward mir eben so schwer als lang. Ich glaubte immer zusammenzubrechen, oft den Boden unter den Füßen wanken und einsinken zu fühlen. Endlich sogen wir selbender, beide in grauen Röcken, mit Mützen von gleicher, unklassischer Form, der Vater mit einem Rohrstock, ich mit einem Stecken von einem rothgebeiztem Schlehdorn bewaffnet, durch das finstere Thor in den irdischen Hades ein. Der Rektor nahm uns sogleich an. Von Ansehen war es ein recht stattlicher Mann, lang, stolz in seiner Haltung, mit einem Gesicht, das nicht bedeutend war, aber gern so aussehen wollte. Eine kupferfarbene Röthe, die zuweilen die Farbe frischen Rindfleisches annahm, bedeckte es widerlich und deutete auf häufigen Genuß spirituoser Getränke. Er war hager, trug aber schon den Ansatz zu einem sich meldenden Embonpoint. In einem langen, brauntuchenen, sehr weiten Rocke saß er, eine vierkantige hohe Sammtmütze auf dem Kopfe, vor einem Pult, das vier Lehnen hatte, und sich drehen ließ. Dicke alte Bücher, Ausgaben griechischer und lateinischer Poeten, lagen aufgeschlagen. Er beschäftigte sich damals gerade mit der Ausgabe des Plautus, den er überaus hoch verehrte, weniger vielleicht als Poet – denn die Poesie lag wohl so eigentlich nicht in des Mannes Seele – als vielmehr wegen der Geschicklichkeit, womit der römische Freigelassene die kunstreichsten Verse drechselte.

»Was steht zu Diensten, lieber Herr Knickeberg?« redete Sylbenstich meinen Vater an, ihm einen Sitz aus dem Sopha anweisend und mir einen Stuhl zuschiebend. Dabei rieb er sich oder rang vielmehr fortwährend die weichen Hände, als hätte er früher bei einer Waschfrau in Diensten gestanden.

»Das wird nicht viel Rares sein,« versetzte mein Vater in seiner geraden Art. »Ich komme wegen meines Jungen hier und will Ihnen nur sagen, Herr Rektor, daß ich den Jungen nicht auf die Schule gethan habe, daß er mir hier zum Krüppel geschlagen oder gar durch Hohn und Spott zum schlechten Menschen gemacht werde, sondern damit er etwas lerne und Verstand kriege! Ob ich meinem Jungen einen grauen oder gelben Rock machen lassen will, steht bei mir. Darüber haben die Schüler keine Gesetze und würde ich auch keine anerkennen. Ja ich kann ihn von Kopf zu Füßen kornblumenblau anziehen, ihm eine rothe Zipfelmütze und schwefelgelbe Schuhe geben, ohne daß Einer drüber das Maul ziehen darf. Denn, sehen Sie, Herr Direktor, die Kleiderordnungen existiren bei den Deutschen in dem Kopfe und Geschmack eines jeden Einzelnen. Wer Lust hat, griechisch zu gehen und mithin halb nackt in der Welt herumzulaufen, der thu' es, mir soll's gleich sein, ich für mein Theil habe nun aber die Gewohnheit, meine und meiner Jungen Gliedmassen in graues Tuch, sage in graues, eselgraues Tuch einnähen zu lassen, und werde es nicht dulden, daß mein Fleisch und Bein deshalb gehänselt, getreten, maltraitirt und beleidigt werde. Weshalb ich Sie gehorsamst bitten wollte,

Herr Direktor, dies abzustellen und die Schuldigen zu bestrafen.«

Der Rektor hörte im vollen Sinne des Wortes dieser nichts weniger als freundlich gesprochenen Rede mit weit aufgerissenen Augen und Ohren zu. Er rieb sich nur die Hände, oder, griff manchmal nach seiner Mütze. Als der Vater endlich eine Pause machte und die Hände auf seinem Rohrstock legte, suchte sich Sylbenstich in einem erzwungenen Lachen Luft zu machen.

»Das ist herrlich! Ha, ha, ha!« Dazwischen fortwährendes Händereiben oder besser Waschen. »Soll ich mich noch um den Witz meiner ausgewecktern Schüler kümmern, wenn sie ein Schaf bei seinem wahren Namen nennen? Wahrlich ein kostbarer Einfall!«

»Herr,« fiel mein Vater ein, »ich verbitte mir alle schlechten Witze, deutsch oder lateinisch. Bleiben wir bei der Sache und diese ist, daß ich Genugthuung für die Beleidigungen meines Sohnes verlange und ferneren Schutz gegen alle Brutalitäten ungezogener flegelhafter Jungen. Den müssen Sie mir, als Rektor, gewähren, oder Sie füllen Ihre Stelle nicht aus, und wie gesagt, des Prügeln und Hänselns wegen habe ich meinen Sohn nicht hierher gebracht. Kostet mich Geld genug, einen halben Malter Hafer jährlich nach den heutigen Michaelispreisen. Dafür verlange ich auch, daß man ihm nicht das junge Herz vergiftet. Denn sein Herz ist gut, wenn er auch kein *lumen mundi* ist.«

»Nein in der That, Herr Knickeberg, das ist Ihr Theobald nicht! Ha, ha, ha! *Ein lumen mundi* ist er nicht, wahrhaftig nicht! Die Welt wird von ihm kein Licht entlehnen können. Ha, ha, ha!« Und der Rektor durchschritt pfahlgrade mit gewaltigem Händereiben das geräumige Zimmer.

»Um so besser,« versetzte mein Vater gelassen. »So dürfen sich die alten Kerzen nicht fürchten, daß sie dereinst von neuen Gackeln verdunkelt werden möchten! Doch jetzt Ihren Bescheid, Herr Rektor, ohne fernere Bemerkung.«

»Was für einen Entscheid wollen Sie denn?« fragte Sylbenstich sehr erhaben. »Meinen Sie, ich werde eines einzelnen unbedeutenden Knaben wegen (hierbei zuckte er die Achseln) die halbe Schule bestrafen? Fällt mir nicht ein. Wem es hier nicht gefällt, der kann gehen. Wir haben genug Schüler, wollen gar nicht so viele haben. Die Gelehrsamkeit soll nicht Gemeingut werden. Sie ist nur für ausgewählte Geister. Und Ihr Sohn, lieber Herr Knickeberg, hat gar kein Talent, wirklich gar keins! Er ist eine reine Null, eine leere, taube Nuß! Es wäre weit besser, Sie ließen ihn den Acker pflügen!«

»Ihr Wort in Ehren, Herr Rektor,« versetzte mein Vater, »doch, was Sie da sagen, möchten Sie wohl kaum verantworten können, wenn ich verlangte, daß Sie es vor der Schulkommission wiederholen sollten. Ich halte meinen Sohn selber für kein Licht, aber so ganz ohne Talent

ist er nicht, wie Sie behaupten. Auch will ich nicht wissen, wie groß oder gering seine Fähigkeiten sind; sondern Schutz vor Flegeleien verlange ich. Dieser gebühret auch dem Talentlosen, so lange er der Schule angehört und ich würde, hätte ich überhaupt diese Absicht, meinen Theobald nicht eher fortnehmen, bis die Ungezogenen für ihre Rohheit bestraft worden sind.«

Durch diese Entschiedenheit des Vaters wurde Sylbenstich etwas geschmeidiger. Vielleicht fürchtete er sich auch vor einer Einmischung der Schulkommission. Er fragte ruhiger, obwohl immer noch mit sehr kluger Miene: was denn geschehen sei? und der Vater theilte ihm das Nöthige mit. Darauf wandte sich der Rektor an mich:

»Wer sind diese Ruhestörer?« fragte er mit Rektorwürde. »Scheue Dich nicht, nenne sie Alle!«

Demgemäß antwortete ich: »Die ganze Klasse.«

»Das ist schlimm,« sagte Sylbenstich. »Ich kann eine ganze Klasse nicht durchprügeln, kaum in's Karcer stecken lassen. Auch würde das Letztere in dem vorliegenden Falles wenig machen. Gibt es keine Rädelsführer?«

Mir fielen einige der ärgsten ein und ich kann gestehen, daß der Kitzel, an meinen Peinigern eine empfindliche Rache zu nehmen, meinem Herzen nicht ganz fremd blieb. Von einem Gefolterten darf man keine Großmuth erwarten. Ich zählte demnach acht oder neun der jungen Teufel auf. Der Retter notirte sie und legte den Zettel auf sein Pult.

»Nun, damit sie sehen, Herr Knickeberg, daß ich Gerechtigkeit übe, so viel ich kann, verspreche ich Ihnen hiermit, daß Ihr Sohn fortan vor fernern groben Beleidigungen geschützt werden soll. Die Genannten werden ihre Strafe erhalten und des Resultat wird Ihnen mitgetheilt werden. Doch muß ich nochmals bemerken: Ihr Sohn taugt nichts für uns. Er hat keinen Geist, er begreift schwer, Urtheilskraft geht ihm ganz ab. Er ist schläfrig, immer zerstreut. Seine Gedanken gehen lieber auf den Gebirgen spazieren, als im Buche. Solche Leute können wir nicht brauchen. Wir wollen Gelehrte, tüchtige Lateiner und Griechen bilden, die einmal etwas thun zur Erleuchtung der Welt; Träumer aber stören uns nur. Deshalb versichere ich Sie, tritt nicht bald eine Aenderung in dem ganzen Wesen Ihres Sohnes ein, so muß ich auf Entfernung desselben antragen! Wünsche guten Morgen!

Der Vater hatte Lust, noch etwas zu erwidern, ich bat ihn aber durch einen Händedruck, daß er es unterlassen möge. Es blieb daher bei einer stummen Verbeugung von beiden Seiten, worauf wir den Rückweg antraten.

Ich wagte nicht, das Stillschweigen zu brechen. Im Herzen dankte ich dem Vater auf's Kindlichste für die Wärme, mit der er für mich gesprochen. So gut, so eifrig, so tief in mein Wesen, mein Ahnen, Fühlen und Glauben eindringend hatte ich ihn noch nie gesehen. War das Inspiration oder bloße Oppositionslust. Ich konnte darüber nicht in's Klare kommen. Daß aber der Rektor in seiner

Beschränktheit mir Unrecht thue, das wußte ich, das sagte mir eine innere Stimme. Denn so leer, wie es der Stockphilologe in meinem Kopfe glaubte, war es nicht darin. Ich sah Schätze leuchten und flimmern, ohne den Zauberspruch finden zu können, durch den sie allein zu heben waren. Ich hörte Stimmen klingen, Töne rauschen, aber ich verstand diese Wundersprache heiliger Geheimnisse noch nicht. –

Erst nach einer langen Strecke Weges redete mich der Vater an. »Nimm Dich zusammen,« sprach er. »Dein Lob lautet nicht fein, den Gefallen aber thue ich dem eingebildeten Narren ein für allemal nicht, Dich von der Schule zu nehmen, und sollte ich einen Proceß anfangen und aus Dir gar nichts werden!«

Das war eine erbauliche Aussicht! Die Zukunft, die sonst immer rosig von den Dichtern gemalt wird, lief mir in allen Farben über den Weg. Ich sah mich schon verloren, und jeder Hauch von Heiterkeit, der mich etwa anwehen wollte, verdichtete sich gleich zu einem schweren Nebel, der feucht und kalt alle zukünftigen Sonnenblicke wie ein Schwamm einsog. Ich war gerächt, aber nicht gehoben, nicht in ein freies, schönes Verhältniß zu der lustig mich umhüpfenden Jugend gebracht worden. Indeß hielt der Rektor doch Wort. Gleich am andern Tage nach Wiederbeginn der Schule wurden die Schuldigen vorgeladen, mir gegenüber verhört, überführt und verurtheilt. Die ganze Klasse erhielt eine unermeßlich lange

Nase, meine Peiniger mußten empfindlicher für ihre Bosheit büßen. Der Kalefactor ließ ihnen die Sitztheile vollkommen blau anlaufen, was sie denn eine Zeit lang ungemein gesetzt machte. Ich hatte von Stund' an Ruhe, aber, mit Marquis Posa zu reden, ›die Ruhe eines Kirchhofes!‹ Ich ward gemieden, wie ein Aussätziger. Keiner redete mit mir, Keiner wollte neben mir sitzen. Ich stand allein, ganz allein, ich war zum Verbrecher gestempelt, weil ich nothgedrungen meinen innern Menschen, meine Seele vor den rohen Fäusten einer übermüthigen Knabenschaar schirmen wollte! Vergebens bat ich den Himmel um Milderung meines Schicksals, das ich doch unmöglich verdient haben konnte. Aber der Himmel ist oft mit tausend ehernen Schildern umpanzert. Jeder Schmerzensruf prallt von ihm ab, die Klage, der Seufzer, der Schrei der Verzweiflung. Alles, Alles verhallt in das weite, taube, wüste Chaos. O ich war der unglücklichste Junge! Ich ging mit Todesgedanken fortwährend um. Mein Fuß betrat keine Brücke, ohne daß ich das Auge auf die blaue sanft flutende Welle heftete und wartete, daß eine unwiderstehliche Sehnsucht mich dem Geist des geheimnißvollen Elementes in die Arme stürzen würde. Selbst Hand an mich zu legen, hielt ich für Verbrechen, für Todsünde, der Lockung eines Geheimnisses aber Folge zu leisten, müsse, so dachte ich, eine Gott wohlgefällige Opferung sein.

8. DER KAUF EINES BRIEFBOGENS ERSCHLIESST
THEOBALD EIN NEUES HIMMELREICH. STUMME LIEBE.
DER STUBENBURSCHE. VERHÄNGNISSVOLLE
BEKANNTSCHAFTEN.

Um nun auch auf der Straße den Brutalitäten der gegen mich erbitterten Schüler zu entgehen, schlug ich immer meine eigenen Wege ein. Die Einsamkeit, früher von mir so gehaßt, so gefürchtet, ward mir bald Bedürfniß. In ihr erinnerte mich nichts an die Erbärmlichkeiten dieser Welt, die man ihrer aufgeklärten vortrefflichen Institutionen, ihrer hoch gestiegenen Civilisation wegen so sehr pries. Hier konnte ich denken, an was ich wollte, hier schwebte der Engel meiner frühesten Kindheit aus finsternem Gewölk wieder herab, berührte mit seinen lichtglänzenden Fittigen mein Herz und erquickte, bezauberte die Seele, gleich einem farbigen Schmetterlinge, den das Auge auf den Blüthenfäden einer zarten unter seinen Füßen zitternden Blume erblickt. Ich beeilte mich nicht auf diesen Wegen, denn die Enge meines Dachzimmers mit dem wallenden Papierhimmel konnte mich nur manchmal, an trüben, stürmischen Tagen glücklich machen, bei Sonnenschein blieb immer ein Rest von Unbehagen darin zurück. Ich kann es mir wohl denken, daß, wenn ich aus der Schule kam, mein Aussehen ein sehr freudiges gewesen sein mag. Alle Trauer, alle Bekümmerniß gibt den Gesichtszügen ein eigenthümliches Gepräge, das, entspringt sie in der Tiefe der erschrockenen Seele, auch das häßlichste Menschenanlitz bis zur Schönheit verklären kann.

Es ist etwas gar Eigenes um den wahren tiefen Schmerz eines Kindes, eines Knaben! Es liegt so ganz außer den Alltagsgesetzen der Natur, daß ein Knabe von Kummer gebeugt durch das Leben schleicht. Eine so ungewöhnliche Erscheinung muß dem beobachtenden Auge auffallen, muß es, wenn nicht zur Hilfe, doch zur Theilnahme auffordern.

In einer engen Gasse, die ich, weil sie wenig besucht war, häufig durchschritt, entdeckte ich bald an einem niedrigen Fenster einen feinen Mädchenkopf. Daneben war ein Kramladen, dessen Besitzer mit allerhand Galanteriewaaren, auch mit Federn, Bleistiften und Papier handelte. Meine Einkäufe waren immer sehr unbedeutend, denn die Mittel langten nicht aus. Deshalb galt ich auch bei meinen Mitschülern für sehr geizig. Ich mußte nun einmal alle Laster an mir haben, die ihnen irgendwie bekannt geworden waren. Diesen regelmäßig durch's Fenster blickenden Mädchenkopf sah ich gern, aber nur, wie man ein heiteres Bild mit Wohlbehagen betrachtet. Ich dachte mir gar nichts dabei, denn was kümmerte mich ein Mädchen! Ich war nicht einmal so weit in der Kultur vorgeschritten, daß ich meine Mütze vor dem Mädchen zog, was wieder nicht aus Unaufmerksamkeit, sondern aus Zerstreung, aus bitterem Leid geschah.

Eines Tages nun, als ich recht bekümmert den Schmerzensweg zur Schule ging, gewahrte ich, daß ich den nöthigen Papiervorrath vergessen hatte. Zu nochmaliger Umkehr war es zu spät, und ich nahm mich wohl in Acht, den Lehrern Gelegenheit zu gerechter Unzufriedenheit

zu geben. Ohne Papier konnte ich aber auch nicht erscheinen. Man würde mich der Fahrlässigkeit beschuldigt haben, und daß auch nur Einer meiner Mitschüler mir ausgeholfen hätte, daran war nicht zu denken! Ich hätte ihnen auch nicht ein Wort gegönnt, denn in meinem Herzen regte sich neben der kochendsten Wuth und grollenden Rachelust ein unbändiger Stolz. Worüber? das weiß ich nicht. Mechanisch fuhr ich in die Tasche meiner grauen Unaussprechlichen, die in abgeschabter Herrlichkeit mir recht bäurisch um die Beine schlotterten. Um die Knie waren sie etwas zu eng, wodurch sie im Gehen herausfuhren und die rindsledernen fahlen Stiefelschäfte höchst romantisch sehen ließen. Ich fand einen ganzen Kupferdreier und war froh, dem Mangel so leicht abhelfen zu können. Geschwind trat ich in den Kramladen. Niemand stand hinter dem Tisch, von der läutenden Klingel gerufen trat aber gleich nach mir aus der Seitenthür ein schlankes, wohlgewachsenes Mädchen. Ich sah sie an, machte einen kurzen Diener und forderte einen ganzen Bogen Schreibpapier. Während sie das Verlangte hervorholte, betrachtete ich sie genauer und erkannte mein hübsches Fensterbild. Ich fand, daß sie hübsch, sehr hübsch war. Schöne dunkle Haare scheidelten sich über einer gewölbten klaren Stirn und fielen in zwei sich ringelnden Locken hinter den feinen Ohren bis auf die Schultern. Vorzüglich hübsch war ihr ein klein wenig aufgeworfener Mund. Die rothen frischen Lippen glichen ein paar Granatblüthen, die zum Abpflücken einladen, und

ich weiß nicht, wie es geschah, genug, mir kam der Gedanke, daß es doch sehr angenehm sein müsse, diese Lippen zu küssen.

Indem ich solchen verbotenen Gedanken freien Durchzug durch mein Herz gestattete, brachte mir das Mädchen den geforderten Bogen und verlangte einen Pfennig. Es war das erste Wort, das ich sie sprechen hörte, aber es klang wie fernes Läuten; als ob tief im Herzen eine Kapelle errichtet wäre und unsichtbare Geister darin ein *Ave Maria* sängen. Ich antwortete nicht, ich stand da bewegungslos, ich nahm weder das Papier, noch reichte ich das Geld hin. Ich sah das Mädchen nur an und ward purpurroth im Gesicht. Die etwas ältere Schöne – sie mochte wohl fünfzehn Jahr sein – lächelte, und dies Lächeln kam mir vor, als umarmten sich die Lippen und ein Sonnenfunken tropfte zwischen sie und gäb' ihnen die Weihe des Glücks. »Einen Pfennig kostet der Bogen,« wiederholte sie und ließ meinen langen brennenden Blick aus ihren dunkelbraunen Augen auf mich fallen. Vor diesem Blick schlug ich die Augen nieder und gab ihr den Dreier hin. Sie reichte mir zwei Pfennige zurück, und als ich diese in Empfang nahm, berührten ihre warmen Finger die Fläche meiner Hand. Ein süßer Schauer, heiß und kalt zugleich rieselte durch all' meine Nerven. Es war ein Gefühl, so voll Wonne und Schmerz, daß ich laut hätte schluchzen und auch wieder entzückt jauchzen mögen. Des Mädchens Augen ruhten so theilnehmend, so fromm, so mild, wie ein paar Sterne auf mir, und als sie ihr »Kommen Sie bald nieder!« herkömmlicherweise aussprach,

glaubte ich ein Zittern in ihrer Stimme zu hören, das mir ein ahnendes Verständniß meines Schmerzes prophezeigte. Ich ging ganz betäubt von dannen, und es that mir nur weh, daß sie mir die Pfennige wiedergegeben, dann, daß sie das Geld angenommen, und noch mehr, daß sie eben so mit vielen, mit allen Leuten, vielleicht gar mit meinen Todfeinden sprechen möge! Den ganzen Nachmittag schrieb ich in den Schulstunden, ohne zu wissen, was! Ich antwortete auf die Fragen des Lehrers, unbekümmert um den Sinn oder Unsinn, den ich sprach. Ich sah in meinem Innersten nichts als die Lippenblüthen des Mädchens, ich hörte, nur das Lauten ihrer Worte, die wie eine zaubervolle Melodie in mir fortklangen! –

Von Stund' an bekam mein Leben eine andere Richtung. So oft ich aus oder in die Schule ging, wanderte ich an dem Fenster vorüber, um meine schöne Heilige zu sehen, sie ehrerbietig zu grüßen und dafür einen freundlichen Dank, bei dem sich jedesmal die vollen Lippen bewegten, zu erhalten. Es verging keine Woche, später fast kein Tag, daß ich nicht in den kleinen Laden trat, um ein paar Bogen Papier, eine Feder, einen Bleistift oder sonst eine Kleinigkeit zu kaufen. Und immer war Ida gleich freundlich und zuvorkommend gegen mich. Ihr Blick aber ward immer wärmer, fragender, bittender, und wenn sie sprach, dann klang in dem Jubel ihrer kindlichen Stimme etwas wie ein verhaltener Seufzer hinein. Ich wenigstens glaubte dies zu hören und blickte sie dann zärtlich wehmüthig an. Ich sprach nie mit ihr, ich drückte nur, wenn ich ihr das Geld reichte, die warme kleine

Hand und bemerkte, daß sie zuweilen den Druck erwiderte. Es war die Liebe zweier Kinder, rein und schuldlos, wie die Sterne. Ein Wort von Ida, wenn es auch gar nichts besagte, machte mich tagelang glücklich. Ich genas wieder für die Welt und ertrug, was ich nicht ändern konnte, mit einem heroischen Gleichmuth. Vielmals versuchte ich auch meine Empfindungen bei Ida's Anblick in Worten auszusprechen, allein ich fand, daß die Sprache keine Worte dafür habe, oder daß mir die Zunge noch nicht gelöst sei, die eine so heilige Sprache reden könne und dürfe, zählte ich nun, daß mit dem Kauf jenes Bogens Schreibpapiers eine neue Zeit über mein Herz heraufgezogen sei, daß der Himmel seinen farbigen Gnadenbogen über mir aufgespannt habe, so trat jetzt auch in meinem Verhältniß zu den Menschen eine wohlthuende Aenderung ein. Der mildthätige Blick Ida's hatte mir Glück gebracht.

Einstmals kam ich ganz berauscht aus der Schule. Ich piffte und trällerte und setzte mich wohlgemuth an die trockenen Arbeiten, die mir doch bei der erhöhten Stimmung, in der ich lebte, rascher und glücklicher von den Händen gingen. Dürrbein in seiner gewöhnlichen sehr ungalanten Haustracht, das kurze, oben mit Zwirn umwundene Thonpfeifchen im zahnlosen Munde, trat ein.

»So recht! Immer fidel, das hab' ich gern,« redete er mich an. »Jung Blut darf nicht duckmäusern, muß den Kopf immer hoch tragen, Brust heraus, Augen keck in die Welt gerichtet! – Apropos, hat Er was dawider, wenn Er einen Gefährten in sein Zimmerchen kriegt, he!«

Mir war eigentlich nichts daran gelegen, denn ich besorgte, daß ich mich nicht mit ihm vertragen möchte, und dann hätte es einen Krieg auf Tod und Leben gegeben, das war jetzt fest bei mir beschlossen. Ich fragte, wer es sei?

»Ah,« sagte Dürrbein, das gewohnte, behaglich breite Lächeln auf seinem Gesichte, »nettes Kerlchen das, gewand, flink und anstellig, hat auch Möpfe (Geld), ist aber verflucht geizig. Mein Seel', wie der Teufel so geizig, der Herr Süßlich!«

Dürrbein klopfte die Pfeife auf dem Ofensims aus, langte einen ledernen Tabaksbeutel aus der Tasche seiner Jacke und stopfte eine neue. Ich wußte noch immer nicht, wen er mir zum Stubenburschen bestimmt hatte. »Ich kenne keinen Süßlich,« sagte ich kurz und wälzte das griechische Lexicon mit gar gelehrten Blicken.

»Ist der Werkführer drüben von der Helferschen Faktorei, der Alte,« fuhr Dürrbein, selbst zufrieden lächelnd fort. »Sein Sohn soll 'was von der Wissenschaft begreifen lernen und deshalb ein paar Jahre auf die Schule. Der Herr Vater hat nichts dagegen, daß ich ihn einnehme, und da mein ich, wird's dem Musje wohl auch recht sein. Er heißt Alexander und ist fast in seinem Alter.«

Ich zuckte die Achseln. »Wenn's der Vater erlaubt,« sagte ich, »so kann ich nichts dagegen haben. Ich wünsche nur, daß wir uns vertragen mögen; denn Sie wissen selbst, wie ungern ich gelitten bin, und wie mir Jeder ohne mein Zuthun feindlich gesinnt ist.«

»Hm!« versetzte mein Wirth kopfschüttelnd, »wird auch einmal anders werden, wie sich Alles ausgleicht. Nur nicht die Courage verloren!«

»Die hab' ich noch beisammen,« sagte ich. »Ich fürchte mich jetzt vor keiner Menschenseele mehr.«

»*A la bonheur*, das ist brav!« rief Dürrbein aus. »Abgemacht, der Alexander kommt herein. In acht Tagen will er einziehen. Und ich versprech es Ihm, Musje Theobald, daß ich ihn zututzen will, wie einen neuen Rock. Strafmir Gott!«

Alexander gefiel mir. Er war ganz das Gegentheil von seinem Vater, der ihn auch nicht sehr zu lieben schien. Süßlich's Aeußere konnte schon abschrecken. Es flöbte durchaus kein Vertrauen ein; er war hündisch dehmüthig, verstockt, falsch, voller Heuchelei. Er sprach Jedermann nach dem Munde, wenn er Nutzen davon zu haben glaubte, wogegen er, wieder höhnisch, unfreundlich, erbarmungslos gegen Alle sein konnte, die er nicht zu fürchten brauchte. Mir erregte er vom Anfang an seinen Widerwillen, einen Abscheu, den ich nicht klug genug war zu verbergen. Süßlich's schlaue beobachtender Blick bemerkte dies, und er stand nicht an, es mich fühlen zu lassen.

»Mein Gesicht gefällt wohl dem Musje nicht?« fragte er mit widerlichem Grinsen, was ein Lächeln vorstellen sollte. Es lag eine faunische, bestialisch-wilde Gemeinheit darin. »Ja, ja, glaub's wohl! So ein junger Fant, der nur träumt, simulirt und himmlirt, wie wire sein betrübter Herr Papa schon manchmal geklagt, kann freilich ein

glattes Lärvchen haben, wer aber Tag und Nacht arbeiten, zählen, rechnen, und wieder rechnen und zählen muß, den streicht die Sorge Falten in's Gesicht. Das ist der Orden aller braven Arbeiter. Werde er einmal ein solcher, so ist's gut, aber ich merke schon, ich seh's Ihm an der Stirn an, daß er nur ein Taugenichts wird. Solche hochfliegende Stirnen sind Taugenichtsstirnen!«

Der häßliche Mann sprach noch viel in dieser gemeinen, demüthigenden und herabwürdigenden Weise. Ich war zu stolz, um daran zu antworten, aber ich fühlte, daß diesem überpraktischen Menschen aller Geist nichts gelten könne. Er ehrte und achtete nur die Maschine, nicht einmal ihren Erfinder. Es war ja zuletzt ein bloßer Glücksfall, daß er sie zu Stande gebracht hatte!

Mir blieb es unbegreiflich, wie diese nur auf den Gewinn bedachte Kreatur einen so herzlichen, gemüthvollen, für alles Schöne und Gute, noch mehr aber für die allerstrengste Gerechtigkeit entflammten Sohn haben konnte. Alexander sah auch seinem Vater nicht ähnlich. Er war schlank von Wuchs, offenen Gesichts, klaren Auges, während Süßlich gebückt einherschlich, immer etwas schielte und seine Mienen ein Netz, von allen Scheußlichkeiten geflochten, in sich zu bergen schienen.

Nach einiger Zeit freundlichen Zusammenlebens schloß sich mir Alexander mit unbegrenzter Liebe an. Ich erfuhr bald, daß ihn sein Vater tyrannisire und die Mutter, eine gute, rechtliche Frau schwere Tage verlebe. Alexander sollte Kaufmann oder vielmehr Spekulant werden, und dazu hatte der Sohn weder Lust noch Talent. Schon dies

ärgerte den alten Süßlich, er gerieth aber in vollständige Empörung als ihm Alexander erklärte, daß er um jeden Preis studiren werde, selbst gegen seinen Willen. Nach langen Kämpfen, unter denen Alexander viel zu leiden hatte, mußte der starrköpfige Vater doch endlich nachgeben. Er thut es, aber blos unter der Bedingung, daß er die Wohnung mit einem andern Schüler theile, um's möglichst zu ersparen, und da er wußte, daß mein Vater bereits seit Jahr und Tag einen Sohn auf der Schule habe, der noch dazu für einen Träumer gehalten werde, so beschloß er, für mich für Alexander zum Stubengenossen auszuwählen.

Auch dies war Spekulation. Süßlich rechnete nämlich so: Entweder spricht meinen Sohn die Wissenschaft an, und dann kann er von Theobald's Träumereien und Phantastereien gewinnen, oder der närrische Junge macht ihn halb verrückt, und in diesem Falle habe ich die beste Gelegenheit, ihn wieder zurück zu nehmen, scharf zu halten und zu zwingen. Diese Berechnung mochte eintreffen, hätte Süßlich mit Maschinen zu thun gehabt; da aber ein denkender und willenskräftiger Knabe, sein Gegner war, so wollte das ganze Exempel, wie er auch daran schob und drehte, nie das gewünschte Facit geben.

Das Zusammenleben mit Alexander kam mir sehr zu statten; denn da er durch seines Vaters Spekulationsgeist von früh an auf die Schwächen der ihn umgebenden Menschen aufmerksam gemacht worden war, so hatte er sich eine für seine Jahre bedeutende Menschenkenntniß erworben. Anfangs achtete ich wenig darauf, da ich seit

meinem Leben auf der Schule mit Menschen in fast gar keine Berührung gekommen war. Alexander aber lehrte mich die Wichtigkeit der Menschenbeobachtung kennen und seinen, obschon nur kurzen, Umgänge habe ich es zu danken, daß mich späterhin erheuchelte Freundlichkeit selten getäuscht hat. Es liegt etwas in dem Gesichte jedes Menschen, das uns andeutet, wie ein matt erleuchteter Zeiger, ober uns zum Freunde oder Feinde bestimmt ist. Ich beobachtete von nun an gern und scharf, weil ich aber durch die unverschuldete schlechte Behandlung mit der Schale einen heimlichen Widerwillen gegen alle Menschen mit mir herumtrage, so entdeckte ich weit leichter ihre Fehler und Gebrechen, als ihres Tugenden und Vorzüge.

In Folge dieses Menschenbeobachtens mußte mir Alexander's Vater einen immer heftiger werdenden Abscheu einflößen. Meine Stellung zu seinem Sohne brachte es mit sich, daß ich von Zeit zu Zeit zu ihm kam. Er wohnte bescheiden, fast ärmlich in dem Flügel des großen Fabrikgebäudes, das dem allgemein für reich gehaltenen Fabrikanten Helfer gehörte. Süßlich stand in Helfer's Geschäft als Werkführer und Buchhalter, war die rechte Hand des Besitzers und besaß sonderbarerweise dessen ganzes Vertrauen. Die Mehrzahl derer, mit denen er häufig zu thun hatte, hielt ihn für ränkesüchtig, neidisch, geizig, haßsüchtig und bestechlich, da ihn aber Niemand einer schlechten Handlung zeihen konnte, so mußte sich Jeder vor ihm beugen.

Helfer war ein stiller, freundlicher, hektischer Mann, des Jedem einen Gefallen that, wenn es sonst in seiner Macht stand. Die Armen der ganzen Umgegend verehrten ihn, wie ihren Vater. Denn er gab Allen, die ihn baten, Brod, wenn unch bei der großen Anzahl Hilfeheischender, oft nur ein spärliches. Die bedeutende Menge seiner Spinnmschinen erforderte viele Hände, da er sie gegen die schon damals auskommende Sitte, die Kräfte des Wassers und Dampfes zu bennenen, von Menschen in Bewegung setzen ließ. Ihm gleich an Milde und Güte war seine Frau, eine stille, fast madonnenartige Schönheit, die nebst ihrem Sohne Gotthold mit inniger Liebe an dem stets kränkelnden Gatten hing. In dieses Haus kam ich häufig, doch hielt ich mich nebst Alexander mehr in der Helfer'schen Familie, als in Süßlich's Behausung auf. Hatte dieser kalte, berechnende Mann doch nie einen freundlichen Blick für seinen Sohn, und für mich nur höhnische Worte, die mir wie vergiftete Dolche durch die Seele fuhren. Ab und zu in dem Fabrikgebäude ging ein eigenthümlicher Mann, eins von den seltenen Originalen, denen man nur Gutes nachrühmen kann. Er war hager, fast dürr, riesengroß, trug sich stets nach einer längst verschollenen Mode, und versah eigentlich auf dem benachbarten Kirchdorfe den Dienst eines Todtengräbers. Bei dieser Beschäftigung hatte sich Stephan – so hieß er – so an die Todten gewöhnt, daß, wie er oft äußerte, sein Leben der Würze entbehrte, wenn er eine Woche

hinbringen sollte, ohne mit einer Leiche in Berührung gekommen sein. Hatte er also Zeit und es fehlte ihm selten daran – so ging er auf die Nachbarorte und gab jedem Verstorbenen das letzte Geleit. Diese Gewohnheit brachte ihm den Namen ›Leichenstephan‹ ein. An gänzlichen Freitagen nährte sich Stephan von seinem Gewerbe, nämlich vom Ofensetzen, und weil er dies mit Ruhe und Besonnenheit betrieb, so war er aller Orten ein gern gesehener Gast. Mit ihm unterhielt ich mich gern, denn man konnte von dem Manne Etwas lernen, was heut zu Tage äußerst selten gefunden wird: Geduld im Leiden, Glaubensmuth im Unglück, mit einem Worte, ächten Christensinn! Stephan erzählte während seiner Arbeit, was er erlebt hatte. Für Menschen, die sich in größeren Kreisen bewegen, wären dies Kleinigkeiten gewesen, für ihn aber, der nur ein paar Stunden über seinen Geburtsort hinausgekommen, waren es harte Prüfungen, an denen sein sittlicher Grund erprobt worden war. Ging ihm aber das Gespräch aus, so stimmte er mit heiserer Stimme irgend ein geistliches Lied an und verscheuchte sich damit, wie er oft sagte, Grillen, unruhige Gedanken und gottlose Einfälle.

Alexander hielt viel auf diesen alten Mann, desto weniger konnte ihn der alte Süßlich leiden. »Alle Kopfhänger sind Schufte,« pflegte er zu sagen. »Sie beten und singen nur, um desto bequemer stehlen zu können. Man sollte sie wie Blindschleichen todtschlagen oder sie doch nicht füttern. Hätte ich hier zu gebieten, der langbeinige

Herrnhuter dürfte mir nicht mehr über die Schwelle, wie all' das Bettelvolk, das nur frißt, aber nichts thut.«

Im Beisein Helfer's kamen Bemerkungen ähnlicher Art nie über Süßlich's Lippen. Dann war er vielmehr bescheiden, unterthänig, dienstfertig gegen alle Menschen liebevoll, und so kam es, daß der kränkliche Fabrikherr dem hinterlistigen Heuchler Haus und Hof, ja sein ganzes Vermögen anvertraute.

Oft traf es sich, daß wir Herrn Süßlich rechnend oder schreibend fanden. Dies schien ihn zu geniren, denn er pflegte dann die vorhabende Arbeit jedesmal heimlich bei Seite zu schieben. Noch mehr störte es ihn, wenn er beim Geldzählen überrascht wurde. Als beginge er eine Sünde, breitete er dann ein Tuch oder was ihm gerade zur Hand war, über die ausgezahlte Summe. All diese sonderbaren, verdächtigen Gewohnheiten machten mir den Mann immer verächtlicher, und ich gab ihm in meinen Gedanken mit hundert Andern die scheußlichsten Verbrechen schuld. Auffallend war auch die sich immer mehr steigernde eigenthümliche Spannung zwischen Vater und Sohn. Alexander that durchaus nichts, was Tadel oder Vorwurf verdient hätte, er war fleißig, weit akkurater und ausdauernder als ich, lernte leicht, begriff schnell und machte in jeder Hinsicht rasche Fortschritte. Dennoch blieb er dem Vater ein Dorn im Auge. Sollte der Sohn um eine Unthat des Vaters wissen, und dieser ihn deshalb mit Haß und Abscheu betrachten? Diese Fragen erklangen oft in mir, ich ließ sie aber gegen Niemand laut werden. So war nun mein Leben wieder ein erträgliches

geworden. Mit Cölestine stand ich in eifriger Korrespondenz, die all' meine kleinen Leiden und Freuden in sich schloß. Nur eins verschwieg ich ihr: meine Neigung zu Ida! Es war freilich wenig davon zu erzählen, denn dieses erste Anklopfen der Liebe war so wenig irdisch, so ganz ohne sinnliche Beimischung, daß es mehr einem stillen Gottesdienste glich. Wenn ich das Köpfchen meiner Angebeteten sah, war sie mir ein Abbild allen Heils, allen Segens; wenn ich die nöthigen Worte mit ihr wechselte, betrachtete ich dies wie ein Zweigespräch mit meinem Schutzgeist, und wenn ihre kleinen runden Finger meine Hand berührten, fühlte ich mich auf viele Tage hinwegeweicht, und ging mit einer Zuversicht den schmalen Lebensweg fürbaß, als stehe ich unter dem schirmenden Zauber einer mächtigen Fee.

Weiter gedieh diese erste jugendliche Liebesneigung nicht. Wir haben uns nie gesprochen, sind uns nie begegnet, noch sah ich sie an dritten Orten. Wie ein schöner, silberklarer Stern steht die Erinnerung an das kleine Mädchen in mir und strahlt mit mildem Glanz auf die stürmischen Tage einer späteren Zeit herab. Und wie ein solcher Stern von Nebeln überdeckt wird, dann im Lauf der Zeit verschwindet, so war plötzlich auch Ida von dem Fenster, hinter dem Ladentische verschwunden. Ich vermißte lange Zeit meine kleine Heilige, ich trauerte um sie, bis andere Begebenheiten die heitere Erscheinung verdrängten und sie mehr und mehr in Vergessenheit brachten.

9. THEOBALD LERNT DEN KNECHT RUPRECHT KENNEN.
LOBPSALM AUF DIE SCHULE. NEUES BLAUES LEBEN IN
DER FERNE. DIE THEOLOGIE LÖSCHT ES AUS.

Nach zwei Jahren war ich Klapsegern's wunderlichem Regiment glücklich entronnen. Ich hatte den gutmüthigen Mann ungeachtet seiner zahllosen Albernheiten und seines gänzlichen Mangels an Disciplin lieb gewonnen und wir schieden auch recht zufrieden von einander. Am Tage der Versetzung oder Translokation, wie es der Klaszität wegen genannt wurde, schüttelte er mir zum Abschied herzlich die Hand und sagte würdevoll:

»Nun Grauer,« – anders nannte er mich einmal nicht – »Du hast zwar dumme Streiche genug gemacht, von Herzen böse warst Du aber nicht. Darum geleite Dich Gott! Die Feindschaft der Uebrigen laß Dich nicht zu sehr anfechten! das ist nur ein Vorspiel vom Leben in der Welt. Nun, Du wirst's auch kosten, Du besonders! Ich seh' Dir's an!«

Er strich sich krampfhaft zuckend die Haare aus der Stirn, nickte, wie bejahend dazu, mit dem Kopfe und – ich war entlassen.

Zugleich mit mir kam Alexander, dessen Fleiß ihn rasch vorwärts gebracht hatte, in eine höhere Klassenordnung. Für mich war dies ein besonderes Glück, denn Alexander, kräftig, entschlossen und über seine Jahre charakterfest, duldete durchaus nicht, daß mir ein Unrecht zugefügt wurde. Neckereien unterblieben natürlich nicht, indeß wurde jeder Angriff unter Alexander's

Beistand tapfer abgewiesen und dadurch wenn kein frohes, doch ein erträgliches Verhältniß aufrecht erhalten. Schlimmer sollte es mir mit dem neuen Klassenlehrer ergeben. Mit Lehrern hatte ich selten Glück, einmal, weil ich ihnen nie schmeicheln, mich so zusagen, nicht ›anvettern‹ konnte, und sodann, weil ich, von Natur harmlos, einen unselig scharfen Blick für alle etwaigen Schwächen hatte, die ihnen etwa anklebten.

Wie Alle, war auch Ruprecht kein Menschenkenner, obwohl er sich einbildete und sehr viel und pathetisch davon sprach. Seine Hauptleidenschaft war die Geschichte, die wir bei ihm so recht aus dem Fundament lernen sollten. Uebrigens hielt er sich selbst für ein Universalgenie, was er keineswegs war. Unermüdlicher Fleiß und ein gutes, treues Gedächtniß setzten ihn in den Stand mehr als Andere zu leisten. Da ich für alles Zahlenwesen, noch weniger aber für trockene Aufzählung geschichtlicher That-sachen, nicht den mindesten Sinn hatte, so kann man sich leicht denken, wie prächtig ich mich bei diesem weisen Salomo langweilte.

Ruprecht mußte des Glaubens leben, die stupendeste Gründlichkeit sei die Hauptsache. Sobald ein Lehrer diesen Grundsatz festhält, beweist er, daß er die Jugend nicht versteht, und deshalb zum Lehrer nicht taugt. Die Jugend verlangt nur Anregung, keine Gründlichkeit. Diese ist auch ganz überflüssig, sie kommt von selbst, denn die Anregung bedingt späterhin die Forschung. Mit dieser erzdeutschen und erzdummen Sucht, Alles recht gründlich vorzutragen, verderben die Lehrer ihren besten

Schülern den Geschmack an allen Wissenschaften. Aufgeweckte Köpfe wollen nur den Duft der Wissenschaft, nicht die Schale, nicht den Kern genießen. Und das ist gut. Wir hätten weit mehr tüchtige, geistreiche Menschen, wenn es weniger deutsch-pedantische Gelehrsamkeit gäbe!

Dieser Meinung war nun Ruprecht nicht. Wenn er Geschichte lehrte, so erzählte er nicht etwa auf entsprechende Weise die für jugendliche Gemüther anziehendsten Begebenheiten, sondern er sprach frei und so ledern und monoton, als gälte es, eine müde Gemeinde mit einer Nachmittagspredigt einzuschläfern. Wir Schüler aber mußten diesen freien Vortrag nachschreiben. Das sollte eine Übung für die Zukunft sein. Himmel, und was bekamen wir Alles mit in den Kauf! Die ganze langweilige Quellenwirthschaft, die der gründliche Mann nachgelesen hatte oder haben wollte. Da ward Josephus, Diodorus Siculus, Herodot, Strabo, Livius, Tacitus, Xenophon nach Buch, Kapitel und Pagina citirt, da wurden die obskursten, wenigstens für uns obskursten Skribenten des Mittelalters nicht in Ruhe gelassen. Und wir Armen saßen, schrieben uns die Finger lahm, klappten die Mappe am Ende der Stunde zu, hatten nichts begriffen, nichts gelernt und gingen gelangweilt und mit Widerwillen gegen eine Wissenschaft nach Hause, die uns roh, wie sie aus der Werkstatt kommt, geboten wurde!

Die Schüler fühlten so ziemlich alle gleich, nur äußerten es nicht alle mit gleicher Offenheit. Ich aber, der ich schwer eine Meinung für mich behalten konnte, und den

das Lächerliche im Vortrage ergötzte, ich fing an, nach beendigter Stunde den eben verschwundenen Lehrer getreulichst nachzuahmen. Freilich lachten sie Alle, wenn ich mit riesengroßen Schritten, auf den Zehen mich etwas emporheben das Klassenzimmer auf- und abging. Die Sprache war auch bald gefunden, und so gab es nachträglich ein Schauspiel, wie es die Schüler jederzeit lieben. Allein Ruprecht hatte seine Zuträger. Meine Vorstellungen blieben ihm nicht unbekannt und die Folgen waren für mich nicht sehr angenehm, Strafen konnte mich der erbitterte Mann freilich nicht, aber an Chikanen ließ er es nicht fehlen. Gab es eine schwere Stelle zu erklären, so rufte er mich auf, damit ich mich blamire und er Gelegenheit habe, mich herunterzureißen, was er auch – Gott segn' ihn dafür – redlich that! Er wußte recht wohl, daß ich mir aus dem klassischen Griechenland, wie es die Schule kannte, herzlich wenig machte, die romantische Barbarei einer alten Sage, schlecht gedruckt auf graues Papier, war mir zehnmal lieber. Grade deshalb aber quälte er mich mit ewigem Uebersetzen, das mir die schönste Sprache der Welt unsäglich verleidete. Und damit das Maß der Leiden ja übervoll werde, ließ Sylbenstich, der sich für einen großen Poeten hielt, uns arme Jungen lateinische und griechische Verse bauen, um mit aller Gewalt griechische und lateinische Dichter aus uns zu schnitzen. Ging dies nun schlecht und mangelte sowohl das griechische wie das römische Kolorit, so rieb er sich die Hände oder schlug sie über dem Kopf zusammen, daß es knallte und rief dazu mit zum Himmel erhobenen Blicken aus:

»Mein Gott, wie wollt Ihr selig werden!« In den Religionsvorträgen, d. h. in den Stunden, wo wir alle Religion als nichtig kennen lernten, fielen ihm diese Seligkeitgedanken niemals ein. Indeß, da sich aller acht Tage dieser Zweifel an unserer Seligkeitsbefähigung wiederholte, so gewöhnten wir uns bald an die Anwartschaft auf die Hölle, ließen ihn die Hände reiben und zusammenklatschen und verzehrten dabei ganz gemüthlich unsere Buttersemeln.

Ohne eigentliche Theilnahme, ohne Liebe, ohne innern Drang hatte ich mich nach und nach darein gefunden, eine gelehrte Carriere zu machen, mithin zu studiren. Was ich studiren sollte, war mir ganz gleichgiltig; ich hatte zu dem Einem genau so viel Lust, als zum Andern. Lieber wäre es mir freilich gewesen, der Vater hätte mich auf Reisen gehen lassen, was ich auch gelegentlich einmal zu äußern wagte. Da kam ich aber schön an!

»Was?« sagte er. »Reisen willst Du? Ja wohin denn? Wozu? Um zu lernen, wie man Geld verthut? Dazu bedarf's keiner Reise von zwei Tagen. Nichts da! Du bleibst hier und wenn Du fertig bist mit Latein und Griechisch und dem ganzen alten Schnack und Schaum dann marschirst Du auf die hohe Schule und wirst ein Advocat oder ein Pfarrer. Beide sind am besten zu gebrauchen, der Advocat, um sich die menschlichen Teufel vom Leibe zu halten, der Pfarrer, um sich möglichst gelind und ohne zu große Püffe in's Himmelreich zu haschen. Nebenbei haben sie auch ein gutes und sicheres Brod. Sieh Dich nur um, was zankt und predigt, ist immer gut bei

Leibe; Solch gottseliger Wandel schlägt an und läßt nie zu Schanden werden.«

Da hatt' ich mein altes Leiden wieder! Das vermaledeite Gebrauchtwerten stand abermals mit seiner abschreckenden Gestalt vor meinen Augen. Bei ruhigem Nachdenken hatte ich mir einen andern Lebenswandel entworfen und ihn ungefähr so wie ehemals das Leben in's Blaue hinein ausgeschmückt, von dem ich zurückgekommen war. An einem der üblichen Jahrmärkte fand ich nämlich einen Kram mit fliegenden Blättern. Es waren kleine Broschüren, sechs Pfennige im Preise, die die prächtigsten Geschichten von der Welt enthielten; ich kaufte und verschlang sie mit wahrem Heißhunger und sog und lebte mich so tief in die Sagen von der ›schönen Magelone‹, vom ›hörelenen Siegfried‹, vom ›ewigen Juden‹, und andere hinein, daß ich bald an nichts anderes mehr danken, meine Individualität von dieser Sagenwelt nicht getrennt mir vorstellen konnte. Das war ein anderes Leben, als jene trockene, trostlose Existenz auf der Schule! Hier grünte und blühte Alles, hier lebten Busch und Stein, hier war der Phantasie Nahrung, dem Nachdenken ein weites Feld gegeben. Statt kalter todter Worte tiefer Sinn, sprühendes Wunderleben. Und, wie erbaute, wie erwärmte man sich daran! Ich beschloß deshalb auf Reisen zu gehen, Abenteuer zu erleben und daraus so herrliche Sagen und Legenden zu Nutz und Frommen des Volkes zu erfinden! Daß der Vater auch dafür keinen Sinn hatte, betrübte mich beinahe noch mehr, als sein früherer Widerwillen gegen mein blaues Leben.

Ganz aufgegeben hatte ich auch dieses noch nicht. Zur Zeit der Ferien setzte ich mich des Abends mit Schwester Cölestine in eine stille Laube und schwärmte in Regionen hinüber, die nur in meiner Phantasie vorhanden waren. Cölestine, die in diesen Dingen besonnener war, als ich, freute sich immer auf diese Abendunterhaltungen, doch unterließ sie dabei auch nicht, mich auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, einen bestimmten Lebensweg einzuschlagen. Meine Brüder hatten sich alle rasch entschlossen und waren schon fast am Ziele. Sie lebten ganz heiter vor sich hin, brachten das Leben weg, wie man ein Stück Rindfleisch verspeist und waren ganz erstaunt, wenn ich einmal eine Klage laut werden ließ. Ihr durchaus auf's Praktische gerichteter Sinn kannte keine Schwierigkeiten, die aus dem Leben der Seele entstanden. Sie nahmen jeden Tag, wie er eben kam, und dabei ist freilich wenig auf's Spiel zu setzen. –

So von der Schwester liebevoll genöthigt, von der Mutter gebeten, vom Vater durch kurze Bemerkungen lächerlich gemacht, entschloß ich mich in einer desperaten Stunde zum Studium der Theologie trotz meiner kindischen Gelöbnisse, es nie thun zu wollen. So spukt im Kinde der Mann vor, so täuscht der tragische Ernst des Lebens die heitern Bilder, die zuweilen wie Phantasmagorien aus einer überirdischen Welt zu uns herübergleiten. Auch Alexander trag die nämliche Wahl, und so glaubte ich denn an ihm einen wackern Freund für meine ganze Lebenszeit gewonnen zu haben. Ein unerwartetes Ereigniß zerstörte mir diesen auf ein Festes gebauten Plan

und lehrte mich bitter genug erkennen, daß alle Entwürfe und Beschlüsse nicht dauerhafter sind, als die Luftgebilde einer schwärmerischen Traumwelt.

10. EIN TODESFALL. SÜSSLICH'S CHARAKTER UND KAMPF MIT ALEXANDER. EINE TESTAMENTSERÖFFNUNG.

Es war im vorletzten Jahre meiner Schulzeit, als wir beide, ich und Alexander, eines Abends noch spät durch den unerwarteten Besuch des Todtengräbers Stephan überrascht und erschreckt wurden. Der alte Mann war gelaufen, daß er uns kaum einen guten Abend wünschen konnte. Seine hagere Gestalt, nach seiner Art ganz in schwarzes Tuch gehüllt, brach zusammen und brauchte eine geraume Zeit, ehe sie einigermaßen wieder zu Kräften kam.

»Sprecht, Stephan, was bringt Ihr so spät?« fragte Alexander.

»Ach das kann ein großes Unglück geben,« seufzte der alte Mann, nahm seinen dreieckigen Hut ab und stülpte ihn auf das lange spanische Rohr, das er immer auf größeren Wanderungen trug. Denken Sie, denken Sie, meine lieben jungen Herrn, den Fabrikanten Helfer hat der Schlag gerührt, erst vor einer Stunde! Er hat die Sprache verloren und gibt seinen Willen nur durch Geberden zu erkennen. Aber es scheint, als wollten ihm die Gedanken vergehen, und dabei ist er so ungeduldig, ach so ungeduldig! Hm, hm, das gibt ein Unglück!«

»Und mein Vater?« fragte ahnungsvoll Alexander.

»Deswegen komme ich eigentlich, junger Herr,« versetzte Stephan; »Sie kennen Ihren Herrn Vater und wissen, daß ihm Helfer – Gott tröste seine arme Frau! – Alles ganz allein unter die Hände gegeben hat. Aber – nun Sie wissen wohl, was ich meine – bei solchen Fällen geht Vieles darunter und darüber, der Kranke kann leicht sterben, wer weiß, ob nicht schon in dieser Nacht! – Die Doktors murmelten so was! – Ach Du meine Zeit, da wär's doch ein recht erschreckliches Unglück für die Hinterlassenen, wenn so ein Papier, so ein Testament verloren ginge!. Sie verstehen mich schon!«

Alexander errieth den Grund von Stephan's Aengstlichkeit, auch ich konnte jetzt nicht mehr länger an des Alten Absicht zweifeln.

»Hat Helfer ein Testament gemacht?« fragte ich.

»Vor zwei Jahren, genau vor zwei Jahren,« entgegnete Stephan. »Ich bin freilich nicht dabei gewesen und kann's nicht beschwören, aber ich weiß, daß er die Herren einmal zu sich einlud und da haben sie's zusammen fertig gemacht. Kann aber nicht sagen, was drin stehen mag. Wie ich jedoch den Sterbenden kenne, muß es nur Gutes enthalten.«

Alexander hatte in tiefen Gedanken zugehört. »Weiß mein Vater davon?« fragte er hastig.

»Wie sollte er nicht!« versetzte Stephan. »Er sucht und sucht jetzt eben nach dem Dokument, und kann's nicht finden.« –

»Nicht finden!« fiel Alexander ein und schlug die Hände zusammen. »Mein Vater nicht finden und kennt jeden Nagel in der ganzen Fabrik!«

»Freilich,« setzte der Todtengräber hinzu, »aber er ist nahe verwandt mit Helfern, die Fabrik ist durch ihn aufgekommen, Helfer verdankt ihm zum Theil seinen Wohlstand –«

»Ich verstehe und – ach, daß ich es sagen muß, ich fürchte, daß Ihr recht habt! Wartet, ich gehe mit Euch. Ich will suchen helfen, und Gott lasse mich das Vermißte finden!«

Alexander brach mit Stephan auf, ich blieb voll Unruhe zurück. Andern Tags besuchte ich die Eltern und erfuhr, daß Helfer im frühen Morgen gestorben sei. Ein Testament hatte sich noch nicht gefunden. Ich erzählte dem Vater, was ich von der Sache gehört; der Vater hörte mir aber sehr ungläubig zu, denn in allen praktischen Angelegenheiten hielt er mich nicht für sehr zuverlässig. Dennoch beunruhigte ihn Helfer's unerwartetes Ableben nicht wenig. Er hatte ihm Gelder anvertraut, deren Kündigung er besorgte. Dies würde ihn gestört haben, da ein vortheilhaftes und sicheres Unterbringen von Kapitalien immer mit Mühe, Sorge und Aerger verbunden war. Er war eben im Begriff, die Wittve zu besuchen, ihr sein Beileid zu bezeugen, sie aber auch zugleich um Behaltung der geliehenen Gelder anzugehen.

»Das ist albernes Zeug mit dem Testament!« sagte der Vater. »Stephan sieht auch überall Gespenster, und weil er den Süßlich nicht leiden kann, machte er ihn lieber

gleich zum schlechten Menschen. Ein Zug, der mir an dem Alten von jeher nicht gefallen hat. Leuten seines Schlages ist es aber zur andern Natur geworden, Jeden, der nicht denkt und fühlt, wie sie, der nicht täglich die bestimmte Anzahl Gebete hersagt und Lieder singt, für gottlos auszuschreien. Die Ansprüche der Wittwe an Helfer's Nachlaß sind ja unbestreitbar. Auch ohne Testament bleibt sie die rechtmäßige Erbin, sogar die Universalerin bin alles beweglichen und unbeweglichen Besitzthums des Verstorbenen. Ueberdies ist ja auch ein Junge, der wackere Gotthold, da.«

Auf seine Einladung begleitete ich ihn. In der Fabrik herrschte die größte Bestürzung, die Maschinen standen still, da der Schreck über den unerwarteten Todesfall die Arbeiter fast mit Entsetzen erfüllte. Zum Glück war es Sonnabend, so daß durch die frühere Einstellung der Arbeit das Geschäft selbst keinen Schaden darunter litt. Die Wittwe war ruhig und gefaßt, wie sie denn die ungeheuersten Schläge des Schicksals ohne äußerliche Kundgebung zu tragen pflegte. Heftiger zeigte sich Gotthold erschüttert, der, kaum zwölf Jahr alt, den Verlust des Vaters am schwersten fühlen mußte. Süßlich war nicht zugegen, auch Alexander wollte nicht zum Vorschein kommen. Leute kamen und gingen, so daß die Trauerrede keine Minute allein zu sprechen war. Der Vater fragte endlich nach Süßlich.

»Er ist im Comptoir meines verstorbenen Mannes,« versetzte sie ruhig, »nur die wichtigsten Papiere zusammenzusuchen. Leider werde ich ihrer bald bedürfen, da Gotthold doch einen Vormund erhalten muß.«

»Hat Herr Helfer nichts Schriftliches hinterlassen,« sagte der Vater hingeworfen, »worin er im Fall eines unvorhergesehenen Endes Winke darüber gibt?«

»Eben dies beunruhigt mich,« versetzte die arme Frau. »In allen weltlichen Angelegenheiten war er so zurückhaltend, so heimlich! Er hat nie ein Wort mit mir darüber gesprochen, weder, ob er Willens sei, ein Testament zu machen, noch, das er ein solches Instrument gerichtlich niedergelegt habe. Vor zwei Jahren, als ich meiner Augen wegen im Bade war, schien es mir, als habe er an einen so schweren Vorfall gedacht; und der alte Stephan behauptet gradezu, mein Mann habe damals seinen letzten Willen niedergeschrieben. Aber bis zur Stunde hat sich noch keine Spur davon auffinden lassen.«

»Das wäre doch sonderbar,« sagte der Vater. »Uebrigens ist dies ja leicht zu erfahren. Es müssen Gerichtspersonen dabei gewesen sein, und können diese es bezeugen, so ist ja Alles auf der Stelle ohne Ceremonien in's Reine gebracht.«

»Das meint Herr Süßlich auch,« versetzte die Wittwe, »darum sucht er alle Pulte und Koffer aus. Es weiß auch Niemand so gut, wie er, wo mein verstorbener Mann Dokumente und Papiere von Werth aufbewahrte.«

Mein Vater schien mit diesem Bescheid vollkommen zufrieden zu sein. Er sprach nicht weiter davon, sondern lenkte die Unterhaltung auf sein freundschaftliches Verhältniß mit dem Verstorbenen und brachte dabei seinen Wunsch geschickt an. Er ward ihm, wie zu erwarten stand, bereitwilligst gewährt, falls die Wittve darüber zu entscheiden haben sollte. – Während dieses Gespräches, das für mich peinlich und unheimlich war, trat Alexander in's Zimmer. Er sah bleich, unruhig, fast verstört aus, gab nur kurze Antworten und diese zuweilen noch verworren. Wir wußten nicht, wie wir dies ganz auffällige Wesen an dem sonst so besonnenen Jünglinge deuten sollten und empfahlen uns bald, da der Vater sein Geschäft zur Zufriedenheit, wenn nicht beendet, doch eingeleitet sah. Auf der Treppe unter dem Geräusch der im Hause von der Leiche des Fabrikherrn kommenden Arbeiter fühlte ich meine Achsel stark berührt. Ich wendete mich um und blickte in das todtblasse Gesicht Alexanders. Ich wollte ihn laut um den Grund dieser entsetzenerregenden Miene fragen, er legte aber mit bedeutsamem Augenwink den Finger auf die Lippen, beugte sich, während mein Vater ungestört weiter ging, an über mich, und hauchte mir zitternd die Worte zu: »Mein Vater hat Fürchterliches gethan, Du wirst von mir hören!«

Ich wollte ihn festhalten, ihn fragen, aber er entschlüpfte seinen Händen und verschwand aus dem Gange, der zu den Comptoirzimmern führte, in denen in der Regel Herr Süßlich beschäftigt war. Ohne Aufsehen zu erregen oder meinen Vater zu erbittern, konnte ich ihm

nicht nacheilen; auch hätte mein Bleiben ihn eher stören als ihm nähern können. Mit unaussprechlicher Unruhe holte ich den Vater aus dem Hofraume wieder ein, der über mein Zögern bereits die Verdrußfalten um die Mundwinkel zusammenzog.

Zum Begräbniß Helfer's erwirkten wir uns einen Freitag. Bis dahin wieder in meine Klause zurückgekehrt, wartete ich stündlich, Nachrichten, Aufklärung über Alexander's räthselhafte Worte zu erhalten. Er selbst kam nicht, auch kein Bote erschien. Es mußte durchaus etwas Außerordentliches sein, das ihn abhielt, seine Pflichten zu erfüllen. Die Lehrer fragten mich nach ihm, denn er war beliebt; selbst einzelne Schüler, mit denen ich doch sonst in keinerlei Verhältnisse stand, schienen ihn zu vermissen und erkundigten sich. Am Vorabende des Begräbnisses pilgerte ich nach Hause. Es war ein Abend, dem man alles Schlimme zutrauen konnte. Die Wolken segelten niedrig, schwerfällig, wie Riesentrauerschleier, an den Bergen hin. Kein Laut des Lebens ertönte weit und breit, der Geist des Weltalls schien in tiefe Melancholie versunken zu sein. Ich ward unwillkürlich trübe gestimmt, mein Blick fiel auf die weißen Fabrikgebäude, die aus grauen Nebeln undeutlich auftauchten. »Was mag dort vorgehen?« dachte ich. »Wie viele Ungerechtigkeiten mögen hinter jenen Wänden verübt worden sein! Armer Alexander!«

Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend, schritt ich vorwärts, als ich meinen Namen rufen hörte. Es war

Stephan. Seine lange, hagere Gestalt, in der tiefschwarzen Kleidung, wie sie so plötzlich aus dem grauen Flor des zitternden Abendnebels aufleuchte, hatte wirklich etwas unbeschreiblich Unheimliches.

»Stephan!« rief ich aus, »wo kommt Ihr her? Wißt Ihr, wie es Alexander geht?«

Stephan lehnte sich auf seinen hohen Rohrstock. Er bewegte bejahend den Kopf, sprach aber nicht, sondern sah nüch unverwandt lange Zeit mit seinen hellblauen, scharfen, gutmüthigen Augen an. »Ja, ja,« sagte er dann wie zu sich selbst, »der darf es wissen!«

Krampfhaft ergriff er mich am Arme und zog mich mit sich fort. »Kommen Sie, Mosje, kommen Sie!« sprach er bewegt, »nur ein kleines Eckchen, dann mögen Sie mit Gott zu Ihren Eltern gehen!«

»Himmlicher Gott, Stephan, was gibt es denn?« rief ich, nach wenigen Schritten stehen bleibend.

»Was ist?« wiederholte der Todtengräber und erhob den Blick zum Himmel. Ich sah, wie ein paar Thränen über sein runzliges Gesicht herabrannen. »Er ist fort, der gute Junge, und Niemand weiß, wohin!«

»Wer, wer ist fort?«

»Alexander! Heut Nachmittag auf und davon!«

»Aber warum? Weshalb? Was hat er denn verbrochen?«

»Verbrochen? Ach, mein guter Herr Theobald, er mag wohl fortgegangen sein, um nicht Theilnehmer eines begangenen Verbrechens zu werden. Doch, hören Sie, hören Sie!« Er faßte mich wieder beim Arme und schritt

in die Dunkelheit hinein. »Sehen Sie,« fuhr er fort, »die bedauernswerthe Wittwe hatte sich um das Geschäft niemals gekümmert, weil das ihr Mann nicht leiden konnte. Der plötzliche Tod Helfer's nöthigte nun aber doch zu mancherlei Fragen, die bisher unterblieben waren. Es handelte sich vornehmlich darum, ob der Verstorbene ein Testament hinterlassen habe oder nicht, wie Sie schon wissen. Nun hatte sich nichts gefunden, so angestrengt mich überall nachgesucht wurde. Wie es eigentlich damit beschaffen ist, weiß nur der grundgütige Gott, der es auch dereinst an's Licht bringen wird! Ich für meinen Theil, sehen Sie, Mosje Theobald, ich glaube, der Selige hatte ein Testament gemacht und Herr Süßlich weiß auch darum. Er will aber nicht, daß es vor der Beerdigung an den Tag komme! Dies theilte ich dem braven Alexander mit, der mir beipflichtete und dem Herrn Vater so zu sagen, ein wenig auf die Finger sah. Ich merkte es wohl, daß dem Geschäftsführer die Ankunft des Sohnes sehr unangenehm war. Er hätte ihn gern fortgeschickt, wäre es nur gegangen. Alexander ging bei dem Durchsuchen der Pulte dem Vater an die Hand, und, was dabei geschehen sein mag, ist zur Stunde noch ein Geheimniß, bleibt's vielleicht auch in Zeit und Ewigkeit. Daß ich es kurz mache! Sehen Sie, lieber Mosje Theobald, gestern Abend bin ich mit der Leiche beschäftigt, als ich über mir ein fürchterliches Toben vernehme. Ich gehe also fort, um zu sehen, was es gibt. Als ich hinauf komme in die Nähe von Herrn Süßlich's Wohnzimmer, erkenne ich des Werkführers gellend heisere Stimme.«

»Bube, verfluchter Bube, gib es heraus!« hörte ich den Alten kreischen; dann folgten heftige Schläge; ein Schlurren und Scharren, ein Aechzen und Stöhnen, als ob ein paar Menschen erbittert mit einander ringen. Meine alten Glieder zitterten mir, denn, sehen Sie, Mosje Theobald, mir sagte es, die Ahnung, daß Vater und Sohn auf Tod und Leben mit einander kämpften! Es mußte 'was Großes sein, das wußte ich, aber ich zitterte vor Entsetzen, so daß ich keinen Fuß vor den andern sehen konnte. Nach ein paar Sekunden faßte ich mich aber doch wieder zusammen und klinkte die Thür auf. Es war finster im Zimmer, nur verstreute weiße Papiere schimmerten matt glänzend an der Diele. Vater und Sohn, Beide einander wie ergrimmete Tiger festhaltend, stürzten aus einer Ecke in die and're. Sie bemerkten mich nicht in der Angst ihres Kampfes und mir verging der Athem, mir schwindelten die Sinne ob dieses Gräuels! Endlich brachen Beide dröhnend zusammen, wälzten sich eine Zeit lang am Boden und der stechende Blitz von Süßlich's hervortretenden Augen leuchtete manchmal auf dem gelbfahlen Gesicht. Ein Schrei, ein fürchterlicher Fluch, ein Stoß – und Alexander fuhr hoch auf vom Boden! ›Verzeiht Dir Gott, fürchterlicher Vater,‹ röchelte der Sohn, ›Du siehst mich nicht nieder!‹ Dann stürzte er an mir vorüber, den Gang hinunter. Ich folgte in Eile, hörte aber auch, daß Süßlich sich ebenfalls aufgerafft hatte, einen Eichenstock ergriff und, unter den gotteslästerlichsten Flüchen hinter mir herras'te. Er fiel auf der Treppe, und dies was ein Glück für den Sohn, den er sonst, wo nicht todt, doch

zum Krüppel geschlagen hätte. Wie ich in die Todtenkammer treten will, begegnet mir Alexander. Er war noch athemlos zitterte am ganzen Körper. »Dort,« sagte er und deutete auf den Todten im Sarge, »dort! Bete für mich und meine arme Seele! Grüße Theobald, denn sich muß fliehen. Dort, dort!«

Er zeigte heftig mit der Hand nach der Leiche und schlüpfte im Dunkeln durch's Haus, wo ihn der wüthende Süßlich beinahe nach erreicht hätte. Er schleuderte dem Forteilenden den eichenen Knüttel unter haarsträubenden Flüchen nach und hinkte dann langsam die Treppe wieder hinauf. Ich dankte Gott, daß ich allein Zeuge dieses schrecklichen Auftrittes war. Die Wittve und Gott hold befanden sich gerade außer dem Hause. So bleibt wenigstens diese fluchwürdige Begebenheit ein Geheimniß Weniger, denn Sie, guter ›Mosje‹ Theobald, Sie werden es doch Niemandem verrathen! Seit jener Stunde nun ist Alexander verschwunden. Niemand hat ihn gesehen und Süßlich frohlockt im Stillen darüber, obwohl er eine bekümmerte Miene heuchelt. Was den Sohn zu Thätlichkeiten gegen den Vater veranlassen konnte, vermag ich nicht zu enträthseln, und doch muß es etwas Außerordentliches, etwas Ungeheures gewesen sein!«

Nach dieser furchtbaren Mittheilung wünschte wir der alte Stephan gunte Nacht und ging von mir. Ich stand da, wie vernichtet. Ich hatte in Alexander meinen treuesten Freund, mein zweites Ich verloren. Er war mir Bruder,

Retter, Schutzgeist gewesen. Nun verlor ich ihn ohne Abschied, befleckt, durch eine dem Scheine nach fluchwürdige That. Ich war abermals vom Schicksale verlassen. Tief betrübt und ganz zerknirscht im Herzen schlich ich gedankenlos nach des Vaters Gute, wo ich von Eltern ungefähr dasselbe über Alexanders Verschwinden nochmals hören, außerdem aber auch noch einige harte Bemerkungen in Bezug auf ein so unkindliches Betragen mit in den Kauf nehmen mußte.

Tags daran ward Helfer mit großem Pomp beerdigt. Süßlich erschien dabei als zerknirschter Leidtragender. Er hinkte unmerklich, und wer nicht wußte, was vorgefallen war, der konnte in dem Gesichte des heuchlerischen Mannes nichts davon lesen. Alexanders plötzliches Verschwinden erklärte er kurz dadurch, daß er ihn fortgejagt habe. Einen Taugenichts brauche er nicht, und ein ungehorsamer Sohn solle seine Schwelle nie wieder betreten! »Ich habe es vorhergesehen,« setzte er hinzu, »er that ja schon als Kind nie, was er sollte. Möchte es allen böartigen, widerspänstigen Kindern so gehen!« schloß er seine bittere, eiskalte Rede und warf dabei einen nur zu verständlichen Seitenblick auf mich. Mit so wenig Worten war Alexander's Verschwinden für immer abgethan. Die arme Mutter des Verschollenen konnte still für sich weinen und klagen. Das wehrte ihr der engherzige, kalte Egoist nicht, nur in seiner Gegenwart durfte sie des Sohnes nie mehr erwähnen. Es schien, als sei dem Vater dessen Verschwinden ganz recht.

Noch der Beerdigung und den Wiederbeginn der etwas gestörten Arbeiten begab sich Süßlich nochmals an das reinliche Geschäft des Suchens. Er war jetzt weit weniger ängstlich als früher, gestattete Jedermann den Zutritt in die mit Papieren und Schriften angefüllten Zimmer und hatte es sogar nicht ungern, wenn Jemand seine Hilfe anbot. Dies dauerte noch einige Tage, dann fand sich unerwartet in einem verborgnem Fache von Helfer's Privatarbeitspulte das so schmerzlich vermißte Testament. Süßlich überreichte es demüthig der Wittwe. Die Gerichte wurden herbeigerufen, um es in deren Beiseite zu eröffnen. Ein namenloses Entsetzen bemächtigte sich aller Anwesenden. Süßlich war zum Universalerben aller Güter des Verstorbenen eingesetzt, die Wittwe erhielt blos den Pflichttheil, der hinterlassene Sohn Gotthold war von dem Vater aus einem Grunde enterbt, den Niemand errathen hätte: der Verstorbene wollte ihn nicht für sein Kind anerkennen! – Süßlich spielte den Ueberraschten, Erstaunten. Er näherte sich tröstend der unglücklichen Wittwe, doch diese stieß ihn voll Abscheu von sich. Das Herz mochte ihr sagen, daß der Verstorbene einem mein eidigen, feigen Bösewichte sein unbedingtes Vertrauen geschenkt habe. Der Universalerbe zuckte die Achseln, nahm das Testament in Empfang und ließ noch an dem nämlichen Tage die Dachbedeckung des einen Flügels der Fabrik einreißen. »Ich bin fest rechtmäßiger Besitzer,« sagte er, »ich werde klüger sein als der weichherzige Helfer. Was soll mir das Lumpengesindel! Wozu so

viele unsichre Hände, wenn man's bequemer, sichrer haben kann! Ich werde zwei Dampfmaschinen aufstellen!«

So war nun vor der Hand Süßlich Herr aller liegenden Gründe des Verstorbenen. Die Wittve vermochte nicht, in der Nähe dessen zu bleiben, den sie mit der Mehrzahl der Menschen für den gewissenlosen Zerstörer ihres zeitlichen Glückes hielt. Sie verließ nach wenigen Tagen die bisherigen glänzenden Räume, und bezog mit ihrem geschmähten Sohne ein kleines Häuschen am nahen Teich, das sie einstweilen miethete. Sobald sie sich in dieser dürftigen Häuslichkeit eingerichtet hatte, ward der Proceß gegen Süßlich eingeleitet. Die Wittve klagte auf Testamentsverfälschung und Verletzung ihrer weiblichen Ehre. Die Untersuchung erforderte, weil der Beweis der Fälschung schwer zu führen war, viel Zeit, und war bei der gewohnten Saumseligkeit der Gerichte lang aussehend. Mein Vater schüttelte über diesen fürchterlichen Umschwung der Dinge hundertmal täglich den Kopf, grämte sich und konnte sich gar nicht zufrieden geben. Doch nöthigte ihn der eigene Vortheil, daß er sich mit Süßlich auf einen freundschaftlichen Fuß stellte.

11. WIE THEOBALD EIN GRIECHISCHER DICHTER
WERDEN SOLL, NICHT KANN UND NICHT WILL. HYMNE
EINES GRIECHISCHEN VERSEMACHERS AUF DIE SCHULE.
DIE FESSEL SPRINGT.

Einsam und betrübt saß ich wieder auf meinem Zimmer, vor mir verhaßte griechische Grammatiken und Lexika. Ich sollte griechische Verse machen in meiner Traurigkeit, leichtfüßige, hüpfende Hexameter, ach, und mir war doch zu Muthe, als sei das Ende der Welt vor der Thüre und Niemand habe siehe nöthig, sich mit Dingen zu beschäftigen, die weder reell noch ideell auch mir den geringsten Werth haben! Wie schwer es mir ward, ich mußte mich dem Gebrauch fügen, die kostbare Zeit verderben, mein Herz zum Aufruhr reizen, meine leicht erregbaren Nerven bis zu fiebernder Krankhaftigkeit anspannen. Ich weiß nicht, ob es geborene griechische Versgenie's unter den Deutschen gibt, indeß wär' es möglich, denn was wäre bei den Deutschen nicht möglich! So viel ist gewiß, daß es kein Genie von dieser Gattung war, und daß unter Hunderten Neunundneunzig alle Flüche, die zwischen Erde und Himmel schweben, auf diese zeittödtende Schulquälerei herabriefen.

Nach meiner Ansicht sollen gelehrte Schulen, wie überhaupt alle Lehranstalten Bildungsstätten für die Jugend, mithin für das heranwachsende Geschlecht, für den werdenden Staatsbürger sein. Die sogenannten klassischen Sprachen sind ohne Zweifel zu gründlicher Bildung unerläßlich, ob aber die Kenntniß derselben darin

besteht, daß man mittelst Lexikon und *gradus ad Parnasum* – ein entsetzlich dummer Titel – Verse zu drechseln sucht; dies schien mir damals mehr als zweifelhaft zu sein, und gegenwärtig erkläre ich es für eine jener stupenden Dummheiten, mit denen die pedantische deutsche Stockphilologie so reichlich ausgestattet ist. Fremde Sprachen, vornehmlich todte, können das jugendliche Gemüth nur dann reizen, wenn sie zur Belehrung beitragen. Der Jüngling will mittelst derselben die alte Welt kennen lernen, er will sie verstehen, sogar sprechen, wo möglich auch schreiben; ganz gleichgiltig ist es aber dem wahrhaft Wißbegierigen, ob er dies im Stile dieses oder jenes alten Autors vermag. Nicht die größere oder geringere Feinheit im Ausdruck, nur die Ausübung selbst hat Werth für ihn, und mit Recht! Wem aber das Erlernte dazu benutzt werden soll, die Eitelkeit und Eingebildetheit koketter Lehrer zu befriedigen, wenn auf Kosten des wahren Nutzens der Freude an den Sprachen, an den Wissenschaften, der nach Erkenntniß dürstende Jüngling mittelst angedrohter Strafen gezwungen wird, Kunststücke zu üben, zu denen ihm jede Anlage und Geschicklichkeit abgeht, die ihm einen unaussprechlichen Ekel vor aller klassischen Bildung beibringen müssen, die ihn die Stunde verfluchen lassen, in der er die Schwelle betrat, welche seinen Fuß zum Tempel der alten Welt geleitete: dann bürden sich die Lehrer eine Last auf, deren Verantwortung ihnen schwer werden sollt. Die Lebenslust der meisten Schüler wird durch solche thörichte, unpraktische Einrichtungen in sich selbst verliebter Lehrer

vergiftet, und wenn eine kräftige Jugend in späterer Zeit, wo sie die Fesseln des unerträglichsten Schulzwanges abgeschüttelt hat, mit allen Waffen des Witzes, der Satyre, ja mit Gewalt gekränkter Rache gegen ihre ehemaligen Tyrannen zu Felde zieht, wer möchte sie deshalb verdammen! Es ist die Nemesis, die sich ihrer Opfer bemächtigt. Weit besser wäre es freilich, wenn der Staat diese Nemesis selbst übernehme, und die Narren von den Kathedern dahin versetzte, wo sie hin gehören – in das Hinterstübchen eines Irrenhauses, dessen vier Wände von oben bis unten mit griechischen Versen beklebt sind. –

Nun ich saß also und baute griechische Verse. Das heißt, ich fügte mit unsäglicher Mühe und kochender Wuth Wort für Wort nach den Gesetzen der Prosodie zusammen. Das nannte man dazumal griechisch dichten und wer den glücklichsten Griff dabei that, der ward belobt, und der große Sylbenstich sagte ihm, er habe ein griechisches Kolorit. Das Dichten hatte ich mir immer als etwas unbeschreiblich Herrliches gedacht, als einen Aufschwung des Menschen von der Erde zur funkelnden Sternenwelt. Ich verband nicht den Begriff einer mühsamen Arbeit damit, sondern den eines seligen, entzückenden Genusses und nun saß ich da, und dichtete! Dichtete und schwitzte Angstschweiß, dichtete und fluchte in der empörten Seele! Dichtete und hatte wahrlich keinen einzigen Gedanken, am allerwenigsten einen poetischen, nein, ich zählte nur die Sylben, leimte und kleisterte und

klabasterte die schön klingenden griechischen Worte zusammen, bis so ein sechsfüßiges Ding dastand, das allenfalls die Gestalt eines Hexameters hatte. Ich kann auf Ehre und mit Stolz versichern, daß meine unter zahllosen Wuthtränen zusammengeleiteten griechischen Verse niemals Kolorit gehabt haben, es müßte denn das des Stieglitzes gewesen sein! Auch hatte ich die hohe Genugthnung, daß sich Sylbenstich über meinen Mangel an Poesie entsetzlich empörte und mir regelmäßig die Anwartschaft auf eine zukünftige Seligkeit – ich hoffe, blos im Himmel der Philologen – unter gewaltigem Stirnhautzucken und rsender Händewäsche absprach.

In jenen unvergeßlichen Stunden der Qual, wo um mich alle Dämonen der Verzweiflung lagerten, in mir die ganze Hölle kochte, und über mir ein paar naschhafte Mäuse den Horizont meines papiernen Himmels verzehrten; in jenen Stunden gelobte ich, ›mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört‹, Rache zu nehmen für so große Folterqualen! Ich gelobte geduldig auszuharren, Lammkleider anzuthun und Wolfsmilch zu trinken! Ich gelobte, dieser griechischen Zwangspoesie auf wenig den Rücken zu kehren und einer andern Gattung mich zuzuwenden, die ich noch immer oft in mir klingen und singen hörte. Endlich gelobte ich aber auch, mit frischen kecken Pinselstrichen ein Bild des Lebens zu entwerfen, wie die gelehrten Schulen in ihrer Verrottung es den meisten Schülern bereiten. Dies letztere, Dank den

griechischen Versen, thue ich hiermit zu Nutz und Frommen aller später Kommenden und zu erquicklicher Schadenfreude Derer, die gleiches Lebensmanna genossen haben.

O, es ist etwas Schönes um eine heitere Rache! Wer den Wunsch, Rache zu nehmen für erlittene Schmach, nicht mit sich herumträgt, der trete – ich bitte höflich – bei Seite! Er ist kein Mensch, wenigstens keiner, der seine Menschheitsbildung auf einer gelehrten Schnle erhalten hat!

Es gab und gibt noch Jesuitenschulen, in denen den Schülern der dereinstigen Gesellschaft Jesu die Geheimnisse des tiefsinnigen schlaun Ordens gelehrt, wo sie geübt werden in der strenstn, unerbittlichsten Selbstbeherrschung. Die deutschen gelehrten Schulen wetteifern mit ihnen, nur daß sie nicht so vielseitig sind. Sie geben die gründlichste Anleitung in der Kunst, sich zu rächen, und sollte mir dies einigermaßen gelungen sein, so ziehe ich noch jetzt ehrerbietig den Hut vor einer Anstalt, die mit raffinirter Tyrannei unter der Maske, den Geist bilden zu wollen, unschuldsvollen Kindernseelen die Liebt entreißt, den Glauben an die Menschheit zur Chimäre macht, die Verzweiflung lehrt, und den Grund legt zu allem und jedem Unglauben. Mögen sie nach Verdienst belohnt werden! –

Als ich aufgeregt bis zur Fieberhitze endlich mein Pensum zu Stande gebracht hatte, setzte ich mich ermattet in den Winkel, und überlegte, wie ich nunmehr mein Leben einrichten solle. Das Verschwinden Alexanders, den

man allgemein für todt hielt, hatte mir den Freund, die Hälfte meiner Seele, entführt. Ida war auch verschwunden, mit Cölestinen der Verkehr unregelmäßig und kurz geworden. Ich hatte keine Gegenwart, keine Zukunft, nur eine Vergangenheit. An diese Vergangenheit, an jenes Kindermährchen des Lebens, das mit rosigen Engelsfittigen durch die ersten Jahre des erwachenden Menschen schweift, klammerte ich mich fest. Ich suchte die abgerissenen Fäden, die damals meine innere Welt umspannen, wieder auf, ich legte sie um das sehnsuchtsvolle, so vereinsamte Herz. Ich netzte sie mit meinem Blut, ich ward wieder Kind mit den schweren Erfahrungen des Jünglings.

Es gelang. Ein heiterer, poetischer Himmel voll Gluth, Duft und Klang spannte sich wieder in mir auf, und mit ihm zog wie auf goldenen Füßen ein bisher unbekanntes Wesen in mir ein, das in Tönen und Rhythmen mich unterhielt und mich seine melodische Sprache lehrte, die mit der Sprache der Alltagswelt nichts gemein hatte. Wenn ich mit diesem Wesen unterhielt, ward ich meist kühn und unternehmend, und ich glaubte etwas von den Schauern des Entzückens zu fühlen, die durch die Seele des Dichters wehen. Niemand ahnte etwas davon, denn ich hatte das Verheimlichen, das Verstellen vortrefflich gelernt. Die Welt war mir Lehrmeisterin genesen. Nur Cölestine theilte ich zuweilen meine Empfindungen, meine sonderbaren, fast exaltirten Stimmungen mit. Dem guten Mädchen ward angst und bange dabei. Sie glaubte,

ich sei herzens- und geisteskrank; sie bat mich, ich möge mich aller Schwärmerei ent schlagen, und nur auf das nächste Ziel, auf Universität und Pfarrei zusteuern. Dies würde dem Vater lieb und der Mutter eine Beruhigung sein, meinte sie. Die gute Schwester, sie hatte Recht; sie litt um mich, für mich, mit mir! Denn wenn je eine offene redliche Menschenseele mich verstanden hat, so war es Cölestine. Sie begriff vielleicht meine Stürme nicht, aber sie vernahm ihr Rauschen und in ihrem Herzen klang es wieder wie ein verhallendes Echo. –

So lebte sie denn fort, wie eine Pflanze, die verdammt ist, so lange zu vegetiren, als ihr der Boden, in dem sie wurzelt, Nahrungssaft zuführt. Mein Leben war eine trübe, peinvolle Existenz. Ich hatte gar kein Interesse an dem, was um mich vorging, am wenigsten an den Quisquilien, die man Studien nannte. Aber ich machte sie doch mit, wie man eine neue Mode mitmacht, um bei der Masse nicht als Narr oder Sonderling zu gelten. Dabei legte ich vor mein Gesicht die gleichgiltigste Maske von der Welt, die leicht von unsern großen Psychologen für eine gelinde Dosis von Beschränktheit gehalten werden konnten. Dies Maskenspiel gelang, und ich erreichte dadurch, was ich wünschte: größere Ruhe in meinen Gedanken! Ich ward seltener, als bisher gefragt, man legte weniger Gewicht auf meine Arbeiten und begnügte sich, wenn sie auch den Anforderungen nicht entsprachen. Was lag an einer Null, an einem unbedeutenden Menschen, der noch dazu die theologische Carriere machen wollte! Auch der dümmste Theolog ist immer noch gescheidter,

als der klügste Bauer. Und ein Bauerpfarr konnte doch höchstens aus mir werden! –

Ich war vergnügt, ich lachte die Weisen aus und gab meinen Phantasien Gehör, die wie harmonische Sphärenmusik durch meine Seele tönnten. Wenn dies mit einem glücklichen Zustande zu vergleichen war, so konnte es nur mit dem frühern kindischen Spiel vom Leben in's Blaue hinein sein, und mir ahnte, daß damals die unreife Seele Tasten berührt hatte, die jetzt von der gebildeten schon mit einiger Kunstfertigkeit in Bewegung gesetzt wurden.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Das Zucht- haus der Schule öffnete sich, ich war frei! Mit größerm Jauchzen kann ein Galeerensklave die Ketten der Schmach, die er schuldlos getragen, nicht abschütteln als ich den Schulstaub. Ich vernichtete die Mappe, ich zerriß die Grammatiken, ich warf, was von Heften habhaft werden konnte, in's Feuer. Ich geberdete mich wie ein Unsinniger. Hätte nicht die Trennung von Eltern und Geschwistern einen tiefen Riß in die Gewohnheiten des Lebens gemacht, ich würde eben so gern für immer in die weite Welt gegangen sein, als auf die Hochschule. Die Trennung von den Orten, wo ich so viel innerlich erlebt hatte, schmerzte mich unendlich. Cölestine wollte sich gar nicht von sich lassen. Ich mußte eine Fassung heucheln, die mit nicht eigen war, um den Abschied zu kürzen und zu erleichtern.

Am Tage meiner Abreise auf die Universität hatte die Wittwe Helfer ihren Proceß gegen Süßlich verloren. Sie

mußte die bedeutenden Kosten bezahlen und war jetzt eine Bettlerin. Diese Nachricht warf mir der tückische Dämon Zufall als bittersten Wermuthstropfen in den Trennungskelch. Wie Gott will! rief ich aus, gab mich meinen Träumen hin und verließ des Heimathland mit Gefühlen, die mehr dem Hasse als der Liebe entlehnt waren – die schwere Schuld jener Klugen, die sich für Menschenkenner halten und doch nur die Umrisse davon kennen, die ihnen eine unfruchtbare Büchergelehrsamkeit gezeigt und als Norm aufgestellt hat!

12. THEOBALD VERSUCHT, POLITIKER ZU WERDEN. EINE
ENTTÄUSCHUNG. ER SATTELT UM UND SCHWÖRT EINEN
FEIERLICHEN EID.

Körperlich Kranke genesen oft durch eine Ortsveränderung; der Geist ähnelt hierin der Hülle, die ihn belebt. Ich ging guten Muthes einer Welt entgegen, die ich eben so wenig kannte, wie sie mich, aber ich war doch geistig krank, ohne es zu fühlen. Jenes Mißtrauen, das ein Geschenk der Lieblosigkeit war, womit Schüler und Lehrer den schüchternen Knaben behandelt hatten, begleitete mich, wie ein Schatten, wie ein Gespenst, das die Schule feindlich hinter mir hersendete. Es gehörte sehr viel Offenheit dazu, um mich mittheilsam zu machen, denn an Einsamkeit gewöhnt lebte ich wie ein Einsiedler. Ich hatte kein Bedürfniß mich mit der Welt zu vermischen, die sich niemals sonderlich freundlich gegen mich gezeigt hatte. Sie störte, sie stieß mich mehr ab, als mich erfreute und

anzog, Ihre Genüsse waren nicht die meinigen. Die Berausungen der Sinne schienen mir entwürdigend, der laute Jubel entzückter Seelen klang fast wie Gebrüll der Bacchanten in mein Ohr. Ich lebte also still und eingezogen, nur auf die Stimmen lauschend, die meine eigenen Gedanken laut werden ließen. Nach und nach drängte es mich, mit diesen Einflüsterungen zu spielen, wie ein Kind mit bunten Steinchen spielt, die im Sonnenlicht glänzen. Daraus entstanden Gedichte, aber Gedichte in ungebundener Sprache. Der Zügel des Verses, des Reimes, war mir zuwider, als Erinnerung an hart erduldeten Zwang. Je heftiger aber der Drang ward, mit diesen Geistern der Menschenbrust zu verkehren, desto trockener und abstoßender mußte die kühle Wissenschaft auf mich wirken. Ihr zu entsagen, war mein fester Entschluß, ich wollte nur die Zeit abwarten, um möglichst sicher zu gehen. Sie kam, aber weit später, als ich erwartet hatte.

Mein Leben sollte nun einmal ganz voller Widersprüche sein. Vielleicht ist das ein Zeichen von Talent, denn Alles Talent hat Launen, die gegen einander ankämpfen. Mein Vater war kein Politiker. Er stammte aus jener »guten, alten Zeit«, wo man das Regieren den Regenten, das Politisieren den Schulmeistern und Schustern überließ. Die Zeit kümmerte ihn wenig, die Zeitungen gar nicht. Es kamen daher auch nur selten solche volksaufregende Schriften in unser Haus. Dennoch ward ich in späteren Jahren von dem Vater angehalten, die Zeitungen zu lesen, weil er es für eine Pflicht hielt, seine Kinder mit Allem bekannt zu machen. Nun da las ich denn Zeitungen,

wie ich griechische Verse machte, aber ich las, ohne auf den Inhalt ist achten. Meine Gedanken gingen auf dem Hekla, am Geiser spaziren, während ich die Vorgänge in Spanien las. Ueberhaupt hatte ich eine eigene Virtuosität im Lesen, ohne mich um den Sinn zu bekümmern, da ich lesen und denken, mithin zweien Herren sehr gut auf einmal dienen konnte.

Wie mir nun Alles, was ich vorschriftmäßig thun mußte, unaussprechlich verhaßt war, so ging es mir auch mit dem Zeitunglesen. Ich beschloß, dies sogleich zu unterlassen, sobald ich einer freien Thätigkeit meine Zeit würde widmen können. Ohnehin war die Welt damals sehr interessant. Die Diplomaten saßen beisammen wie die alten Weiber und erzählten sich Hofklatschereien. – Ich las demnach fortan keine Zeitung mehr, aber ich war liberal, radikal sogar gesinnt, nur ruhte mein Radikalismus auf einem aristokratischen Sockel. Dies ging so zu. Unsere Erziehung war durchaus royalistisch, mithin aristokratisch gewesen. Der Vater ehrte nichts mehr als Stand und Rang und pflanzte uns diese Ehrfurcht frühzeitig ein. Ich machte mir später zwar aus Oppositionslust nichts aus Stand und Rang, aber im tiefsten Hintergrund der Seele lagerte doch ein Phantasma, das sich als ein mit dichterischem Flitterglanz umhängtes Gebilde, als ein idealisiertes Stand- oder Rangbild zeigte. Die Zunge schmähete das Phantom, wie eine Mutter ihr geliebtes Kind, wenn es ungezogen ist; das Herz aber drückte es an sich und schmeichelte ihm. Die Ultra's aller Parteien werden dies

Mangel an Charakter nennen, immerhin, ich mag sie deshalb nicht schmähen, doch träfen sie vielleicht eher zum Ziele, wenn sie in diesem unbemerkbaren Schwanken der Seele lieber den unverfälschten Naturmenschen erkennen wollten, der immer geneigt sein wird, den unrechtmäßig Angegriffenen beizuspringen, ohne erst zu fragen, wem er seine Hilfe anträgt. Genug, ich war jetzt mit ganzer Seele Republikaner, wenn ich irgend eine Willkürhandlung eines Machthabers erfuhr, und in der nächsten Stunde konnte ich dem entschiedensten Aristokratismus huldigen, sobald ich ihn mit frecher Zunge von der Brutalität eines boshaften Propagandisten schmähen hörte, der sich ärgerte, daß er weniger darauf gehen lassen konnte, als jener.

Die Zeitepoche eignete sich ganz zu einer so schwankenden Charakterbildung, denn sie wußte nicht recht, was sie wollte, und da ich mich um die Zeit nur dann kümmerte, wenn sie mich quälte, so war mein Verhalten zu ihr vollkommen gerechtfertigt. In meiner Einsamkeit befand ich mich sehr wohl und war ungemein fleißig. Ich schien den Wünschen des Vaters ohne fernere Mahnungen entsprechen zu wollen, da ich auch nicht in die gewöhnlichen Fehler der studirenden Jugend, in Händel und Verbindungswesen verfiel. Letzteres war kein Verdienst. Ich haßte alle Vereinbarung, wie dies bei meinem Mißtrauen gegen die Welt nicht anders sein konnte. Auch hätte ich mich schwerlich länger als einige Stunden mit den übrigen Mitgliedern eines Vereins vertragen, denn ich war durch mein früheres gezwungenes Einsamstehen

stolz und hart geworden, duldeten Widerspruch nur ungern und mochte es überhaupt nicht leiden, wenn Viele über einen Entschluß, über einen Vorschlag sprachen. Ich liebte das Herrschen, das Gebieten Eines, nicht vieler, und in dieser Hinsicht war ich allerdings Aristokrat und bekenne, daß ich es noch bin. Hätte ich die Herrschaft, ich würde sie zu behalten und zu vertheidigen wissen bis zum letzten Blutstropfen. Mich dünkt, dies ist männlich, und wenn's ein Mann nicht thut, so muß man vor ihm ausspucken! – Mir that es nur leid, daß ich keine Besitzthümer hatte; was ich besaß, sah Niemand, es lag verborgen in mir, ich allein kannte es, ich hörte, wie es sich durcharbeiten wollte an das Licht der Welt. Einen, wenn auch nur kleinen Herrscherplatz im Leben des Geistes einzunehmen, war mein ausschließliches Denken und Trachten. Ich wünschte dies aber wieder nur durch meine Kraft, nicht durch Fürsprache oder Unterstützung Anderer zu verlangen, wie ich dies vielfach mit erleben mußte.

Mitten in dies stille Brüten meines Geistes fiel das Jahr 1830. Paris erhob sich, Frankreich vertrieb seinen König, das Volk wählte sich einen neuen. Ich jubelte mit den Männern der Julirevolution, denn sie waren in ihrem Rechte, aber der Spektakel der neuen Königswahl kam mir ganz albern vor. Abscheulich dünkte mich die Nachahmung der Pariser Revolution bald da, bald dort, nur den Aufstand der Polen fand ich naturgemäß, obwohl ich mich nicht dafür enthusiastisch begeistern konnte, da um die Ahnung voraussagte, daß Polen fallen müsse, weil es

in schwach in sich, zu eitel, zu kokett, zu leichtsinnig, zu falsch gegen sich selbst sei. Ich betrog mich nicht, und Polens Fall konnte mich nicht erschüttern, da eine Naturnothwendigkeit kein Ereigniß ist.

Jede allgemeine Aufregung erstreckt sich bis auf den Einzelnen. Die wirklich in Gährung gerathene Welt riß mich in den allgemeinen Strudel der kochenden Meinungen mit hinein. Gegen meine Neigung fing ich an zu politisiren, gab mich den Umarmungen der neuen Zeit, die so groß, so erhaben zu werden schien, wie tausend Andere hin. O warum muß sich der Mensch berauschen, um recht trostlos nüchtern zu erwachen! Verlorene Stunden, Wochen, Monate, Jahre nenne ich jene, die ich in der wilden Aufregung fanatischer Politiker, die von Politik nichts weiter als das Wort kannten, zugebracht habe. Im Herzen war mir das ganze Treiben ekelhaft, aber der schadenfrohe Kobold der Zeit, der jedem im Nacken sitzt, zerrte mich immer wieder hinein in den Wirbeltanz halbtoller Schwätzer, bis mich ein kolossales Mißverständniß auf einmal klug machte und mich für immer einer Gesellschaft entfremdete, die wahre Menschenwürde, ächten Freiheitssinn nicht anders kund geben zu können glaubte, als durch projektirte Wiedereinführung der Guillotine, durch Galgenisirung des weiland beliebten Laternenpfahls! – Ich fragte meine noch unverdorbene Natur, folgte ihrem Rufe und ward, was ich von jeher gewesen war, ein freigesinnter Aristokrat. Dies war den Männern der äußersten Linken wieder nicht genehm. Sie feindeten mich, zwar nur versteckt, möglichst an, und ich hatte

von meinem der neuen Zeit gegebenen Bruderkuß ganz denselben Erfolg, den mir die jugendliche Gutmüthigkeit auf der Schule eingetragen. Da legte ich einen Panzer um die Brust, eine höfliche Miene vor mein Gesicht, zog feine Kleider an, ward kalt und sagte Niemand mehr, was ich dachte, was ich glaubte, was ich wünschte. Wozu soll auch ein Mensch die Heiligthümer, die er in sich trägt, an die Frivolität der Masse verrathen!

Während dieser mit mir vorgegangenen Verwandlung hatte ich viel gelernt. Nicht allein die Zeit und ihre Tendenzen waren mir geläufig geworden, als Nichtfanatiker mußte ich auch ihre Schwächen, ihre Nebenabsichten, den ganzen verborgenen Mechanismus des verkappeten Egoismus, der gern mit den Fähnchen der Zeit sein Spiel treibt, kennen lernen. Sollte mich dies nicht erkälten, mich nicht gleichgiltig machen gegen Bestrebungen, die nicht im Feuer der ächten, tugendhaften Begeisterung gehärtet waren. Mich lockte wieder die Sehnsucht, nach jenem unbegrenzten Lande, das von einer ewig heiteren Sonne erleuchtet und erwärmt wird. Abhold der sogenannten großen poetischen Zeit, die mir nur klein und unpoetisch erschien, flüchtete ich mich in die mondbesäumten Haine, wo der Genius der Liebe und die ewige, wandellos anmuthvolle Poesie ihren Wohnort hat. Ich entsage dem Ruhme, ein Zeitmensch zu sein.

Bei dieser Metamorphose habe ich jedenfalls verloren, an Glück, an Freundschaft, an möglichen Ehrenbechern, dafür aber eingetauscht ein unerkanntes heimliches, stilles Glück, einen ungetrübten Blick und das Bewußstein,

nicht ein fremder Reis auf einen Stamm gepfropft zu haben, der es doch nur mit stetem Widerstreit getragen hätte! Ach, ich wäre ganz glücklich gewesen, ohne den Druck der Armuth, der jetzt plötzlich, wie ein Donnerschlag auf mich herabfiel! War dies der Zorn des Himmels, daß ich gesündigt, gefrevelt in und mit meinen heiligsten Gedanken, oder sollte es eine Prüfung sein, meiner Stärke auferlegt? – Ich hatte nämlich nach reiflicher Ueberlegung der Theologie einen Abschiedsbrief geschrieben und zu den heitern, freien Künsten gesschworen.

Es ist wahr, die Kunst ist stets frei gewesen, frei im wahren Sinne des Wortes. Es kümmert sich am liebsten Niemand um sie, wenn sie nicht zufällig klingt, singt oder springt. In letzteren Falle kommt sie aber nur deshalb zu Ansehen, weil sie angesehen wird. Ein schöner Wuchs thut dabei Alles, denn unsere Zeit ist ein Kenner der Schönheit! Sonst geht die freie Kunst, und am meisten die Poesie betteln, falls sie Hunger bekommt. Die Industrie will das nicht anders, und weil jeder Mensch, auch der poesiereichste, die äußerst prosaische Gewohnheit angenommen hat, daß er als vernünftiges Geschöpf gleich andern vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen Hunger und Durst durch Speise und Trank stillt, so hat sich die Poesie seit einiger Zeit bei den Paria's eingemietht. Es heißt zwar, im Leben sei in diesen Regionen nicht immer ganz angenehm, aber das ist den Poeten grade zu wünschen. Der Dichter muß die Menschen, die Leidenschaften kennen lernen: er soll

die Herzen erforschen um die Qualen und Entzückungen derselben zu erwidern zu können. Die ganze Menschheit soll er umfassen, sie soll ewig an seiner Brust liegen, und diese ganze, volle Menschheit findet er nur bei dem kummergebeugten Volke, in der Hütte des Paria's. Es ist also gut, daß die Poesie ihr Brod mit dem Tagelöhner theilt und gleich diesem von dem Ertrage lebt, den ihm die letzte Arbeitsstunde bescheert hat. –

Klage man doch nicht über Mangel an Theilnahme! Diese Klage ist so thöricht als unwahr. Ich habe mehr als Theilnahme, ich habe Mitleid unter den civilisirten Menschen gefunden. Mir sind Viele bekannt geworden, die den höchst weisen Einfall hatten, mir zu rathen, ich möchte doch eine Brodwissenschaft wählen und nebenbei die freien Künste treiben! Der Rath kann gut sein, nur gehört die Ausführbarkeit unter die wenigen Dinge, die ich für unmöglich halte. Ich versuchte, dem Rathe zu folgen, es erging mir aber leider dabei, wie beim Zeitunglesen, ich wußte immer nicht, was ich that, auch wenn ich geflissentlich mit den freien Künsten gebrochen hatte. ›Der Mensch soll nicht zweien Herren dienen, entweder er wird einem anhangen, und den andern betrachten, oder‹ – es ist schon gut! Das ewige Wort der uralten Bibel bleibt immer einfach groß und wahr. ›Der Mensch soll nicht zweien Herren dienen!‹ Mit dieser Devise auf meinem Menschheitswappen trat ich in einer heiligen Weihestunde hinaus in die Sternennacht und kniete nieder und hob schwörend die Rechte empor zum flammenden

Himmel, und folgende Worte gingen wie ein Traum über meine Lippen:

»So lange diese Hand sich noch regen kann, will sie nur thätig sein, das Gute, Schöne und Wahre zu pflegen. So lange der Gedanke frei haust und waltet in dieser Stirn, so lange will er ein freier Herr sein seiner selbst; Keinem unterthan, auch nicht dem Besten, und so lange diese Sterne über mir so sanft, so glänzend, so wunderbar ihre Bahnen dahingleiten; so lange wird mein Herz nicht von dem Glauben lassen, daß ein gerechter Gott auch über den Aermsten wache, und sei's nur ein armer Dichter, ein verlassner Mensch mit großen, reichen Gedanken und kleiner, dürftiger Münze!«

Und als ich so gesprochen; wie man im Traume spricht, ohne es zu wollen, da sank meine Hand herab und ward von Thränen benetzt, die meinen Augen entfielen. Ich aber fühlte mich stark und muthig.,

»Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Des Lebens Glück des Lebens Weh zu tragen.

ich stand auf, ich schlich mich auf mein Zimmer, wo der äußerliche Glanz den Sinn der modernen Zeit verrieth, und setzte mich in stiller Mitternacht, während die Geister sich mit abgepflückten Sternen warfen, an das einsame Pult und schrieb. Ist konnte die Zeit nicht messen, nicht zählen, denn ich besaß keine Uhr. Aber der Himmel ist stets den Dichtern, wenn nicht günstig, doch gnädig: er hatte mir eine Todtenuhr in das Pult gezaubert und hieß sie unablässig picken und ticken, daß ich mich wohl

und heimlich fühlte und aller Erdenschmerz weit von mir floh. Wenn ich die Feder ermattet aus der Hand legte, machte auch die unsichtbare Uhr eine Pause, ergriff ich sie wieder, dann begann der trauliche Geist abermals zu hämmern und zu ticken. Ich schrieb Tag und Nacht, schrieb, was ich fühlte, was ich dachte, die volle lautere Wahrheit, ohne zu suchen noch zu künsteln. Ich schrieb mir eine Inschrift auf mein dereinstiges Grab, und als ich damit zu Ende war, gingen mir halb vor Wehmuth, halb vor unnennbarer Freudigkeit die Augen über und eine große Thräne, im blassen Schimmer der Lampe tausendstrahlig funkelnd, fiel wie ein Himmelssiegel unter die Schrift. Das ist ein Zeichen der Gnade! rief mein tiefbewegtes Herz. Mir zitterten die Hände, am östlichen Horizont schossen spitze Wölkchen wie Flammen auf oder wie Engelsflügel, die dem neuen Tage entgegenschweben wollen. Ich löschte die Lampe und ein sanfter Schlummer nahm mich wohlthätig in die Arme. Ich hatte mein Leben in schmucklosen Farben der Dichtung noch einmal vor mir vorübergehen lassen.«

FÜNFZEHNTE KAPITEL.

Als Theobald die letzten Worte mit bewegter Stimme gelesen und das Manuskript weggelegt hatte, bemerkte er, daß Aurora, ihr schönes Haupt auf die Hand geküßt, seinem Vortrage mit der Aufmerksamkeit der innigsten Theilnahme zuhörte. Jetzt strich sie sich die schwarzen Locken, die ihr über die weiße Hand rollten, zurück, sah Theobald mit ihren großen fast kühnen Augen lange an,

so eigenthümlich, so seelenvoll und wieder beobachtend, forschend, als wolle sie mit einem Blick die verschlossensten Geheimnisse seiner Natur durchschauen. Dann reichte sie ihm die Hand und drückte sie wiederholt.

»Ich danke Ihnen, lieber Freund, für Ihr Vertrauen,« sprach sie gerührt. »Sie haben mich ergriffen, erschüttert, indem Sie mich in die Zustände eines Menschenherzens haben blicken lassen, wie ich mir sie nie hätte denken können. Lobsprüche werden Sie von mir nicht verlangen, Offenheit ist Ihnen lieber. Deshalb hier mein Urtheil, das freilich nur ein individuelles, ein Frauen-, ein Gefühlsurtheil sein kann, worauf die Männer im Allgemeinen nichts geben. Ich finde, daß Sie ein schönes, der sorgsamsten Pflege werthes Talent besitzen. Die Natur schildern Sie vortrefflich, sowohl die todte, wie die lebende. Charaktere wissen Sie mit wenigen Pinselstrichen frappant so hinzustellen, daß sie uns anschaulich werden und sich der Seele einprägen. Sie haben, glaub' ich, ein vorzügliches Talent für Darstellung von Männern aus dem Volke. Das Naive, das von der Kultur nicht Angetastete, ist Ihr Fach. Das müssen Sie anbauen, darin können Sie Bedeutendes leisten! Aber es fehlt Ihnen auch nicht an Schwächen. Eine Schwäche nenne ich es namentlich, daß Sie selbst bei der komisch gefaßten Anklage dieses Lebensbildes den bitteren Groll über erlittenes Unrecht nicht durchgängig bis zum Humor haben ausbilden können. Sie stehen nicht über Ihrer Schöpfung, sondern noch mitten im Wirrsal der Begebenheiten. Dies verleiht zwar

Ihrem Produkt eine eigenthümliche, anziehende Pikanterie, aber es ist nicht künstlerisch. Am meisten stellt sich dies gegen das Ende hin hinaus. Hier haben Sie den objektiven Standpunkt des Erzählers durchaus verloren. Die Begebenheiten oder Erlebnisse waren Ihnen noch zu neu, das Herz nahm noch schmerzbewegt daran Theil, und so kam es, daß sie aus dem Humor in die Ironie verfielen. Und seltsam, der Schluß ist Ihnen ganz Jean Paulisch gerathen, meiner Meinung nach kein Vorzug, obwohl er mich bis zu Thränen gerührt hat!«

Theobald nahm diese verständige Zurechtweisung oder Kritik dankbar auf, ja er hörte den ausgesprochenen Tadel sogar gern, denn es war ja sein Zweck gewesen, weich, wie sein Herz, heiß, wie sein Grimm, giftig, wie sein Rachegefühl zu schreiben. Wußte er doch auf andere Weise den Zorn nicht aus seiner Seele zu schaffen. Es war die Rache des Kulturmenschen, die er geübt hatte, der rohe Sohn der Natur würde den Dolch geschwungen und ihn mit dem Herzblute der Feinde gefärbt, wieder zu sich gesteckt haben.

»Ich brauche nicht zu fragen, ob Ihre Darstellung wahr ist,« sagte Aurora nach einer Pause, »sie muß es sein. Auch kann sie denjenigen befriedigen, der mit den geschilderten Personen bekannt ist. Es sind dies alles fertige Menschen, aber die Geschichte, mein Guter, ist nicht beendigt. Und das ist schade. Sie haben auf einen Punkt hingedeutet, der einer fernern Erörterung bedürfte. Vielleicht ganz unwillkürlich schürzten Sie mit ihm den Knoten eines interessanten Romans, wie das wirkliche Leben

dies so oft thut. Ich meine das räthselhafte Verschwinden Ihres Freundes, den unseligen Ausgang des Processes. Lassen sich hier die Fäden Ihrer Erzählung nicht im Leben wieder aufnehmen, oder hat das Grab über Schuld und Unschuld seine blühende Erdhülle gebreitet?«

»Nein,« versetzte Theobald, »ich wage nicht, dem Geschick vorzugreifen. Noch lebt Süßlich in Glanz und Ansehen, während die betrogene Wittwe, so viel ich weiß, darbt. Vor Kurzem bin ich mit Süßlich zusammengetroffen.«

»Ist es möglich!« rief Aurora aus. »Wie nahm er sich? Mußte er nicht Ihren Anblick fürchten?«

Theobald lächelte. »Einen Bittenden fürchtet man nicht, verehrte Freundin, nur die Macht setzt in Schrecken. Ich kam als Bittender zu Süßlich, ward aber natürlich abgewiesen. Er ist jetzt Banquier. Lieferant der Schienen für die neu zu bauende ›Eisenbahn‹ und nebenbei Wucherer. Er leiht Geld nur auf Pfänder, in sehr guten Stunden auch an Wechsel. Man muß aber gut accreditirt sein.«

»Hier in der Residenz?« fragte Aurora. »Ich kenne keinen Banquier dieses Namens.«

»O, ein Mann von Herrn Süßlich's Welterfahrung weiß gar wohl, daß zum Reichthum auch ein Titel gehört. Darum kennt ihn die Residenz bloß als Kommerzienrath von Donnerfeld, wie er sich nach der erschlichenen Besizung hat adeln lassen. Der Banquier ist Baron, der Wucherer blieb Süßlich.«

Aurora war aufgestanden und ging unruhig durch's Zimmer. Theobald erhob sich ebenfalls. »Dieser Mann!«

sagte die Baronin. »Ich stehe mit ihm in Verbindung, ich sehe ihn sogar zuweilen im Herbst, im Winter, wo er regelmäßig einige sehr große Soireen gibt. Es ist wahr, wenn ich mir jetzt seine Gestalt vergegenwärtige, so ist es das sprechend ähnliche Spiegelbild Ihres Herrn Süßlich! Was ist zu thun? Wissen Sie, Lieber, ich führe Sie bei dem Kommerzienrath ein. Wir müssen etwas thun, um der Verarmten zu helfen, den harten Mann zu demüthigen. Lassen Sie mich nur machen.«

Was hätte Theobald angenehmer sein können? Er fühlte sich erhoben und getröstet, und nicht umsonst schien ihm sein bisheriges kummervolles Leben, wenn er durch Auszeichnung desselben dahin wirken konnte, daß eine vermögende, mildthätige hohe Frau sich für die Unterdrückten zu verwenden einschloß.

Aurora hatte sich wieder auf die Ottomane gesetzt und nahm eine Stickerei vor. Theobald griff nach dem Hute.

»Sie wollen doch nicht fort?« sagte die junge Frau. »Legen Sie nur wieder ab, wir müssen noch Mancherlei besprechen. Sie trinken mit mir Thee und fahren fort mir zu berichten. Nicht wahr mein Freund?«

Es hätte nicht des Lächelns, nicht des tiefen Blickes bedurft, um Theobald zu halten. Er erfaßte die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen, während die stumme Sprache des Auges mehr als die höflichste Dankrede sagte. Aurora arbeitete einige Zeit mit einer Ewigkeit, die ihr sonst nicht eigen war. Theobald schwieg; denn er wußte nicht, was er sprechen sollte, da es ihm unangenehm war, von allgemein gleichgiltigen Dingen zu reden.

»Wollen Sie mir einen Gefallen thun?« fragte endlich etwas beklommen die Baronin.

»Wie können Sie fragen!«

»Weil ich viel verlange, sehr viel!«

»Doch nicht das Unmögliche?«

»Lieben Sie von heut an die Menschen wieder,« sagte Aurora, so bittend, so warm und innig, daß Theobald vor dieser aus der Seele herauftönenden Stimme innerlich zusammenschrack. »Glauben Sie mir, mein Freund, die Menge verdient auch dann unsere Liebe, wenn es scheint, als haßte, als verfolgte sie uns! Waren Sie denn glücklich in Ihrer Abgeschiedenheit, in Ihrem freudlosen Mißtrauen? Gewiß, Sie waren es nicht, und darum, Theobald, lieben Sie die Menschen, lieben Sie alle Welt, mir zu Gefallen!«

»Zweifeln Sie nicht an meinem Willen, an meinem Bestreben, theure Freundin,« versetzte Theobald, »nur lassen Sie wir Zeit. Ich lernte langsam hassen, ich werde eben so schwer wieder die Liebe lernen. Zur Liebe bedarf es des Glaubens und mein Glaube, der Glaube meiner Seele an die Liebenswürdigkeit, ist mir systematisch aus der Brust gerissen worden. Ich liebte oft seitdem, ich meine, ich folgte einem Sehnsuchtsdrange des Herzens, aber ich fand überall kalten Egoismus, nirgends Nachsicht, nirgends volle, frohe Hingebung an meinen Glauben. Wo soll ich nun Muth haben, die abgeschlossene Ruhe, die ich mir erworben, auf eine so falsche, unsichere Karte zu setzen?«

»Und doch, Sie müssen! Wie kommt es aber, daß Ihr Lebensbild keine Andeutung von dem Suchen nach Liebe enthält?«

»Muß ich Ihnen diese Frage beantworten?«

»Wenn Sie den Willen haben, die Liebe lernen zu wollen – ja! Wenn nicht, dürfen Sie schweigen, aber –«

»Aber? – Nun was?« fragte bedeutungsvoll unser Freund.

»Unser Verkehr würde dann eben ein sehr gewöhnlicher, alltäglicher sein; nichts weiter, als eine amusante Konversation über nicht amusante Dinge.«

»Freilich, wenn es so ist, dann darf ich nicht schweigen.« Theobald feierte einen Augenblick, dann sprach er mit sehr gedämpfter Stimme: »Als ich jene Erlebnisse aufzeichnete, glaubte ich noch zu lieben – es war leider wieder eine Täuschung!«

Aurora antwortete nach einiger Zeit: »Die erste Liebe ist meistentheils eine Täuschung, und gottlob eine unschädliche, wenn nur der Gegenstand kein unwürdiger war. Glauben Sie denn, ohne Liebe leben zu können?«

Diese Frage setzte Theobald in Verlegenheit, er wußte nichts darauf zu antworten, obwohl sein Herz vielleicht eine treffende Antwort in Bereitschaft gehabt hätte. Auch Aurora mochte fühlen, daß ihre Frage mehr naiv, als klug gewesen sei. Sie ließ daher ihrem jungen Freunde keine Zeit zum Besinnen, sondern setzte rasch hinzu:

»Ihre Schwester muß ich kennen lernen, wie ihre ganze Familie, und da ich nun einmal im Fordern bin, so

bedinge ich mir aus, daß Sie sich mit Ihrer Familie versöhnen.«

»Ich habe nie in Feindschaft mit ihr gelebt,« versetzte Theobald. »Unter Zwiespalt bestand nur in verschiedenen Ansichten des Lebens. Eine Meinung, ein vereitelter Plan kann Unbehagen erregen, aber nie Herzen auseinander reißen. Zudem verehrt gewiß kein Sohn seine Eltern mehr, als ich, wenn er auch ihre Schwächen nicht gut heißen kann. Der praktische Mann Knickeberg hat vollkommen Recht der Welt gegenüber, das Herz des Vaters fühlt doch mit mir.«

Aurora blätterte in Theobald's Manuskripte. »Ich möchte diese ungekünstelte Production schnell gedruckt sehen,« sagte sie, »sie müßte sich nicht übel annehmen, und ich wäre wirklich neugierig, zu hören, was unsere mißliebige Kritik dazu sagen würde.«

»Etwas, das mir auf keinen Fall behagte, theure Freundin. Die Kritik kann ein Segen sein für den Autor, wenn sie einen Begriff von ihrer Mission hat. Die Kritik von heut aber weiß nicht, was sie will. Bringt sie es weit, so ist sie geistreich, pikant, und dann sagt sie einem Buche lauter Unwahrheiten nach. Unsere Kritiker nehmen ein Buch und mithin auch den Autor nicht, wie er sich gibt, sondern wie sie beide haben möchten; ja, es gibt sogar berühmt sein wollende Kritiker, die sich von jedem Autor ein System machen und ganz außer sich gerathen, wenn der Mann mit einem Buche in die Welt tritt, das auf keine Weise in das entworfen System passen will. Der Kritik

zu Liebe also möchte ich meinen Versuch dem Drucke um keinen Preis übergeben.«

»Nun, so thun Sie's aus Achtung vor dem Publicum. Auch dies hat Kritik und meistens eine recht gesunde, nur daß seine Kritik nicht literarisch wird. Es urtheilt immer mit dem Gefühl, nach dem Eindrucke, den es bei ihm hervorbringt. Die literarische Kritik dagegen will bloß ihre Würde geltend machen, und das glaubt sie am besten durch eine Hand voll in die Luft geworfenen Leucht-kugeln thun zu können.«

Hier schnitt Aurora das Gespräch ab, indem sie Theobald einen Band von Immermanns Werken reichte. »Wir bedürfen Beide der Sammlung,« sagte sie, »thun Sie mir die Liebe, und lesen Sie mir Einiges aus den Reisebriefen des trefflichen Mannes vor. Wäre der Deutsche nicht so schwer zu enthusiastiren, und verständ' er überhaupt seinen wahren Vortheil, so setzte er diesem Immermann ein Denkmal, statt an ephemere Erscheinungen seine Huldigungen zu verschwenden. Der Deutsche bleibt ein Schwärmer immer und ewig. Ehemals schwärmte er für Kant, dann für Fichte, dann für Schiller den Dichter; jetzt schwärmt er zwar auch noch für Schiller, aber nicht für den Dichter, sondern für den Politiker wider Willen. Denn es ist eine Passion, bei jeder Gelegenheit von Freiheit zu sprechen, und da wird nun gepriesen, bis ein Solo oder der Chor mit einstimmt. Das thut Immermann nicht, darum ist er dem deutschen Volke kein Dichter. Bitte deshalb, lesen wir ihn für uns. Es ist manchmal recht gut, gerade das zu thun, wovon die Menge keine Notiz nimmt.

Der größere Geist muß doch dereinst den Sieg davon tragen.«

Theobald las mit Ausdruck und Gefühl. Er hatte eine aufmerksame und verständige Zuhörerin, und da liest es sich immer gut. Der Ideenreichtum, die körnige Poesie des deutschen Mannes, die scharfen Bemerkungen über Städte, Volk und Personen gaben zu vielfachen Nachdenken, zu einem Austausch der Ansichten und Meinungen Anlaß, indem sich für Theobald ein bisher wenig gekannter Genuß eröffnete. Er las, bis der Abend hereindunkelte. Aurora beehrte Licht und Thee. Während der Bediente Beides herbeibrachte, trat die junge Frau an das mit seltenen Blumen geschmückte Fenster und brach die schönsten Knospen und Blüten von den duftenden Gewächsen, um einen Strauß daraus zu hindern. Diesen Strauß überreichte sie Theobald beim Abschiede. Freudiger, muthvoller hatte er seit Jahren keinen neuen Morgen begrüßt. Eine Gewißheit, eine Zuversicht erfüllte ihn, nach der er so lange vergeblich gerungen. Es schien Alles um und in ihm anders geworden. Und doch war er noch so arm, wie zuvor! Doch wußte er nicht, wie er den nächsten Tag überstehen sollte! Denn seine Aussichten hatten nur eine unsichere Gewähr in den Hoffnungen, die er in den glücklichsten Stunden einer erhebenden Stimmung festzuhalten wußte!

Wohl verheimlich sich diese Sachlage Theobald nicht, aber er ward dadurch nicht betrübt. Er hörte immer und immer das ›gute Nacht!‹ er sah die zarte Gestalt Aurora's vor sich, wie sie ihm den Strauß überreicht, er wußte sich

von ihrem Geist umweht. Und hätte ihr Herz nicht auch für ihn schlagen sollen? – Theobald beantwortete sich diese schüchtern gethane Frage zu seinen Gunsten. »Sie ist meine Freundin,« rief er aus, »und wer die Freundschaft einer edlen hohen Frau gewonnen hat, der kann nicht unterliegen; Den schirmen und behüten die Genien der Anmuth, des Glaubens, der Liebe!«

Während er in solche Gedanken vertieft, sein Zimmer durchschritt, fiel ihm das zusammengerollte Manuscript in die Hände. Hatte Aurora nicht gesagt: »Das möchte ich gedruckt sehen?« Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte Theobald, wie ein Blitz. »Das war die Stimme eines rettenden Engels!« rief er aus. »*Bei ihr, in ihr* thronen Glück und Friede; wenn ich bittend die Hand nach ihnen ausstrecke, werden sie mich nicht höhnisch von sich weisen.« –

Theobald zauderte nicht. »Mein Schicksal muß sich entscheiden,« sagte er, »Aurora muß erkennen, daß Wille und That in ungetrennter Einigkeit in mir wohnen.« Er steckte das Manuskript zu sich, um einen Verleger dafür zu ermitteln. Nun hatte zwar unser Freund schon seit längerer Zeit verschiedene buchhändlerische Bekanntschaften gemacht durch die vielen mühsamen, geisttödtenden Arbeiten, denen er sich unterzogen, aber er kannte doch nur die schwache Seite dieser Männer des literarischen Vertriebes. Herr Prickelmann war stets freundlich gegen ihn gewesen und verlegte viel. Zu ihm ging Theobald. Da

Herrn Prickelmann's Geschäft sich eines guten Fortganges erfreute, so hatte er eine Anzahl Gehilfen um sich geschaart, die je zwei und zwei an einem Pulte arbeiteten. Prickelmann selbst hatte ein Zimmer für sich allein, wo er sich meistentheils aufhielt, um Briefe zu lesen, die Titel, wohl auch Anfang und Ende eingelaufener Manuscripte anzusehen und darnach seine Antwort einzurichten. Auch die neuesten literarischen Zeitungen lagen immer auf seinem Pult, er sah aber nur diejenigen Kritiken nach, die sich mit Schriften aus seinem Verlage beschäftigten. Hierbei zeigte Herr Prickelmann eine außerordentlich liberale Gesinnung. Es war ihm nämlich ganz gleichgiltig, ob ein Buch tüchtig gelobt oder ganz abscheulich heruntergerissen ward. Ueber Eins freute er sich so sehr, wie über das Andere, und begegnete er zufällig dem Verfasser, so konnte dieser einer Umarmung nicht entgehen. Nur die flauen Kritiken ärgerten ihn, denn er haßte den Indifferentismus. »Lärm, Spektakel, Aufsehen, so oder so muß ein Buch machen,« pflegte er zu sagen, »und thut's das nicht, so taugt es nichts, so will ich mit dem Autor nichts mehr zu schaffen haben. Schreibt Einer über die Schönfärberei, bon, mir ganz recht, nur schreibe er so, daß alle Schönfärber drüber aus der Haut fahren wollen! Dann geht's, geht's reißend! Mit dem Christenthume ist's auch so. Nur recht drauf losgeschimpft, daß die Frommen in Harnisch gerathen und die Gottlosen in die Hände klatschen – und die blanken Thaler rollen stromweise in die Kasse. Alle Literatur muß aufregen, das ist nun einmal ihre Tendenz. Wollte sie's nicht, dann sollte

sie von Staatswegen verboten werden, denn alle Buchhändler müßten verhungern!«

Zu diesem allerliebsten, umsichtigen, erfahrenen Manne kam jetzt Theobald. Herr Prickelmann war in der besten Laune, denn er hatte eben mit großem Vergnügen eine niederträchtige Recension über den neuen Roman M***'s von G*** gelesen, worin dieser dem Verfasser jede literarische Zukunft absprach. Theobald ward sehr freundlich aufgenommen und Prickelmann zwang ihn, den betreffenden Artikel anzuhören.

»Nicht wahr, das ist deliziös? Wäre der nur nicht zu weit, ich schickte ihm ein halb Dutzend Flaschen Champagner, auf Ehre! Wie geht's Ihnen? Doch wohl? Sehen ja recht munter und zufrieden aus. Haben Sie das Register mit? Ich brauch's nothwendig, da der Druck meines Katalogs in dieser Woche zu Ende geht.«

Theobald überreichte dem Buchhändler das Register. Prickelmann überflog es eiligst und legte es auf sein Pult. »Schön recht schön! Wollen Sie Geld? Ja! Immer Geld! Daß doch die Schriftsteller immer Geld haben wollen! Kann's wahrlich nicht begreifen! Sollte Ihnen doch eine Ehre sein: das Schreiben, das Auftauchen und Wachsen ihres bloßen Namens. Auf Ehre!«

Ohne darauf zu antworten, zog Theobald, während Prickelmann einige Thaler Papiergeld, die fast nicht mehr zusammenhielten, aufzählte, sein Manuskript hervor. »Ich habe Ihnen hier auch etwas zur Ansicht mitgebracht,« sagte er, die Rolle vor dem Buchhändler niederlegend.

»Mir? Mir zur Ansicht? Sie? Sehr verbunden, wahrhaftig, auf Ehre! Bitte zu quittiren.«

Theobald quittirte und steckte das Geld zu sich. Prickelmann nahm die Manuskriptrolle und wog sie in der Hand. »Manuskript?«

Theobald bejahte durch eine leise Kopfbewegung.

»Von Ihnen?«

»Von mir.«

»Sehr dürftig, auf Ehre!«

»Sie kennen's ja noch nicht, Herr Prickelmann, wie können Sie denn sagen, daß es dürftig sei?«

»Da sieht man's, daß Sie noch nichts von Literatur verstehen,« entgegnete Prickelmann lächelnd und mit den Achseln zuckend. »Das Ding da gibt keinen vernünftigen Band,« fuhr er fort, indem er die Rolle emporwarf und wieder auffing, ein Spiel, das er fast immer trieb, wenn er mit Jemand sprach. »Was enthält's? Politik? Kritik? Romantik? Sehen Sie, da haben Sie drei Tiken, die mit richtigem Tick gehandhabt, den ganzen alten Tieck vergessen machen können, und das ist Witz, auf Ehre!«

»Es kommt Alles darin vor,« versetzte Theobald. »und wird Ihnen um so mehr gefallen.«

»Mir? Irren sich, auf Ehre! Mir gefällt nichts, als was geht. Der beste Autor ist mir derjenige, der am besten geht.«

»Mein Manuskript ist komisch, satyrisch, humoristisch, und enthält Wahrheit, reine, lautere Wahrheit.«

»Da taugt's nicht,« fiel Prickelmann ein. »Reine Wahrheit! Wer, um des Himmels willen soll heut zu Tage noch

so dumm sein, die reine Wahrheit anzuhören. Lügen, Lügen und abermals Lügen, aber recht satanisch pikant erzählt, das geht! Man muß auf die Dummheit der Menschen spekulieren!«

Herr Prickelmann hatte unterdeß das Manuskript entfaltet und den Titel gelesen. Er nahm jetzt die Brille ab, reinigte sie mit seinem strohfarbenen Taschentuch und setzte sie wieder auf. »Was Teufel haben Sie denn da für einen Titel gemacht?« sagte er lachend. »Den kann ich gleich gar nicht brauchen, den müssen sie fahren lassen.«

Er las einige Zeilen auf der ersten Seite, schlug einige Blätter um und las wieder. Sein Blick fiel auf das Gespräch der Pastoren, dann auf die Zeichnung der Schulmänner. Wohlgefällig begann er den Kopf zu bewegen. »Hm!« sagte er, »nicht übel, wahrhaftig nicht ganz übel! Das kann Aerger geben, Widerspruch – wär's nur stärker, ich nähm's, nähm's auf Ehre! Wissen Sie was? Schreiben Sie auf den Titel: ›Die gefoppten Pastoren, ein komisches Genrebild aus dem Leben, von Theobald, Fürsten zu . . . « Wollen Sie, so sind sie der Meinige. So eine hochadelige Autorschaft oder gar nichts, daß es aussieht, als wäre das Manuskript vom Himmel gefallen, sehen Sie das zieht jetzt! Denn dabei können sich die Leute immer denken, was sie wollen. Und wissen Sie, da das Ding doch zu klein ist, so lass' ich noch in die Mitte hinein eine politische Brochure drucken, die ich anders nicht unterbringen kann. Das gibt gerade einen mäßigen Band und der wird gehen, auf Ehre!«

»Herr Prickelmann,« versetzte Theobald, der die gemachten Vorschläge mit maßlosem Erstaunen vernommen hatte, »das kann doch wohl nicht Ihr Ernst sein? Jener Titel wäre ja eine offenbare Unwahrheit –«

»Kann Ihnen egal sein! Der Titel geht, nicht das Buch. Bücher gehen nur dann als Bücher, wenn der Verfasser einen bedeutenden Namen erlangt hat, na, und dann geht eben streng genommen doch nur der Name wieder.«

»Dennoch kann ich nicht darauf eingehen!«

Prickelmann nahm die Brille ab, drehte sich auf seinem gestickten Lehnstuhle gegen Theobald und maß den jungen Mann mit sonderbaren Blicken. »Sie, Sie können nicht darauf eingehen? Auf Ehre, das hat mir noch kein Autor gesagt! Hören Sie mich an. Wer heut zu Tage sein Glück machen will, der muß den Mantel nach dem Winde hängen. Das ist Charakter, Welt- Zeit- Menschheitscharakter! Aller übrige Firlefanz kümmert mich nichts. Ich will Ihnen sagen, drei Dinge gibt's, vor denen man noch Respect hat, die gegenwärtig die Welt regieren und wahrscheinlich noch eine hübsche Weile regieren werden. Sie heißen: *Eisen, Gold und Geist!* Verstehen Sie mich recht. Unter Geist meine ich eigentlich nur Pfiffigkeit, Schlaueit, Spekulationstalent. Ihn muß Jeder Autor haben, oder er taugt nichts, er ist rein verlesen. (Begreifen Sie diesen Witz in der Sprache? Sage Ihnen, die deutsche Sprache nimmt's in der Malice zuweilen mit der französischen auf!) Mit ihm gewinnt er Gold, und das ist weit

vernünftiger als Geist, denn man kann Alles dafür haben, und Eisen, sehen Sie, Eisen ist jetzt der beste Artikel, der in allen Branchen geht. Ich spekulire mit ihm, das heißt mit Schriften über, für Eisenbahnen und, ich sage Ihnen, sie gehen alle, reißend gehen sie, mit Dampf gehen sie! Das bringt Gold und Gold bringt wieder Geist. Denn wenn ich Gold habe, so habe ich auch klingende Gedanken, Einfälle, die sonst Niemand bekommt, wahre Goldwagen-Einfälle sein, subtil, sublim, blinkend und flimmernd und klingend jeder einen holländischen Dukaten werth! Da hat mir gestern ein Professor, ein sehr gelehrter Mann, auf Ehre! ein Manuskript über die Dreieinigkeit gebracht in massivem deutschen Professorstil. Na, geht an, mag für den Gegenstand ganz passend sein. Aber was thu' ich damit? Dreieinigkeit! Wer soll sich für die Dreieinigkeit interessiren! Niemand, sag' ich, Niemand, als ein paar alte Landpastoren und gedankenlahme Schulmeister. Eisen, Gold und Geist, wie ich's Ihnen jetzt eben auseinandergesetzt habe, ist unsere Dreieinigkeit! Auf Ehre!«

»Und was folgt daraus?« fragte Theobald, ganz wirr von dem heftigen Sprechen Prickelmanns.

»Was daraus folgt, fragen Sie? Daraus folgt, daß Sie zugreifen, daß Sie gescheidt sein und meinen Vorschlag annehmen sollen. Sie können dann des neuen Erlösers, des Goldes, theilhaftig werden!«

»Und wenn ich es nun thäte,« versetzte Theobald, »welche Zugeständnisse machen Sie mir?«

»Herr Theobald,« erwiderte Prickelmann, »ich hoffe, daß Sie ein gescheidter junger Mann sind, und auch bleiben werden. In der Jugend muß man sich bescheiden lernen. Das verschafft Achtung, Kredit, Vertrauen. Man kann es dann zu etwas bringen, auf Ehre! Lassen Sie mich mit Ihrem Produkt schalten und walten nach den Anforderungen der Literatur, so zahl' ich Ihnen das anständige Honorar von drei Louisd'or für das ganze Manuskript. Es ist das viel und Sie können daraus abnehmen, welche Hoffnungen ich auf Sie setze. Ich traue Ihnen Talent zu. Eigentlich ist es Grundsatz, nicht nur bei mir, sondern im gesammten buchhändlerischen Geschäftsverkehr, daß ein Verleger für das Erstlingsprodukt eines Autors nichts, gar nichts zahlt, was ich ganz billig finde. Sind es gar Gedichte, und verräth sich poetisches Talent in ihnen, so unternehmen wir den Verlag, sobald der Autor sich dazu versteht, die Hälfte der Druckkosten zu tragen. Hat er kein Talent, dann muß er's auf eigene Kosten drucken lassen und die Annoncen obendrein, es wären denn politische Verse. Alles Politische geht, sei's gut, sei's schlecht. Schund oft am besten. Auf Ehre! Nur glatt gereimt muß es sein, etwas auf Preußen geschimpft – denn das ist jetzt Mode – und die Sprache recht blank mit gewaltigen Phrasen aufgewichst. Geht nichts über solche politische Tiri-lilei, gar nichts, und so ein politischer Nacht-, Tag- oder Stadtwächter wird binnen vier Wochen ein berühmterer Mann als Goethe in seinem ganzen, langen Leben gewesen ist! Da haben Sie das Geheimniß der Literatur.«

»Des Buchhandels, wollen Sie sagen,« fiel Theobald ein.

»Buchhandel oder Literatur, wie Sie wollen auf den Namen kommt es nicht an. Der Buchhandel ist die Literatur, weil er sie macht. Ohne Buchhandel gäb' es keine Literatur, gar keine, auf Ehre!«

Theobald zuckte die Achsel, denn er sah wohl ein, daß aller Widerspruch hier vergeblich sein möchte. »Nun wie steht's? Besonnen? Drei Louisd'or und Fürst! – gibt Relief in der Literatur – oder machen Sie Fidibus daraus. Ohne meinen Titel, sag' ich Ihnen, ist die ganze Schmiererei keine acht Groschen werth!«

»Ueber den geistigen Werth können Sie nicht urtheilen, Herr Prickelmann,« versetzte Theobald entrüstet. »Sie kennen bisher nichts als einige Worte und meinen Titel, und einen so ungeheuren Scharfblick, daß sie daraus das Ganze sollten beurtheilen können, traue ich Ihnen doch gar nicht zu.«

»Nach Belieben; kommt mir auch gar nicht darauf an,« erwiderte Prickelmann. »Wollen Sie oder wollen Sie nicht?«

»Ich will nicht!« sagte Theobald trotzig und stampfte mit dem Fuße. »Der Buchhandel soll der Literatur dienen, nicht diese jenem.«

»Gehorsamer Diener! Mag sonst so gewesen sein, vor hundert Jahren, jetzt, Gottlob, kann der Buchhändler kriegen, was er haben will. Für ein Spottgeld!«

»Nur nichts Gutes, nichts, worin der Geist seine Herrschaft bethätige!«

Prickelmann zählte Thaler aus einer Hand in die andere. »Aber das Geld,« sagte er trocken. »Geld ist Geist, Geist, will sagen Witz, ist Geld! Sein Sie klug und ich gestehe Ihnen Beides zu.«

»Erlauben Sie, daß ich mein Manuskript wieder zu mir stecke,« sagte Theobald höflich. Prickelmann sah ihn verwundert an, dann rollte er die Bogen rasch zusammen und reichte sie unserm Freunde.

»Junger Mann,« sprach er etwas ärgerlich, »das ist nicht die Art, wie man mit erfahrenen Männern umgeht. Sie haben das Glück von sich gestoßen aus falschem Stolz. Sie wollen es nicht anders, so gehen Sie denn und es geschehe Ihnen, wie sie es verdienen! Zu mir, bitte ich, bemühen Sie sich nicht mehr. Ich bin nicht gewohnt, meine Vorschläge kritisirt oder gar verworfen zu sehen. Lassen Sie das Schreiben sein. Sie werden kein Glück haben, denn Sie verstehen die Zeit nicht. Künstlerstolz? – Hm! Das Königreich der Geistreichen liegt in Spanien und hat keine Revenuen. Auf Ehre!«

Theobald empfing sein Manuskript wider zurück, Herr Prickelmann verbeugte sich kurz, drehte seinen Lehnstuhl herum und fuhr fort, Zeitungen zu lesen. In Theobald kochte das Blut, doch war er zu stolz zu jedem einer Bitte ähnelnden Worte. Er verließ das Kabinet mit erhitztem Gesicht. Als er die übrigen Zimmer des Geschäftslokales durchschritt, bemerkte er, daß sämmtliche Gehilfen theils lächelnd mit einander flüsterten, theils ihn malitiös, brutal ansahen. Es war keinem Zweifel unterworfen,

daß die Mehrsten jedes Wort ihres Prinzipals verstanden hatten, denn Herr Prickelmann hielt es nicht nöthig, seine Gespräche mit Autoren leise zu führen, da er ein großer Anhänger der Oeffentlichkeit war. Ja er erachtete es sogar für vortheilhaft und im Interesse des Buchhandels, daß die junge heranwachsende Generation der Bücherspekulanten frühzeitig in die Geheimnisse aller Branchen des Geschäftslebens eingeweiht würde. – Abermals um eine betrübende Erfahrung reicher, in sich selbst aber auch befriedigter, kehrte Theobald wieder zurück in seine Wohnung. »Es ist gut,« sprach er lächelnd vor sich hin, »gedruckt soll es jetzt werden, dies Schmerzenskind meines Gedankenlebens, aber mit Anmerkungen. Und Eisen, Gold und Geist soll man im Dreiklang darin läuten hören!«

SECHSZEHNTE KAPITEL.

Um dieselbe Zeit, wo Theobald der hochsinnigen Baronesse seine Jugendgeschichte mittheilte, trugen sich in seiner Heimath und unter den Personen, deren darin Erwähnung geschieht, Dinge zu, die wir jetzt nachholen müssen. Gotthold diente noch immer bei Habegeld, in dessen Hause keinerlei Aenderung vorgekommen war. Hier sah er von Zeit zu Zeit Vater Knickeberg und erfuhr von ihm, freilich stets in mißbilligendem, mürrischem Tone das Allernothwendigste von Theobald. Die vielleicht nur scheinbare Spannung zwischen Vater und Sohn that ihm weh, denn er kannte den Gutbesitzer genau genug, um zu wissen, daß er durchaus ein braver

Mann, ein besorgter, liebevoller Vater sei, wenn auch die Form etwas rauh und abstoßend war. Daß es Theobald so trübselig erging, hatte Gotthold nicht erwartet, noch weniger, daß der stolze junge Mann seine Zuflucht zu seinem verhaßten Feinde Süßlich nehmen werde, All' die trüben fürchterlichen Tage des unseligen Processes, die schweren Kämpfe seiner armen Mutter, das Zusammenbrechen der letzten Lebens- und Hoffnungsstützen, ihre von der furchtbarsten Noth gebotene, herzerreißende Trennung: dies Alles schwirrte wie ein Gespensterreigen an seinem Gedächtniß vorüber. Wie gern wäre er wieder in die enge Hütte gelaufen, um die einsame Mutter zu sprechen, ihr das Gehörte mitzuthemen! Der Dienst erlaubte es ihm nicht, und Habegeld sah es nie gern, wenn Einer seiner Leute Anspruch machte, die eigenen Angelegenheiten den seinigen vorzuziehen. Es vergingen daher beinahe vierzehn Tage, bevor Gotthold sich abmüßigen und die Erlaubniß seines Brodherrn, die Mutter besuchen zu dürfen, erhalten konnte. Habegeld war auch außergewöhnlich gnädig, ein Beweis, daß er mit Gotthold's Dienstverhalten sehr zufrieden sein mußte. Er gab ihm für die Mutter ein frisches Brod, Butter und gebratenes Fleisch, ja sogar eine halbe Flasche meißner Landwein mit, Geschenke, die der angehende Jüngling mit unverholnem Dank in Empfang nahm. Recht vergnügt, daß er der Armen eine Freude bereiten könne, legte Gotthold den Weg eiligen Schrittes zurück. Es war Sonntags gegen Abend, geputzte, singende Mädchen, die in die benachbarten Schenken zum Tanz zogen, begegneten ihm. Die

Glücklichen hatten den Druck des Schicksals noch nicht kennen gelernt! Ihre Gesichter strahlten noch von ungetrübter Jugend- und Lebensfreudigkeit, und doch waren sie gewiß ärmer geboren, als er! – Er sah hinüber nach den weit gestreckten Gebäuden der Spinnfabrik. Sie feierte nicht, obwohl es Sonntag war. Der schwarze Rauch lag schwer und öde über den weißen hohen Schornsteinen. Er ballte sich in festen Massen, die wie eine blitzschwängere Gewitterwolke langsam nach den Gebirgen hin fortrollten. In der stillen Abendluft hörte Gotthold das Brausen des Dampfes, das eigenthümliche klirrende Schrillen der hunderttausend Stahlspindeln, die von den Maschinen, hätte man wähen sollen, ewig in Bewegung erhalten wurden.

Es kostete Gotthold Mühe, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ja, wenn er den immer dunkler werdenden Rauchwolken folgte, konnte er sich trüber Zukunftsbilder nicht ent schlagen. Schon seit geraumer Zeit hieß es, Herr Süßlich drücke seine Arbeiter unbarmherzig, er verkürze ihnen den Lohn und verlängere doch die Arbeitsfrist. Einige, die während des Bedienens der Maschinen verunglückt waren, hatte er durch ungeschickte, verrufene Quacksalber behandeln lassen, um weniger Kurkosten bezahlen zu dürfen, und die Bedauernswerthen waren für ihre Lebenszeit zu Krüppeln geworden und mußten nun sich theils vom Betteln, theils von den milden Gaben ihrer Gemeinden ernähren. Außerdem hatte man gehört, daß der geizige, herzlose Mann in der Residenz ein prachtvolles Haus bewohne,

daß er ganz offen wucherische Geschäfte betreibe und vorzugsweise die Bedürftigen unglaublich drücke. Dies Alles machte die Stimmung im Volke höchst bedenklich. Nachrichten von Arbeiteraufständen in Frankreich und England, die in den Zeitungen enthalten waren und ihren Weg selbst in die niedrigsten Hütten fanden, trugen nicht dazu bei, die mit Recht Unzufriedenen zu besänftigen. Dazu kam, daß mehrere frühere Arbeiter in der Fabrik, die Süßlich aus Mangel an Zuthaten und weil sie treuergebene Diener des verstorbenen Helfer gewesen, entlassen hatte, durch das wachsende Elend wirklich zu verbrecherischen Handlungen getrieben und vor Kurzem auf mehrere Jahre zu Zwangsarbeiten in die Zuchthäuser abgeführt worden waren. Die Aufseher und Faktoren der Fabrik mußten mit der äußersten Mäßigung und Vorsicht verfahren, um den unter den Arbeitern immer lauter werdenden Geist der Unzufriedenheit niederzuhalten. Ihre Korrespondenz mit Süßlich klang bedenklich, gefahrdrohend, und ermahnte ihn wiederholt zur Milderung, wie zur Erhöhung des Arbeitslohnes. Allein Süßlich lachte über diese Bedenklichkeiten. Er wußte sich sicher, einen Aufstand befürchtete er nicht, da er aus langer Erfahrung die unglaubliche Geduld deutscher Arbeiter kannte. Sollten aber auch wirklich Unruhen ausbrechen, so schirmte ihn ja das Gesetz, und der Hunger, meinte er, wird schon das Uebrige thun. Er antwortete daher auch auf alle Klagen und Vorstellungen seiner Faktoren nur immer, sie sollten ihre Schuldigkeit thun und den Unzufriedenen keinen Finger breit weichen! Wem es nicht in der Fabrik

gefielen, der möge gehen und sich anderweit Arbeit und Brod suchen!

Gotthold wunderte sich, daß die Mutter in der weichem rosigen Abendluft nicht vor der Thür saß, wie sie zu thun pflegte. »Vielleicht hat sie gar einen Spaziergang um den Teich gemacht,« dachte er und klinkte die Thür auf. Er trat in das niedrige hölzerne Zimmer, dem ein bloßer Bretterschlag als Kammer diente. Die Mutter war nicht im Zimmer. An der Ofenbank stand, wie immer, das Spinnrad der Arbeitsamen. Der Faden hing noch am halb-abgesponnenen Rocken, aber ein feiner Staub auf der Spule verrieth, daß sie schon mehrere Tage nicht mehr in Bewegung gewesen war. Auf dem fichtenen Tische lag die Weife und einige Strähne Garn, daneben ein Stück vertrockneten Brodes. Das ganze Aussehen des Zimmers gab deutlich zu erkennen, daß hier schon seit einigen Tagen die ordnende, fegende und säubernde Hand der reinlichen Bewohnerin unthätig gewesen sein mußte.

Ein jäher Schreck durchzuckte Gotthold's Brust. Er warf die mitgebrachten Lebensmittel fast aus der Hand, um nach dem Verschlage zu springen, dessen Thür nur angelehnt war. Bleich und matt lächelte ihn die Mutter von dem Lager an, auf das sie eine plötzliche Krankheit hingeworfen hatte. Sie streckte ihm die abgezehrte Hand entgegen und lispelte mit schwacher Stimme den Gruß des Friedens. – Gotthold überwältigten Schreck und Angst. Er warf sich vor dem Bette der Kranken auf die Kniee, drückte die zarte Hand der Mutter an Brust

und Lippen und fragte heftig: »Was ist Dir begegnet, gute, beste Mutter? Was fehlt Dir? Warum hast Du nicht nach mir geschickt? O Gott der Barmherzigkeit, warum lässest Du Unschuldige so grenzenlos leiden?«

»Hadere nicht mit dem Himmel, mein Kind,« versetzte die Leidende, den Händedruck der Liebe erwidern. »Ich habe mich erst heute legen müssen, in den letzten Tagen half ich mir noch fort, nur arbeiten konnte ich nicht. Die Augen waren so blöde, so trübe. Der Faden zitterte und flirrte verdreifacht vor mir und die Hände ermatteten bei der so leichten Arbeit! Da ließ ich es und ging hinaus in's Wäldchen. Ich schleppte mich fort bis an den Kreuzweg, wo man den Kirchhof sieht. Der Kirchhof! Er ist meine Heimath! Bei seinem Anblicke wird mir immer so wohl, so selig! Ich dachte auch, Stephan würde vorübergehen, denn er streicht ja immer herum, oder sonst eine gutherzige Seele. Es kam aber doch Niemand und mich schüttelte ein so heftiger Fieberfrost, daß ich umzusinken befürchtete. So schlich ich denn langsam wieder zurück und suchte mein Lager.«

Gotthold's Thränen benetzten die Hand der Mutter. »Arme Mutter!« rief er aus, »wie Du leiden mußt, und so allein, so ganz hilflos! Aber ich werde zu Stephan hinüberlaufen, daß er schnell den Arzt rufe! Dann erbitte ich mir von Habegeld Urlaub, den er mir nicht verweigern wird, und komme zu Dir, um Dich zu pflegen! Er ist nicht hart, nur ein Sonderling und wunderlicher Kauz. Heute hat er mir sogar für Dich Fleisch, Brod und Wein, gut und reichlich, mitgegeben.«

»Gott segne ihn dafür,« sagte die Kranke, »aber es ist nicht nöthig!«

Sie war so matt, daß sie nicht weiter sprechen konnte, nur durch Geberden und Zeichen unterhielt sie sich mit dem Sohne, der an dem bald schwachen, bald heftigen Schlagen der Pulsader auf die Gefährlichkeit der Krankheit schloß, der Mutter frisches Wasser neben ihr Lager setzte, ihr Ruhe empfahl und dann auf angstbeflügeltem Fuße nach dem Dorfe, zu Stephans Wohnung, eilte.

Ein feiner, weißlich-grauer Nebel lag wie ein Flor über dem Wäldchen und ließ die Gegenstände nicht mehr deutlich erkennen. Auch weilten Gotthold's Gedanken so ganz bei seiner leidenden Mutter, daß er weder Nahes, noch Fernes beachtete. Er bemerkte daher nicht die in einiger Entfernung hinter leis wankendem Birkengeäst rasch vorübergleitende Gestalt eines mit einer Ledertasche behangenen Mannes, in dem er sonst leicht den Landbriefboten der nahen Stadt erkannt haben würde.

Stephan saß in der engen, aber saubern Stube seines kleinen Hauses und strickte Netze. Denn zu seinen Liebhabereien in müßigen Stunden gehörte auch das Fischen, oder hatte es wenigstens gehört. Jetzt suchte er nur noch einen kleinen Erlös aus dem Verkaufe seiner Netze zu ziehen, doch hörte er gern, wenn man ihre Dauerhaftigkeit pries. Wie immer, wenn er allein war, sang er dazu ein Lied. Er gewahrte den eintretenden Gotthold nicht, da dieser die Thür behutsam geöffnet hatte, um den guten Alten weder zu stören noch zu erschrecken. Erst am Schlusse des Verses bot ihm Gotthold einen guten Abend,

der eine freundliche, obwohl mit Erstaunen gemischte Erwiderung fand. Nur etwas Ungewöhnliches konnte den armen Jüngling zu so später Abendstunde zu ihm führen.

»Du bringst nichts Gutes, Gotthold!« sagte Stephan gepreßt. »Ich seh's an Deinem Blicke! Was hat es gegeben? Bist Du mit Habegeld unzufrieden?«

»Nicht doch, Stephan,« versetzte der Arme, »etwas viel Schlimmeres! Meine gute Mutter, die ich heute wieder einmal besuchen durfte, ist seit mehreren Tagen schon krank, und ich fürchte, daß sie noch kränker werden wird!«

»O, ich Thor, ich Thor!« rief Stephan aus, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und überließ sich einer Heftigkeit und Aufgeregtheit, die man dem alten Manne nicht zugetraut hätte. »Warum mußte ich auch nach H. und N. laufen, und mich ärgern über die gott'serbärmlichen Leichenpredigten, die ich da anzuhören kriegte! Alter, alter, dummer Narr! Ueber solche Leichenpredigten eine fromme, arme Wittwe, meine große Wohlthäterin, rein zu vergessen, o, 's ist eine Sünde, wahrhaftig eine schwere, schwere Todsünde!«

Der heftig Bewegte warf sich auf einen alten, ledernen Sessel, faltete die Hände über dem Knie und ließ das graue Haupt trostlos, in reuiger Zerknirschung auf die Brust herabsinken. Gotthold hatte Mühe, den alten Mann zu beruhigen.

»Sei doch nicht so ungerecht gegen Dich selbst, Stephan!« sprach er, die rauhen Hände des Alten zwischen den seinigen drückend. »Wie konntest Du den Zustand

meiner Mutter ahnen! Sie war ja bisher immer gesund, wenn auch stets traurig und niedergeschlagen! Aber jetzt, guter Stephan, jetzt habe ich eine recht große Bitte an Deine Freundlichkeit. Wirst Du sie mir gewähren?«

Stephan, noch immer halb außer sich, sagte unter starkem Kopfnicken blos: »Sprich, sprich! Ist schon gewährt, so wahr Gott mir ein seliges Ende bescheren möge!«

»Mache Dich auf, wenn Du kannst, und bleibe so lange bei der Kranken, bis ich einen Arzt herbeigeschafft und mir von Herrn Habegeld die Erlaubniß ausgewirkt habe, die Mutter, so lange sie leidet, zu pflegen und zu behüten.«

Stephan wartete die Rede des Bittstellers nicht ab. Er stand behend auf, zog seinen Arbeitsrock an, ergriff Hut und Stock und löschte die Lampe, die ihm zu seiner Arbeit Licht gegeben. »Nur geschwind!« sagte er zu Gotthold; »lauf', was Du kannst, ich will meine alten Beine schon auch zusammennehmen. – O, so ein Thor! So ein Thor! Und da will man nun eine vernünftige Kreatur sein!«

Eine kleine Strecke Weges gingen Beide durch den blinkenden Sommernebel, der von einigen im Zenith hellfunkelnden Sternen wie von einer diamantenen Agraffe festgehalten ward, mit einander. Dann schlug Gotthold einen Seitenweg nach der Stadt ein und Stephan stolperte nach der Hütte der Kranken. Es ward nicht eher wieder ruhig in seinem Gemüth, als bis er Wort und Ton zu

einem Liede fand, und das spärliche Licht, welches Gotthold am Bette der Kranken angezündet hatte, durch den schleichenden Nebel trüb und matt schimmern sah.

Unterdeß beeilte sich der geängstigte Jüngling, einen Arzt aufzusuchen, der ihm auf dem Fuße zu folgen bereit war. Nachdem ihm dies gelungen, machte er seinem Herrn Anzeige von dem schweren Erkranken der Mutter und erhielt wider alles Erwarten auf das bereitwilligste einen unbestimmten Urlaub. Durch diese schnelle Beseitigung für schwer erachteter Hindernisse etwas muthiger gemacht, kehrte Gotthold an das Krankenlager der Mutter zurück. Er traf sie matt athmend. Stephan und der Arzt saßen am Bett, Letzterer aufmerksam die Pulsschläge zählend. Ein glückliches Lächeln überglänzte das Gesicht der Kranken, als sie den geliebten Sohn wiedersah. Gotthold neigte sich über sie und fragte sanft, wie sie sich befinde?

»Sehr leicht und heiter,« lispelte sie und deutete auf das verhangene Fenster, indem sie hinzusetzte: »ein Brief von fremder Hand.«

Gotthold betrachtete Couvert, Handschrift und Siegel. Alles war auch ihm unbekannt. Das Siegel zeigte ein adliges Wappen. Er dachte an Süßlich, dessen Erhebung in den Adelstand bekannt geworden war. »Aber was kann dieser Mann mit meiner Mutter zu verkehren haben!« rief er sich still zu, während er die Mutter laut fragte, ob er das Schreiben erbrechen und lesen solle? Sie bejahte die Frage und Gotthold lös'te erwartungsvoll das unbekanntes Siegel.

Ein zierliches Schreiben auf goldgerändertem duftenden Papiere, in dem noch ein anderes zusammengefaltet lag, blieb in seinen Händen. Es war von Aurora, die sich in den theilnehmendsten Ausdrücken nach der Wittve Helfer und ihren Sohne erkundigte, sich als Mitwiserin ihres in ein noch undurchdringliches Dunkel gehülltes Schicksal bekannte und fest und entschieden die Versicherung gab, daß sie diese Angelegenheit zu der ihrigen machen werde. Als Beweis ihres guten Willens und um Gotthold aus einer unwürdigen Stellung zu befreien, legte sie auf ein bekanntes Handelshaus eine Anweisung von zweihundert Thalern bei, nach Sicht zu erheben.

Als Gotthold diesen huldvollen Rettungsbrief gelesen hatte, sank er unwillkürlich auf die Knie, erhob die gefalteten Hände und rief unter strömenden Freudenthränen: »Mutter, beste Mutter, wir sind gerettet! Gott hat aus der Ferne einen Engel gesandt!«

Die Kranke sah ihn verwundert an, der Arzt suchte die Aufregung niederzuhalten, aber der überraschte Jüngling verrieth der Lauschenden im Uebermaß seiner Freude die verheißungsvolle Botschaft. Da zuckte es, wie Sternenglanz über das Antlitz der Leidenden, sie bewegte die bleichen Lippen wie im Gebet und versuchte die Hände zu falten. Ein konvulsivisches Zucken bewegte den angegriffenen Körper. »Um Gotteswillen!« sprach der Arzt unruhig zu Stephan, »entfernt diese Papiere, und wenn sie das Glück der halben Welt enthielten, sie könnten hier doch nur Unheil stiften!«

Gotthold erschrack über diese Worte. »Steht es schlecht mit meiner theueren Mutter?« fragte er erblassend den Arzt. »Warum sagten Sie mir dies nicht gleich bei meinem Eintritt?«

Der Arzt zuckte die Achseln. »Beruhigen Sie sich,« antwortete er nach einer qualvollen Pause. »Ihre Mutter ist sehr schwach und ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihnen das Traurigste bevorsteht, wenn ein Schlag die müden Lebenskräfte der Leidenden gänzlich lähmt. Diese Nacht wird darüber entscheiden.«

Er ordnete hierauf die nöthigen Vorkehrungen an, schrieb einige Recepte, mit deren Besorgung der willige Stephan beauftragt wurde und empfahl Gotthold nochmals die äußerste Vorsicht. Da ward der arme Jüngling ruhig bis zur Kälte. Er faltete ohne zu sprechen Brief und Anweisung zusammen und legte sie in ein Schubkästchen. Dann setzte er sich an das Lager der Kranken, die regelmäßig, aber matt athmete, zuweilen unruhig, fast wirr die Augen aufschlug, sonst aber kein Zeichen des Lebens, der Besinnung von sich gab. Der Arzt entfernte sich besorgt. Gotthold hörte kaum sein ›gute Nacht‹. Seele und Herz schwebt um den getrübten Geist der armen, kranken Mutter. –

Ahnungsvoll bewachte der Jüngling jede Bewegung der Kranken. Daß sie nicht schlief und doch auf seine Fragen, die er schüchtern an sie richtete, nicht antwortete, beänstigte ihn am meisten. Die bedeutungsschweren Worte des Arztes stürmten wie feindliche Dämonen auf

sein Herz ein und vermehrten seine Qual seine Seelenleiden.

So traf ihn spät in der Nacht der wiederkehrende Stephan. Er überreichte ihm die verordnete Medicin, die Gotthold der halb ermunterten Mutter einzuflößen versuchte. Mit dem Todtengräber, der sich hartnäckig weigerte, ihn zu verlassen, sprach er viel über den empfangenen Brief, und Beide, in weltlichen Angelegenheiten unerfahren, riethen hin und her, um sich den Zusammenhang einer so ganz unbegreiflichen Unterstützung zu erklären. Darüber verging die schwere Nacht. Der Zustand der Kranken aber blieb derselbe. Die Besinnung kehrte ihr nicht zurück. Ihre Bewegungen waren die einer mit gaukelnden Bildern Beschäftigten. Doch konnten diese nicht unfreundlicher, nicht erschreckender Art sein, denn ein Zug frohen Lächelns schwebte auf den bläulich-weißen Lippen. Zuweilen bewegte sie diese und murmelnde Laute rollten, wie die letzten Grüße der abschiednehmenden Seele, an dem Ohr der Lauschenden vorüber.

Als der Arzt in den Vormittagsstunden wiederkam, gestand er dem heftig in ihn Dringenden, daß ein Nervenschlag die Kranke getroffen habe und ihre letzten Kräfte in Kurzem aufzehren werde, eine Prophezeiung, die sich schon nach wenigen Stunden erfüllte.

Gotthold's Zustand bei diesem unerwarteten Todesfalle möchte schwer zu schildern sein. Alles Unglück, das ihn und die Mutter betroffen, schien ihm unbedeutend

zu sein im Vergleich mit dem gegenwärtigen. In dem Augenblicke, wo von fern her eine rettende Hand unaufgefordert sich gegen ihn ausstreckte, ihn emporhob und der finstere Vorhang, der seine Zukunft umhüllte, zerriß; in diesem Augenblicke brach dieselbe Hand seiner geliebten Mutter das Herz! Dies harte Schicksal drückte den armen Verlassenen ganz zu Boden und würde ihn vielleicht seines Verstandes beraubt haben, wenn nicht jedes große Unglück ein Linderungsmittel in sich selbst trüge. Was ihm anfangs ganz unerträglich erschien, ihn aus allem Verbande mit theilnehmenden Menschen riß, sollte grade zu neuen Freundschaftsverbindungen und zu Entdeckungen von so wichtiger Art führen, daß all' seine Kräfte davon in Anspruch genommen, er selbst aber aus der tiefen Apathie, in die er anfangs versunken war, gewaltsam emporgerissen werden mußte. Das Ableben der allgemein verehrten Frau ward schnell in der Umgegend bekannt und machte überall den tiefsten Eindruck. Nirgends war die Betrübniß größer, als in der Fabrik, die der Verstorbenen früher gehört hatte, und die Stimmung, die mit der Kunde von dem Tode der Wittwe Helfer bei den Arbeitern überhand nahm, ließ, wenn nicht sogleich, doch für die Folgezeit etwas Ungewöhnliches erwarten. Alle Arbeiter stellten wie auf einen gemeinsam erhaltenen Wink die Arbeit ein, man mußte die Maschinen ruhen lassen, die Aufseher und Faktoren hatten weder die Kraft noch den Willen einzuschreiten. Ohne um Erlaubniß zufragen, entfernten sie sich, zogen truppweise, doch ruhig, nach der Hütte der Todten und begeherten von Gotthold, daß er

ihnen ihre ehemalige Gebieterin sehen lasse. Diese ungeheuchelte Theilnahme und Verehrung einer ungebildeten Menschenklasse rührte und entzückte den tief gebeugten Sohn. Er wehrte ihnen nicht und gestattete der zahlreichen Arbeiterschaar paarweise den Eintritt. Alle zeigten dieselbe natürliche Rührung, Jeder drückte der Todten die Hand, als wolle er sie um Vergebung bitten. Dann verließen sie die Hütte ruhig, wie sie gekommen waren, und kehrten ebenso an ihre Arbeit wieder zurück.

Gotthold war eben noch eine andere Freude vorbehalten. Die ihm befreundete Familie Knickeberg konnte bei dem Tode seiner Mutter nicht gleichgiltig bleiben. Zwar wünschte der Gutsbesitzer keinerlei vertrauliche Annäherung aus Gründen, die nur ihm allein bekannt waren, Frau Adelheid aber und die menschenfreundliche Cölestine vergaßen über dem schweren Verlust jede kleinliche Rücksicht und trafen unmittelbar nach dem Abzuge der Arbeiter im Trauerhause ein.

Gotthold begrüßte sie mit einiger Zurückhaltung, allein Cölestine, die nur ihrem Herzen folgte, schloß den Verwaisten unter heftigem Schluchzen in ihre Arme, nannte ihn wiederholt Bruder und verhiess ihm Schutz und Pflege und schwesterliche Liebe für die Zukunft. So große Freundschaft rührte auch den Verlassenen und veranlaßte ihn zur Mittheilung dessen, was ihm am vergangenen Abend begegnet war und worin er zum Theil die Ursache des so schnell erfolgten Todes der Mutter sah. Er zeigte Adelheid und Cölestine Brief und Anweisung der

unbekannten edlen Beschützerin und versetzte Beide in ungemessenes Erstaunen.

»Mutter,« rief Cölestine aus, als sie die Unterschrift des Briefes gelesen, und ihre durch Thränen blitzenden Augen verklärten sich, »das hat der Bruder, das hat Theobald gethan!«

»Du faselst,« sagte die Mutter, wirklich erschrocken über diese kecke Behauptung, »wo hätte Theobald so viel Geld her, und dann ist der Brief ja von einer Frau!«

»Eben darum,« entgegnete Cölestine. »Kannst Du Dich nicht erinnern, daß mir der gute Bruder vor drei Wochen schrieb, wie er mit einer vornehmen Dame bekannt geworden sei? Ihr Name, ich weiß es genau, war Aurora. Sie ist vermögend, theilnehmend, mildthätig, die Güte selbst, und Theobald bittet hundertmal lieber für einen Andern, als für sich! Er leidet vielleicht Mangel, indem er bittet, aber er bittet doch, und er vergißt Noth und Bekümmerniß in dem Augenblicke, wo er erfährt, daß die Thränen eines Bedürftigen durch Mildthätigkeit getrocknet worden sind.«

Gotthold legte, wie er dies bei besonderen Anregungen immer zu thun pflegte, seine Hand sanft auf Cölestine's Schulter, sah ihr lange offen in die großen, vorstehenden Augen und sagte: »Von Theobald, meinst Du? Wie geht es Theobald? Wo ist er jetzt?«

Cölestine gab ihm die gewünschte Auskunft und Gotthold bezeigte sich dafür äußerst dankbar. »Ich werde an Deinen Bruder schreiben.« sprach er, »ich will ihm für seine Verwendung bei der edlen Geberin danken. Nicht

wahr, Cölestine, Du schickst ihm meinen Brief und bevorwortest ihn? Ich will Dir immer, so viel in meinen Kräften steht, zu Diensten sein und Dich schützen vor den bösen Verläumdern.«

»Sei nur gutes Muths, Gotthold! erwiederte Cölestine. »Für Dich soll gesorgt werden, da verlaß Dich auf das Wort eines ehrlichen, deutschen Mädchens. Ich werde mit dem Vater reden, und da soll bald in Geschick in die Sache kommen. Du kannst und darfst nicht so allein in der Welt stehen. Habegeld's Haus ist kein Aufenthalt für Dich. Der Vater wird das gewiß einsehen, denn Noth bricht Eisen.«

Auch Adelheid gab dem Verwaisten die nämliche Zusicherung, und als die beiden liebevollen Frauen die niedrige Hütte verlassen hatten, beugte sich Gotthold über die Entschlafene, küßte ihre Stirn und faltete im Gebet die Hände, um Gott zu danken und wegen seines Kleinmuths um Verzeihung zu bitten. Mit den Worten: »Gott segne Theobald und die hohe Frau, die ihm zur Seite steht!« schloß er sein Gebet, um jetzt die nöthigen Anstalten zur Beerdigung der Mutter zu treffen.

ZWEITER THEIL.

ERSTES KAPITEL.

Durch den heitern Morgen scholl Gesang von dem hochgelegenen Friedhofe herab, dessen weißes Kirchlein weithin nach allen Seiten sichtbar ward. Das Lob und Danklied kam von den Lippen Stephan's, der trotz seines hohen Alters doch schon seit der Morgendämmerung in seinem Berufe thätig war. Er grub ein Grab für die hingeschiedene Mutter Gotthold's, und während er die Erde taktmäßig aufwarf, suchte er sich die schwere Arbeit nach seiner löblichen Art durch Anstimmung eines erhebenden Liedes zu erleichtern. Der alte Mann ruhte oft, indem er sich auf seinen Spaten stützte und die thränenfeuchten Augen zum Himmel aufschlug, dessen klare Wölbung mit einem zitternden Rosenflor überdeckt zu sein schien. Hatte er eine kurze Zeit so dagestanden, so fiel er auf's Neue in den Gesang und fuhr fort in seiner Arbeit.

Die Verstorbene hatte gewünscht, an der Seite ihres ehemaligen Gatten zu ruhen. Auch ohne diesen deutlich ausgesprochenen Wunsch würde ihr die Sitte und die im Volke lebende Pietät gegen Todte diesen Platz eingeräumt haben. Da aber der Friedhof verhältnißmäßig zu klein war für die Anzahl derer, die ein Jahr lang ihre letzte Ruhestätte darauf finden sollten, so hatte Stephan, um Raum zu ersparen, das neue Grab etwas zu nahe an das des früh verstorbenen Helfer gerückt. So kam es nun,

daß während des Arbeitens die dünne Scheidewand einbrach und einige Sargtrümmer dem Todtengräber daraus entgegen rollten. Stephan, der in solchen Dingen äußerst bedenklich war, hätte sich beinahe ein Gewissen daraus gemacht, da er dergleichen für eine Entweihung der Gräber für eine Beunruhigung des Friedensschlammers der Todten hielt. Er legte den Spaten bei Seite, raffte die morschen Bretterfragmente mit zitternden Händen zusammen und suchte sie wieder an ihrem vorigen Orte unterzubringen. Dadurch machte er aber das Uebel nur größer. Erde, Bretterstücke, sogar einige Gebeine entfielen dem geöffneten Grabe und vermehrten die Seelenangst des peinlich gewissenhaften Mannes. Er las auch diese zusammen, um sie in einem Winkel des neuen Grabes einstweilen zu bergen. Dabei fühlte er unter den braunen Gebeinen etwas Schweres und eigenthümlich Kältendes. Er betrachtete das zusammengeraffte Getrümmer genauer und entdeckte zu seinem nicht geringen Erstaunen eine ganz mit Rost und feuchtem Moder überzogene Kapsel, die von Blech zu sein schien. Stephan wendete den Fund um und um, versuchte, ob er sich öffnen lasse und glaubte dabei etwa in der Mitte der Kapsel Spuren von Siegellack zu entdecken. Seine Bemühungen blieben erfolglos, denn der Rost hatte das Metall so fest verkittet, daß man es für gelöthet halten konnte.

»Hm,« sprach er konfschüttelnd zu sich, »wie mag das Ding in das Grab des seligen Helfer gekommen sein! Habe ich doch nichts gefunden, als ich das Grab aufwarf, und dazumal hatte ich noch schärfere Augen, als heut zu

Tage, wo sie mir anfangen, fehlzuschlagen. Was das Ding wohl enthalten mag?« Er schüttelte die Kapsel jetzt vor dem linken, jetzt vor dem rechten Ohr, aber es war innerhalb der verrosteten Hülse nicht das mindeste Geräusch zu vernehmen. Wieder stand Stephan eine geraume Zeit unschlüssig, den wunderlichen Fund nachdenklich in beiden Händen haltend. Es wollte ihm nichts einfallen, und wie immer, wenn er unschlüssig war, nahm er seine Zuflucht zum Gebet, indem er behauptete, daß ihm alsdann jederzeit ein bestimmter Vorsatz wie von Gott eingegeben, in die Seele trete. Dies war denn auch jetzt der Fall. Nach beendigtem Gebet steckte er mit erheitertem Gesicht die blecherne Kapsel in seine Jacke und sprach: »Ja doch ja, das ist das Beste. Mag drin sein, was da will, es gehört dem Gotthold Alles, was in seines Vaters Grabe gefunden wird. Ihm will ich das Ding einhändigen. Das walte Gott!«

Nach diesem Entschlusse ging der zufriedene Alte wieder rüstig an seine traurige Arbeit und beendigte sie unter abwechselnden Liedergesängen noch vor Mittag. Mit einiger Selbstzufriedenheit entstieg er dem fertigen Grabe, zog seine Jacke an, nahm Spaten und Schaufel und verschloß sie im Bahrhäuschen, so genannt, weil die Totenbahnen darin aufbewahrt wurden. Dann ging er nach dem Häuschen der Verstorbenen, um mit Gotthold zu sprechen, fand es aber verschlossen und mußte daher seine Mittheilung auf ein späteres Zusammentreffen mit dem Verwaisten verschieben.

Dieser hatte sich inzwischen der Pflicht, die ihm gegenwärtig die heiligste und nächste dünkte, zu entledigen gesucht. Er hatte nämlich an die großmüthige Rette- rin aus so großer Noth, an Aurora geschrieben, ihr den Empfang der Anweisung und zugleich den unmittelbar darauf erfolgten Tod seiner Mutter angezeigt. Da eine Zu- rücksendung der überwiesenen Summe beleidigend hät- te erscheinen müssen, so verwendete er das schnell er- hobene Geld zur Bestreitung der ansehnlichen Begräb- nißkosten und war fest entschlossen, den übrigbleiben- den Rest als ein Kapital anzusehen, das ihm eine weite- re und höhere Ausbildung, als er bisher hatte erreichen können, verschaffen solle. Um es zu sichern und ein vor- eiliges Angreifen sich selbst unmöglich zu machen, legte er die kleine Summe in Cölestinens Hände, die sie wieder dem Vater zugleich mit der Bitte übergab, daß er sie dem rechtmäßigen Besitzer verzinsen und diesen selbst nun- mehr als ein Mitglied seiner Familie betrachten möge!

Knickeberg war von dem unerwarteten Tode der Witt- we Helfer ungewöhnlich mildthätig gestimmt worden. Er sagte ohne ein Wort der Erwiderung zu, indem er die empfangene Geldrolle bedächtig in der Hand wog.

»Also Gotthold hat wieder einiges Vermögen!« sagte er halb in Gedanken. »Gehen doch sonderbare Dinge in der Welt vor! Und von einer Baronin, sagst Du?«

»Von der Baronin Aurora von Felsburg,« erwiderte Cö- lestine, sehr erfreut, daß der Vater auf ein Gespräch ein- zugehen Miene machte. »Diese edle Frau ist eine Freun- din Theobald's, der Bruder hat ihr die dürftige Lage der

Verfolgten geschildert und so ist Gotthold zu dem Gelde gekommen.«

»Was!« sagte Knickeberg »Was ist das für eine Geschichte? Theo – Theobald? Theobald soll einer Baroin Freund sein? Soll ihr Geld abschwatzen für einen Dritten, während er selbst die Sternschnuppen zählt und wünscht, daß es Speciesthaler sein möchten? Woher weißt Du den Unsinn? Denn Unsinn ist und bleibt es, und wenn Ihr Euch allesammt auf den Kopf stellt!«

Der Gutsbesitzer, an seinem wunden Fleck getroffen, hatte sich schon wieder in die Hitze hineingesprochen und schien noch sehr viel auf dem Herzen zu haben. Cölestine wartete aber nicht. Sie schnitt ihm die Rede keck auf der Lippe ab und sagte in ihrer ruhigen, bestimmten Weise: »Das willst Du Dir nur einreden, Väterchen, damit Du nachher sagen kannst, Du habest Recht gehabt. Aber es ist, wie ich behaupte, es kann ja gar nicht anders sein! Beweise, schriftliche Beweise habe ich außer dem Briefe der Baronesse an die Verstorbene freilich nicht, aber mein Herz, mein Schwestergefühl ist auch ein Beweis. Oder willst Du dies nicht für eben so gut halten, als solch einen Zettel? Nicht, Väterchen?«

»Du wirst mich noch verrückt machen, Mädels, mit Deinen Glotzaugen!« versetzte der Gutsbesitzer polternd, indem er die Geldrolle auf den Tisch warf. »Theobald –«

»Wird recht bald schreiben,« fiel Cölestine ein, »und dann wirst Du sehen, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hat, daß er noch immer mit reinsten Liebe an uns

hängt, unserer gedenkt und daß von ihm diese wunderbare Unterstützung ausgegangen ist. Wie sollte auch die vornehme Frau sonst etwas von den Helfers erfahren haben!«

Knickeberg brummte, weil er etwas Widerlegendes nicht zu entgegnen wußte, und fing an, quer von Ost nach West die Stube zu durchwandern, ein Zeichen, daß seine Stimmung eine lange, konsequent fortgeführte Opposition nicht mehr vertrage. Cölestine schwieg klüglich; sie wußte, daß der Vater das einmal Gehörte im Stillen oft wieder rekapitulire und dann gelegentlich wohl selbst wieder darauf zu sprechen komme. Während dieses kurzen Gefprächs hatte es zwölf geschlagen und der Wind trug das Geläut der Mittagsglocke über die Feldstrecke. Knickeberg setzte seinen Gang durch's Zimmer fort, bis sich das Läuten in einzelne Schläge verwandelte, deren in drei kurzen Pausen neun erfolgten. Er stellte sich an's Fenster, beugte sich mit dem Oberkörper vor, nahm das braune Käppchen zwischen die gefalteten Hände und betete still ein andächtiges Vaterunser. Cölestine, die inzwischen den Mittagstisch deckte, folgte dem Beispiel des Vaters, mit Servietten und Messern beschäftigt, von denen sie während des Gebetes mehrere in den Händen hielt.

Der Gutsbesitzer hatte sein Vaterunser eben beendet, als er Stephan über den Garten herübersteigen sah.

»Da kommt Leichenstephan,« sagte er, sich umwendend, zu Cölestine. »Ob der zu mir will? Gott, wenn nur

der Mann seinen Dreimaster in die Rumpelkammer würfe! Er sieht doch aus, wie ein geborener Narr, wenn er unter andern vernünftigen Menschen mit dem verwetterten Filzkasten auf dem Kopfe in der Welt herumsegelt!«

»s ist eben einer von den Ungewöhnlichen. Vater, und die machen's einmal nicht anders,« versetzte die Tochter, indem sie durch's Fenster sah. »Aber Gott, wie rasch läuft heut der Alte! Der muß krank sein, oder was sehr Wichtiges auf dem Herzen haben! Willst Du ihm nicht entgegen gehen, Vater?«

Knickeberg schüttelte den Kopf, ließ die Geldrolle vom Tische in seine rechte Hosentasche gleiten, die auf derartige Provisionen schon eingerichtet war, und ging nach der Thür. Hier trat ihm Stephan bereits entgegen. Seine blöden Augen, vom hellen Sonnenlicht geblendet übersahen die Schwelle, er stolperte und schlug, bevor ihm der Gutsbesitzer beispringen konnte, an ihm vorbei grad' in's Wohnzimmer, so daß er sich an einer unebenen Diele, deren die Behausung Knickeberg's sehr viele besaß, heftig die Stirn verwundete.

Cölestine ließ vor Schreck den zinnernen Vorlegelöffel fallen, daß er sich verbog und half unter Beistand des Vaters dem Alten wieder auf die Beine.

»Danke, danke,« sagte Stephan, sich das Blut von der Stirn streichend. »So alt, so schwach und doch immer noch unvorsichtig! Ach, was ist der Mensch in seiner Schwachheit! Ein Rohr, das ein Windhauch abbricht! Und wir schmähen über die Jugend, wir alten Thoren, ei, ei, ei!«

Der Todtengräber lehnte sich auf seinen Stock, sah mit weit offenen Augen grad' vor sich hin, und schüttelte den Kopf, als wollte er sich dadurch selbst für seine Unvorsichtigkeit strafen. Unterdeß kam die mitleidige Cölestine mit frischem Wasser und reiner weißer Leinwand herbei, nöthigte den Alten zum Niedersitzen, und wusch ihm die unbedeutende Wunde sorgfältig aus.

»Nun, Stephan, was bringst Du?« fragte der Gutsbesitzer, dem der späte Besuch sehr ungelegen kam, da er es durchaus nicht leiden konnte, wenn seine gewohnte Mittagsstunde verschoben oder wohl gar durch eine unangenehme Mittheilung getrübt ward. Er hatte den eben so richtigen als praktischen Grundsatz, daß Leib und Seele dann am besten gedeihen, wenn sie in Ruhe und Heiterkeit ihre Nahrung zu sich nehmen können. Aus diesem Grunde gab er auch Cölestine heimlich einen Wink, daß sie für Auftragung des Essens sorgen möge, da er aus mehrfacher Erfahrung wußte, wie selten Stephan zum Mitessen zu bewegen war. Der Todtengräber fuhr statt aller Antwort in die Tasche seiner Jacke, langte den seltsamen Fund hervor, und hielt ihn Knickeberg hin.

»Nehmen Sie, nehmen Sie, Herr Knickeberg!« sprach er in seiner kurzen, hastigen Redeweise. »Es gehört dem armen Jungen, dem Gotthold. Möge ihm Gott barmherzig sein!«

»Das Ding?« erwiderte Knickeberg, die verrostete, unscheinbare Blechkapsel in der Hand wiegend. »Ist das etwa auch ein Geschenk von seiner schwärmerischen hohen Beschützerin, die Niemand kennt? Muß ein rares

Weib sein! Denn sonst pflegen die Weiber nicht gern etwas so ganz umsonst zu thun.«

Stephan bewegte heftig verneinend sein weißes Haupt, das bereits der wetterfahle Dreikantige wieder schmückte. »Nichts davon, gar nichts! Ich hab's gefunden heut Morgen, ich! Drüben auf dem Kirchhofe – im Grabe seines Vaters!«

»Und was soll's damit?« fragte der Gutsbesitzer gleichgiltig, der über das werthlose Ding am liebsten kein Wort verloren hätte.

»Geben Sie's Gotthold, weil ich ja doch in Vaters Grabe gefunden habe, das nun sein einziger Grund und Boden ist, den er besitzt, der arme Junge! Wollen Sie?«

Cölestine war inzwischen hinter den Vater getreten, und betrachtete die Kapsel mit forschenden Blicken. Auch Frau Adelheid, die an der geöffneten Küchenthür mit der dampfenden Suppenschüssel in der Hand stehen geblieben war, entledigte sich jetzt ihrer Last und kam gleichfalls herbei.

»Vater,« sprach Cölestine, »das ist eine Büchse. Siehst Du nicht den starken Rostreif in der Mitte? Da wird sie sich auseinander ziehen lassen.«

Knickeberg schien dies wahrscheinlich. Er zog und drehte, riß und schlenkerte, die Kapsel rückte sich aber nicht. »Meinerwegen mag's die goldene Bulle sein,« versetzte er ärgerlich, »mich soll's nicht anfechten! Hast Du's in der Erde gefunden, wie Du sagst, so will ich's in Deinem Namen Gotthold einhändigen. Aber nicht jetzt, noch heut, erst nach der Bestattung der Mutter. Zuletzt ist's

ein altes Pennal und nichts drin als ein Nest voll Ohrwürmer oder Feuerassel. Ich werd's aufbewahren, und nun macht, daß wir essen können!«

Dies war eine Wendung, die Stephan sehr wohl kannte. Er nahm seinen Stock, grüßte die Frauen, und ging in kurzen Schritten, mit dem Stocke vor sich hinfühlend, ob auch der Fußboden eben sei, nach der dunklen Hausflur. »Nichts für ungut, Herr Knickeberg, und Gott segne die Mahlzeit! Morgen zum Begräbniß kommen Sie doch in's Trauerhaus?«

»Ich werde nicht fehlen,« meinte der Gutsbesitzer, begleitete den Alten bis an die Hofthüre, wo er den Hund abrief, und eilte dann mit großen Schritten zurück in die Wohnstube. »Der Stephan wird noch Alterthümler,« sprach er nach gehaltenem Gebet zu Cölestine, »liest er aus den Gräbern verrostete Pennale zusammen, um sie als Präserter zu vergeben! Gott erhalte einem sein schlichtes Bischen Menschenverstand, daß man im Alter nicht eben solche dumme Streiche macht!«

Weder Cölestine noch Adelheid erwiderten auf diese Bemerkung etwas, doch fanden Beide den Einfall des Todtengräbers nicht so ganz verwerflich oder gar thöricht. Knickeberg nahm den Fund nach abgehaltener Mittagstafel zu sich, und legte ihn gewissenhaft zu dem Gelde. Denn bei seiner überaus graden und rechtlichen Gesinnung würde er auch die allerwerthloseste Sache eben so sorgsam verschlossen haben, als hätte man ihm eine Million zur Bewachung übergeben. Damit war aber auch die Sache abgethan, und Gotthold, der gegen Abend eine

kurze Zeit auf das Gut kam, um sich sowohl bei Cölestine, wie bei deren Vater zu bedanken, erfuhr von Niemand ein Wort.

Am nächsten Tage ward die Wittwe feierlichst beerdigt. Bei der großen Verehrung, die man der weichmüthigen, trefflichen Frau in den Tagen des Glückes gezollt hatte, war es natürlich, daß ihre Leichenbegleitung sehr bedeutend ausfiel. Nicht allein Verwandte und Freunde, die sämmtlichen, sowohl thätigen, als auf Beschäftigung harrenden Fabrikarbeiter begleiteten ihre sterblichen Ueberreste zu Grabe. Pastor Pfnorr hielt seine rührendste Leichenpredigt, und bewegte einen großen Theil der weiblichen Kirchfahrt bis zu Thränen. Knickeberg aber schloß an dem heißen Spätsommertage ein, verhörte beinahe die ganze Rede, und gab es noch später dem indignirten Pastor mehrmals zu hören, daß eben darin die ächte Rede, und Predigtkunst bestehe, die Zuhörer immer wach und munter zu erhalten. »Wozu auch haben sie sonst studirt, und das viele Geld da draußen in der tollen Welt todtgeschlagen, wenn sie das schläfrige Menschenvolk nicht stechen und stacheln lernen mit brennenden Worten, wie's die Bremsen mit dem lieben Vieh machen?« sagte er. »Oder glauben Sie etwa, daß meine beiden Blässen in den heißen Sommermonaten nicht einschlafen und faulenzten würden auf Acker und Wiese, wenn es an dem Gebrumm dieses Geschmeißes und an der Geißelschmitze fehlte? Aber das ist der Fehler bei euch Stubengelehrten und Bücherlesern allen, daß Ihr die Natur nicht anhört und anseht, oder doch nur durch

die Brille. Da kann dann freilich nicht immer was Gutes zum Vorschein kommen, und auch ein redliches, eifriger Christ und Verehrer einer guten Kanzelrede, was ich beides zu sein gedenke, kann ein Schläfchen machen, während sie in hohen Regionen, wie kühne Adler schweben.«

Nach der Kirche kehrten die Arbeiter truppweise in ihre Wohnorte zurück, die Fabrik betrat an diesem Tage kein Einziger. Gotthold ging von der gerührten Cölestine begleitet, nochmals zu dem frischen Grabhügel, und verrichtete daran niederknieend ein inbrünstiges Gebet, während Stephan mit dem hölzernen Stiel seines Spatens ein Kreuz in den weichen Hügel eindrückte. Er klopfte dem Betenden auf die Schulter, und sprach begütigend:

»Fasse Dich, Gotthold! Der Herr wird Alles zum Besten wenden. Auf großes Leid, folgt große Freud', und Du bist jung, Gotthold bist stark, gesund und klug! Du hast eine unbekannte Freundin gefunden, was ein Zeichen ist, daß der Himmel Dich noch zu großen Dingen bestimmt hat.«

Gotthold erhob sich beruhigter, legte nochmals seine Hand auf's Grab, als wolle er Abschied von der darunter Schlummernden nehmen, und ging dann schweigend an Cölestinens Seite nach dem Gute Knickeberg's zurück. Dieser nebst Adelheid hatten schon vor dem gänzlichen Schlusse die Kirche verlassen, um den, der von jetzt an ein Glied und Genosse ihres Hauses werden sollte, freundlich zu empfangen. Diese Aufnahme linderte die tiefen Schmerzen des Alleinstehenden, und ließ ihn

Muth schöpfen für die Zukunft. Bevor er sich aber in seinem neuen Asyl häuslich niederließ, hielt er es für unerläßlich, den alten Habegeld noch einmal zu besuchen, dem er sich im Herzen doch vielfach zu Dank verpflichtet fühlte, da er ihm in der schlimmsten Zeit seines Lebens Schutz, Nahrung und Wohnung gegeben, und ihn nach seiner Art sogar liebevoll behandelt hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß der pedantische Wirth zum Türken manche Thräne am Grabe der Mutter zerdrückt, und daß sowohl Habegeld als auch sein Sohn drei Erdenklöße auf den verschwindenden Sarg hinabgekollert hatten, was freilich bei dem Letztern für keinen großen Veweis wahrer Theilnahme, wohl aber gehorsamster Sohnespflicht gelten konnte. Denn Max Habegeld that selten etwas Anderes, und in anderer Art, als das, was und wie er es den Vater hatte thun sehen! – Gotthold setzte seinen nunmehrigen Gebieter, Herrn Knickeberg, von diesem Wunsche in Kenntniß und erhielt dessen billigende Genehmigung. Dem Gutsbesitzer war es sogar recht angenehm, daß der neue Hausgenosse noch ein paar Stunden sich auswärts aufhalten wollte. Er gewann dadurch Zeit und Ruhe, ein langes Schreiben an Herrn Süßlich zu entwerfen, das keinen andern Zweck hatte, als diesem anzuzeigen, daß er sich ferner nicht mehr für befugt halte, die Bedingungen zu erfüllen, die er ihm bei Uebernahme der Helfer'schen Fabrik in Bezug auf die darauf haftenden Kapitalien gestellt, vielmehr sei es sein Wunsch, diese Gelder so bald wie möglich zurückzunehmen, da er sie in

anderer und ihm nutzbarer Weise zu verwenden gedenke. Endlich meldete er ihm, daß er es für Menschen- und Christenpflicht halte, an dem Sohne des Mannes, dem er Vieles zu verdanken habe, nachdem er dem Mitleid der Welt ganz allein und schutzlos preisgegeben, Vaterstelle zu vertreten.

Dieses Schreiben kostete den redlichen Gutsbesitzer viele Seufzer und unzählige Schweißtropfen, denn es mußte in mancher Hinsicht eine bedeutende Aenderung in seinen Angelegenheiten und Verhältnissen hervorbringen. Welche Wirkung es hatte, und was sonst noch darin enthalten war, werden unsere Leser in Kurzem erfahren.

Er spritzte eben die Feder aus, froh, der fatalen Arbeit überhoben zu sein, als ihm das Anschlagen des Hundes und die begütigende Stimme Cölestinens die Rückkunft Gotthold's ankündigte. »Der Junge soll mir meinen Theobald, den närrischen Schlingel, ersetzen,« sprach er zu sich selbst. »Er soll was Tüchtiges bei mir lernen, und, fügt's der Herr, wie ich denke, zuletzt noch mein Schwiegersohn werden. Da bleibt's Gut in der Familie, und bin ich einmal todt, und mein großer Ungewöhnlicher hat sich in der Welt die breiten Hörner abgestoßen, daß man durch die Löcher bis tief in sein Gehirn hineinsehen kann, so weiß er doch, wo er in Kälte und Krankheit, in Noth und Tod eine warme Ofenbank findet. Am Ende des Lebens ist so etwas Prosaisches doch am meisten werth, die Herren von Gestern mit den blassen Gesichtern, klugen Nasen und zottigen Bärten mögen von ihrer Freiheit und Narrheit fabeln was sie wollen!«

Knickeberg, immer in gute Laute kommend, wenn er sich stillschweigend oder laut, für sich allein oder gegen Mehrere über das, was er die Irrthümer der Zeit nannte, aussprach, hatte schon die Thürklinke in der Hand, als er des von Stephan erhaltenen Auftrages gedachte. Er kehrte nochmals um und holte die geheimnißvolle Blechbüchse aus einem für solcherlei aufzuhebende Dinge bestimmten kleinen Wandschranke hervor.

»Wenn ich das Ding so in der Hand halte, wird mir recht seltsam zu Muthe,« sprach oder dachte vielmehr der Gutsbesitzer. »Ein Fund, der unmittelbar aus dem Grabe kommt, das des Vaters schlummernde, zum Theil in Staub und Asche zerfallene Gebeine enthält, gewissermaßen ein Geschenk, das uns der Geist des Abgeschiedenen nach Jahren erst wieder zustellt – hu, mich überläuft's! Ich wollte, der Alte hätte die Kapsel liegen lassen, wo sie lag!«

Während ihm diese Gedanken durch die Seele zogen, kramte er in allerhand Handwerkszeuge, wie es jede Haushaltung auf dem Lande nöthig hat, suchte eine Zange, einen Hammer und ein paar Meißel heraus, löschte schnell das Licht und trat, mit so verschiedenen Instrumenten beladen, in die Familienstube. Brüderlich saß Gotthold neben Cölestine's Arbeitstischchen, das auf einem erhöhten Tritt am Fenster stand. Er erzählte seiner neuen Freundin mit leisem Tone von seiner Mutter, von Habegeld und dessen Gästen, und Cölestine, die bei einem dünnen Licht mit Stricken beschäftigt war, hörte

mit dem Ausdrucke herzlicher Vergnüglichkeit auf diese Erzählungen, die wohl in dem Munde des unverdorbenen Jünglings manches Erheiternde enthalten mochten. Beim Eintritte des Vaters standen Beide auf, um ihm einen guten Abend zu wünschen. Der übliche Gruß ward freundlich erwidert, obwohl dies nicht alle Tage geschah. Knickeberg that einige gleichgiltige Fragen an Gotthold und eröffnete ihm dann, daß, wenn er Lust dazu habe, er unter seiner speciellen Aufsicht die Oekonomie bei ihm lernen könne.

»Bist Du fleißig und schickst Du Dich in meine Art,« schloß er, »so übergebe ich Dir nach ein paar Jahren einen Theil meines Gutes zur Verwaltung, setze Dir einen ordentlichen Gehalt aus, von dem Du bei solidem Leben und vernünftiger Sparsamkeit jährlich noch etwas zurücklegen und Dir so ein hübsches Kapital sammeln kannst, ehe Du Dir eine Frau nimmst. Allzuzeitiges Heirathen taugt ohnehin nicht für einen Mann. Der Mann muß Charakter haben, muß fest und sicher in sich geworden sein und auf eigenem Boden stehen, bevor er sein Schicksal mit dem eines Weibes verknüpft. Wenn's jetzt oft so unvernünftig hergeht in der Welt oder die Weiber sich Ideen in den Kopf setzen, die auf lauter wilden Birnbäumen gewachsen sind, so kommt das ganz allein von den sinn- und herzlos geschlossenen Ehen her. Ein vernünftiges und gesundes Weib will hübsche Kinder kriegen, aber nicht die Welt verbessern und das Tagebuch unseres lieben Herrgotts corrigiren.«

Gotthold konnte einen solchen Vorschlag nur mit Dank annehmen. Er gab diesen in Worten und Geberden zu erkennen. Knickeberg kürzte seine Betheuerungen mit, einem: »gut, wenn Du es versprichst, so glaub' und erwarte ich, daß Du Wort halten wirst,« ab. Hierauf befahl er Cölestine, daß sie die Mutter herbeirufen möchte und sich selbst ebenfalls wieder einstellen sollte.

Nachdem solchergestalt der Familienkreis geschlossen war, hob der Gutsbesitzer wieder an: »Lieber Gotthold! Es ist mir da ein wunderlicher Auftrag geworden, den ich Dir jetzt eröffnen muß. Sieh« – hierbei zog er die Blechkapsel unter seinem Rocke hervor – »sieh, kennst Du das?«

Gotthold betrachtete den Fund des Todtengräbers genau und bekannte dann, daß er nicht wisse, was er daraus machen solle.

»Ich glaub's wohl,« sprach Knickeberg weiter. »Es ist Deines Vaters Grabe entnommen und gehört sonach Dir, Dir ganz allein.«

Der verwaiste Jüngling erblaßte, Adelheid und Cölestine saßen in der ängstlichsten Spannung stumm am Tische. Man hörte das Klopfen ihrer Herzen.

»Willst Du, daß ich diese Büchse öffnen soll?«

Gotthold zitterte – er griff darnach und ließ sie wieder fahren, als fürchte er ein Ungeheures. Ein Wink gab seine Einwilligung.

»Nun denn in Gottes Namen!« sprach der Gutsbesitzer feierlich, ergriff den Hammer, klopfte mit einigen Schlägen den Rost von der Kapsel und faßte sie dann zwischen

die Gebisse der Zange. Das Blech riß auf und splitterte, dann aber gab es nach und die Hüllen lösten sich leis und ohne große Schwierigkeit aus einander. Knickeberg zog das Licht heran, um in die Oeffnung zu leuchten. »Es sind Papiere,« sagte er verwundert.

»Papiere!« rief Gotthold und alle Farbe entwich aus seinen Wangen, seine Hände flogen wie im heftigsten Fieber.

»Warum erschrickst Du so darüber? Weißt Du darum?«

Gotthold verneinte. »Eine Ahnung, eine Ahnung!« stammelte er und streckte die Hände nach der Kapsel aus. Bei diesem Ausruf sahen Adelheid und Cölestine auch auf dem Gesichte des Vaters die natürliche Röthe der Gesundheit schwinden, er kehrte schnell den blecheren Behälter um, schüttelte und pochte daran, und eine vollkommen wohl erhaltene, nur durch die Feuchtigkeit hie und das fleckig gewordene Papierrolle fiel auf den Tisch. Knickeberg entfaltetete sie eiligst und ließ die Strahlen des Lichtes darauf fallen. Allen entfuhr fast zugleich der Ausruf: »Das Testament!«

Von dieser Entdeckung, so erfreulich als furchtbar, war die Familie gleich heftig erschüttert, doch war sie zu wichtig, um nur die geringste Zeit zu verlieren. Dies sah der praktische Gutsbesitzer im ersten Augenblicke ein. Darum durchlief er schnell die kurze Schrift, prüfte die Unterschriften und legte dann die Rolle mit den Worten in Gotthold's Hände: »Du allein bist der rechtmäßige Erbe der Fabrik!«

ZWEITES KAPITEL.

Hinter den zahlreichen Gebäuden, aus denen jetzt die Fabrik bestand, die sich der schlaue und schleichende Süßlich zuzueignen gewußt hatte, zog sich ein bewaldeter Bergrücken hin. Verschiedene rasche Quellen sprudelten aus dessen Vertiefungen hervor und einigten sich später in einem starken Bache, dessen nie versiegende Gewässer sowohl die arbeitenden Maschinen, als den nahe gelegenen kleinen See speisten.

In neuerer Zeit hatte Herr Süßlich eine Menge Bauten angeordnet, von denen mehrere bereits vollendet waren. Er errichtete nämlich Eisenhammer, da er als spekulativer Geschäftsmann die Einsicht gewonnen hatte, daß der Handel mit Eisen am einträglichsten sein müsse. Die Lage, die Oertlichkeit konnte für ein solches Unternehmen nicht günstiger sein, denn Wasser, Holz und Kohlen gab es im Ueberfluß. Dieser neue Zuwachs industrieller Betriebsamkeit belebte die sonst einsame Gegend in eigenthümlicher Weise. Das Sausen und Pochen, Hämmern und Schmieden wollte kein Ende mehr gewinnen und scholl durch die Nacht weit umher. Dazu spieen die Hochöfen, in denen das Metall glühte, ihre Feuersäulen in die Luft, so daß es oft den Anschein hatte, als würde die von der Spinnfabrik herabwallende breite und schwere Rauchwolkendecke von flammenden Pilastern getragen. Es war der Baldachin der Industrie, der zu jeder Tageszeit über dieser Gegend schwebte und den Ort anzeigte, wo der

Genius des materiellen Zeitgeistes seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Ein einsamer Wanderer mit einem dürftigen Ränzel auf dem Rücken, trat am Abend des Tages, dessen Begebenheiten wir so eben erzählt haben, aus dem Dickicht des Waldes. Es war eine kräftige Gestalt in vollster Jugendkraft, mit üppigem, glänzend schwarzem Haar, einer mehr breiten als hohen Stirn, der sehr starke Augenbrauen den Charakter ungemeiner Willenskraft ausdrückten. Seine Kleidung war abgetragen, sogar schadhaf. Ueberhaupt hatte der Wanderer äußerlich das Aussehen eines heruntergekommenen Menschen, eines Vagabonden. Als er zu seinen Füßen die vielen rauchenden Schornsteine, die hohen vielstockigen, weißen Fabrikgebäude und die Gluthsäulen, der Hochöfen erblickte, die in stiller Nachtluft hoch empor lohten, blieb er verwundert stehen und betrachtete das Schauspiel lange. Seinen feurigen Blicken zufolge konnte man annehmen, daß sich der junge Mann über den eigenthümlichen Anblick freue. Aber sein Auge blieb nicht auf diesen Tempeln des Materialismus haften, es schweifte darüber hinaus und suchte manchen Punkt, manchen Ort, der in der Trübe der herabsinkenden Nacht kaum noch zu erkennen war. Elastischen Schrittes ging jetzt der Fremde den Feldweg hinab, der nach der Fabrik geleitete. Ihre Maschinen arbeiteten in dieser Nacht nicht, da die Arbeiter von dem Begräbniß in ihre Wohnungen heimgegangen waren. Der späte Wanderer versuchte die einzelnen Zugänge in das weitschichtige Gebäude zu öffnen, er fand sie aber alle

verschlossen. Auch im Innern war es todtenstill, kein Fenster erleuchtet, kein Hebel, keine Spindel in Bewegung. Bei Menschen von Gefühl macht dies einen schwer zu beschreibenden Eindruck. Es ist, als sei der Dämon, der in diesen Klammern, Kämmen und Walzen haust, eingeschlummert, als liege er ausgestreckt, wie ein Alp, über dem ungeheuren Werke und umstricke, hemme es mit seiner eigenen Last, mit den Flechten seines wild flatternden Haares. Nur das über die Schützen herabstürzende Wasser brauste dumpf und eintönig, wie das stöhnende Athmen des schlafenden Dämon.

Wer den Fremden so behend von Thür zu Thür schlüpfen sah, wer ihn klinken und pochen hörte, wer zumal seine scharfen, finstern Blicke erkennen konnte, die er an die Gebäude heftete, der mochte leicht einen unheimlichen Gesellen, einen Landstreicher und gelegentlichen Dieb in ihm vermuthen. Als er sich überzeugt hatte, daß er hier keinen Einlaß erhalten könne, umging er langsam und oft stehen bleibend das große Gebäude und schritt die kleine Anhöhe vollends hinab bis an den See, in dessen Schilfgestaude ein immerwährendes Säuseln und Flüstern auch bei vollkommner Windstille zu bemerken war. Hier theilte sich der Fußsteig. Der eine lief in großem Bogen rund um den See nach dem kleinen Häuschen von Gotthold's Mutter, dessen grün bemooftes Strohdach und darüber das kleine Wäldchen in dem zuckenden Aufleuchten der flammenden Schornsteine deutlich zu erkennen war. Der andere geleitete nach

den Eisenhämmern tiefer unten im Grunde, deren schrillendes Gelärm ohrbetäubend die Luft durchschnitt. Diesen Pfad schlug der Fremde ein. Die Hütten standen offen, man sah schon aus der Ferne die im Schein den Feuerhelle arbeitenden Gestalten, man vernahm deutlich das Brausen der Bälge, das taktmäßige Fallen der schweren Riesenhämmer. Gleich an der offenen Thür der ersten Hütte, aus der eine glühende Luft wehte, hemmte der Wanderer seinen Lauf und trat hinein. Die Arbeiter, eben beschäftigt, eine ungeheure roth glühende Eisenstange mit gewaltigen Zangen unter dem arbeitenden Hammer hin- und wiederzuschieben, bemerkten anfangs den späten Eindringling nicht. Erst als das Verglühlen des Eisens die Zurückschaffung desselben in die brausende Gluth des Ofens nöthig machte, wurden Einige seiner ansichtig.

»Was sucht Ihr?« schrie ihn der Nächste heftig und mit finster drohendem Gesicht an.

»Kauft Ihr Mäusefallen, Rattenfallen, Fischhamen?« entgegnete in singendem Leiertone, wie ihn Hausirer gewöhnlich annehmen, der Unbekannte.

»Schert Euch zum Teufel mit Euren Rattenfallen!« versetzte unter rohem Auflachen der trotzige Geselle. »Wir hätten Zeit zum Ratten- und Mäusefang! Seht Ihr denn nicht, was wir schaffen? Wir schmieden Reifen, sie um die Welt zu schlagen, damit das alte Faß noch eine Weile zusammenhalten möge! Ha, ha, ha, ha!«

Ohne sich weiter um den Hausirer oder was er sonst sein mochte, zu bekümmern, schloß sich der Arbeiter seinen Genossen wieder an, half ihnen die Eisenstange im Glühofen wenden und drehen, und schob die brennende Flocken auf den Estrich verstreuende alsdann abermals unter die Wucht des Hammers. Der Fremde wartete zusehend das Wachsen des geschmeidigen Metalles ab und fragte dann den Vorigen, ob nicht ein Wirthshaus in der Nähe sei?

Der Arbeiter maß den Fragenden mißtrauisch von Kopf zu Fuß. »Versucht's drüben im Türken,« versetzte er achselzuckend. »Ihr habt eine genaue Stunde, wenn Ihr den Kirchweg einschlagt. Dort könnt Ihr vielleicht auch einen Handel mit Eurem Zeuge machen, denn es gibt da immer allerhand Volk, das mit Körnern und aller Art Getreide zu schaffen hat und die Mäuse umsonst füttern muß. Auch der Wirth selber gibt Euch wohl ein Nachtquartier umsonst, wenn Ihr eine von euren Maschinen bei ihm zurücklaßt. Denn es ist einer von den Menschen, die der Knochen, von dem sie das Fleisch abgeklaut haben, noch reut.« –

Der Fremde bedankte sich für die erhaltene Auskunft und wünschte den Arbeitern eine gute Nacht. Dann schlug er den angedeuteten Weg ein, der am hoch gelegenen Kirchhof vorüber führte, und wanderte nach der Stadt dem Türken zu. –

Herr Habegeld, den wir schon längere Zeit aus den Augen verloren haben, war noch immer derselbe. Er stand noch wie ehemals in seinem blautuchenen Frack

am Schenktische neben dem stummen Sohne und rauchte täglich seine fünf Cigarren von jener berühmten Sorte, die er nun schon seit vierzig Jahren führte und seinen Gästen in einer Schachtel von gleich hohem Alter präsentirte.

Das Gastzimmer war ziemlich gefüllt, denn Viele von denen, welche Gotthold's Mutter zu Grabe geleitet hatten, waren auf dem Rückwege im Türken eingekehrt und nun bei einem guten Trunk und noch besserem Gespräche länger, als sie beabsichtigten, sitzen geblieben. Unter vielen Unbekannten befanden sich um die spätere Abendstunde auch Magister Zunder und sein Freund und Amtsbruder Windrich im Türken, und zwar, wie dies nicht anders zu erwarten stand, im lebhaftesten Streit, den Herr Habegeld in seiner philosophischen Wirthsstube heiter belächelte.

»Sie wollen den ewigen Frieden, das tausendjährige Reich auf Erden einführen,« docirte eben Magister Zunder seinem Freunde, mit dem rechten Arme in der Luft herumsägend, »darum, lieber Bruder, begünstigen die Potentaten die Eisenbahnen und befahren sie selber allemal zuerst. Mich geht's nichts an, obwohl Neuerungen niemals zu gut sind. Das Volk wird nur aufsässig, verlangt Aufschlüsse über Dinge, die es nicht versteht und vergißt darüber vollends das Bischen Bibel und Katechismus!«

»Na,« versetzte Windrich, »Ihr Wort in Ehren, lieber Magister, doch – na, ich habe meine Doch's!«

»Heraus damit. Wenn ich mit Ihnen reden soll, muß ich auch wissen, was Sie gegen meine Gründe aufbringen wollen.«

Mit sehr klugem Gesicht erwiderte Windrich so leise, daß es nur die Gäste der nächsten beiden Tische verstehen konnten: »Ich bin entschieden Ihr Widerpart, denn ich trage die feste Ueberzeugung in mir, daß die hohen Häupter die Eisenbahnen deshalb bauen lassen, um bei einer Revolution ihre Armeen rasch zusammenziehen zu können. Pst! Lassen Sie mich ausreden! Es ist genau so, wie mit dem Demoliren der Stadtmauern und dem Ausfüllen der Stadtgräben. Der Verschönerung wegen und um die dummen Teufel von Bürger zu überreden, sie wären Liebhaber der Freiheit, die sie meinen, heißt es freilich, der leichteren Ueberumpelung und schnellen Einnahme wegen geschieht es aber wirklich.«

»Irrthum, Irrthum, Irrthum!« rief Zunder aus und leerte sein Deckelglas. »Noch einen Schnitt Herr Habegeld!«

»Ja gleich, Herr Magister,« versetzte dieser, wackelte bedächtig heran, nahm das leere Glas und übergab es seinem Sohne, der bereits Miene machte, dem Vater nachzusteigen. Dieser händigte es endlich dem Kellner ein, der sich dann in den Keller verfügte.

»Ich weiß wohl,« fuhr Pastor Windrich fort, seinen Amtsbruder ungewöhnlich lange in Schach haltend, »daß auch die Jugend und noch dazu die aufgeklärte oder wenigstens die, welche dafür gelten will, dieselbe Ansicht festhält. Sie kennen ja Knickeberg's Theobald. Nun sehen Sie, dieser konfuse Mensch hat neuerdings einen

Brief an seine Schwester geschrieben, worin er frivol und fast gottlos ganz keck behauptet, die Eisenbahnen seien Trauringe, die sich die Völker zuwürfen und das Geseuse und Gezische der Dampfmaschinen trauende Priester! Na, nun bitt' ich Sie, liebwerther Herr Amtsbruder, ist Ihnen noch 'was Tolleres vorgekommen? Was Gotteslästerlich's in's Gesicht gesagt worden? Wenn die Dampfmaschinen trauen und kopuliren, was sollen denn wir zuletzt machen? Gottlob, daß das Alles nur Worte eines halb verrückten Faselanten sind, die in Zeit und Ewigkeit keine Geltung gewinnen können! Wie dumm, wie ganz eselsdumm! Werden die Fürsten sich darauf einlassen, den Völkern die neumodischen Trauringe selber schmieden zu helfen! Keine Idee daran! Hübsche, blanke, lockende Ketten sind's, für die alles Volk, wie die Wilden Amerika's für Glasperlen, seine eigentliche Freiheit hingibt.

»Was Freiheit!« rief Zunder, »wer schwatzt von Freiheit! Kinder und Narren! Wir suchen, wollen und finden nur die Wahrheit, die Wahrheit, welche uns freimacht. Sela! Und das thut eben der ewige Friede.«

Hier ward das Gespräch der beiden Pastoren, das wir vielleicht schon zu ausführlich mitgetheilt haben, durch den Eintritt des Fremden unterbrochen, der einen seiner scharfen, treffenden Blicke auf sie warf, noch ehe er den Wirth gefragt hatte, ob er ein Nachtquartier bekommen könne?

Herr Habegeld sagte bereitwilligst zu, ohne den neuen Gast genauer zu betrachten. Dafür holte sein Sohn das Versäumte desto gründlicher nach und gurgelte mit

seiner bellenden Stimme dem Vater einige Worte in's Ohr, indem er in eckig schleudernden Handbewegungen mehrmals auf den Fremden deutete. Habegeld drehte sich stehenden Fußes um und setzte hinzu: »Das heißt, wenn Sie Geld haben, mein Herr! Denn hier kehren nur anständige Leute ein, von gutem Ruf und sittlichen Lebenswandel, was mir meine verehrten Herren Pastoren bestätigen werden.«

Die letzten Worte begleitete er mit einem freundlichen Lächeln, indem er grüßend und sich verbeugend sein Samtmützchen vor den Herren abnahm.

Der Fremde zog die Stirn in finstere Falten, faßte sich jedoch schnell, zog einen kleinen Lederbeutel hervor und sagte, indem er ihn auf den Tisch fallen ließ: »An Geld fehlt es nicht, mein Herr! Uebrigens muß ich bemerken, daß ein gebildeter Wirth mit Fremden höflicher umgehen sollte. Auch diese sind zuweilen anständige Leute und verdienen manchmal einen bessern Ruf, als die reichen Faullenzer.«

»Das ist ganz gut, lieber Herr,« versetzte Habegeld, seit er den vollen Beutel des Fremden gesehen, schon höflicher gestimmt, »aber sehen Sie, ich brauche alle Tage Geld, und da sehe ich mich lieber vor. Wünschen Sie ein Glas Bier und etwas Abendbrod? Hier ist die Karte. Die Speisen sind ganz frisch. Auch eine gute Cigarre steht zu Befehl!«

Der schlecht gekleidete Fremde gab seine Wünsche zu erkennen und lehnte sich darauf in den Winkel zurück,

den er eingenommen hatte, die übrige Gesellschaft mit seinen lebhaften Augen unablässig bewachend.

Zunder und Windrich wechselten bedenkliche Blicke mit einander. »Ich weiß nicht, wo ich diese Gaunerphysiognomie schon einmal gesehen haben muß,« flüsterte Windrich in seiner hörbaren Weise, »aber mich dünkt, es ist ein gefährlicher Mensch.«

»Ein Kerl, der aus dem Zuchthause entsprungen sein wird,« fiel Zunder ein. »Solch Gesindel schleppt auch immer einen Schnappsack mit sich herum, der Alles mitgehen heißt, was ihm am Wege liegt. Es dürfte gut sein, wenn man der Polizei einen Wink geben ließ. In solchen Fällen lernt man doch erst kennen, was für eine wohltätige, wahrhaft menschenfreundliche Erfindung die Polizei ist!«

»Und auch diese verunglimpfen die Liberalen,« perorirte Pastor Windrich. »*O tempora*, ihr seid des Teufels!«

»Herr Wirth!« rief die sonore Stimme des Fremden im Winkel.

»Ja, gleich,« erwiderte Habegeld weich und breit. »Was, steht zu Diensten?«

»Setzen Sie sich doch einmal ein paar Minuten zu mir,« sagte der Unbekannte, »falls Sie nämlich so viel Zeit übrig haben sollten.«

»O sehr gern, sehr gern! Aber darf ich bitten, mich zuvor den Grund Ihres Begehrens wissen zu lassen?«

»Wenn Sie mir auf meine Fragen unumwunden Antwort geben wollen, werden Sie ihn gleich erfahren.«

»Außerordentliche Ehre für mich,« lächelte Habegeld, zog sein Mützchen und schob einen Stuhl neben den Sitz des Fremden.

»Herr Amtsbruder,« flüsterte Magister Zunder, »wir scheinen in einen menschlichen Irrthum verfallen zu sein. Dieser junge, verwegen aussehende Mensch ist nicht, was er scheint. Auch schon ehemals pflegten sich je zuweilen Fürsten in ein Bettlergewand zu hüllen, unter dem Volke herumzureisen und zu prüfen, wer es da gut meine mit Staat und Kirche«

»Na da kommen Sie auf meine Gedanken, lieber Bruder,« versetzte Windrich. »Der befehlshaberische Ton, die feine Blässe, die noble Nase, der stolze Blick – kein Zweifel, es ist der Erbprinz. Darum kam er mir auch so bekannt vor. Zu Hause über meinem Schreibtische neben dem Almanach und Kalender hab' ich ihn im Porträt aufgehängt.«

»Ist er's wirklich, so haben wir einen dummen Streich gemacht,« sagte Zunder trocken und suchte seine Verlegenheit durch rasches Rauchen wieder los zu werden.

Inzwischen war der Fremde mit Herrn Habegeld im lebhaftesten Gespräch, das anfangs undeutlich, später verständlicher, endlich ganz laut geführt wurde.

»Kein Rückhalt, ich will Alles wissen!« sagte der Unbekannte fest und entschieden. »Was ist aus der Wittwe Helfer und ihrem Sohne geworden? Ich muß es wissen, weil ich gekommen bin, geschehene Uebelthaten zu bestrafen.«

»Er ist's!« bedeutete Zunder seinen Amtsbruder. Windrich nickte und paffte zahllose Ringe in die Luft.

»Ja, mir kann's gleich sein,« entgegnete der Wirth. »Da sitzen noch ein Paar, die mir's bezeugen können, daß sie die arme Frau heut begraben haben!«

»Todt?« rief der Fremde in heftigster Aufregung. »Todt!« wiederholte er dann matt und dumpf und preßte die geballten Fäuste leidenschaftlich gegen seine Stirn. »Also doch zu spät!«

Es trat eine Pause ein, die auch alle übrigen Gäste zum Schweigen brachte, denn der Ausruf des Fremden hatte Jedermann aufmerksam gemacht. Habegeld schüttelte den Kopf, blieb aber doch neben dem so gewaltsam Erschütterten sitzen. Die beiden Pastoren schwiegen vor Verwunderung ebenfalls, glotzten einander an und gaben sich einzig und allein durch wiederholtes Kopfnicken ihre sehr übereinstimmenden Gedanken zu erkennen. Nach einiger Zeit richtete sich der Fremde wieder auf.

»Sie sagten, alle Gebäude, die Eisenhämmer und Hochöfen nächst der Fabrik seien vom Herrn Süßlich angelegt worden?«

»Alles, was Sie dort herum sehen und nicht sehen, hat der reiche Herr Süßlich nicht allein angelegt, es gehört ihm auch.«

»Wo ist jetzt sein Sohn?« examinirte der Unbekannte weiter.

»Wer?« sagte Habegeld. »Nach seinem, nach Herrn Süßlich's Sohn fragen Sie? Ja da thut es mir sehr leid,

sehen Sie, daß ich Ihnen keinen Nachweis über diesen geben kann.«

»Ist er so lange in die Welt gegangen?«

»O ja, recht sehr lange, mein werther Herr. Es war ein gar hitziger Bursche, der dem strengen Herrn Vater nicht gehorchen wollte, und weil er die Aufsicht satt hatte, sehen Sie, da lief er fort, nachdem er dem Vater hundert Ducaten entwendet hatte!«

»Wer sagt das!« rief der junge Mann mit aufflammender Zornesröthe und schlug heftig auf den Tisch.

»Das sagt die ganze Welt,« fuhr der Wirth phlegmatisch fort. »Sein Vater war natürlich sehr aufgebracht, denn der Sohn hatte sich vorher sogar an ihm vergriffen. Er ließ ihn daher mit Steckbriefen verfolgen. Wahrscheinlich aber hat er sich in irgend ein Wasser gestürzt, denn man hat von der Stunde seines Entweichens an nie mehr eine Sylbe von ihm gehört. Ja, gleich!« setzte er, dem Anklingen eines Glases antwortend hinzu, grüßte lächelnd den Fremden und bediente ruhig und behaglich, wie immer, seine Gäste. Die Pastoren waren schon früher ganz still fortgegangen.

Nach einer Weile setzte sich Herr Habegeld wieder neben den Fremden. »Sie scheinen vielen Antheil an dem Schicksale des verschollenen jungen Menschen zu nehmen,« fuhr er gutmüthig fort. »Wenn dem so ist, so darf ich Ihnen wohl im Vertrauen sagen, daß nicht Alle an den ihm schuldgegebenen Diebstahl glaubten. Ich selbst gehöre ebenfalls unter diese.«

Der Unbekannte sah ihn mit einem Blicke an, in dem sich wilder Zorn, Scham und edle Dankbarkeit wunderbar abspiegelten. »Und da wir doch einmal auf dies Kapitel gekommen sind, das oft in dieser Stube verhandelt wurde, so kann ich Ihnen die tröstliche Nachricht geben, daß mein werther Freund und Stammgast, der Gutsbesitzer Herr Knickeberg da über dem Hübel, den verwaisten Gotthold, Helfers einziges Kind, heut für immer zu sich genommen hat. Bis jetzt aber habe ich ihm Brod, Kleider und Unterkommen gegeben.«

»Haben Sie? Dann reichen Sie mir die Hand, daß ich weiß, wie der Händedruck eines Ehrenmannes thut.«

»Nur Schuldigkeit und Christenpflicht, mein lieber Herr,« sagte Habegeld. »Ja gleich!«

Der Wirth verabreichte einigen Gästen Cigarren aus der vierzigjährigen Schachtel und nahm dann seinen vorigen Platz wieder ein, denn der fremde Herr in den abgetragenen Kleidern wurde ihm von Minute zu Minute wichtiger.

»Sie nannten den Gutsbesitzer Knickeberg,« knüpfte der Unbekannte das Gespräch mit Habegeld wieder an. »Einer seiner Söhne hieß Theobald, wissen Sie, wie es diesem geht? Wo er ist, was er treibt?«

»Eins muß ich Ihnen gestehen, lieber Herr,« gab hierauf Habegeld zur Antwort, »ich rede nicht gern so gerade zu, denn man kann dabei in die schlimmsten Händel gerathen, was ich selbst erlebt habe, und gleichermaßen kann ich Fragen, wie Sie sie stellen nicht leiden. Also mit

Ihrer Erlaubniß (hier nahm er lächelnd und sich vorbeugend sein Mützchen ab) werde ich in meiner Weise darauf Bescheid geben.«

»Ich kann Niemand vorschreiben, wie er sprechen soll,« sagte der Fremde trocken, aber höflich.

»Nun,« fuhr Habegeld fort, »um das Was und Wie durfte sich bei dem genannten Herrn von jeher Niemand bekümmern. Es mag wohl heut zu Tage noch eben so sein, denn, bringt ein guter Freund den Herrn Gutsbesitzer auf diesen Sohn, so speit er Feuer und Flammen, wie der Vesuv, zerschlägt sich drei, vier der schönsten holländischen Thonpfeifen, wird wohl auch grob und schiebt sich mit einem ingrimmigen Gesicht zur Thür hinaus. Und das hab ich nicht gern, denn der gute Alte hat dann auch seine Bosheit. Er ist im Stande, acht oder vierzehn Tage lang keinen Fuß in mein Haus zu setzen. Vorbei läuft er aber alle Tage, kann's sein, gar zweimal, und grüße ich ihn auf's Allerschönste, so rückt er nur an seinem verbogenen Filzhute, ohne sich umzusehen. Ja, ja, 's ist eben ein etwas kricklicher Herr! – Unter uns,« setzte er leiser, hinzu und beugte sich mit dem halben Leibe über den Tisch, »die Leute sagen, er sei unter die Komödienspieler gegangen und schreibe sogar selber solchen Unflath. Unflath nannten's wenigstens die liebwerthen Herrn Pastoren.«

»So, so!« versetzte der Fremde etwas zerstreut. »Sie wissen seinen Aufenthalt nicht?«

»Ich habe nie darnach gefragt.«

Es trat eine Pause ein. »Gab es hier nicht einen Todtengräber, Namens Stephan?« fragte der Unbekannte.

»Sie werden Leichenstephan meinen. Ja, ja, der lebt noch und hat heut die gute Wittwe unter die Erde gebracht.«

»Gott sei gelobt! Ihn muß ich morgenden Tages sprechen, damit nicht Alles verloren ist!«

Nach dieser Aeußerung berichtigte der Unbekannte seine geringe Zeche und verlangte, daß man eine reinliche Streu für ihn bereite. Habegeld bot ihm ein Zimmer mit Bett an, aber er schlug es barsch aus.

»Das is 'n närrischer Kerl,« bemerkte Habegeld junior. »Geht wie 'n Schleifer und red't wie 'n Prinz. Bin froh, daß er Morgen wieder auskratzt.«

»Mich dünkt, ich wittere Morgenluft!« sagte Habegeld senior bedeutungsvoll, denn er war seiner Zeit auch ein Verehrer schöner Balladen und Volksliedern gewesen.

DRITTES KAPITEL.

Eine namenlose Bestürzung hatte sich der Familie Knickeberg bemächtigt. Frau Adelheid, an derartige außerordentliche Vorkommnisse durchaus nicht gewöhnt, konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, selbst ihr Mann war nicht viel besser daran. Wenigstens hörte sie ihn oft seufzen, aufstehen und das Fenster öffnen, um seine brennende Stirn an der frischen Nachtluft zu kühlen. Glücklich über die gemachte Entdeckung war vielleicht nur eine einzige Person auf dem Gute, Cölestine. Die innere Freudigkeit ihres tief fühlenden Herzens, das wahrhafte Entzücken, das ihre Seele ergriff und sie in eine Art Begeisterung versetzte, ließ auch sie nicht

der gewöhnlichen Nachtruhe genießen. Statt aber wie die Uebrigen, Gotthold nicht ausgenommen, eine ganze lange Nacht in qualvoller Unthätigkeit zu verbringen, zündete sie, nachdem das ganze Haus zur Ruhe gegangen war, ihr Lämpchen nochmals an, zog die kleinen weißen Vorhänge am Fenster dicht zusammen, um den Lichtstrahl zu dämpfen und holte Schreibmaterialien aus ihrem Nähtischchen hervor, dessen Schubkasten neben weiblichen Utensilien die kleinen Schätze des Mädchens, Theobald's geheime Briefe und einige Geburtsgratulationen, enthielt. Sie faltete zierlich einen geränderten Briefbogen, stutzte eine Feder zurecht und faltete dann über Tisch und Papier die Hände, als wolle sie beten. Es mußte wohl auch etwas Aehnliches die Seele des Mädchens bewegen, denn während ihre großen, vorstehenden Augen in erhöhtem feuchten Glanze schimmerten, bebten ihre Lippen. So saß Cölestine geraume Zeit regungslos. Sie fühlte nicht die Thränen, die über die blassen schmalen Wangen als erster Morgenthau der Freude herabrieselten; sie schwärmte in einer weiten, glänzenden Welt, sie hing am Halse des fernen Bruders, sie dankte in rührender Seelenfreudigkeit dem gerechten Himmel für sein Erbarmen. Mit ihren Gefühlen, Empfindungen und Gedanken im Reinen, ergriff sie die Feder und schrieb:

»Mein herzlich geliebter Bruder!

Das habe ich wohl immer geglaubt, daß der liebe Gott ein gutes Kind nicht würde lassen zu Schanden werden. Und darum habe ich alle Morgen und alle Abende recht inbrünstig zu ihm gebetet, und für Dich auch, daß er Dein

Herz regieren und Dir gute, treue Freunde erwecken möge, welche ihre Hände um und über Dich breiten, wenn die falsche und gottlose Welt die spitzen Pfeile ihrer Verleumdung gegen Dich schleudert. Nun darin wird mir Gott wohl einen Gefallen thun, denn es würde mein ganzes Herz brechen, wenn ich das Gegentheil erleben müßte. Und daran kann doch dem lieben Gott auch nichts gelegen sein, daß ein armes Mädchenherz, dem ohnehin der Himmel selten voller Geigen hängt, aus Gram und Bekümmerniß in sich selbst verblute!

Ach denke Dir, mein guter Bruder, der lange Stephan – ich meine den, der die Backöfen so gut setzt und der auch unsern alten Bretzelkasten so schön aufgeputzt hat – derselbige hat des verstorbenen Helfer's ächtes Testament gefunden, das dazumal verloren ging. Aber wie sich das gemacht hat, kann ich Dir jetzt nicht auseinander setzen. Das wäre zu langweilig und es ist schon eilf Uhr in der Nacht und morgen habe ich den großen Buttertag, wo ich schon um vier Uhr wieder in den Pantoffeln stecken muß. – Der Vater ist ganz verdutzt über diese Entdeckung und die liebe Mutter auch. Sie sahen einander beide an, wie die Kuh das neue Thor. Und's war auch nicht zu verwundern, denn so ein Schlag der Freude ist mir noch in meinem Leben nicht in's Herz gefallen. Und dieser offenbare Fingerzeig Gottes, der uns recht ein Beispiel gibt von seiner unermesslichen Güte! Nun, das sollst Du Alles noch erfahren und vielmehr dazu; denn es wird bald einen großen Spektakel geben, das glaube mir!«

Der arme ist nun seit heut ganz bei uns. Er will die Oekonomie beim Vater lernen, der ja als der beste Wirth weit und breit bekannt ist. Gottlob, daß es so gekommen ist, denn Gotthold ist auch ein recht treuer Freund von Dir! Was das meinem Herzen wohlthut, lieber Bruder! daß ich nun wieder einen Menschen habe, mit dem ich von Dir reden kann, ja siehst Du, davon hast Du in der großen Welt gar keine Ahnung nicht! Aber warum ich Dir schreibe, das ist dieses. – Ich muß ganz schlechte Makelfüße machen, denn das Licht wird gleich alle sein; es sprudelt schon. – Also ich meine, der Vater wird von nun an ganz andere Saiten aufziehen mit dem alten Sünder, dem schändlichen Süßlich. Das ungerechte Gut, das er geraubt, muß er wieder herausgeben, das hab' ich mir gelobt, und darum wird es auch in Erfüllung gehen. Die Hauptsache ist nur, daß der alte Neidhammel nicht Lunte riecht von dem Donnerwetter, das wir hier im Stillen zusammenbrauen. Da will ich schon den Kessel rühren, recht wie eine Hexe, denn ich halt's für eine gute That, wenn ich mithelfen kann, den Sündenbock an den Pranger und in's Zuchthaus zu bringen. Ich glaube, Du kannst auch etwas dabei thun, da Du in Süßlich's Nähe lebst. Und Vater wird jetzt ganz anders sein, auch mit Dir, das glaube nur! Denn er hat den festen Willen, allem Unrecht den Hals zu brechen, wie's christlich ist. Und wenn Du einen Brief von ihm kriegst und es steht darin was Stachliches das aussieht wie ein Wachholderbeerstrauch, so greife nur in Deine Brust, lieber Bruder, pflücke die Seidenfäden der Liebe von Deinem Kindesherz und hülle

sie ein die Stacheln. Denn Vater meint es immer gut und ist auch ein kreuzbraver Mann! Hilf nur den neuen Judas mit entlarven!

Wirst Du nicht bald heirathen? Wie wär's mit der hohen Gönnerin, von der Du schreibst? Oder bist Du auch von der jetzt aufkommenden Sorte junger Männer, die aus Bequemlichkeit eher zehn Herzen brechen, als eins an ihre Brust nehmen? O sie wissen gar nicht, wie einem allein stehenden Mädchen dabei zu Muthe wird! Nun, ich habe das beste Zutrauen zu Dir!

Dieser Brief bleibt anter nuh', das bitte ich mir aus! Und nun schlafe wohl, mein guter Bruder! Die Lampe pputzt wie ein Kater, wenn Nero um ihn herumspaziert. Morgen wird es bei uns einen unruhigen Tag geben. Die Engel, die in meinem Herzen singen, mögen Dich bewachen früh und spät!

Deine Dich ewig liebende Schwester

Cölestine.«

Das brave Mädchen, ihres guten Willens sich bewußt, schlief nach dieser Herzenserleichterung den gesündesten Schlaf und war am frühen Morgen die einzige heitere. In Knickeberg's Mienen konnte man die Sorgen lesen, die ihm aus der gemachten Entdeckung nothwendig erwachsen mußten, und Frau Adelheid fürchtete die Rachsucht des heimtückischen Mannes, gegen den es jetzt mit aller Macht aufzutreten galt.

Der Frühstückstisch, an dem sich auch der noch halb betäubte Gotthold einfand, war daher nicht, wie sonst,

der eines ungezwungenen, traulichen Familiengesprächs, sondern der feierliche Platz einer ernstesten Berathung. Knickeberg zog die Kapsel mit dem Testament wieder hervor und legte sie mitten auf den Tisch.

»Was gedenkst Du zu thun, Gotthold?« fragte er, seinen Kaffee schlürfend.

»Ich glaube es den Schatten meiner seligen, verleumdeten und betrogenen Eltern schuldig zu sein,« versetzte der Jüngling, »den ungerechten Mann auf gesetzlichem Wege zu verfolgen.«

»Das ist auch meine Meinung,« sagte der Gutsbesitzer. »Zwar bin ich kein Freund von Processen, habe auch niemals einen solchen Taschenkrebs mit mir herumgeschleppt, wie es viele meiner Genossen sich wohl gar rühmen, allein, wenn der böse Feind in mein Haus gebrochen ist und ich kann ihm das Gehirn ausschlagen, so soll mein Arm verdorren, wenn ich's nicht thue! Hier ist nur die Frage, wie diese häßliche Sache am sichersten angegriffen werden kann. Denn bilde Dir nicht etwa ein, daß Süßlich gleich zu Kreuze kriechen wird! Er darf es nicht, weil es ihm für immer den Hals bräche. Er muß prozessiren und so geizig er sonst ist, in dieser fürchterlichen Angelegenheit wird er kein Geld sparen. Sein vorgezeigtes Testament ward gerichtlich für giltig anerkannt, Du hast also zu beweisen, daß es falsch, untergeschoben war und daß das jetzt aufgefundene das rechte sei. Dazu bedarf es Zeugen, die dies eidlich bestätigen und was dergleichen

mehr ist. Viel dürfte es uns auch nützen, wenn's wir darthun könnten, wie und durch wen diese Kapsel in Deines Vaters Grab gekommen ist?«

»Vater, da kommt eben Stephan!« unterbrach ihn Cölestine. »Der muß etwas davon wissen! Erinnerst Du Dich noch seiner Erzählung von der Flucht Alexanders?«

»Es ist recht ärgerlich, daß er nicht allein kommt,« sagte die Mutter. »Seht nur, was für einen wunderlichen Begleiter er da mitbringt! Ich glaube gar, es ist ein Bettler, und doch unterhält er sich lebhaft mit ihm und drückt ihm wiederholt die Hand.«

»Nun das werden wir alsbald erfahren,« sagte der Gutsbesitzer. »Cölestine, geh' und halte den Nero, daß er dem Fremden, falls er mit Stephan uns besucht, nicht in die Beine fährt.«

Cölestine ging und kam seltsam aufgereggt, mit Stephan, und dem Fremden, den wir schon kennen, zurück.

»Du kommst wie gerufen, Stephan!« sprach Knickeberg dem Alten entgegengehend und die Hände schüttelnd. »Ich habe Dir Abbitte zu thun wegen meiner ärgerlichen Worte von vorgestern. Deine Kapsel –«

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« unterbrach er sich, des Fremden gedenkend, »was steht zu Ihren Diensten? Wichtige Geschäfte – Familienangelegenheiten – Sie sehen, ich bin pressirt. Bitte, wenn's, gefällig, ein andermal um Ihren werthen Besuch! Es ist, hol' mich der Teufel, ein bettelnder Student!« flüsterte er seiner Frau zu.

»Vater! Mutter!« stammelte mit hochrothem Gesichte Cölestine.

Der Fremde schwieg und lächelte, Stephan wollte sprechen, brachte es aber nur zu einem unverständlichen Stottern.

»Ja, Kinder,« sagte Knickeberg, durch die allgemeine Bestürzung ebenfalls etwas aus der Fassung gebracht. »Was gibt es denn eigentlich? Was soll das heißen? Was lacht mich das wildfremde Gesicht lästerlich aus?«

»Sehen Sie mir nur recht in's Gesicht, lieber Herr Knickeberg,« versetzte hierauf mit seiner klangvollen Stimme der Fremde, »vielleicht bleibe ich Ihnen dann nicht lange mehr wildfremd.«

»Alexander! Alexander! Vater, guter Vater, es ist der verschollene, verfolgte Alexander, Theobald's treuer, edler Freund!«

Stephan liefen die Thränen über die gefurchten Backen herab, er konnte dem Ausruf Cölestinens nur schweigend Beifall zunicken. Knickeberg trat erschrocken ein paar Schritte zurück, Gotthold aber warf sich dem alten Freunde und Gespielen mit leidenschaftlicher Heftigkeit in die Arme und überließ sich ganz seinen aufbrausenden Jugendgefühlen.

»Zaudern Sie nicht länger, edler Mann,« nahm Alexander das Wort, »stoßen Sie sich auch nicht an das bettelhafte Gewand, das mir das Elend aufnöthigte, reichen Sie mir, wie sonst, Ihre biedere Hand! Ja, ich bin der entflohene, mit Steckbriefen der väterlichen Liebe durch die Welt gehetzte Alexander, ich bin der Sohn des Mannes, den ich unter allen Menschen am meisten lieben sollte,

und den mich doch mein guter Geist zu meiden, ja zu verabscheuen befiehlt!«

Knickeberg stand jetzt zwar nicht mehr an, den Wiedererstandenen väterlich gerührt zu umarmen, es verging aber doch eine geraume Zeit, ehe man sich allerseits das Unerwartete zu eigen machen, ehe man so schnell auf einanderfolgende Ueberraschungen, an die sich wieder die bedeutsamsten Folgen knüpfen mußten, so weit bewältigen konnte, daß an einen bequemen Wechselverkehr zu denken, ein Austausch des Erlebten und Gedachten von beiden Seiten mit Glück einzuleiten war. Aus allen Lebensgewohnheiten einer still beschränkten Häuslichkeit herausgerissen, bedurfte die Familie Knickeberg gewaltsamer Anstrengungen, um den neuen, gefahrvolleren Weg, der an dem alten, wie durch ein Erdbeben eingesunkenen sich von selbst anknüpfte, zu betreten. Um dahin zu gelangen, schlug der Gutsbesitzer, den sein praktischer Blick selten täuschte, vor, ein paar Stunden, ja wenn es nöthig sei, einen ganzen Tag lang die Verhandlungen, welche hier gepflogen werden sollten, abzuberechnen, sich gegenseitig erst wieder aneinander zu gewöhnen und den neuen Gast durch unerläßliche Mittheilungen in den Kreis liebender und an einander lebhaft theilnehmender Freunde aufzunehmen, aus deren Berathungen sich ein Rächer der verkannten Unschuld erheben sollte.

Eine solche Rast war Allen gleich erwünscht. Man kam überein, sich erst am späteren Abend wieder zu versammeln und sich in einer gemeinsamen Berathung über die

Mittel zu einigen, die in so schwierigem Falle die zweckmäßigsten sein möchten.

Alte Bekannte, und sollten sie auch Jahre lang sich nicht mehr gesehen haben, treffen bald den Ton früherer Innigkeit, der die Herzen einander schnell wieder näher bringt. Dies erfuhren jetzt Cölestine und Alexander, die schon nach wenig Stunden wie Geschwister mit einander lebten. Gotthold schloß sich zwar auch an, aber es war, als stände etwas zwischen ihm und Alexander, das ihn zurückhielt, das seine Herzenswärme in eine gemessene, kühle Freundschaft wie von ungefähr verwandelte. Der Gedanke, daß der Sohn des Mannes, der ihm Alles geraubt, der ihm mittelbar sogar die Mutter getödtet hatte, vor ihm stände, mochte einige Schuld an diesem zurückhaltenden Benehmen haben.

Es war ein Bedürfniß Aller im Hause Knickeberg's, über die letzten Erlebnisse des unerwartet Zurückgekehrten so viel zu erfahren, als erforderlich war, um sich ein Bild von dem unsichern Leben des Jünglings zu entwerfen. Alexander hatte keinen Grund, etwas zu verheimlichen, und so erzählte er seinem kleinen Zuhörerkreise, was wir in Folgendem unsern Lesern zum Verständniß übersichtsweise mittheilen.

Als sich Alexander an jenem unglücklichen, stürmischen Abende, welcher der Beerdigung Helfer's voranging, in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, die Behausung seines Vaters zu meiden, war es sein fester Entschluß gewesen, das nach langem Suchen aufgefundene echte Testament des Fabrikherrn den Hinterlassenen in

die Hände zu spielen. Die fürchterliche Wuth Süßlich's, der dadurch alle seine Pläne auf einmal zerstört sah, ließ ihm keine Zeit. Mit Noth und Mühe, selbst mit gezwungener Erhebung seiner Hand gegen den Vater entging er dessen würgender Faust. Noch hielt er das in der blechernen Büchse verschlossene Testament. Ohne im Besitze dieses wichtigen Dokumentes zu sein, war für Süßlich keine Sicherheit, kein ruhiges Leben denkbar. Seine Absicht war es gewesen, unmittelbar nach dem Tode seines Prinzipals dasselbe zu vernichten. Daran ward er durch die unverhoffte Auskunft seines Sohnes verhindert, indem ihn dieser mit Argusaugen bewachte, unter dem Vorgehen, ihm beim Suchen behilflich zu sein. Dennoch wäre dem schlaunen Manne die Ueberlistung des Sohnes beinahe geglückt. Es war am Vorabende der Beerdigung. Alexander beschäftigte sich im Beisein des Vaters an der Leiche, als dieser mit leisen Schritten zu ent schlüpfen wußte. Der Sohn eilte ihm sogleich nach und überraschte den Vater in dem Augenblicke, wo dieser die Kapsel öffnete, um das echte Testament in das Ofenfeuer zu werfen. Wir haben durch den alten Stephan erfahren, was sich unmittelbar darauf zwischen Vater und Sohn zutrug, wie der Letztere entrann, in die Todtenkammer stürzte, auf dem Rückwege dem Todtengräber begegnete und ihm die räthselhaften Worte: ›Dort! Dort!‹ zuflüsterte. Alexander hatte die mit dem Testamente Helfer's erbeutete Blechkapsel in den Sarg geschoben, überzeugt, daß sie entweder die betrübte Wittwe oder Einer

ihrer nähern Anverwandten entdecken werde. Vor seinem Vater glaubte, ja wußte er sie gesichert, da er dessen Abneigung vor Leichen kannte. Seine Eile, die Nähe des wuthentbrannten Vaters, die Furcht und Scheu, noch einmal mit ihm zusammentreffen zu müssen, hatte ihn zurückgehalten, das Wort ›Testament‹ selbst auszusprechen. Er entfloh ohne im ersten Augenblick der Verwirrung zu wissen, was er beginnen sollte. Süßlich, dem weniger an dem verhaßten und jetzt gefürchteten Sohne, als an der erschlichenen reichen Erbschaft gelegen dar, besorgte, daß Alexander wieder zurückkehren möchte. Hatte er, was zu erwarten stand, das Testament noch in Händen, so konnte ihn Niemand vom Untergange erretten. Dem mußte durch jedes Mittel vorgebeugt werden. Süßlich ergriff, den Charakter Alexanders richtig beurtheilend, das wirksamste. Er zeigte ihn sogleich als Dieb an. Das erbrochene Pult des verstorbenen Prinzipals, die Blutspuren und Zeichen mancherlei Gewaltthat, die er selbst an sich trug, das Verschwinden des Sohnes, die Aussage des alten Stephan, den das Gericht ebenfalls rufen ließ, verliehen der Anzeige den Schein der Wahrheit, und so erlangte Süßlich, was er wünschte – die Verfolgung des eigenen Sohnes als Dieb und Räuber durch Steckbriefe. Durch diese Maßregel jagte er den stolzen und ehrgeizigen Jüngling weiter und immer weiter, und gewann er nur Zeit, so fürchtete er die spätere Rückkunft des Entflohenen nicht. Er blieb vor dem Gerichte immer ein Räuber und Dieb und einen solchen hatte der Besitzende, der reiche Mann wenig zu fürchten. Vielleicht war

dann auch das Testament zu beseitigen, Alexander, der ja in's Elend gerieth, zum Stillschweigen zu zwingen.

Daß Süßlich's Plan probehaltig war, haben wir bereits erfahren. Alexander erstarrte vor der konsequenten Rache seines Vaters, sein Stolz empörte sich gegen solche Unnatürlichkeit. Er wußte das Testament geborgen, vielleicht lag es schon in der Hand des rechtmäßigen Erben – man konnte ihn entbehren, er floh, floh weiter und immer weiter, bis er keiner Verfolgung von Seiten des Gerichts mehr ausgesetzt zu sein glauben durfte.

Alexander entwich in die Schweiz. Auf der langen, mühseligen Reise, immer in Furcht, ergriffen und als Verbrecher zurückgeschleppt zu werden, war die geringe Baarschaft, die er bei sich getragen, bis auf einen geringen Rest aufgegangen. Er mußte irgendwo ein Unterkommen suchen, um nur das Leben zu fristen. In einer der kleinen Schweizerstädte las er, als, er Abends todtmüde und verhungert in eine elende Herberge trat, daß ein Schreiberposten zu vergeben sei. Er notirte sich Straße und Hausnummer und ging am nächsten Morgen, um sich zur Uebernahme desselben anzutragen. Der Posten war schon seit vier Tagen besetzt und Alexander mußte sehen, wie er auf andere Weise zu Geld und Brod kommen könne. Denn Geld, nur Geld, das sagte ihm der verächtliche Blick jedes elenden Spelunkenwirthes, der mit verfälschtem oder geschmuggeltem Branntwein handelte, Geld war der Talisman, durch dessen Vermittelung er Alles erreichen konnte. Und Alexander hatte nichts! Ihm

fehlte es an Brod, an Kleidung, an Allem! Nur sein angeborner Muth hatte ihn noch nicht verlassen, die Keckheit tummelte sich noch mit ungeschwächter Jugendkraft in seiner Brust, er liebte noch die Göttin allen Talentes, das Wagniß!

So verließ er hungrig und bettelarm die Stadt wieder, um sich auf irgend einer Alpe zum Senner anzubieten. Aber er verstand nichts von Oekonomie, nichts von Viehwirtschaft, und wie sehr ihm das Leben auf den freien Bergen behagte, die Luft konnte er doch nicht füglich als Brod genießen. Rückwärts, nach Deutschland, wo ihm nur Schmach und Schande drohten, mochte er nicht. Ihn trieb die Sehnsucht und das heimliche Weh des Herzens weiter in die Ferne, über die Alpen, in das Land der Sonne und des ewigen Frühlings. Alexander betrat Italien mit einem so süßen Schauer heiligen Entzückens, wie es nur der ersten schwärmerischen Jugendbegeisterung eigen ist.

Eines Tages, auf dem Wege zwischen Mailand und Bergamo, in der heißesten Sonnengluth sank er vor Ermattung an der Straße nieder. Wie lange er in bewußtlosem Zustande so gelegen haben mochte, wußte er nicht; er fühlte nur, daß eine wohlthätige Kühle gleichsam sein Gehirn durchziehe, und als er die matten Augen aufschlug, sah er einen kräftigen Mann von gutmüthigem Aussehen neben sich knien und ihm mit einem feuchten Tuche Stirn und Schläfe reiben.

»Guck, der Bua lebt noch!« rief der mildherzige Mann und sprang jauchzend empor. »Na komm nur, fürcht' Di

nit,« redete er dem erschöpften Alexander zu. »D' Hitz' hat Dir gar sackrisch mitgespielt. Bist g'wiß 's erste Mal in dem heiße Land, weißt noch nit, wie mer drin umgeht mit der Menschheit, sollst's aber halt lerne, wenn D' a braver Bua bist. He, wo kommsts denn her, Schwarzkopf? Mußt schon weit g'laufe sei, denn guck', d' Stiefelette sein ganz ohne Boden!«

Der barmherzige Samariter war ein Tyroler. Er nannte sich Seifenjoseph, weil er mit wohlriechender Seife im Lande herumzog, wenn er aus Italien zurückkam, wo er die kostbarsten Parfumerieen billig einkaufte; ging er aber nach Italien zurück, dann trug er einen Ranzen mit künstlichen Ratten- und Mäusefallen, wie sie auch die Slowacken und Krainer auf deutschen Messen und Jahrmärkten feilbieten, und verhandelte sie an die Italiener oder machte einer hübschen Dirne ein Geschenk damit, um einen Schluck frische Milch und einen noch frischeren Kuß dafür einzutauschen. Dann nannte er sich aber pomphaft genug Giuseppe di Milano, weil er in Mailand immer auf längere Zeit sein Hauptquartier aufschlug.

Giuseppe di Milano bot sich zum Begleiter und Versorger an, falls Alexander bei ihm bleiben, mit ihm herumziehen und in seinem Geschäft ihm zur Hand sein wolle. »I hab' halt einmal den Narren an Dir g'fresse, Schwarzkopf,« sagte er lachend, »und Du sollst mal sehe, was das a lustig Leben ist, wenn wir zusammen a Hupferl singe und lustig mit 'nem Dirndl herumspringe. Hei, Du baust Rattenfalle, Mäusefalle und i mach' bunte Seife für die

Stadtfräuleins in der Heimath, und da woll'n wir sackrische Mäusle fange, tiradiloh!«

Einen bessern Gefährten, als den lustigen Joseph konnte sich Alexander in seiner verlassenen Lage nicht wünschen. Er schlug ein und der Tyroler war darüber so erfreut, daß er ihn wie einen treu erprobten Freund umarmte und singend, jodelnd, plaudernd auf einem Nebenwege in die sonnige lombardische Ebene hineinwanderte. Alexander überließ sich willenlos der Leitung des schnell gewonnenen Freundes. Das Herz hüpfte ihm vor Jubel, daß er nur wieder mit einer ehrlichen Haut deutsch plaudern, deutsch singen konnte. Er erzählte Joseph seine Geschichte, so weit er sie verrathen zu dürfen glaubte, und dieser hörte ihm theilnahmsvoll zu. »Ei hätt' i den heuchlerische Racker hier zwischen meine Fäust',« rief er ihn unterbrechend aus, »guck', i macht' eine Polenta aus ihm, daß sich halt ein Italiener dran zu Tode fräß'.«

Sie kamen an dem Ufer eines rauschenden klaren Wassers vorüber. Joseph hatte seinen Arm um Alexanders Nacken geschlungen. Auf einmal blieb er stehen; »Guck',« sprach er lachend, »sein wir nit a paar verflucht sackrische Bua? Müss'n uns die Mäd'el nit nachlaufe z'Hauf'? Und do müßt' doch das heilige Kreuztausenddunnerwetter drein schlag'n, wenn's uns nit noch so gut geh'n sollt in der Welt, wie'n alter Schafhirt Abraham in's himmlische Paradies! Du, Schwarzkopf, weißt' was? I schwöre Dir auf mei blutiges Herz, daß, wenn i zuerst reich werd', sollst Du mei Bruder sein in mei Reichthum. Gelt? Bei

Deine sackrische Augen, die allen hübschen Mädeln die Herzspitze versengen werden!«

Bei so munterer Unterhaltung vergaß Alexander sein trauriges Schicksal einigermaßen. Joseph wußte immer etwas zu erzählen und jedem Dinge eine heitere Seite abzugewinnen. Dies brachte die jetzt eng Verbundenen auch über die schlimmsten Stunden hinweg und ließ namentlich Alexandern manch kecke Hoffnung auf die Zukunft setzen. Seiner Beschäftigung nach war er jetzt ein Hausirer, ein Tabuletkrämer geworden. Er arbeitete fleißig und nährte sich. Das unablässige Wandern machte ihn kräftig, der häufige Verkehr mit allen möglichen Menschen gewitzigt und geschmeidig, ohne seine innere Charakterdauerhaftigkeit, sein ehrliches Bewußtsein anzutasten.

Dabei vergaß Alexander keinen Augenblick die Heimath. Sein Herz hing mit Zärtlichkeit an den Lieben, die er dort zurückgelassen, von denen er nicht wußte, ob sie noch lebten, ob und in welcher Weise sie seiner gedenken möchten. Qualvoll war es ihm, dem Glauben zuweilen Raum geben zu müssen, daß die klug ausgeworfenen Netze eines Unwürdigen, den er mit Schaudern seinen Vater nannte, den wahrscheinlichen Untergang der edelsten Menschen herbeigeführt haben könnten. Um Gewißheit darüber zu erhalten, schrieb er nach einigen Monaten zuerst an Theobald, dann an Cölestine, endlich an Herrn Knickeberg; es erfolgte keine Antwort, die Briefe waren, wie sich nunmehr ergab, nicht angekommen. Ueber ihr Schicksal konnte man nichts erfahren, wenn es

nicht am wahrscheinlichsten war anzunehmen, daß sie bei mehrfach erfolgten Plünderungen der Postzüge, die damals an den südlichen Abhängen der Alpen sich mehrmals wiederholten, verloren gegangen seien.

Der gänzliche Mangel an Nachrichten beunruhigte Alexander immer mehr. Die peinvollste, aufreibendste aller Krankheiten, das Heimweh, befiel ihn und nöthigte den gutmüthigen Joseph, mit dem Freunde in's Vaterland zurückzukehren. Alexander betrat den Boden Deutschlands als ein Siecher, schon im ersten Orte mußten sie längere Zeit Rast machen. Eine schwere Krankheit befiel ihn, während welcher Joseph den Freund treulichst pflegte. Zwar erholte sich Alexander langsam, aber die harte Niederlage hatte das kleine Kapital der beiden Freunde gänzlich verschlungen. Aermer als je vorher mußten sie jetzt wieder auf schnellen Erwerb denken und da war Italien immer das einträglichste Land. Alexander's Wille siegte über sein Gefühl. Er hatte ja ohnehin im Vaterlande nichts mehr zu suchen, das ihn als einen Todten behandelte. Ohne den Plan einer gelegentlichen Rückkehr nach Deutschland und wo möglich in seine Heimath aufzugeben, überstieg er zum zweiten Mal an der Seite des lustigen Tyrolers die Alpen. Nach zwei Jahren hatten Beide so viel gesammelt, daß sie die Rückreise ohne Besorgniß antreten konnten, und nun gelobte sich Alexander, nicht zu rasten und zu ruhen, bis er den Ort seiner Geburt wieder gesehen und sich die genaueste Kunde über das Schicksal der Seinen verschafft haben würde. In Baiern trennte er sich von Joseph, mit dem Versprechen,

ihm Nachricht über seine Angelegenheiten nach Mailand zu senden.

»Pfeif' nur, wenn Du mi brauchst, Schwarzkopf,« sagte der herzige Bursche, »und die Kränke soll in mei Leibgürtel fahren und ihn auf zwanzig Jahre miethen, wenn i nit nachkomme und Dir helfe! Mei Schlageise bring' i mit. Glückliche Reise und behüt' Di Gott!«

Als Hausirer durchzog nun Alexander das südliche Deutschland, sich von dem geringen Erlös seiner Waare ernährend. Er mußte sehr sparsam leben und große Tagereisen machen, um nicht ganz als Bettler das Weichbild der Stadt zu betreten, in der er mit Theobald so glückliche Stunden verlebt hatte. –

Dies waren die Bekenntnisse, welche Alexander der Familie Knickeberg ablegte, die nun ihrerseits das seither Erlebte dem Wiedergekehrten ebenfalls mittheilte. Dabei mußten Punkte berührt werden, die manche schon verharrschte Wunde wieder aufrissen. Namentlich schien die häufige Erwähnung Theobald's der hier nicht umgangen werden konnte, auf Vater Knickeberg einen beengenden Eindruck zu machen, es war aber auch wieder nicht zu verkennen, daß gerade dieses vertraute Heranziehen seiner Person den Entfernten gleichsam in einen geistig Gegenwärtigen verwandelte und alle Mißstimmungen, die etwa noch zurückgeblieben sein mochten, bald ganz verwischte. Die wunderbare Lage der Sachen verlangte, ja gebot, daß man Theobald in das Geheimniß ziehe. Mochte er noch ein so unpraktischer und in dem Sinne der handeltreibenden Menschheit unbrauchbarer Mann

sein, in dem gegenwärtigen Falle war seine Vermittlung vielleicht die erfolgreichste. Wie ihm die gemachten Entdeckungen mitgetheilt und welche Wege zur Entlarvung des Verbrechers alsdann eingeschlagen werden sollten, dies war Gegenstand der Berathung, die bis tief in die Nacht hinein, nachdem der alte Stephan sich wieder eingefunden hatte, den Familienkreis wach erhielt.

VIERTES KAPITEL.

In der anmuthigsten Gegend, zwischen Wein und Obstgärten auf heiterer Bergeshöh', lag Süßlich's Villa. Eine breite, mit Kastanienbäumen bepflanzte Auffahrt führte zu der schönen Besizung, deren weite Front, in eine Terrasse auslaufend, das Stromthal mit seinen reinlichen Dörfern, seinen Meiereien und vielen Kirchen über-sah. Herr Süßlich hatte diesen prächtigen Landsitz mit dem ganzen Ameublement erst seit Kurzem an sich gebracht, aus Menschenfreundlichkeit, wie er sagte, weil er einen ruinirten Grafen auf einige Zeit dadurch vom Untergange rettete. Ungeachtet der bedeutenden Summe, die er baar dafür hingab, hatte er dies Besizthum nebst allem Zubehör doch kaum zur Hälfte seines wahren Werthes bezahlt. Denn der Graf, ein bejahrter und hochgebildeter Mann, besaß Kunstsinn und Geschmack, und hatte in seinen glücklichern Tagen kein Geld gespart, wenn es galt, ein seltenes Gemälde zu gewinnen oder sonst ein wahrhaftes Kunstwerk seinen übrigen Schätzen zuzugesellen.

Herr Süßlich verstand nun zwar von alledem, was er hier vorfand, nichts, auch lag ihm wenig daran, sein Bestreben ging bloß dahin, Hoch und Niedrig bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Macht seines Goldes fühlen zu lassen. Er hatte mit dem Ankauf der Villa einen vortrefflichen Handel gemacht, er hoffte durch geschickte Benutzung des redlich erworbenen Eigenthums noch weit größere Vortheile zu erringen. Dazu bedurfte er aber nothwendig eines Adelsbriefes, den er ohne große Schwierigkeiten erhielt. Von nun an theilte er sich in zwei Personen; in der Residenz, auf dem Comptoir, war er der geldgierige, harte, kalte, boshafte Wucherer und führte nach wie vor seinen alten Namen; an hohen Festen aber in den Herbst- und Wintermonaten, wenn er die Villa auf einige Tage bezog, nannte er sich Baron und kehrte die aristokratische Seite seines schmiegsamen Menschen heraus.

Um diese Zeit eröffnete er auch einen Salon, wo er den hohen Adel, Fremde von Distinktion, Virtuosen und Künstler, und was etwa sonst auf Auszeichnung und Beachtung Anspruch machen konnte, mit größter Liberalität um sich versammelte. Denn es war durchaus sein Wille, als Baron alle Gewohnheiten geborner Adelliger nachzumachen. Deshalb kam es ihm auch nicht darauf an, ob die Gesellschaft, welche er bei sich sah, seinem Geschmacke zusagte oder nicht, die Hauptsache blieb immer, daß sie fashionable im eigentlichsten Sinne sei.

Abgesehen von der Persönlichkeit des Wirthes konnten diese Soiréen durchaus für interessant gelten, da

Fremde und Einheimische, häufig auch Gäste erschienen, die neues Leben in den bunten Kreis brachten, der hier im Schein von tausend Kerzen in ungetrübter Heiterkeit durch eine Flucht glänzend meublirter Zimmer sich ohne allen Zwang bewegte. – Aus Theobald's Jugendgeschichte kannte Aurora das Verhältniß ihres jungen Freundes zu dem neugebackenen Baron, mit dem sie nur insofern in Verbindung stand, als durch sein Banquiergeschäft ihr seit Jahr und Tag die benöthigten Gelder zuflossen. Dies hatte sie dem Banquier selbst näher gebracht und dieser verabsäumte nicht, die schöne Wittve zu sich einzuladen und mit ihrer würdigen Erscheinung einigermaßen zu prahlen. Je länger Aurora über das von Theobald Gehörte nachdachte, desto bangere Ahnungen bewegten und beunruhigten ihre Seele. Es war ihr unmöglich, den dahin eilenden Schatten des flüchtenden Alexanders zu vergessen; Gotthold's verlassene Gestalt, die verarmte, darben- de Wittve Helfer's und das grinsende Gesicht des Betrügers, des Erbschleichers, wichen am Tage nicht aus ihren Gedanken, schreckten und ängstigten sie des Nachts in ihren Träumen. Eine Folge davon war die großmüthige Geldsendung an Gotthold's sterbende Mutter, eine zweite sollte die Einführung Theobald's in die Villa des Wuchersers sein.

Aurora hatte sich ausbedungen, daß Theobald sie in ihrer Wohnung abhole. Unser Freund erschien zur festgesetzten Stunde und fand die Baronesse in geschmackvollsten Toilette, Brillanten in die dunklen Locken gestreut,

auf dem Divan in tiefster Betrübniß, ja in einer Erschütterung und Verstörung, die ihm an diesem besonnenen, klaren Wesen unbegreiflich erscheinen mußte. Seine besorgten Fragen blieben unbeantwortet. Aurora konnte ihm nur die Hand drücken, ihre Stimme kämpfte noch mit den Thränen, die unaufhaltsam den dunklen Augen entströmten.

»O sprechen Sie, theuerste Freundin!« drang nach längerem angstvollen Harren Theobald von Neuem in die erschütterte Frau. »Was kann Ihnen begegnet sein, das so gewaltsam Ihren schönen Frieden zerstört?«

Aurora nahm ein zusammengefaltetes Papier vom Tisch und reichte es Theobald hin. »Lesen Sie,« sagte sie im schmerzlichsten Tone.

Theobald ergriff es mit Hast. Es war der Brief Gotthold's, den dieser als Antwort auf die erhaltene Zusage mit Cölestine zugleich abgefaßt und an die edle Frau abgeschickt hatte. In den einfachsten, rührendsten Ausdrücken und in jener naiven Offenheit und Originalität, die unsere Leser aus den mitgetheilten Briefen dieses Mädchens bereits kennen, meldete das Schreiben den Tod der Mutter und erzählte die dabei vorgekommenen besondern Umstände. Gotthold hatte den Brief am Vorabend der Bestattung seiner Mutter abgesendet.

»Ist dies nicht fürchterlich?« sagte Aurora, als sie das Erblassen des Freundes bemerkte. »Muß bei so düstern Erfahrungen der Mensch sich nicht scheuen, selbst die Liebe unverholen an den Tag zu legen? Wir sinnen und sorgen, wie wir am sichersten wohlthun können, und die

feindselige Macht, die sich um den Engel jedes Menschen krallt, wählt die unglücklichste Stunde aus und verwandelt den Friedensboten in einen herzlosen Henker!«

»Nicht so, beste Freundin,« fiel Theobald der Erschütterten in's Wort. »Das hieße die höchste Macht anklagen, das hieße Gott lästern. Nennen Sie mich immerhin einen Fatalisten, ich bin es insofern, als ich auch das unglücklichste Ereigniß im Leben jedes Einzelnen für einen nothwendigen Baustein halte, um damit seine Existenz zur eigensten Vollendung zu führen. Dies Schreiben sagt auf's Deutlichste, daß Gotthold's Mutter nicht mehr leben konnte, wie mögen Sie sich eines Zufalls wegen anklagen, der gewiß später als Glück wieder auftaucht?«

Aurora hatte sich ermannt. Sie stand auf und reichte Theobald beide Hände. »Vergeben Sie, Lieber! Aus Ihren Worten höre ich, daß Sie ein fleißiger Schüler gewesen sind. Sie rufen mir Trost mit meinen eigenen Worten zu. Haben Sie Dank dafür! Es ist wahr, mich hat diese unvermuthete Nachricht ungewöhnlich erschüttert, dennoch war auch dieser Wermuth nicht ohne einen geheimen, süßen Reiz, ja ich habe sogar eine doppelte Freude gehabt.«

»Nun?«

»Errathen Sie mich nicht? Finden Sie denn nicht, daß nicht Gotthold, sondern Cölestine, deren Name ja auch in dem Schreiben mehrmals erwähnt ist, dasselbe verfaßt hat? Ich erkenne aus jedem Satz, aus jeder Wendung das liebe Mädchen, das Sie so treu in Ihrem Versuche porträtirt haben. Und so freute ich mich denn, daß es ein

so schönes Gemüth und einen Menschen, der so viel Einfachheit und stille Naturgröße mit überraschender Wahrheit schildern kann. Uebrigens bleibt es bei meinem Entschlusse: auf's Frühjahr besuche ich Ihre Eltern und Sie begleiten mich.«

Sie schellte und befahl den Wagen. »Wir müssen jetzt eilen, mein werther Freund,« fuhr sie fort, wiewohl ich gestehe, daß mich ein geheimer Schauder ergreift, wenn ich bedenke, welchem Mann ich entgentreten soll. Sie schweigen, bis ich Sie dem Herrn Baron selbst werde vorgestellt haben. Wir wollen sehen, ob er ein Meister in der Kunst der Heuchelei ist.«

Der Bediente meldete, daß der Wagen bereit sei, Theobald reichte Aurora den Arm und geleitete sie mit sehr gemischten Empfindungen die Treppe hinab.

Es war eine milde, klare Nacht, wie deren unser Herbst viele zu bringen pflegt. Die Sterne leuchteten am blauen Himmel; auf den Bergen, deren Wellenlinien scharf gegen den helleren Horizont abstachen, lag ein grauer Duft, der selbst in so später Stunde noch bläulich nachdämmerte. Auf dem Strome schwammen buntfarbig erleuchtete Gondeln, in denen Männerchöre deutsche Kernlieder sangen, von Körner, Arndt, Schenkendorf und Andern, wie sie eine eherne, gesinnungsstarke Zeit hervorbrachte. Der Gesang der Vögel war schon verstummt, nur die Grasmücke schlug noch hie und da einen klagenden Ton an, als wolle sie Abschied nehmen von dem lebendigen Theile des entschwindenden Jahres. In der Ferne, wie

an einer auseinanderfließenden Wolke, strahlte die glänzend erleuchtete Villa des Wucherers. Abgerissene Akkorde einer Instrumentalmusik wehte der Luftzug aus dem Stromthale unsern Freunden zu. Auf der Terrasse brannten Fackeln und Pechpfannen, um weithin dem Volke zu verkünden, daß hier der fürchterlichste Tyrann der Neuzeit, das Gold, seinen Sklaven ein Festmahl gäbe. –

Die Gesellschaft war sehr zahlreich; an der Auffahrt drängten sich Equipagen auf Equipagen und darunter viele, die Wappen mit Grafen- und Freiherrnkronen trugen. Gallonirte Diener standen für die Ankommen den zum Dienst bereit auf der in doppelter schlanker Schneckenwindung zur Villa emporführenden Treppe; unter der Eingangspforte hielt ein von Silber strotzender Portier mit einem Stabe Wacht, der ihm bis an die Stirn reichte. Der Reichthum des Besitzers machte sich überall geltend, nur leider nicht immer in der geschmackvollsten Weise. Man fühlte das Gold, selten die Vornehmheit aus diesen Einrichtungen heraus, und nahm daher immer den unbehaglichen Eindruck mit sich hinweg, daß hier ein Reicher die Vornehmen speise, daß er selbst aber von dem unbeschreibbaren Wesen wahrhaft nobler Gesinnung keinen Begriff habe.

Aurora sah auffallend bleich, doch wunderbar reizend aus, als sie in den von Glanz durchstrahlten eigentlichen Salon trat. Der Hausherr befand sich in einem Nebengebäude, wo auch die Hausfrau die Honneurs machte. Herrn Süßlich's scharfe, schneidende Stimme und sein kurzes,

hüstelndes Lachen hörte man deutlich aus dem Gesumm der durcheinanderschwärmenden Menschen heraus.

Aurora von Theobald gefolgt, trat in das Gemach, das mit kostbaren Tapeten von purpurrothem Sammet ausgeschlagen und mit einigen Landschaften von Ruesdal, Lessing und Andern geschmückt war. Die Sopha's und Stühle waren mit gleichem Sammtstoff überzogen, ein Luxus, den der frühere Besitzer der Villa für erlaubt hielt, weil er ihn geschmackvoll fand. Von der Decke herab schwebte ein silberner Amor, aus dessen hoch gehaltenem Köcher eine pfeilartige Flamme schlug.

Herrn Süßlich's dürre Gestalt hatte ein eleganter Schneider in das feinste Tuch gesteckt, und doch sah der arme Mann genau wie ein gemeiner Wucherer aus. Theobald fand ihn, seit er ihn nicht mehr gesehen hatte, noch vergelbter, noch widerlicher und vergrämter. Sein immerwährendes Lächeln hatte etwas von dem Zähnefletschen einer hungrigen Hyäne. Es war natürlich; das wahre Lächeln, dieser schöne verklärende Blitz, den die angestammte Göttlichkeit an dem Angesicht des Menschen wie eine heilige Flamme leuchten läßt, dieses Lächeln bleibt nur dem, der noch mit der Gottheit in stillem Wechselverkehr steht. Der abgefallene Mensch lächelt nicht mehr, er grinst. Da der Teufel neuerdings die Macht verloren hat, Demjenigen, der sich ihm verkauft, den dunklen, nachschleppenden Schatten zu nehmen, so stiehlt er ihm das Friedenszeichen des Lächelns, den leuchtenden Schatten einer Seele, die noch vom Hauche Gottes lebt. Wehe, wehe dem Menschen, der nicht mehr

lächeln kann! Die Hölle hat ihn als den Ihrigen gezeichnet.

Sobald Herr Süßlich die Baronesse gewahrte, ging er mit der demüthigsten Freundlichkeit auf sie zu, um sie zu begrüßen. Aurora erwiderte diesen Empfang vornehm kalt. »Ich habe auch einen werthen Freund von mir mitgebracht,« sagte sie. »Erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Theobald Knickeberg, einen talentvollen jungen Mann vorstelle, dessen Charakter ich vorzugsweise zu achten Ursache habe.«

»Ah!« versetzte der neue Baron und warf den Kopf in den Nacken, während durch sein Lächeln das Zittern des Aergers spielte. Seine stechenden grauen Augen bohrten sich in die Gestalt des jungen Mannes, der jetzt neben Aurora getreten war und sich zeremoniös vor Süßlich verbeugte. »Sehr willkommen!« fuhr dieser fort. »Habe lange nicht das Vergnügen gehabt – ist mir große Ehre. Hoffe, daß Sie sich wohl befinden.«

Geärgert verlor er sich unter die übrige Gesellschaft, sein scharfes Lachen ward längere Zeit nicht mehr gehört.

Wer in einem größeren Salon Erheiterung und Vergnügen sucht, der muß das nicht gar häufige Talent besitzen, Beides eigentlich ganz allein aus sich selbst zu schöpfen. Er muß denken, daß er sich auf einem Maskenballe befindet, wo die einzelnen Theilnehmer überein gekommen sind ohne fremdartige Trachten, aber mit so künstlich nachgeahmten Masken zu erscheinen, daß man darauf

schwören möchte, es wären wirkliche Menschengesichter. Versetzt man sich in die Illusion, dann kann allerdings dies feine Lächeln, dies unermüdliche Höflichkeit, dies feindliche Freundlichkeit, dies verrätherische Bornirtsein, dies geniale Lügen, das auf den Lippen Allerschwebt, mit Einem Worte, diese totale verkehrte Welt wo Jeder grade die Rolle spielt, die nicht für ihn taugt und bei der er sich bis zum Ekel langweilt, eine kurze Zeit Ersatz für den Mangel wahren geistigen Genusses darbieten.

Theobald blickte zuweilen gern in dieses Geflecht keck zusammengehäkelter Feindschaften. Er war nicht mehr so ganz Naturmensch, um einen Abscheu vor diesem hergebrachten Betragen zu führen, das die Gewohnheit geheiligt und die Gesellschaft zum guten Ton erhoben hat. Vom Leben hart berührt, war er selbst schon in mancher Hinsicht ein Mitglied dieses Lügnerklubbs geworden. Heut aber waren seine Blicke nicht getrübt, er sah alle Hüllen durch und das Gefühl, das man Amusement nennt, wollte sich bei ihm nicht einfinden.

Zum Glück gab es der Nebengemächer mehrere, in denen kleinere Zirkel zusammentraten, je nach Neigung und Uebereinkommen. In einem dieser abgelegeneren Kabinette fand Theobald alte Bekannte. Der Graf Olbers, Guido, Aurora's Nichten und mehrere Andere saßen an einem runden Tische und ließen die einzelnen Blätter eines großen Kupferwerkes von Hand zu Hand gehen. Man darf nicht etwa glauben, daß Herr Süßlich dies theure

Werk aus Liebhaberei oder um seine Gäste damit zu unterhalten, angeschafft hatte, es war ein Inventariestück des ehemaligen Besitzers der Villa, und weil dieser früher viel Gesellschaft bei sich gesehen hatte, so glaubte Süßlich, es würde wohl am gescheidtesten sein, es genau eben so zu machen: Hier war Theobald zuvorkommend aufgenommen. Alle hatten sich an sein eigenthümliches Wesen gewöhnt und hörten ihm gern zu, wenn er die Offensive ergriff, und oft, ja regelmäßig grade das bekämpfte, was die Mehrheit als ein Unerreichbares pries, als ein Außerordentliches verehrte. So hielt er es in der Malerei, in der Musik, in der Poesie, und seine Umgebung mußte oft hören, daß er die gepriesenen Düsseldorfer Gemälde mit scharfer Zunge tadelte, daß er von der Virtuosität Liszt's keine neue Epoche, sondern nur ein Herabsinken der ächten deutschen Musik in fratzenhafte Charlatanerie erwartete und Friedrich Halm's glattversigten Quälstücke, von denen alle sentimentalen Weiber und die halbgebildeten Ritter von der Elle entzückt waren, als Entweihung und Verschlemmung aller wahren Poesie bezeichnete. Das gefiel freilich nicht, denn wann hätte es der Menge noch gefallen, wenn ein Unbefangener ihr bewies, daß ihre Götzen geistlose, hölzerne Klappermänner seien? Trotz dem Allen hörte man ihm doch mit Interesse zu, weil es das völlig gehaltlose Geschwätz über des Nachbars Unsitten und der Frau Nachbarin Liebhaber, das so oft für Unterhaltung gelten soll, jedesmal erstickte und die Gesellschaft zu dem Bewußtsein brachte, daß allein der Geist belebt, unterhält und belehrt.

Das Kupferheft war durchblättert, besprochen und kritisiert worden und die Unterhaltung schien in's Stocken zu gerathen. Theobald wollte aufstehen und Aurora suchen, die sich nicht mehr hatte sehen lassen. Er hörte ihre helle, glockenreine Stimme, als er an die Thür des Nebenzimmers trat. Ein Mann sprach mit ihr über Politik, ein Gespräch, das sie gern vermied, wenn sie es umgehen konnte. Es war der Buchhändler Prickelmann, der mit seiner grünen Brille und nicht grade dem neumodischsten Anzuge neben der eleganten Frau stand und unablässig auf sie einredete.

»Nur noch ein Wort, Gnädigste,« sprach Prickelmann, den Zeigefinger seiner rechten Hand in kurzen Pausen gegen den aufgerichteten Daumen der Linken schlagend. »Die Vortheile der Julirevolution sind leicht zu fassen. Auf Ehre! Die civilisirte Welt ist seitdem spekulativ geworden, und das ist gut, außerordentlich gut! War Alles verschimmelt und verrostet, ehe die Franzosen neuerdings die Kunst des Barrikadenbauens wieder erfanden. Die paar tausend Kugeln, die damals in Paris verschossen wurden, haben die ganze Welt praktisch gemacht, schöne Frau. Ich muß das wissen, denn ich hab' das in Händen, auf Ehre! Darum machten sie auch den Louis Philipp zum Könige und den Casimir Perier zum Minister. Die Franzosen verstanden ihr Handwerk und verstehen's noch heut. Ein König, der geizt und ein Minister, der mäkelte, sind die ächten Zeitgrößen. Gold, Gold, Gold, schöne Frau, Gold will die Welt, weil sie endlich hat begreifen lernen, daß

der Materialismus die einzig wahre und haltbare Freiheit ist!«

»Ich bekenne meine Schwäche,« versetzte Aurora anmuthig lächelnd, »und gestehe, daß ich Ihre Schlußfolgerungen nicht ganz einsehe. Was Sie als beneidenswerthe Frucht jener welterschütternden Umwälzung priesen, erscheint mir bedauernswerth. Oder hat die Menschheit etwa geistig dadurch gewonnen, daß, wie Sie sagen, der Materialismus seitdem allgemein in Aufnahme gekommen ist?«

»Ob sie hat? Ob sie gewonnen hat? Unendlich hat sie, auf Ehre!«

»Und die Beweise? O bitte, belehren Sie mich.«

Prickelmann fing sein Fingerspiel wieder an. »Sie wünschen Beweise, schöne Frau? Sollen Sie haben. Vor Anno Dreißig legte sich der Arbeiter, wenn er Abends kein Brod hatte, mit Seufzen und Beten hungrig zu Bett, was thut er jetzt? Wissen Sie's?«

»Nun?«

»Jetzt betet er nicht, jetzt seufzt er nicht, jetzt flucht er, flucht kräftig und viel, bis er sich in Wuth geflucht hat. Dann geht er fort, verlangt höheren Arbeitslohn und erhält ihn auch, oder er nimmt sich gewaltsam, was man ihm verweigert. Das ist Kommunismus, auf Ehre! Wissen Sie, daß der Kommunismus in Kurzem eine große Rolle spielen wird? Er wird es, denn er kommt jetzt schon in die Literatur. Verlege ein Werk darüber; ein superbes Werk, das höllischen Skandal machen wird. Der Verfasser ein Deutscher, der zwei Jahre in Afrika Hauptmann der

Chasseurs d'Afrique war, sechzig Beduinen massakriert und dann ein halb Jahr in Paris als Offizier, bei der Nationalgarde gestanden hat, beweist Ihnen mathematisch, daß Gott nichts ist und das bloße Wort schon ein Unglück, daß das Volk einzig und allein in Eckenstehern und Nantereverwandten besteht und daß auf diesem tüchtigen Kern des Volkes die Zukunft der Welt beruht. Auf Ehre!«

»Und was fangen alsdann die übrigen Menschen an,« fragte Aurora, »wie etwa Sie und ich? Denn wir gehören doch nicht mit zum Volke?«

»Haben's auch nichts nöthig,« versetzte mit stolzem Bewußtsein Herr Prickelmann, »denn wir haben Geld, und Geld, meine schöne Frau, Geld ist mir immer noch lieber, als Kommunismus.«

Prickelmann bemerkte unsern Freund und rief ihn herbei. »Recht so, recht, mein junger Freund!« sagte er, ihm zutraulich die Hand schüttelnd. »Was gedeihen soll, muß in die Welt, wie die Pflanze an's Sonnenlicht. Schon oft dagewesen! Wie? Sind doch wieder gute Freunde, he? Haben gehört, was ich dieser jungen gnädigen Frau – ach, entschuldigen Sie Herr The –«

»Wir kennen uns schon,« unterbrach ihn Aurora.

»Kenn – hm – gratulire Theobald, sehr verehrter Freund, auf Ehre!«

»Nun, Alterchen,« sagte Süßlich, »der leise herangetreten war und dem Buchhändler auf die Schulter klopfte. »Das habe ich recht gemacht, ja?«

»Sehr verbunden! Die gnädige Frau ist meine höchst liebenswürdige Antagonistin.«

»Wie das?« sagte Süßlich, neugierig seine schwächliche Figur neben die Baronesse aufpflanzend.

»Die gnädige Frau wollte es bestreiten,« fiel Theobald ein, »daß der Materialismus, zum Kultus erhoben, ein Glück für die Menschheit sei.«

»Das wollen die gnädige Baronesse bestreiten?« sagte Süßlich über die Maßen erstaunt.

»Wenn Sie es erlauben, Herr Baron.«

Süßlich drehte sich halb aus dem Absatze herum und blinzelte höhnisch mit den Augen.

»Es dürfte zwar gewagt sein, einem so bedeutenden Gespräch einige Bemerkungen beizufügen,« nahm Theobald das Wort, »ich möchte aber mit Erlaubniß der gnädigen Frau darum bitten.«

Aurora gab freudig ihre Zustimmung.

»Mir scheint, die Julirevolution hätte ein Segen für ganz Europa werden können,« fuhr er fort, »wenn nicht fast alle damals und durch sie Emporgehobenen Menschen gewesen wären, die vom Geiste eben nicht überflüssig erleuchtet waren. Die Gegenwart beweist, daß die Folgen jener großen Epoche dem geistigen Wohl der Völker nicht förderlich gewesen sind. Wer auch seither regierte, Jeder diente fast ausschließlich der Materie. Man glaubte, die Befestigung des materiellen Wohlstandes der Völker sei die Friedenskette, an die man sie legen könne. Möglich, daß man das Gute wollte, man hat aber das Schlimmste damit ausgebreitet. Denn durch das Erheben, Anpreisen und Befördern des Materialismus erhob

man das Gold und Alles, was Gold verschafft, zu dem allgemein Wünschenswerthen. Man entzündete eine Flamme in der Brust jedes Einzelnen, die höher und höher aufflackerte und nach und nach alle edleren Neigungen zu Asche verbrannte. Der Hunger und der Drang nach Gold, nach dem, was in dieser Welt angesehen und groß macht, zehrt seitdem auch an dem edelsten Herzen. Es ist ein Egoismus mit dieser Beschirmung des Materialismus in die Menschheit gekommen, wie ihn kaum eine frühere Epoche der Geschichte kennt. Es ist Alles feil geworden, das Laster, die Tugend, die Religion, die Gottheit selbst! Der Geist lohnkutschert des unseligen Mammons wegen, der den alten Gott aus seinem Himmel, aus dem Busen der Mutter gerissen hat, der das erste Stammeln seines Namens auf der unschuldigen Kinderlippe zerdrückt. Neu ist dieser moderne Glaube, ich gebe es zu, edel aber und schön, einen Fortschritt kann man ihn schwerlich nennen. Ich befürchte nicht, daß man den Geist und sein Reich wird dadurch umstürzen können, aber ich bedaure, daß eine neue Umwälzung das einzige Mittel zu einem das Bessere wieder begünstigenden Umschwunge sein wird. So lange Ihr mit Eurem Golde die Gerechtigkeit betrügen könnt, so lange bleiben wir Sklaven dieses todten Metalles. Erst, wenn Ihr es wieder als Mittel, nicht als Zweck betrachtet, wenn Ihr es ohne Schmerz verlieren und doch heiter dabei bleiben werdet, erst dann steht eine Zeit großer Thaten, großer Ereignisse zu erwarten, deren Gebieter, Herrscher und Lenker der

Geist des Menschen und sein gefeierter Herold, der Gedanke sein wird!«

»Hast Recht, Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!« rief eine wohlbekannte, treuherzige Stimme hinter Theobald, denn es hatte sich während seiner Rede ein ganzer Kreis von Zuhörern versammelt. Sie gehörte einem jungen Manne an, der lang herabhängende gescheitelte Haare, *à la jeune France*, und eine Brille trug, und welcher sich in dieser glänzenden Gesellschaft nicht sonderlich wohl fühlen mochte. Er hieß Roland und war Komponist und Dichter zugleich, der gemüthlichste Mensch von der Welt und zu jedem Scherze bereit. Den glatten Boden der Salons liebte er aber nicht, denn er hatte immer so lange die gräßlichste Langeweile, was ihm jeder billig Denkende vergeben wird, bis die Diener die Tafeln zusammenschoben und Teller und Gläser aufstellten. Dann blitzte es auf seinen ernsten Zügen, wie über Orten, wo Schätze vergraben liegen, er drehte sich um seine eigene Achse, schnippte mit den Fingern, schlug die Arme zusammen und rief wieder: »Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!« Es war dies sein Lieblingsausruf, doch meinte er es nicht so ernst, als seine Worte klangen. Glücklichere Menschen, als Roland, mochte es wenige geben.

Süßlich hatte während Theobald's Rede die Zähne zusammengebissen und ihm mehrmals Blicke voll tödtlichen Hasses zugeworfen. Auch Herr Prickelmann ward unruhig, doch glaubte er gegen das Ende seiner Rede Etwas zu bemerken, was ihn beruhigen konnte. Aurora dankte dem Sprecher nur durch eine ihr eigenthümliche

graziöse Kopfbewegung, wodurch sie jederzeit ihren Beifall zu erkennen gab.

»Mein junger Freund,« nahm Süßlich das Wort, um über so wichtige Angelegenheiten mitreden zu können, muß man Erfahrungen gemacht, gearbeitet, gekeucht, geschwitzt haben!«

»Wenn dies zum Reden befähigt,« entgegnete Theobald sehr höflich, »so habe ich ein ganz besonderes Recht dazu.«

»Sie wollen doch nicht gearbeitet haben?« versetzte Süßlich verächtlich. »Ihr Bischen Schreibung ist bloß Kinderspiel, Phantasiegetändel, Zeitverderb. Arbeiten heißt: sich plagen, nicht schwärmen und träumen. Hab' ich Recht, Herr Prickelmann?«

Dieser rieb sich statt einer Antwort die Hände und hüstelte. Auf Theobald's Stirn loderte die Flamme des Zorns, moralischer Entrüstung. Er würde vielleicht eine heftige, unbedachtsame und an solchem Orte beleidigende Antwort gegeben haben, hätte ihn nicht Aurora's milde Stimme besänftigend zurückgehalten.

»Meine Herren,« sprach sie, »das sind Comptoirfragen; hier, wo wir auf jeden Fall des Vergnügens wegen beisammen sind, wollen wir die Arbeit weder aufnehmen noch definiren. Ein Jeder mag sich darüber, wie billig, selbst zur Verantwortung ziehen. Ich fürchte, daß wir armen Frauen in dieser Beziehung ein arges Sündenregister aufzuweisen haben.«

Recht zu gelegener Zeit erging in diesem Augenblicke von der Hausfrau die Einladung zur Tafel an die Gäste.

Einem Ausrufe dieser Art pflegen auch die leidenschaftlichsten Besucher von Salons sehr bereitwillig zu folgen. Herr Prickelmann, dem man Blödigkeit nicht zum Vorwurfe machen konnte, bat Aurora um ihre Begleitung, Süßlich erheischte ein anderes junges Mädchen; wie die meisten älteren Herren, und die jungen Männer die ungeachtet ihrer verrufenen Arroganz in diesem Punktes doch äußerst bescheiden waren, mußten sich unter den Frauen mit der Nachlese begnügen und fanden meist taube Ohren. Theobald ward dadurch noch mehr verstimmt. Er ging von Zimmer zu Zimmer, um irgendwo eine ihm angenehme Nachbarschaft ausfindig zu machen. Alle Tische waren besetzt, die Gesellschaft schönstens geordnet und äußerst gesprächig, eben weil sie sich mit großem Wortschwall und lebendigem Feuer über das absolute Nichts unterhielt. Er mußte sich endlich unter Denen einen Platz suchen, die aus Mangel an Eifer, oder weil sie das ehrwürdige, aufgeschminkte Alter der jugendlichen Leichtfertigkeit nicht verziehen wollten, bei dem Mädchenfange ganz leer ausgegangen waren.

Sein gutes Glück machte ihn bald das gehabte Mißgeschick vergessen. »Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!« hörte er die wohlbekannte, jetzt in ein heiteres Lachen fallende Stimme Rolands aus einem schmalen, traulichen Kabinet erschallen. Gläser klangen zusammen, mehrere Stimmen mischten sich darein. »Ah!« rief Roland abermals, »weiß Gott, der Wein ist vortrefflich, Fluch!«

Theobald schlüpfte in das Kloset. »Darf man hier noch um Aufnahme bitten?« fragte er die drei jungen Männer,

die sich in dieser Abgeschlossenheit zusammengefunden hatten.

»Mit Vergnügen. Nur geschwind heran. Mildenheim, schieben Sie unserm Freunde doch den sammtgefütterten Lehnstuhl an den Tisch. Er ist prachtliebend, gleich Ludwig XIV. und der erste Epikuräer trotz seiner melancholischen Vornehmheit. Auf gute Nachbarschaft, Fluch!«

Mildenheim rollte den Lehnstuhl heran, in dem Theobald lachend Platz nahm. »Nun, wie lebt Ihr?« fragte er das Kleeblatt. »Mich dünkt, Ihr seid in der besten Laune, ein lukullisches Mahl einzunehmen. Wie viel Soiréen haben Sie schon besucht, Herr Arthur?«

Diese Frage richtete, Theobald an einen jungen Mann, der aus dem Besuche aller Salons der Residenz eine Art Geschäft machte. Er war gut gewachsen, und dies machte ihn eitel. Man sah ihn nie ohne weiße oder gelbe Handschuhe, über die etwas genial-nachlässig sehr feine Manschetten herabfielen. Sein Gesicht trug stets den Ausdruck der herablassendsten Freundlichkeit, der sogar eine Dosis Weichlichkeit beigemischt war. Als Maler sah er darauf, daß er sich immer in einer wohlgefälligen Stellung zeigte, und er mochte nun gehen, stehen oder sitzen, man sah es ihm an, daß er die eben festgehaltene Stellung vorher geübt und einstudirt hatte.

Arthur beantwortete Theobald's Frage mit einem intimen Lächeln und dem freundlichsten Händedrucke. Mildenheim, der inzwischen in dem herumgereichten russischen Salat bedeutende Verwüstungen angerichtet hatte, fiel ein: »Ach, was! Laßt den dummen Schnack und langt

zu. Trinkt 'mal aus! Wir wollen dem Weinkeller des reichen Mannes Ehre widerfahren lassen.«

Sie stießen an. »Fluch diesem Jahrhundert, Fluch! Bum!« rief Roland aus und kaute auf beiden Backen. Mildenheim schenkte sich gelassen sein Glas wieder voll und zeigte dem aufwartenden Diener mit vielsagender Miene die leere Flasche. Er war ein sehr großer, sehr guter und sehr unschuldiger Mann, doch sah er verwegen aus, wie ein Räuberhauptmann, denn er trug einen der größten und klassisch'sten Schauerbärte unseres Jahrhunderts. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß er politische Gespräche durchaus nicht vertragen konnte, daß er fast nie sprach, wenn er aber dazu kam, am Liebsten Anekdoten ohne Pointe erzählte.

Theobald und Arthur führten, da sie am Wenigsten aßen, ein leidliches Gespräch. Roland warf zuweilen einige Worte mit hinein, Mildenheim sagte von Zeit ein kurz abgestoßenes ›Ja!‹

»Fluch, Fluch!« rief Roland, den letzten fetten Bissen einer Rebhuhnpastete hinunterschlingend, »Fluch, Bum!«

»Bist Du auch ein Kommunist?« fragte ihn Theobald.

»Weg mit den Kommunisten!« entgegnete Roland. »Ich habe drei politische Glaubensbekenntnisse. Bei vorzüglich gutem Essen und Trinken bin ich Kosmopolit, habe ich Hunger und kein Geld, dann pflanzt der furchtbarste Republikanismus seine blutige Fahne in meinem Gehirn auf, und habe ich mir den Magen verdorben, so lege ich

mich auf's Sopha und werde entschiedener Aristokrat. Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!«

Mildenheim, den seine munterste Laune beschlich, kniff den Mund zusammen, fing an, die Stirn finster zu runzeln und fürchterliche Grimassen zu schneiden. Nach diesem sonderbaren Vorspiel sagte er: »Na hört 'mal zu! Habt Ihr den Franz Moor von Seydelmann gesehen?«

Die jungen Leute bejahten diese Frage.

»Wißt Ihr aber, daß er ihn falsch auffaßt? Habt Ihr das begriffen? So, wie er sein soll, kann ich ihn allein darstellen. Ich wollte eigentlich Schauspieler werden, aber ich konnte immer nicht aus dem Charakter des Franz Moor herauskommen, und da ließ ich's lieber sein, damit es mir nicht gehen möchte, wie Wilhelm Meister.«

Mildenheim fing nun abermals sein fürchterliches Mienspiel an, das allerdings mehr komisch als erschütternd war, und dazu recitirte er den berühmten Monolog des Franz Moor: »Ich kann auch witzig sein, aber mein Witz ist Skorpionenstich &c.«

Seine Zuhörer waren sehr andächtig. Arthur lächelte außerordentlich fein, zog den Handschuh aus und stützte die mit einem Brillantringe verzierte Hand auf den silbernen Knopf seines Stockes, den er stets mit sich führte. Dann beugte er das gut frisirte Haupt ein wenig auf die rechte Seite, um seinen eigenen Schatten an der Wand und seinen wohlgezogenen Kinnbart im Spiegel zu sehen. Als er bemerkte, daß ihn diese Stellung wohl kleiden müsse, behielt er sie unverändert auch dann noch bei, als der improvisirende Schauspieler seine komische

Tyrannenrolle schon längst beendet hatte. Er schlug die Augen zur Decke auf, um sich den Anschein tiefen Nachdenkens zu geben, in Wahrheit aber schielte er nur nach dem Spiegel und dem Schatten an der Wand und bewunderte seine gelungene malerische Stellung. Theobald lächelte auch und lehnte dabei sehr behaglich in dem bequemen Lehnstuhle; Roland aber lachte, schlug auf den Tisch, denn er hatte sich Speise und Trank vortrefflich schmecken lassen, und rief aus; »Ha, ha, ha! Das ist famos! Sie sind ein verdammt guter Grimasseur. Fluch diesem Jahrhundert, Fluch, Fluch!«

Ging es am vereinsamten Tische der vier jungen Männer ungewöhnlich lebhaft zu, so war die übrige Gesellschaft nicht weniger laut. Der Graf wie der Bürger, durch den Genuß der trefflichsten Weine offen und redselig gemacht, geriethen in seltsame Debatten. Der Adelige vertheidigte seine Vorrechte, pochte auf seine angeborene höhere Begabung, der Bürger griff in die Tasche und ließ sein gutes Geld klingen. Handel und Wandel, der Geldkurs, die Vereinsmünze, das Aktienwesen, der Vierzehnthalerfuß, die nordamerikanische Geldkrise, Alles wurde in bunter Abwechslung und dem lautesten Durcheinander besprochen, gelobt, gepriesen, getadelt und verworfen.

Gegen seine Gewohnheit enthielt sich Herr Süßlich ähnlicher Gespräche. Er saß neben Aurora, die Herr Prickelmann zur Tafel geführt hatte, und damit diese doch sehen möchte, daß er auch Sinn für das Schöne im

Leben habe, pries er der Baronesse einige alte Kupferstiche als wahre Kunstwerke an, die Friedrich den Großen in verschiedenen Situationen und Begebenheiten seines Kriegerlebens darstellten. Später kam er auf Musik und Theater.

»Die Konzerte, meine Gnädigste, besuche ich regelmäßig, das heißt, ich bezahle pünktlich zwei Billets auf das Halbjahr,« sagte Herr Süßlich. »Zu meinem großen Bedauern bin ich oft daran verhindert. Geschäfte, ach, gnädige Frau, Geschäfte sind eines gewissenhaften Mannes halber Tod! Und doch, was ist zu thun? Man will leben, man will wohlthätig, großmüthig sein – man muß sich plagen. Das ist der verhängnißvolle Lauf der Welt!«

»Sie sind ein Freund des Schauspiels?« fragte Aurora.

»Sehr, sehr! Die Wiener Possen von Nestroy seh' ich für mein Leben gern.«

»Wirklich?« entgegnete Aurora.

»Ja, auf Ehre!« betheuerte Prickelmann. »Da läßt er sich nicht bitten, da hat er auch immer Zeit und amusirt sich deliziös.«

»Sie lieben also das höhere Schauspiel nicht?«

»Wenn's unterhält, o bedeutend!« sagte Süßlich, »aber das langweilige Zeug in Versen, die Einige, unter Andern auch der Herr Theobald, bewundern, nein, seh'n Sie, meine Gnädigste, dafür kann ich mich nicht passioniren, soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen!«

»St, st! Zu viel!« bedeutete Aurora den lebhaft werdenden Wirth. »Man glaubt Ihnen das ohne eine Betheuerung!«

»Um Vergebung, meine schöne Frau,« fiel Prickelmann ein, »wie sind Sie denn zu der Bekanntschaft des jungen Mannes gekommen, den ich vorhin bei Ihnen sah?«

»Warum diese Frage?« sagte Aurora ungewöhnlich ernst.

»Hm! Habe nichts gegen ihn, wahrhaftig nichts, auf Ehre! Aber er ist verdammt *pauvre!*«

»Und was thut das?«

»Na, das thut sehr viel,« entgegnete Prickelmann, »das macht keinen guten Ruf.«

»Vielleicht unterstützen die Frau Baronesse den jungen Herrn, der ungemein für sich eingenommen ist,« sagte Herr Süßlich. »Ich kenne ihn durch Zufall, und zwar ziemlich genau. Stehe mit seinem Herrn Vater in Geschäftsverbindung – ist nicht sehr beliebt bei der Familie. Hat von Jugend auf dumme, viele dumme Streiche gemacht. Und jetzt ist er nun mit aller Gewalt unter die Geistreichen gegangen, die die Welt reformiren und das Oberste gern zu unterst kehren wollen. Wenn's nur ginge! Ha, ha, ha, ha!«

Ueber Aurora's blasses, geistig verklärtes Gesicht zog ein sanfter Schimmer von Röthe! Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie ruhig, wie immer: »Da kennen Sie wohl auch die Familie Helfer, mit der mein Freund, so viel ich vernommen habe, sehr vertraut ist?«

Süßlich's gelbliche Gesichtszüge schienen ein paar Sekunden lang gefroren zu sein. Seine grauen stechenden Augen versuchten in dem unbefangenen, klaren Blick der jungen Frau zu lesen. Allein in diesen hellen Sternen stand für den Forschenden nichts geschrieben.

»Ja, ja!« sagte er kurz und abgebrochen. »Die Helfers habe ich früher gekannt. Waren recht gute Leute!«

»Damit ist es ihnen auch recht trübselig gegangen,« meinte die Baronesse. »Der arme Sohn! Erst vor wenig Tagen hat er seine vortreffliche Mutter verloren!«

»Was sagen Sie, gnädige Frau?« erwiderte Süßlich, vom Stuhle aufspringend, »Madame Helfer wäre todt?«

»Seit acht Tagen. Ihr eigener Sohn hat es mir geschrieben.«

Der Bediente händigte Herrn Süßlich einen Brief ein. »Ist so eben angekommen,« setzte er hinzu und entfernte sich wieder.

Herr Süßlich empfing das Schreiben, ohne es anzusehen. Seine Blicke ruhten noch immer auf Aurora. Ein unmerkliches Zittern regte seine Hand, die auf dem Tischrande ruhte.

»Sie, gnädige Baronesse?« sagte er langsam und sehr leise. »Sie korrespondiren mit den Helfers?«

»Um sie zu trösten. Ich meine, es ist ein edles, uns Frauen vorzugsweise ziemendes Geschäft, die Hungern den zu speisen, die Verzweifelnden aufzurichten.«

»Aecht adlig, auf Ehre!« sagte Herr Prickelmann und leerte sein Champagnerglas.

Der Bediente trat wieder zu Herrn Süßlich. »Verzeihung,« redete er ihn an, »es soll ungemein eilig sein. Er kam mit einer Staffette, die in den Zimmern der Dienerschaft wartet.«

Erst jetzt warf Süßlich einen Blick auf die erhaltene Depesche. In den Schriftzügen erkannte er die Hand seines Fabrikverwalters. Mit einer Verbeugung gegen die Gesellschaft entfernte sich der reiche Banquier.

Aurora stellte einige Fragen literarischer Art an Herrn Prickelmann, deren genaueste Beantwortung sich dieser sehr angelegen sein ließ. Inzwischen ward die Hausfrau ebenfalls abgerufen. Die Gesellschaft, der geistigen und leiblichen Genüsse ziemlich müde, wartete vergeblich auf die Zurückkunft der Wirthe. Man wußte nicht, was man davon denken sollte und suchte sich die Zeit durch den Genuß der noch vorhandenen Näschereien, die im Ueberfluß aufgesetzt waren, zu verkürzen. Nach längerem Harren kam endlich die Frau vom Hause wieder zurück. Man sah es ihr an, daß sie geweint hatte; ihre große Aufregung konnte sie Niemand verbergen. Sie nahm eine vertraute Freundin bei Seite und ging mit dieser in ein leeres Nebenzimmer. Die Freundin kam ohne sie zurück und zeigte der Gesellschaft an, daß der Herr Baron nebst Frau Gemahlin sehr bedauerte, nicht wieder erscheinen zu können. Ein plötzliches Unwohlsein ernstlicher Art mache es ihm unmöglich. Diese Nachricht dämpfte die bisherige Lebhaftigkeit der Versammelten sogleich zu bangem Verstummen ab. Roland's »Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!« was das letzte laute Wort, das

vernommen ward. Die Kunde lief von Mund zu Mund, sie drang auch bis an den Tisch der vier Freunde.

»Was ist los?« fragte Roland, der kein so exzellenter Feinhörer als Feinschmecker war.

Arthur machte ihm die nöthigen Bemerkungen, während er sich im Spiegel über seine noch wohl erhaltene Toilette zufrieden anlächelte.

»Sehr Schade,« meinte Roland, »es fing mir grade an, ganz famos gut zu gefallen. Aber so ist's! Nirgends etwas Vollkommenes weder im Geistigen noch im Materiellen. Darum nochmals Fluch und abermals Fluch, Fluch diesem Jahrhundert!«

Theobald war schon verschwunden, um Aurora aufzusuchen. Er begegnete ihr in Begleitung Herrn Prickelmann's. »Was ist denn eigentlich geschehen?« flüsterte er seiner Freundin zu.

»Etwas von Bedeutung. Ich glaube, daß wir bald davon hören werden.«

Sie eilten den vorleuchtenden Dienern nach, da Alles durcheinander lief und eine vollkommene Verwirrung allerwärts zu herrschen schien.

Mildenheim und Roland fanden schon kein Licht mehr in der Garderobe, sie tappten auf gut Glück herum und erfaßten, was ihnen in die Hände fiel.

»Bitte, Sie haben meinen Hut,« sagte Mildenheim, den ergriffenen zurücklegend.

»Ha, famos!« erwiderte Roland. »Selbst die Hüte windet einem die trostlose Zeit aus der Hand. Fluch diesem

Jahrhundert! Wo mag nur unsere Droschke stecken? Zuletzt müssen wir zu Fuße heimwärts gehen.« Rolands Befürchtung erwies sich als gegründet. Mildenheim und der lustige Melancholische mußten wirklich zu Fuße nach der Stadt wandern.

FÜNFTES KAPITEL.

Wer am Morgen darauf Herrn Süßlich gesehen hätte, würde der Meinung gewesen sein, der reiche Banquier sei die Nacht über von Gespenstern oder bösen Geistern gequält worden. Süßlich war körperlich nicht krank, obwohl sein Aussehen dem eines Sterbenden glich. Die falschen grauen Augen hatten ihren sterbenden Glanz verloren und lagen jetzt tief und matt in ihren Höhlen. Seine fahle Gesichtsfarbe spielte in's Aschgraue. Er hockte zusammengekrümmt in einem reichen, schwerseidenen Schlafrocke auf dem prachtvoll gestickten Sopha und ließ die trüben Augen ruhelos von der gemalten Zimmerdecke auf die noch verhüllten Fenster, von den Fenstern auf den Fußteppich, von dem Teppich auf die moderne Lampe mit der mattgeschliffenen Glaskugel schweifen. Vor ihm lag ein offener Brief, den seine irrenden Blicke bisweilen berührten, obgleich sie ihn vermeiden wollen. Dieses Schreiben schien die geheimnißvolle Gewalt der Klapperschlange auf ihr erwähltes Opfer bei dem Banquier auszuüben. Nach einer Weile zog Süßlich die Glocke und fragte den eintretenden Bedienten, ob die gestern Abend eingetroffene Staffete noch in der

Villa sei? Da dies bejaht wurde, befahl er, den Boten zu ihm zu führen.

Unsere Leser wissen, daß das verhängnißvolle Schreiben von dem Verwalter der großen Spinnfabrik war. Es enthielt die für Süßlich allerdings mehr als bedenkliche Nachricht von der unerwartet erfolgten Wiederkunft seines verschollenen oder gar todt geglaubten Sohnes, einen kurzen Bericht über den Tod der Wittwe Helfer und über das Benehmen der Fabrikarbeiter unmittelbar nach deren Verscheiden. Beigefügt war noch die Bemerkung, daß dem schweigsamen Verhalten der Arbeiter nach zu schließen ernstliche Auftritte zu befürchten ständen. Schon pflegen sich Viele nach erfolgter Ablösung in Gemeinschaft mit einigen exaltirten Köpfen aus den Eisenwerken in den spätern Abendstunden zu versammeln und ihre Angelegenheiten zu besprechen. Dabei würden die Zeitungen vorgelesen und großer Nachdruck auf solche Artikel gelegt, welche die Verhältnisse der französischen Seidenweber und der englischen Fabrikarbeiter weitläufiger besprechen. Seit es ruchbar geworden, daß Alexander wieder unter den Lebenden erschienen, habe sich eine unbeschreibliche und drohende Spannung aller Gemüther bemächtigt. Einzelne wollten ihn gesehen und gesprochen haben und wären hingerissen gewesen von der treuherzigen Offenheit und Herablassung des kräftigen jungen Mannes. Man habe übrigens gehört, daß Alexander mit den Gerichten in Unterhandlung getreten

sei, und daß der jugendliche Sohn Helfer's wie dessen gegenwärtiger Pflegevater, Herr Knickeberg ihm dabei zur Seite gestanden hätten.

Der gerufene Bote erschien. Es war ein gewöhnlicher Bauerbursche, eins von denjenigen Menschenexemplaren, die man am schlagendsten mit dem Namen ›Dorfkerk‹ bezeichnet – ungehobelt, plump, etwas dummdreist und nicht sonderlich klug. Süßlich bedeutete den über die Pracht des Zimmers erstaunt Umhergaffenden, daß er sich ihm gegenüber stellen solle. Als der volle Schein des Lichtes den Burschen beschien und der Beobachter menschlicher Gesichtszüge zu erkennen glaubte, daß er von diesem nichts zu befürchten habe, stellte er mehrere Fragen an ihn.

»Bist Du bei der Fabrik in Dienst?«

»Nee, ich bin Hofebauers Hansjürge.«

»Kennst Du den Fabriksverwalter?«

»Ho, ho', 'r Gnaden werd' 'n doch kennen müssen? Er scharmerirt ja mit meiner Schwester; der Rese.«

»Hast Du den jungen Menschen gesehen, der jüngst angekommen ist?«

»Menschen? Nee.«

»Kommst Du zuweilen in die Fabrik?«

»Alle Tage, 'r Gnaden.«

»Arbeiten die Leute recht fleißig?«

»Alle! Ob! Sie müssen wohl, die armen Teufel. Aber sapperment, fluchen thun sie auch einen kräftigen Fleck, und wenn sie sich einen Schnaps koofen, da, na –«

»Nun was?« fragte Süßlich lebhafter und seine zusammengebrochene Gestalt richtete sich wieder etwas empor.

»Da schwören und vermessen sie sich bei allen Teufeln, die verdammten Maschinen kurz und klein zu schlagen, wie in England, und nachher auf ihre eigene Faust fortzuspinnen. Aber 'r Gnaden, das sein bloß Redensarten sein thun. Wenn der Schnaps alle ist, flugs ist auch die Courage weg. Wir machen's Alle so, und nachher loofen mer wie die Schöpse gar gefixe wieder in unsern warmen Stall. Ha, ha, ha, ha!«

»Du kannst gehen,« sagte Süßlich. »Das Schreiben, das Du erhalten wirst, gib unverzüglich an den Herrn Verwalter.«

»Vielen Dank,« versetzte der Bursche. »und wenn Sie mich brauchen, dürfen Sie's mir bloß sagen lassen. Ich thue Sie, was Sie wollen, denn so gut hab' ich mein' Tage nicht gegessen, wie gestern Abend und heut Morgen.«

Hansjürge machte einen Kratzfuß und ging sehr zufrieden mit sich selbst, nicht weniger mit dem reichen Herrn, in die Bedientenstube zurück, um den Rest seines Frühstücks mit größtem Appetit zu verzehren.

Herr Süßlich erschien in den folgenden Tagen weder in der Residenz, noch auf seinem Comptoir. Er galt allgemein für krank, für sehr krank. Aus den höchsten Zirkeln liefen Nachfragen nach dem Befinden des Millionärs ein. Sie erhielten alle die nämliche Antwort: daß der Baron sehr angegriffen und abgespannt sei und Niemand als seinen Arzt vor sich lassen könne. Dieser Arzt

war ein ränkevoller verschmitzter Advocat, mit dem sich der Banquier jetzt täglich mehrere Stunden einschloß und berieth. Diesem rechts- und unrechtskundigen Manne vertraute er von seinem früheren Verhältniß zur Helfer'schen Familie so viel an, als nöthig war, um seine Ernennung zu dessen Universalerben wahrscheinlich zu machen. Eben so setzte er ihn über die Mißhelligkeiten mit seinem Sohne, über dessen verbrecherische Handlung und Flucht in Kenntniß und trug ihm auf, den möglicherweise gegen ihn klagbar werdenden Sohn abzuweisen und der gesetzlichen Strafe zu überliefern. Der Anwalt, in derartigen verwickelten Rechtsstreitigkeiten nicht unerfahren, mochte den betrügerischen Reichen wohl durchschauen, übernahm jedoch, da er bei dem Handel auf alle Weise Geld zu verdienen wußte, die böse Angelegenheit mit der größten Bereitwilligkeit.

Mehr vielleicht noch, als der Banquier, litt seine Frau, die von jeher von ihm wie eine Magd behandelt worden war und auch jetzt noch, in ihrer äußerlich glänzenden Lage, der Wetterableiter aller Launen und Zornesentladungen des herzlosen Mannes blieb. Alle ihre Bitten und Beschwörungen konnten Süßlich nicht bewegen, ihr den Grund seiner geistigen Niedergeschlagenheit zu sagen. Er war der Meinung, daß Geschäftssachen keine Gegenstände seien, über die Frauen zu sprechen hätten, da alle Weiber nur zu verwirren, nicht zu entwickeln und auszugleichen verständen. So blieb der Armen nur die unsichere und deshalb um so qualvollere Ahnung eines bevorstehenden großen Unglücks. Wie würde ihr

Mutterherz vor Freude geklopft haben, hätte sie erfahren, daß ihr Sohn, ihr einziges Kind, wiedergekommen sei, und welche Schmerzen würden es zerwühlt haben, hätte sie gewußt, daß eben dieser vom Tode Erstandene der Schrecken ihres Gatten sei! – Um von ihren Thränen nicht beunruhigt zu werden, verwehrte Süßlich volle sechs Tage seiner Gattin den Zutritt in sein Zimmer. Nur ein vertrauter Bedienter, der alle Briefe brachte und ausgab, durfte außer dem äußerst höflichen Advocaten das Arbeitszimmer des reichen Mannes betreten.

Während der Rückfahrt nach der Stadt hatte Theobald Aurora's kurzes Gespräch mit Süßlich erfahren und hörte ihre Vermuthungen in Betreff des so erschütternden Briefes, die zwar nicht die volle Wahrheit trafen, aber doch nahe an sie hinstreiften. Theobald sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Schon am nächsten Morgen lief der etwas geheimnißvoll lautende Brief Cölestine's ein, der ihm ein erfreuliches Räthsel blieb, und gegen Abend kam ein Schreiben seines eigenen Vaters, das er anfangs mit zitternder Hand, mit pochendem Herzen empfing, denn es war seit Monaten der erste briefliche Gruß vom Vater, dessen lang ausdauernde Verstimmung, wenn auch, ohne Absicht herbeigeführt zu haben, er sich Schuld geben mußte. Wir können nicht umhin, diesen Brief des Gutsbesitzers hier ebenfalls einzuschalten und hoffen, daß ihn unsere Leser nicht ungern durchfliegen werden. Der Gutsbesitzer schrieb:

»Mein Sohn!«

Mein lieber Sohn werde ich Dich nennen, wenn Du mir in der Angelegenheit, die ich Dir nachstehend mittheile, beweist, daß Du ein Kerl bist, dessen man sich vor den Leuten nicht zu schämen braucht. Dann können wir auch wieder dicke Freunde werden. Wie ich vernommen von Deiner Schwester, die ein ganzes Kernmädel ist und ohne alle neumodische Weibermucken – trägt sie doch auch keinen Schnürleib, wie Deine wespentailigen Stadtpuppen – so bist Du auf dem Wege, Gutes zu thun. So es wahr ist, soll's mich freuen von Herzen und ich will sogar zwei Kälber schlachten, worunter eins von der Fahlen, die vor dem Deine gehörte. Aber lassen wir den Wischiwaschi und kommen auf's Praktische, als worinnen ich zu Hause bin. Irgend in einem Komödienbuche oder ähnlichen Wische oder einem Pirna'schen Kalender muß ich's 'mal gelesen haben, daß ›Kürze des Witzes Seele sei‹, in der Bibel wenigstens steht's nicht, denn die ist zwar von allerhand Weisheit übervoll, nicht aber von Witzen! Das nebenbei. – Freut mich also, daß Du Gutes thust und Dich so uneigennützig für Gotthold verwendet hast. Uneigennützigkeit ist immer eine große Tugend, die in gegenwärtigen Zeitläufen immer rarer wird, was leichtlich zu begreifen. Aber hör' ein wohl überlegtes Wort, wenn Du nämlich Lust hast, jetzt meinem Rathe mehr zu folgen, als ehemals. Noth macht gescheidt! ist ein sehr wahres Sprichwort, darum denke vorerst an Dich, damit Du Andern nicht den Karren aus dem Sumpfe ziehst und selber drin versinkst! Das ist Lebenspraxis, lieber Sohn! Hast Du nun so bemittelte Freunde, daß sie aus purer Großmuth

gleich Hunderte verschenken können, so denke an Dich und sichere Dir einen Ort, wo Du ruhig wohnen, arbeiten und schlafen kannst. Ich will Dir keine Vorschriften machen, denn ich erkenne wohl, daß sich die Zeiten anders gestalten und jetzo Manches verehren, was sonst verlacht wurde. Gott, der das zuläßt und macht, muß das am besten wissen. Also Gott mit Dir! Er segne Dich, wie ich es thue! Und nun ein paar Neuigkeiten nebst einem Auftrag.

Gotthold's Mutter ist todt, das arme Weib! Doch ist ihr die Ruhe zu gönnen. Sie verschied sanft und in Frieden, wie es einer wahren Christin geziemt und liegt nun schon in kühler Erde. Dabei hat sich was Absonderliches zuge tragen. Der alte Stephan nämlich fand beim Aufwerfen des Grabes ein Testament von Helfer, das ganz leserlich und gut ist. Das hat mir die Augen geöffnet, also, daß mein Herz schreit: Süßlich ist ein Schuft, ein Hundsfott vor Gott und Menschen! Mit Schuften bin ich niemals kordial gewesen, woraus folgt, daß meine Verbindungen mit Bruder Hängebald zur Stelle abgebrochen werden müssen, sollt' ich dabei auch in Schaden kommen. Hab' dem Galgenstrick schon geschrieben und bin nun begierig, was er für Gesichter schneiden wird. Noch mehr! In diesen Tagen ist des alten Sünders sein Sohn zurückgekommen und hat mir und Allen den ganzen schäbigen Handel erklärt. Nun soll's einen Proceß geben nach der Schwierigkeit. Gotthold muß sein Eigenthum wieder kriegen. Er kann dann Cölestine heirathen, wenn Beide nämlich einander leiden mögen. Denn die Ehe ist ein

schwierig Ding und gar nicht gemacht für empfindliche Kreaturen. Deshalb rath' ich Dir, heirate nicht, denn Du bist wie das Fürchtekraut (*Noli me tangere.*) Ich denk' mir nur, *der* Rath wird 'mal wieder in den Wind gered't sein. Na, halt's, wie Du willst! – Auf unsere Sache wieder zurück zu kommen, so thue ich Dir zu wissen, daß Du mit Süßlich in meinem Namen reden sollst. Er wird Dich schon selber holen lassen. Kannst ihm immer die Wahrheit auf der Baßgeige vorbrummen, nur keine Injurien, denn die kosten Geld? hast Du Geld? Wo nicht, so thu's Maul auf, und ich will Dir 'was schicken. Denn 's freut mich, daß Du eines Anderen früher gedacht hast. Schulden bezahle ich aber nicht; mit den kümmerge Dich selber. – Von Süßlich fordere meinen Kontrakt, den ich vor Jahren privatim mit ihm schloß. Gibt er ihn nicht gutwillig heraus, so drohe mit der Klage und lasse mich's ungesäumt wissen.

Ich höre, daß eine Baronesse Dein Umgang ist. Taugt sie was, *bon*; ist sie aber eins von den Weibsbildern, die einen jungen Kerl um seine Ehre und Unschuld bringen, weil ihnen sein Gesicht oder die Augen gefallen, so soll ihr der Satan die Zöpfe flechten! Du wirst mich benachrichtigen, wie das ist, denn Du weißt, ich achte den Adel, nur hat's immer einen Haken, wenn er mit Bürgerlichen vertraut thut. Das ist genau so, wie mit den Geistlichen. Wie Jedem von diesen der gestickte päpstliche Pantoffel immer und ewig vor den Augen herumschwimmt, so sehen sich alle Adelligen mit der Krone auf dem Kopfe. Denn Art läßt einmal nicht von Art!

Cölestine sagt mir, daß Du fleißig sei'st und gute Aussichten habest. Das höre ich gern. Mach's so fort und immer mit Ehren, und wie gesagt, sei uneigennützig, doch mit Ueberlegung! Ich denke, wir sollen uns bald sehen. Die Mutter, Dein ehemaliger Stubenbursche Alexander, ein rammasirter Kerl, und der schwächliche Gotthold, der in meiner Luft- und Windschule schon erstarken soll, grüßen allesammt mit treudeutscher Herzlichkeit. Bleibe brav, schaffe was Gut's und werde mir kein solcher Zierbengel, wie ich sie letzthin in einem Bilderladen auf dem Jahrmarkte aushängen sah, so wirst Du ein lieber Sohn sein und bleiben

Deinem alten treugesinnten Vater

Knickeberg.«

Hätte sich der Himmel geöffnet und wäre ein Engel zu ihm herabgestiegen, um ihm den unverwelklichen Kranz des Ruhmes, die Glorie der Unsterblichkeit zu reichen, Theobald's Freude und wahrhaftes Entzücken hätte kein größeres, kein reineres sein können. Genüsse des Herzens, die er lange Zeit hatte entbehren müssen, standen ihm wieder bevor. Er konnte hoffnungsvoll den Seinen entgegen eilen, er durfte sie Alle mit gleicher Herzlichkeit und Inbrunst an seine übervolle Brust drücken.

Diese Nachricht machte ihn auf mehrere Stunden zu jeder Arbeit untauglich. Er mußte in's Freie, um Luft zu schöpfen und sein tobendes Blut einigermaßen wieder zu besänftigen. Gegen Abend besuchte er Aurora, die ihn freundlich, ja herzlich und liebevoll, beinahe zärtlich aufnahm.

»Ihnen ist Etwas begegnet, theurer Freund,« redete sie ihn mit der Theilnahme wahrer Freundschaft an. Theobald lächelte, nicht bitter und höhnisch, wie sie es wohl an ihm gewohnt war, sondern stolz und wehmüthig zugleich, wie die wahre, tiefe, ewige Freude lächelt.

»Diesmal dürfen Sie nicht erschrecken, meine Theure,« erwiderte der junge Mann. »Ich bringe gute, ich bringe die besten Nachrichten.«

Er zog den Brief seines Vaters hervor und theilte ihn der Baronesse mit, ohne ein Wort zu verschweigen. Aurora ward von diesen Eröffnungen nicht wenig ergriffen. Ihr kluger Geist, praktischer und mit weltlichen Angelegenheiten vertrauter, sah hier eine Häufung von Schwierigkeiten, die nur durch die ausgezeichnetste Geschicklichkeit eines scharfsinnigen und gewandten Rechtsanwaltes beseitigt werden konnten.

»Freund,« sagte Aurora mit mehr Ernsthaftigkeit, als Theobald vermuthet hatte, »hier gilt es Vorsicht und die größte Ueberlegung. Süßlich ist im Besitz, und der Besitz verleiht eine Macht des Rechtes, die oft allen Gesetzen widersteht, sie alle besiegt. Alexanders Rückkehr kann nützen und schaden, je nachdem sie angewendet wird. Ihr trefflicher Vater, den ich nach diesem Briefe nur noch lieber gewonnen habe, ist doch von der Freude über die gemachten Entdeckungen überrumpelt worden. Er glaubt schon gesiegt zu haben, wo der Kampf erst beginnen soll. Süßlich ist zu schlau, zu gewandt in Erfindung von Ausflüchten, um sich so leicht aus dem Felde schlagen zu lassen. Haben Sie Nichts dagegen, lieber

Freund, so werde ich meinen Rechtsbeistand, einen allgemein geachteten und durchaus verschwiegenen Mann, in das Geheimniß ziehen.«

Da Theobald sogleich beistimmte, ward Aurora's Advocat schon am nächsten Tage gerufen, von dem Stande der Dinge, so weit er jetzt bereits deutlich vorlag, unterrichtet und um seine Meinung befragt. Er erklärte sich auf der Stelle bereit, den Proceß, der unvermeidlich war, zu führen, und gab Theobald einige nöthige Verhaltensmaßregeln, falls der betrügerische Banquier eine Unterredung mit ihm begehren sollte.

SECHSTES KAPITEL.

In einer Erzählung, die, wie die unsrige, an verschiedenen Orten sich zuträgt, wo Meinungsverschiedenheiten, Neigungen und Leidenschaften die einzelnen handelnd darin auftretenden Personen einander bald zuführen, bald sie wieder trennen, ist es nicht zu vermeiden, daß diejenigen Charaktere, die gerade im Augenblicke nicht in die Begebenheiten eingreifen, auf einige Zeit von dem Schauplatze abtreten. So ist es uns mit zwei Personen gegangen, die wir nicht länger in ihrer Verborgenheit lassen dürfen, da sie späterhin noch mehrfach in das buntfarbige Gewebe eingreifen, die Fäden knüpfen und flechten helfen.

Elise's Zorn über Theobald's vermuthete Untreue war ein vorübergehender. Sie wünschte weder, noch fürchtete sie einen gänzlichen Bruch mit dem Geliebten; vielmehr war sie nach Art liebender Frauen der Ansicht,

daß ein Zwist, auch ein heftiger, nur dazu diene, das etwas gelockerte Band alsbald desto fester zu schlingen und gleichsam unauflöslich zu verknüpfen. Dieser in der Natur der meisten Frauen liegende Kunstgriff mag bei der Mehrzahl der alltäglichen Männer von Wirkung sein. Theobald dachte und fühlte anders. Sein Charakter, mehr ernst als heiter, leichter das Düstere, Trübe im Leben und in jeglichem Verhältnisse erkennend, als das Heitere und Erfreuende herauslesend, vermied gern allen Streit, namentlich mit Personen, die er achtete, ehrte und liebte. Das Unvermeidliche trug er mit Ruhe, es durfte ihm aber nicht wieder vorgehalten werden, wenn er nicht ärgerlich werden sollte. Hatte er aber bei einem sich einschleichenden Mißverständnisse, wobei er von Schuld nicht freizusprechen war, seinen Theil bereitwillig auf sich genommen und Schritte zur Versöhnung gethan, dann verlangte er auch von der andern Seite ein Insichgehen, eine unbedingte und schnelle Versöhnung und eine gänzliche Schlichtung des Streites, ohne Winkelzüge, ohne kleinlichen und peinlichen Hinterhalt. Recht in der Seele zuwider war ihm das Pochen der Frauen auf ihr sogenanntes Recht, jenes schmollende Trotzen, das freilich mancher allerliebste steht, die meisten aber in den Augen verständiger Männer nur herabsetzt, da es gar zu sehr an den Eigensinn der Kinderwelt erinnert. Ueberdies witterte er etwas von gewöhnlicher, um nicht zu sagen, gemeiner Gesinnung in solchem Gebahren, und wo ihn diese auch nur wie ein Hauch berührte, da hörte in der Regel seine Liebe und seine Achtung auf. Es gab sogar Fälle, wo er

Alles darüber vergessen, wo er aus überfeinem Rechtsgefühl selbst ungerecht gegen Andere werden konnte.

Aehnlich war es ihm mit Elisen ergangen. Nachdem sie ihm seinen Brief zurückgeschickt, suchte er sie geflissentlich zu vergessen. Es gelang ihm nach und nach, wie dem eisernen Willen des Mannes Alles, wenn auch zuweilen nur langsam und durch starre Ausdauer gelingen muß. Anders hatte Elise, die fleißige Arbeiterin, kalkulirt. Es war ein Kalkul der Liebe, wie sie so oft gemacht werden und so oft fehlschlagen, und dann in Jammer und Noth endigen. Wenige Tage reichten hin, das liebebedürftige Mädchen ganz zu versöhnen. Sie hoffte, Theobald würde wiederkommen, und sie sah ihm zu Liebe öfter von ihrer Arbeit auf, als es gut war. So harrte sie zwei, drei und mehrere Tage. Es verging eine Woche und sie glaubte noch immer, jeder sich nähernde Schritt werde ihr den gleichfalls versöhnten Geliebten zuführen. Sie hatte keine Ahnung von der Sprödigkeit Theobald's; die glasartige Zerbrechlichkeit auch der leidenschaftlichsten Neigung war ihr ein Räthsel.

In die Einsamkeit ihres kleinen reinlichen Zimmers gebannt, fühlte sie die Leere, welche durch das Ausbleiben Theobald's entstanden war, täglich empfindlicher. Häufige Thränen benetzten ihre kunstreiche Arbeit, die sie von der Baronesse, also von der Frau empfangen hatte, der sie die Untreue ihres Geliebten Schuld gab. An ihn zu schreiben wagte das schüchterne Mädchen nicht. Es hätte darin ein Zugeständniß von Schwäche gelegen,

das sie nicht laut werden lassen wollte. Lieber litt sie unter Angst und Seufzen, litt lange, grämte sich bleich und halb trank. Wenn sie am Nachmittag ihre enge und abgelegene Wohnung verließ, um fertige Arbeiten zu ihren Kunden zu tragen, ging sie an Theobald's Hause vorüber, in der Hoffnung, ihn vielleicht zu sehen oder ihm wohl gar zu begegnen. Auch dies gelang ihr nicht. Die Liebe ist aber erfinderisch, vielleicht noch erfinderischer als die Noth, und Liebesnoth, sagt die Welt, zählt mit unter den ärgsten Nöthen. Elise bemühte sich daher, dem verstorbenen Freunde auf andere Weise ihre noch fortdauernde treue Zuneigung anzudeuten.

Es war die Zeit der Blumen. Das Mädchen selbst besaß ein wohlgepflegtes Gärtchen, das ihrem genügsamen Sinne viele Freude machte. In diesem Gärtchen sammelte sie Tag für Tag die schönsten Blumen oder verschaffte sich, wenn ihr die eigenen nicht gefielen, andere, band sie auf eigenthümliche, dem Geliebten wohlbekannte Weise in einen Strauß und legte diesen gegen Abend auf der Schwelle des Hauses nieder. Schon am nächsten Tage ging sie aus, um zu sehen, welchen Erfolg, ihr Einfall gehabt habe. Sie hatte die ganze Nacht von ihm geträumt, er hatte ihr vergeben, sie wieder zärtlich in seine Arme geschlossen.

Schon von Weitem bemerkte sie an Theobald's Fenster einen Blumenstrauß. Ihr Herz klopfte, daß die Spitzen an ihrem Kleide zitterten. Fliegenden Schrittes kam sie näher und näher und furchtbare Enttäuschung, ihr Strauß lag zertreten auf der Schwelle!

»Er hat ihn nicht gesehen, er ist wahrscheinlich spät nach Hause gekommen, oder es hat ihn auch ein Anderer schon früher zertreten,« sprach sie entschuldigend. »Was auch Schade um die paar Blumen. Es gibt deren heuer genug. Ich werde ihm einen neuen und noch weit schöneren Strauß binden.«

Allein auch dieser und nach ihm noch mancher andere hatte kein besseres Schicksal. Theobald, mit seinem Schicksal, noch mehr mit Aurora beschäftigt, achtete bei seinem träumerischen Gehen und Kommen nicht auf die Blumen, die ihm sein Mädchen als fürbittende Boten entgegensandte. Er zertrat sie unbeachtet, ohne Absicht. Hätte er sie ist wirklich gewahrt, vielleicht wäre ihm Elise dann eingefallen. Er würde einen heftigen Schmerz, ein recht tiefes, schreiendes Weh durch seine Brust beben gefühlt haben, der so anmuthig hingeworfenen Lockung aber schwerlich gefolgt sein.

»Ich hab' ihn verloren, ich Arme!« klagte nun Elise in ihrer Einsamkeit. »Freilich ist es kein Wunder,« fuhr sie fort; »er hat die vornehmen, klugen Frauen kennen gelernt, die so viel gelernt haben und überdies auch noch sticken können, wenn sie sonst wollen. Ich hab' ihn beleidigt, erzürnt, und das nehmen die Männer allen Mädchen übel, wenn sie erst ihrer Liebe gewiß sind. Könnten wir ihnen unsere Neigung doch verbergen, immer verbergen! Dann würben sie stets um uns und wir hätten den Verlust oder gar Verrath eines wahrhaft Geliebten nicht zu betrauern.«

So suchte sich Elise zu beschwichtigen und Theobald zu entschuldigen, während sie an dem Ruhekissen mit unermüdlichem Fleiße fortarbeitete. Sie gab sich mehr Mühe als sonst, denn eben weil ihr die fortwährende Erinnerung an die Begegnung Theobald's bei der Baronesse schmerzlich war, liebte sie diese Arbeit, wie keine. »Und wenn die schöne, stolze Frau ihn liebt, so beschenkt sie ihn wohl damit,« schloß sie weiter, »und da wär' es doch gar schön, wenn ich für den, der doch einzig noch in meinem Herzen lebt, gearbeitet hätte. Vornehme und reiche Leute geben sich nicht so viel Mühe mit solchen nüchternen Dingen. Sie schenken nur viel, weil sie viel bezahlen können.«

Ein von dem Geliebten verlassenes Mädchen lebt, mag es schuldig oder unschuldig an dem erfolgten Bruche sein, alle heitern und trüben Szenen noch einmal durch, die ihr in der Zeit ihres Glückes begegnet sind. Elise machte es eben so. Erst las sie die Briefe, die sie noch von ihm aufbewahrte, dann ging sie durch, was er mit ihr gesprochen, was sie von ihm gelernt, auch was er ihr bloß erzählungsweise mitgeteilt hatte. Dabei fiel ihr der Name Pauline recht schwer auf's Herz. Sie ließ die müden Hände in den Schooß sinken und weinte bitterlich. »Es muß eine gute Seele sein, diese Pauline,« sprach sie, die Nadel von Neuem emsig handhabend. »Ich werde sie aufsuchen, vielleicht, daß er wieder einmal bei ihr gewesen ist, daß sie weiß, wie er lebt, wie es ihm geht!«

Theobald hatte Elisen das Abenteuer jener Nacht so ausführlich erzählt, daß diese Weg und Haus im Finstern finden zu können glaubte. Sie machte sich nun eines Nachmittags auf den Weg und schlug die bezeichnete Richtung ein. Ihr vortrefflicher Ortssinn kam ihr zu Hilfe, sie traf das Haus und fand Pauline, deren sehr leidende Mutter vor Entkräftung im tiefen Schläfe lag.

Pauline konnte sich den Besuch des ihr völlig unbekanntes Mädchens nicht erklären, erst der Name Theobald gab ihr einiges Licht. »Ich habe ihn seit jenem Abende noch nicht wieder gesehen,« sagte Pauline betrübt. »Wahrscheinlich ist er nicht gekommen, weil ihn die Mutter so heftig gehen hieß. Ob er wohl noch so unglücklich ist?«

Da Elise sogleich erkannte, daß sie Theobald in Bezug auf dieses halbe Kind in einem ganz ungegründeten Verdacht gehabt, nahm sie keinen Anstand, der Theilnehmenden ihr Unglück mitzutheilen. Beide Mädchen weinten um die Wette über die viele Noth und das entsetzliche Elend, das in der Welt immer die Unschuldigen trifft. Sie weinten und klagten so lange, bis sie sich etwas erleichtert fühlten. Denn darin gleichen die Mädchen einem wolkenumzogenen Himmel, der auch erst dann dem freundlichen Sonnenlicht wieder Raum gibt, wenn er sich ausgereget hat. Thränen sind bei Frauen Beförderer der Heiterkeit, beim Manne Wundenmale, nach denen er die inhaltschwersten Epochen seines Lebens abzählt. Frauen werden durch Thränen verjüngt, Männer machen sie alt.

Denn wenn ein echter ganzer Mann weint, so blutet Alles in ihm, so ist es nur eine Rettung von dem Wahnsinn.

»Weißt Du, liebe Pauline,« sagte Elise zu ihrer schnell gewonnenen neuen Freundin, »wir könnten uns gegenseitig unterstützen. In ein paar Wochen ist die Miethen um, ich wohne da draußen so gar abgelegen, da fast alle meine Kunden und Gönner in der Altstadt leben. Hättest nun Du und Deine Mutter nichts dagegen, so würde ich am liebsten mit Euch zusammenziehen. Es ist hier so hübsch ruhig und recht schön licht. Die Aussicht auf die grünen Bäume, die wogenden Felder und weiterhin auf die blauen Höhen erfrischt und erfreut das Auge. Du trittst mir hier dies Fenster ab. Da passe ich meinen Tritt hinein, stelle mein Nähtischchen oder meinen Stickrahmen auf und arbeite mit vergrößertem Fleiße. Dann Abends plaudern oder singen wir zusammen oder lesen auch etwas. Ich habe noch manches recht ergötzliche Buch von Theobald,« setzte sie seufzend hinzu. »Ach das war eine Freude, wenn wir so traulich beisammen saßen, uns die Hände drückten und er mir vorlas! Das ist vorbei, für immer vorbei! – Ja Pauline, thue es, ich bitte Dich! Stelle es Deiner Mutter vor. Ich bin ein ordentliches fleißiges Mädchen, das sich etwas erspart hat. Von meiner Hände Arbeit, wenn Gott mir nur die Augen erhält, kann ich mich ernähren, und Dich, liebe Pauline, lehre ich das Sticken noch obendrein. Das soll eine Lust sein, gelt?«

Wie hätte Pauline so freundlichem Bitten widerstehen können! Ihrer Mutter war es sogar lieb, noch eine Zimmergenossin in's Haus zu bekommen, die ihr manche Erleichterung in der kleinen Wirthschaft verschaffen und die Last des Zinses um ein Bedeutendes erleichtern konnte. Elise zog nach einigen Wochen ein, und obwohl sie sehr blaß und mager geworden war, schien es doch, als fühle sie sich im Umgange des wahrhaft gottesfürchtigen jungen Mädchens um Vieles leichter und heiterer.

Leider sollte dieses Zusammenleben nicht lange ungestört bleiben! Pauline's Mutter ward immer matter und hinfälliger, ohne daß sie es erlaubte, einen Arzt herbeizurufen. Sie theilte in diesem Punkte den Glauben der meisten Leute niederen Standes, daß alle Doktoren nur dazu da seien, die Kranken um's Geld zu prellen und sie deshalb recht lange krank zu erhalten. Bei der schnell überhandnehmenden Schwäche durfte es nicht auffallen, daß die sanft Entschlummerte eines Morgens nicht wieder zum Leben erwachte.

Elise hatte bei diesem Todesfalle viel zu sorgen, was sie mit der größten Aufopferung that. Denn Jemand zu Gefallen zu leben, sich für liebe Menschen abzumühen und zu plagen, war ihr eben so ein Genuß, wie es für die Meisten eine Tortur ist. Sie bestellte die Beerdigung, sie lief zu den verschiedenen Menschen, die dabei zu thun hatten, sie schaffte endlich Kränze herbei, schmückte die Leiche und machte des Nachts in aller Eile, aber geschickt und mit Geschmack, für sich und Pauline sehr kleidsame Trauergewänder.

Bis zu dieser Zeit hatte Elise noch immer Theobald weder gesehen, noch gesprochen. Ein einziges Mal, wenige Tage vor dem Ableben der Mutter Paulinens, war sie bei Aurora gewesen, um das kostbare Ruhekissen abzuliefern. Sie fürchtete, den Geliebten bei der vornehmen Frau zu treffen und ging deshalb mit heftigem Bangen zu ihr. Die Baroness war allein. Wie gewöhnlich, traf sie die junge Wittwe malend. Die kleine Staffelei war dem fast gänzlich mit leichten Gardinen verhüllten Fenster zugewendet, damit das allzuhelle Licht die Künstlerin nicht blende. Früher hatte Elise auf die Beschäftigung der Baroness wenig geachtet, theils weil sie diese Dinge nicht interessirten, theils weil sie der Meinung war, es sei dergleichen eben ein Zeitvertreib müßiger Vornehmen, die einer Tändelei ziemlich gleich zu achten. Diesmal aber war sie neugierig. Sie nahm sich vor, das Gemälde Aurora's in der Nähe zu besehen, es möge kosten was es wolle.

Leutselig hieß sie die Baroness niedersitzen, um noch einige Pinselstriche zu thun. Dann schob sie die Staffelei zurück in die Fenstervertiefung und bat Elise, näher zu treten.

»Sie haben mich diesmal recht lange warten lassen, liebes Kind,« sprach sie sanft, ohne Vorwurf im Tone, »ich glaubte schon, Sie seien erkrankt und war bereits entschlossen, in einigen Tagen zu Ihnen zu schicken. Lassen Sie sehen.«

»Ich war auch nicht wohl,« versetzte Elise mit bewegter Stimme, die aus dem Herzen heraufklang. Aurora richtete ihre dunkeln Augen auf das Mädchen.

»Wie blaß Sie aussehen! Was hat Ihnen denn gefehlt?«

»O nichts von Bedeutung,« erwiderte Elise. indem sie zu lächeln versuchte, »ich hatte Kummer und Kummer, gnädige Frau, der nimmt die Menschen recht mit.«

»Da sprechen sie ein wahres Wort, liebes Kind,« sagte Aurora, das Ruhekipfen vor dem zurückgeschobenen Vorhänge entfaltend. »Ich habe schon viel Kummer durchgelebt. – Aber wirklich, Sie arbeiten mit einer Sorgfalt, die in Erstaunen setzt. Dafür verdienen Sie einen Händedruck.«

Aurora reichte Elisen ihre schmale Hand und zog sie freundlich an sich. Dadurch kam diese so zu stehen, daß sie Staffelei und Gemälde im vollen Licht übersehen konnte. Ein liebendes Herz ist manchmal furchtbar glücklich im Errathen, Ahnen; Elise sah, was sie erwartet hatte. Sie erkannte auf der Staffelei das beinahe vollendete Porträt ihres Geliebten.

Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Aurora's Freundlichkeit, der tiefe Blick ihres Auges, der wohl eine vertraute Bekanntschaft mit überlebtem Kummer verrieth, der Schmerz, der in ihrem eigenen Busen wühlte, drängten sie unaufhaltsam zu den heftigsten Thränen. Und Aurora war zu sehr tief fühlendes Weib, als daß sie dem Mädchen einen so natürlichen Ausbruch lebendigen Gefühls übel gedeutet hätte. Sie ließ die Thränen der Bekümmerten fließen, ohne sie zu stören, und Elise war es

wieder eine Erleichterung, daß sie am Herzen ihrer Nebenbuhlerin – denn dafür mußte sie die Baronesse von diesem Augenblicke an halten – ihren bittersten Schmerz ausweinen konnte. Sie erkannte in der schönen Ruhe, in der rührenden Theilnahme, die ihr die vornehme Frau zollte, daß Theobald ihrer nicht unwürdig sei, und dies tröstete Elise, so sonderbar dies auch klingen mag. Als sie sich wieder erholt hatte, verließ sie in einem gewissen Sinne heiterer, als sie gekommen, das prunkvolle Haus der Baronesse. Sie triumphirte über sich selbst, daß sie so gänzlich den Grund ihrer Betrübniß vor Aurora geheim gehalten.

Wenige Tage später fiel Theobald's Geburtstag. Harmonisches Glockengeläute weckte ihn schon früh am Morgen. Es war ein katholisches Fest, dem zu Ehren die metallenen Stimmen feierlich erklangen. Theobald lauschte den vom Winde herübergetriebenen Tönen mit seltsamen Gefühlen. Dieser Tag weckte in ihm stets wehmüthige Erinnerungen, denn er hatte ihn nie mit jener Fröhlichkeit antreten können, die bald Folge, bald Bedingniß frischen Lebensmuthes ist. Ihm war der erste Tag eines neuen Lebensjahres immer nur der erste gewagte Tritt auf ein grün übersponnenes Moor gewesen, in dem er versinken, das er im glücklichsten Falle durch kühne Sätze und Sprünge überschreiten konnte. Auch heut erschien ihm aller Zukunftsglanz noch in dem nämlichen eben so verlockenden wie abschreckenden Bilde. Der Anblick, schon die Ahnung des Geheimnißvollen reizt aber,

und dieser Reiz, der in Theobald's Seele vielleicht stärker und zäher war, als in der anderer Menschen, täuschte ihn wenigstens mit allerhand Bildern süßen Glückes, wie denn überhaupt die reinsten und schönsten Stunden seines Lebens in der behaglichen Ansmalung eines Zustandes, einer Lage befinden, die ihm die wünschenswertheste schien. Gleich dieser mit Bewußtsein erträumte Glückszustand auch nur dem gemalten Papierhimmel seiner Schülerklausur, so war er doch immer ein Ersatz für den wirklichen Mangel, den er so oft und so schmerzlich empfinden mußte.

Vertieft in diese Träumereien verließ Theobald sein Lager später, als er sonst zu thun pflegte. Er hörte inzwischen in seinem Zimmer mehrmals gehen, doch achtete er nicht darauf, da er glaubte, es sei die Bedienung. Wie erstaunte er nun, als er beim Oeffnen der Thüre seinen Schreibtisch mit den köstlichsten Blumenstöcken besetzt und mit einem Kranz von Rosen umwunden sein eigenes wohl getroffenes Porträt erblickte! Er konnte nicht einen Augenblick in Ungewißheit sein, von wem diese freundlichen Gaben kamen. Ein rosaroths Billet mit dem Wapen Aurora's, benahm ihm vollends jeden Zweifel. In den liebevollsten Ausdrücken schrieb ihm die junge Frau so zutraulich, innig und herzlich, daß Theobald wohl nicht länger an ihrer wärmsten Freundschaft für ihn zweifeln konnte. Am Ende dieser glückwünschenden Zeilen war aber eines Geschenkes gedacht, das Theobald bisher übersehen hatte und über das er wahrhaft erschrock. Es

war ein mit der größten Sauberkeit gesticktes Ruhekitzen.

Wie durch einen Zauberschlag sah er Elisens Bild vor sich stehen. Er sah das liebevolle Mädchen am kleinen Fenster des niedrigen Stübchen sitzen, wie sie unermüdlich die Nadel regte. Er hörte ihr behagliches Geschwätz, das, ob auch um unbedeutende Dinge schweifend, ihn doch so oft zerstreut und erheitert hatte. Den Besitz dieses unschuldigen, genügsamen Mädchens hatte er verloren, und nun sollte er auf eine Arbeit ihrer Hand sein müdes Haupt sinken lassen! Auf eine Arbeit, bei der sie vielleicht in dem vermeintlichen Glauben, daß er ihr untreu geworden, viele viele Thränen vergossen hatte.

Auch eine zerstörte, zerbrochene Liebe ist immer noch nicht gleichgiltig. Herzen, die einmal an einander geschlagen, fühlen ihre Pulsschläge noch nach langen langen Jahren in altgewohntem Takte, wenn der Zufall sie zusammenführt. Ein Schriftzug der Hand, die wir einst in seliger Wonne geküßt, deren warmen Druck wir gefühlt haben, besitzt eine elektrische Kraft und läßt unser Herz krampfhaft zusammenzucken, wenn wir ihn wieder erblicken. Wer schon Spaltungen, Risse der Neigungen, Trennung und Bruch erlebt, wird sich in die Empfindungen versetzen können, die über Theobald's Seele braus'ten. Das Glück dieses Tages war für ihn dahin, der heitere Duft einer über seinem Haupte heller als sonst leuchtenden Zukunft ward von grauen Wolken verdrängt. Er konnte diese letzte Gabe nicht annehmen, ohne Skorpionen unter seinem Haupte zu fühlen.

Ein schwerer Gang, eine noch schwerere Eröffnung stand ihm bevor.

Die Glocken der katholischen Kirche läuteten noch immer, als er aus dem Hause trat. Ihm gerade entgegen kam in ernstem Schweigen ein Trauerzug. Schwarze Träger trugen den einfachen Sarg, der nur mit einer einzigen Guirlande um das schmucklose, abgenutzte Bahrtuch bekränzt war. Hinter dem Sarge gingen einige Männer, von denen Theobald keinen persönlich kannte. Ein einziger verschlossener Wagen folgte, durch dessen herabgelassene Scheiben zwei schwarzgekleidete Mädchengestalten schimmerten. Theobald kamen diese bekannt vor, und wie es ihm eine böse Vorbedeutung schien, daß das erste Begegniß am Geburtstagsmorgen ein Leichenzug war, so hielt er es auch für eine Art Sühne, wenn er ihm folgte. Ohnehin bedurfte er der Sammlung, und so schloß er sich dem Wagen an; Der nahe gelegene Kirchhof war bald erreicht. Theobald lehnte sich in einiger Entfernung vom Grabe an ein Monument, das ihn verdeckte. Die Leidtragenden umringten das Grab, der Sarg ward herbeigebracht, auch die Mädchen erschienen. Sie waren dicht verschleiert und schluchzten beide laut, vornehmlich die zartere, kleinere Gestalt. Jetzt versank der Sarg in die Grube, die Umstehenden sprachen ein stilles Gebet und warfen eine Hand voll Erde nach. Auch die Mädchen huldigten der Sitte, wobei sie sich entschleierten. Theobald erkannte Elise und Pauline. Sein Erstaunen war so groß, daß er den Namen der Ersteren vernehmlich aussprach.

Elise hörte den Ruf und blickte sich um. Auch sie erkannte Theobald und die Todtenblässe, die jetzt ihr eingefallenes Gesicht überzog, sprach laut genug von der Erschütterung ihres Gemüthes. Sie mußte sich an Pauline halten, um nicht umzusinken. Inzwischen war Theobald mit schnellen Schritten herbeigekommen, hatte die Zitternde umfaßt und sah jetzt mit dem tiefen fragenden Ausdruck seines treuen Auges den leidend gesenkten Blick der ehemals Geliebten.

»Müssen wir uns so wieder finden, Elise?« sprach er kaum hörbar. »Soll der Tag, der mir das Leben gab, zugleich der Begräbnißtag all' unserer glücklichen Erinnerungen sein? Ich hatte dies nicht verdient, Elise! Wenn ich fehlte, so bereute sich auch; doch nun – nun ist Alles zu spät!«

»Zu spät!« wiederholte Elise, und in diesem ›Zu spät!‹ sprach sich die trostlose Leere eines ganzen Lebens aus. Es klang wie das Pfeifen des Windes auf unbewohnter, ewiger verlassener Haide.

Die Erdschollen kollerten dumpf auf den Sarg und zeigten den Leidtragenden an, daß sie hier nichts mehr zu thun hatten. Theobald ergriff Elisens Hand, die sie ihm ließ und geleitete sie zurück nach dem Wagen. »Wir müssen uns noch einmal sprechen,« sagte er. »Darf ich heut, morgen, übermorgen kommen?«

»Ich habe meine Wohnung verlassen,« versetzte Elise, »ich bin die Hausgenossin Paulinens.«

»Also heut' Abend?«

Elise neigte bejahend ihr Haupt, der Wagen rollte fort, Theobald stand allein am Thor des Kirchhofes. Kopfschüttelnd sah er dem verschwindenden Wagen nach und ging dann, in mancher Hinsicht noch schwermüthiger und gedrückten als er sie verlassen, in die Stadt zurück.

Mit Unruhe sah Aurora dem Besuche des Freundes entgegen. Sie war bemüht gewesen, für diesen Tag Alles so einzurichten, wie sie voraussehen konnte, daß es Theobald erfreuen würde. Sie hatte für ihn diejenigen Blumen ausgesucht, die er am meisten liebte, mit ähnlichen war ihr eigenes Zimmer ausgeschmückt. Der Kamin, in dessen blankem Rost die herbstliche Kühle bereits ein trauliches Kohlenfeuer nöthig machte, war ebenfalls gerade mit solchen Kunstgegenständen aufgeputzt, die vorzugsweise Theobald's Beifall hatten. Die Büsten der Dichter, die unser Freund vor andern schätzte und verehrte, trugen Lorbeerzweige um ihre Marmorstirnen.

Als der sehnlichst Erwartete endlich erschien, begrüßte ihn Aurora mit einem Kuß auf die Stirne. »Können Biten und Wünsche weihen und segnen,« sagte sie bewegt, »so sind Sie von jetzt an geweiht und gesegnet!«

Alle andere banalen Beglückwünschungen, wie sie bürgerliche Alltäglichkeit noch immer festhält und sehr rührend findet, unterblieben.

Theobald fand keine Worte für den Dank, der ihm im Herzen ruhte, nur sein Auge sprach und ward verstanden.

»Ich habe es so eingerichtet,« sagte Aurora, »daß wir heute ganz ungestört im Gespräch bei einander sein können, denn wir haben uns noch sehr viel zu sagen. Eine besondere Freude habe ich Ihnen, lieber Theobald, jetzt noch mitzutheilen. Herr Prickelmann, den Sie ja auch kennen, schrieb mir vor einigen Tagen, da ich wegen entnommener Bücher mit ihm in Verbindung stehe. Er fragte mich, was ich von Ihnen halte und ob ich ›das Ding‹ schon kenne, das Sie geschrieben. Das sind Kunstausdrücke, Theurer, die sie sich angewöhnen müssen. Anfangs verstand ich ihn nicht, nachher kam ich dahinter, daß er die mir bekannten humoristisch-satyrischen Blätter meinte. Warum haben Sie mit dem Manne davon gesprochen? Sie hätten es nicht thun sollen! Da es nun aber einmal geschehen ist, so halte ich es für gut, die Sache oder ›das Ding‹ in's Publikum zu bringen. Ich nahm Rücksprache mit dem sehr verständigen Manne und er hat einen Kontrakt nach meinen Vorschlägen entworfen, den ich Ihnen hiermit als ein Angebinde das Ihnen die Natur macht, übergebe.«

Theobald sank aus einer Ueberraschung in die andere. Daß sein heißester Wunsch so schnell verwirklicht werden würde, hätte er nach den Schwierigkeiten, die sich ihm bisher gezeigt, nicht mehr gehofft. Die Bedingungen waren nicht glänzend, aber annehmbar, und Theobald hatte die freudige Genugthuung, somit auch den Geburtstag seines ersten Geistesproduktes an, diesem an Eindrücken der entgegengesetztesten Art so reichen Tage zu begehen.

»Sie sehen mich über so viele Güte erstaunt, geliebte Freundin,« versetzte Theobald nach einiger Zeit. »Wie schmerzlich ist es mir, gestehen zu müssen, daß Sie diese sprechenden Beweise einer großmüthigen Freundschaft einem Unwürdigen zgedacht haben!«

»Theobald!« rief Aurora aus, »Lassen Sie den finstern Geist schon wieder Macht über sich gewinnen? Oder meinen Sie, ich werde meine Gunst, meine Freundschaft an einen Ungeprüften verschenken?«

Theobald sah die Freundin mit einem so sonderbaren Blicke an, daß sie unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte.

»Nein,« sprach er entschlossen, »ehe wir uns gegenseitig größere Verbindlichkeiten auflegen, lassen Sie uns ganz offen sein. Täuschungen sind anfänglich süß, sie berauschen, wie verbotene, heimliche Genüsse, kommt aber die Zeit, wo die glänzenden Schleier fallen, wo keine Phantasie mehr ausreichen will, die künstliche Lüge zu verdecken; dann werden sie zu Höllenqualen! Aurora!« fuhr er lebendiger, heftiger fort und ergriff beide Hände der jungen Frau, »Sie sind in den Kreis meines armen, freudenleeren Lebens getreten, wie die Gestalt eines Engels. Sie riefen mir und ich folgte willenlos, folgte gern. Ich war gebunden, als Ihr reiner Herzenston mich an Sie kettete, ich liebte oder glaubte wenigstens zu lieben, und das arme Mädchen, das mir ihre Neigung geschenkt, sah mich bei Ihnen und verstieß mich dann. Sie war arm, aber ehrbar und fleißig. Sie arbeitete für Sie und Sie, o

Sie wußten nicht, daß eine Arbeit der einst Geliebten mir als theures Geschenk von Ihnen übergeben werde!«

Aurora übersah mit raschem Blick die peinvolle Lage des geliebten Freundes. Theobald's Geständniß überraschte sie nicht, denn der helle Blick der Frauen hatte ihr längst verrathen, daß auch die Leidenschaft der Liebe mehrmals das Herz des Freundes stürmisch bewegt haben mußte. In ihrer sänftigenden Ruhe antwortete sie:

»Sie *haben* geliebt, Theobald, lieben Sie noch?«

Unser Freund schwieg, denn er mochte in diesem Augenblicke keine Unwahrheit sagen, und unwahr wäre sowohl eine bejahende als eine verneinende Antwort gewesen.

»Ich verstehe Sie,« sprach Aurora, »ich weiß auch, daß Mitleid Ihnen oft für Liebe gilt. Elise liebt sie, weil sie Ihren Umgang vermißt, es, wäre aber nichts Unmögliches, daß Sie vergessen würden, begegnete dem leicht empfänglichen Mädchen eine Natur, die ihren Lebensmaximen besser zusagte. Hören Sie mich, Freund! Vertragen Sie sich mit Elisen, aber scheiden Sie. Es wird Euch schmerzen, aber nicht verwunden. Mein Geschenk aber behalten Sie in Gottes Namen. Es sei Ihnen eine Warnung, die Sie in der Zukunft abhalten möge, ähnliche Verbindungen mit leichtem Sinn und lockerem Muth zu schließen. Von mir bedürfen Sie keine Verzeihung, denn ich glaube Schein von Wahrheit, bloße momentane Aufregung von tiefer Leidenschaft unterscheiden zu können.«

Wenn wir aus einem geliebten Munde hören, was wir wünschen, dann bleibt die Beruhigung selten lange aus. Theobald gab Aurora Recht, obschon er aus Konsequenz im Stillen noch dagegen stritt. Wie ein ausgedorrtes Land nach erquickendem Regengusse fühlte er den lindernden Zuspruch der klugen Frau seine Seele durchrieseln. Die Falten seiner Stirn glätteten sich, hell strahlte wieder das Auge und wenn er dazu einige Ursache haben mochte, so durfte man Aurora wenigstens nicht Schuld geben, daß sie unschuldig daran sei. Sie bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um den Freund wo möglich recht heiter zu stimmen. Sie ließ die reichen Quellen ihres Geistes sprudeln, den Uebermuth eines glücklichen Humors dazwischen wie Brillantfeuer aufblitzen. Sie wollte nur erheitern und bezauberte, sie beehrte die Anmuth darzustellen und das liebende Weib stand vor Theobald's entzücktem Auge.

Die Stunden verrannen wie Minuten, es ward Abend und Nacht und noch immer wollte das Gespräch der schon auf's Engste verschlungenen Seelen kein Ende gewinnen. Als doch endlich die Stunde des Abschiedes schlug, klang von beider Lippen nur ein inniges ›Gute Nacht‹. Ihre Hände lagen fest geschlossen in einander, ihre Blicke begegneten sich in einer langen, uralten Frage, die Keins aussprach, dann drückten sie sich nochmals die Hände und schieden.

Theobald wäre lieber hinaus in die stille Nacht gelaufen, aber er hatte sein Wort gegeben und dies mußte er

halten. Er trat den schweren Gang an, der nach so glücklich verlebten Stunden freilich wie Wermuth auf Honig schmeckte. Unterwegs überlegte er, was er Elisen sagen, wie er sich von ihr trennen wollte, und es fehlte ihm dabei nicht an einer Menge schön klingender Worte. Wie anders war seine Stimmung, als er zum ersten Male denselben Weg eingeschlagen hatte! Er schalt sich selbst undankbar, wenn er das Jetzt mit dem Sonst verglich.

Die beiden Mädchen zweifelten schon an seinem Kommen, als er leis eintrat. Elise schrack zusammen, Pauline reichte dem alten Bekannten schwesterlich zutraulich die Hand. »Sie sind recht lange weggeblieben,« sagte sie, »nun ist mir die gute Mutter unterdeß gestorben und ich würde sehr verlassen sein, hätte mir der Himmel nicht Elise zur Freundin gesendet.«

Elise bat die Waise, sie ein paar Augenblicke mit Theobald allein zu lassen. Es folgte nun eine längere Unterredung, zwischen den Zurückgebliebenen, die wir unterdrücken können. Gegen das Ende derselben weinte Elise still und leise, während Theobald mit verschränkten Armen das kleine Zimmer durchschritt.

»Ich wußte, daß es so kommen würde,« sagte Elise, ihre Thränen trocknend, »ich habe es ja auch nicht besser verdient. Du gehst Deinen hohen, steilen Weg, ich helfe mir sacht an der alten niedrigen Erde fort und kann Dir also nicht folgen. Bleibe mein Freund,« fuhr sie unter häufiger strömenden Thränen fort, »ich werde Dich nie vergessen. Und solltest Du, was Gott verhüten möge, je einmal eines Herzens bedürfen, das Dich uneigennützig

liebt, einer Hand, die Dich mit nie, ermattender Ausdauer pflegen, für Dich arbeiten soll: dann klopfе zu jeder Stunde an die Thür meiner Hütte und ich will Dich mit offenen Armen aufnehmen. An meiner Brust sollst Du ruhen, schlummern, leben und sterben. Gott segne Dich, Gott behüte Dich!«

Sie erhob ihre weißen Hände, als wollte sie das Kreuz über ihm schlagen. Wie sie so vor ihm stand, die thränenfeuchten Augen zu ihm aufgeschlagen, mit dem bleichen, verhärmtен ovalen Gesicht, um das die dunkeln Haare in malerischen Locken fielen, glich sie einer Madonna. Theobald beugte sich zu ihr herab. Da umschlang sie ihn mit beiden Armen und küßte ihn wiederholt leidenschaftlich.

»Jetzt geh!« rief sie dann aus, ihn eben so rasch wieder loslassend, »geh und vergiß nie, wie ich Dich geliebt habe!«

Sie sprang in die anstoßende Kammer und verriegelte sie hinter sich. Theobald horchte, er hörte sie laut schluchzen. Zärtlich rief er ihren Namen, bat sie, zu öffnen, ihn nochmals anzuhören. Elise gab keine Antwort. Das Schluchzen ging nach einiger Zeit in ein leiseres, stilles Weinen über. Draußen vor der Thür stimmte Pauline mit sanfter, wohltönender Stimme ein Kirchenlied an. Theobald rief dem trauernden Mädchen ein nochmaliges Lebewohl zu und verließ das Zimmer.

»Gute Pauline,« sagte er zu der kleinen frommen Sängerin, »geh' hinein und suche Elise zu trösten. Ich mein'

es gut mit ihr und mit Dir. Bald hoffentlich werdet Ihr wieder von mir hören.«

Ermüdet bis zur Ohnmacht von den ununterbrochenen Aufregungen dieses Tages ging Theobald nach der brausenden Stadt. »Die Erfahrung behält doch Recht,« sprach er zu sich selbst, »eine leidenschaftliche Liebe gewährt nie Genuß, nie Befriedigung, immer nur Reiz, der eine matte, farblose Abspannung nach sich zieht. Wäre ich nun ein echter Sohn dieser Zeit, ich würde, wenn irgendwo, in der Liebe dem Egoismus huldigen, womit sie, wie mit einer Reliquie jeden Altar weiht, an und auf dem sie opfern will.«

SIEBENTES KAPITEL.

Es klopfte. Theobald rief: Herein! Er saß eben am Pult und sah den ersten Druckbogen seines Geistesproduktes mit jenem gemischten Gefühl von Entzücken und Besorgniß durch, das jeden Autor beschleicht, wenn er seine Gedanken, sein ganzes Geistesleben der Welt zu enthüllen beginnt. Auf dies ›Herein!‹ trat ein junger Mann in's Zimmer, der unserm Freunde vollkommen unbekannt schien. Ohne aufzustehen maß er ihn mit finstern Blick, der ihm beschäftigt oder nach beendigter Arbeit überhaupt eigen war und ihm jenen Charakterzug verlieh, den man fälschlich für Stolz hielt. »Was steht zu Befehl? Mit wem hab' ich die Ehre?« –

»Theobald!« rief der Fremde und stürzte auf den jahrelang entbehrten Freund mit ausgebreiteten Armen zu.

»Alexander! Mein Alexander!« sprach hocheufreut Dieser und Beide umarmten einander. Nach dem ersten Rausch des Wiedersehens betrachteten sie sich genauer.

»Es scheint, wir haben uns Beide sehr verändert,« sagte Alexander. »Hätte ich nicht Deinen Namen an der Thür gelesen, ich würde Dich schwerlich auf den ersten Blick wieder erkannt haben. Und ich – nun, daß ich äußerlich ein ganz Anderer geworden bin, ist ein Ergebniß meines ruhelosen Wanderlebens. Mich haben körperliche Strapazen gestärkt und abgehärtet. Du bist eher schwächer geworden an Körper, während man es Deinem Kopfe ansieht, daß Du geistig viel gelebt haben magst. Innerlich, hoff' ich, sind wir Beide noch dieselben.«

»Du kommst von Hause?«

»Direct, aber nicht allein. Gotthold hat mich begleitet. Dein Vater, der Anfangs ebenfalls beabsichtigte, Dir einen Besuch zu machen, ward abgehalten oder blieb vielmehr deshalb zurück, um die heimischen Zustände nicht aus den Augen zu lassen: Es bereiten sich dort Begebenheiten vor, die jetzt noch nicht zu berechnen sind, die von Zeit und Umständen abhängen werden. Durch Deinen Vater bist Du unterrichtet. Ich komme nun, um, wenn es möglich ist, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Mein Vater soll seinen Fluch zurücknehmen, mich hoffentlich für ehrlich erklären und als Sohn anerkennen. Unter diesen Bedingungen und der Herausgabe des an sich gerissenen Erbes, dessen Verwaltung ihm bis an das Ende seines Lebens bleiben soll, wollen wir die unselige That nicht veröffentlichen, weigert er sich aber, dann freilich –«

»Er wird sich weigern,« fiel Theobald ein, »er wird alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, erlaubte und unerlaubte, anwenden, um im Besitz zu bleiben und Dich, Gotthold, mich und den Vater zu verderben.«

»Hast Du schon mit ihm gesprochen?«

»Zur Stunde noch nicht, doch eben, weil er hartnäckig schweigt, besorge ich, daß er im Stillen minirt, daß er Ausflüchte sucht und unser Verderben vorbereitet.«

»Nun,« versetzte Alexander, dann werde ich ihm in den nächsten Tagen mit Dir und Gotthold zugleich einen Besuch abstatten und Mittheilungen machen, vor denen er zurückbeben soll. Ich bin sein Sohn nicht mehr. Wäre ich umgekommen, in Noth und Schande verhungert, es würde ihm schwer geworden sein, seine Freude darüber zu verbergen. Lebt meine Mutter noch?«

»Sie lebt, aber unglücklich.«

»Wer mag in seiner Nähe glücklich sein!« rief Alexander aus. »Er kennt nur *einen* Freund, *ein* Verdienst, *eine* Macht – das Gold!«

Theobald leitete jetzt das Gespräch auf andere erfreulichere Gegenstände. Er ließ sich von seinen Eltern, von Schwester Cölestine, von andern zahlreichen Bekannten erzählen. Er fragte nach den wunderlichen Pastoren, die ihm in der Jugend so große Noth gemacht hatten. Auch Meister Dürrbeins gedachte er. Alexander gab die gewünschte Auskunft über sämmtliche Personen und die Freunde erkannten mit innigem Behagen von Neuem den Werth treuer, erprobter Herzen.

»Cölestine solltest Du sehen,« sagte Alexander, »das ist ein Mädchen eigenthümlicher Art. Sie hat mich gerührt und bezaubert. Ich fühle, daß ich sie zu meiner vertrauesten Freundin wählen und doch nie um ihre Liebe werben könnte. Diese Ruhe bei dieser Schroffheit frappirt. Ihre Charakterfestigkeit grenzt an Eigensinn, sie herrscht, wo sie nur zu leiten, zu rathen vorgibt. Aber das Alles thut sie mit einer Naivetät und Herzengüte, die erschütternd wirkt. Dich zu vertheidigen, zu rechtfertigen und gegen jedes Unrecht zu schirmen, scheint für sie Lebensaufgabe zu sein. Sie achtet dabei weder Stand, noch Person. Wer sie hier reizt, der tastet ihre Ehre an, die sie dann mit feuriger Beredtsamkeit vertheidigt. In solchen Momenten ist Cölestine idealisch schön; sie wird, wenigstens in meinen Augen, der Prototyp eines deutschen Mädchens, einer liebenden deutschen Schwester.«

Die Freunde gingen nunmehr zu Aurora's Geschäftsführer, mit dem sie eine lange Unterredung hatten, später holten sie den jüngeren Gotthold ab, um auch diesen von dem entworfenen Plane in Kenntniß zu setzen. Die übrige Zeit verbrachten sie theils in den Kunstsammlungen, theils in Theobald's Behausung. Die Zerstreuungen der Residenz boten eine abwechselnde Mannigfaltigkeit für interessante Unterhaltung dar. Auch Aurora meldete Theobald die Ankunft der Freunde, deren Vorstellung er sich auf spätere Tage vorbehielt. Er wünschte erst Gewißheit zu haben, wie mit Süßlich zu verhandeln sein werde.

Da nach einigen Tagen immer noch keine Einladung von diesem Manne an Theobald erging, beschlossen die

Freunde den ersten Schritt ohne fernere Säumniß zu thun.

Wir kennen bereits die abstoßende Wohnung des Wucherers, in der er sich den größten Theil des Tages aufzuhalten pflegte. Das Comptoir für die eigentlichen Banquiergeschäfte lag im Vorderhause und wurde durch mehrere Commis und Buchhalter geleitet. Süßlich selbst hatte sich aus Liebhaberei den peinlicheren Kleinhandel in Geld vorbehalten. Hier konnte er nach Herzenslust drücken, mäkeln, wuchern, denn wer in die verräucher- te Stube trat, wo Süßlich in seinem erbsenfarbenem Rock präsidirte, der hatte kein Recht mehr. Er stand außer dem Gesetz und für solche Unglückliche war Süßlich allein der Mann, dessen furchtbare Rettung nur einen verzögerten und um so qualvolleren Untergang herbeiführte.

In diese Höhle traten eines späten Nachmittags die drei Freunde. Süßlich war schon seit mehreren Tagen, wieder mit unermüdlicher Rüstigkeit thätig in seinem Geschäft. Aerger und Zeitverlust hatten ihn nur härter und strenger, ja vollkommen grausam gemacht. Auf die Weisung, daß Süßlich grade allein, mithin unbeschäftigt sei, führte Theobald seine Begleiter die finstere Stiege hinauf. Im Vorzimmer hieß er sie warten, bis er sie rufen werde. Er selbst klopfte mit leisem Finger an die wurm- stichige Comptoirthür und trat auf das heisere ›Herein‹ des Wucherers in die Spelunke.

Auf dem Pult brannte eine einzige Lampe von veralteter Form, schmutzig und mit bestäubtem, ölfleckigem weißem Papierschild, der an verschiedenen Stellen zerrissen war. Ein halb zerbrochener, von der Flamme braungelb angeräucherter Zylinder sollte das magere Licht konzentrieren helfen. Herr Süßlich saß hinter dem Pult und korrigierte eine Feder.

»Wer da?« fragte er verdießlich, indem er mit blinzeln-dem Auge das düstere Gemach überblickte. Er erkannte Theobald nicht, der an der Thür stehen geblieben war.

»Ein Freund wünscht mit ihnen zu sprechen,« antwortete Theobald fest und laut. Süßlich zuckte zusammen und schnitt sich mit dem Federmesser in die Hand. Er sprang auf und lief bis an die kleine Gitterthür, die das Reich des Goldmannes von der demüthig bittenden Ar-muth schied.

»Ich bin es,« sagte Theobald, in den helleren Raum vortretend, den das Lampenlicht beschien. »Theobald Knickeberg wünscht eine Unterredung mit dem Herrn Baron.«

»Kurz, kurz, muß ich bitten,« erwiderte Süßlich. »Ich muß heut noch meinen Rechnungsabschluß machen. Habe ein paar Tage verloren, bin also pressirt. Wollen – he?«

»Da komme ich eben recht,« sagte Theobald gelassen. »Ihre Rechnung möchte trügen, wenn Sie mich nicht zuvor anhören. Wir haben noch viel mit einander abzurechnen.«

»Wir?« bemerkte Süßlich mit verächtlichem Achselzucken. »Ich habe mich, Gott sei Dank, mit unbrauchbaren Menschen niemals abgegeben.«

»Sehr wahr, Herr Baron, desto mehr mit brauchbaren, das heißt mit solchen, die sich brauchen ließen, etwa mit meinem eigenen Vater. Sie sehen, es ist gut, wenn es auch unbrauchbare Menschen auf der Welt gibt. Ich komme, um das Kapital, das Sie von meinem Vater besitzen, persönlich in Empfang zu nehmen. Hier ist die Vollmacht, der Brief meines Vaters, der Ihnen dies ankündigt, muß seit mehr als acht Tagen in Ihren Händen sein.«

»Ich zahle nichts,« sagte Süßlich kalt und barsch.

»Bitte gehorsamst um den Grund?«

»Halte Kontrakt. Ihr Herr Vater hatte ihn selbst unterschrieben und besiegelt, muß ihn auch halten oder ich werde ihn zwingen.«

»Mit Erlaubniß, mein Herr,« versetzte Theobald dieser Kontrakt hat sich in der jüngsten Vergangenheit von selbst aufgelöst. Wollen Sie sich gefälligst die einzelnen Punkte desselben in's Gedächtniß zurückrufen! Mein Vater schloß jenen Kontrakt mit Ihnen zwei Jahre vor dem Ableben Herrn Helfer's. Sie erhielten von ihm zweitausend Thaler, weil Sie den Wunsch äußerten, sich an der Fabrik Herrn Helfer's mit zu betheiligen und Ihr Vermögen dazu nicht ausreichend war. Mein Vater machte sich verbindlich, was er ohne ungerecht zu scheinen, thun konnte – denn Helfer war ein reicher Mann, – nie und unter keinem Vorwande jemals Helfern oder einem Gliede seiner Familie weder vor noch nach dem Tode des

Oberhauptes derselben irgend eine Geldsumme zu leihen, noch sie sonst zu unterstützen, noch auch ihm die kleinste Handreichung zu thun, es sei denn, daß Sie die spezielle Erlaubniß dazu gaben. Diese sonderbare Klausel, überredeten Sie meinem gutmüthigen Vater, sei nöthig, weil Helfer alle Kapitalien an sich zu bringen suche, um den gewonnenen Vortheil stets in Händen zu halten und keinem Andern neben sich aufkommen zu lassen. Dem Vater schien dies wahrscheinlich und er that es ohne Bedenken. Später, als die Familie des Verstorbenen in Unglück und Armuth versank, hätte mein Vater den Kontrakt gern aufgelöst nur seine strenge Gewissenhaftigkeit hielt ihn davon zurück. Ueberdies hatten Sie ihn durch die Uebernahme der von früherher auf der Fabrik lastenden Kapitalien in den Händen, deren Kündigung ihm einen bedeutenden Schaden zugefügt haben würde. Das Alles hat sich in der neuesten Zeit anders gestaltet. Die Wittwe Helfer ist vor Kurzem gestorben, ihrer geschieht in dem Kontrakt keine Erwähnung, wodurch er sich nunmehr von selbst auflöst, da nicht ausdrücklich in ihm erwähnt ist, daß mein Vater dem Sohne Helfer's auch nach dem Tode der Mutter keine Unterstützung leisten solle.«

»Das sind elende, jämmerliche Advocatenkniffe,« platzte Süßlich, vor Aerger zitternd, heraus, »und kurz und gut, ich zahle keinen Kreuzer!«

»Besinnen Sie sich eines Bessern, Herr Baron,« nahm Theobald vollkommen ruhig abermals das Wort. »Ich führe Ihnen ein Beispiel an. Vor einigen Monaten kam ich

als Bittender zu Ihnen. Sie wiesen, mich ab und höhnten mich, daß ich nur dummes Zeug treibe. Ich mußte mir diesen Hohn von Ihnen gefallen lassen, da ich gegen denselben keine Waffe besaß. Wie gut wäre es aber jetzt, wenn Sie einige Kenntniß von dem unnützen Zeuge hätten, oder schon früher gehabt hätten, das Sie verachten, wenn Sie z. B. Shakespeares Dramen, unter andern etwa den Kaufmann von Venedig kennen! Vielleicht hätten Sie dann jenen Kontrakt nicht entworfen und achten den Geist höher als das Gold.«

»Aber was, was soll das?« fuhr ihn Süßlich an. »Mein Kontrakt ist vor Gericht anerkannt und vor Gericht werd' ich Herrn Knickeberg zwingen, ihn zu halten.«

»Eben so dachte der Jude Shylock,« sagte mit überlegenem Lächeln unser Freund, »und verlor dabei Vermögen und Ehre. Ich will Ihnen diese Geschichte erzählen. (Dies geschah). Wie nun, Herr Baron, glauben Sie nicht, daß auch unsere Zeit noch eben so streng gerecht, wie das Gesetz Venedigs gegen grausame Hartnäckigkeit und gemeinen Egoismus sein kann? Das Gesetz, ich weiß es bestimmt, zwingt Sie und wird es dabei allein nicht bewenden lassen.«

Süßlich schien eine Zeit lang zu schwanken, die entschiedene Ruhe Theobald's verfehlte nicht ihres Eindruckes, allein der Verdruß, sich von dem, den er haßte, Bedingungen vorschreiben zu sehen, besiegte schnell jede andere Rücksicht. »Ich zahle nicht, ich klage auf Erfüllung des Kontrakts,« schrie er mit entstellendem Grinsen,

»soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen!«

Es trat eine kurze Pause ein, während der sich beide Männer mit durchbohrenden Blicken gegenüber standen, Süßlich unruhig, von tausend Schreckbildern gequält, Theobald besonnen, ernst im Gefühl seines guten Rechts.

»Soll ich Geister zitiren?« fragte er nach einer Weile, »Sie dürfen nur wünschen, und ich lasse Todte wieder aufstehen.«

Dem Wucherer schlotterten die Beine, er mußte sich setzen. »Verlangt Herr Knickeberg die ganze Summe?« fragte er dann zischend wie eine Schlange.

»Zehntausend Thaler, wie er Ihnen geschrieben. Sobald sie in giltigen Papieren vor mir liegen, habe ich Ihnen noch eine andere Eröffnung zu machen. Ich bitte um Beschleunigung.«

»Kann nicht, straf' mich Gott, ich kann nicht!« sagte Süßlich abermals und schlug zornig das aufgeschlagene Hauptbuch zu. Ich muß es darauf ankommen lassen.«

»Herein!« rief Theobald mit Donnerstimme, daß die mit Spinnweben verhangenen Scheiben klirrten. »Herein!«

Die Thür that sich, wie von selbst auf und aus dem finstern Vorsaal traten Alexander und Gotthold.

»Was – was soll das? Ueberfall? Ha, ich rufe Hilfe, ich schicke nach der Polizei.«

»Geister fürchten sich nicht vor der Polizei,« sagte Theobald lächelnd. »Sie hören *mich* nicht, so mögen denn *meine Geister* sprechen.«

»Wer? Wer?« stotterte Süßlich, von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, und hielt seine magere, jetzt zitternde Hand wie einen Schirm über die Augen.

»Ihr verstoßener Sohn und Gotthold Helfer stehen vor Ihnen, um Sie zur Rechenschaft zu ziehen,« antwortete Alexander mit lauter Stimme und stolzem Blick. Süßlich holte schwer und tief Athem, dann schwankte er hin und wieder und stürzte rücklings auf den Ledersessel, daß die morsche Lehne abbrach und polternd auf die Dielen fiel. Aus dem wurmstichigen Getrümmer stieg ein gelblicher Staub auf. Aechzend lag der Wucherer in dem zerbrochenen Sessel, die grauen, haßerfüllten Augen weit offen und gerade auf die drei jungen Männer gerichtet, die in der matten Heiligkeit der Lampe dicht am scheidenden Gitter standen. Er athmete, er lebte, aber Aerger, Schreck, Angst und Wuth hatten ihn der Sprache beraubt. Zur Seite über seinem Haupte hing eine lederne, durch den öftern Gebrauch glattgegriffene Klingelschnur herab. Ihrer pflegte sich Süßlich zu bedienen, so oft er einen Boten oder Diener brauchte, was sehr häufig vorkam. Nach dieser Schnur haschte er jetzt, während er noch immer vergeblich nach Worten suchte. Theobald bemerkte zuerst die verdächtigen Bewegungen seines Todfeindes und fiel ihm entschlossen in den Arm.

»Was wollen Sie? Unsere Unterhandlung verträgt keine weiteren Zeugen, als die Anwesenden.«

Diese Worte, an denen er seine Kraft brechen fühlte, gaben dem Ueberrumpelten neuen Schwung. Er sprang auf, wie ein gereizter Tieger und stieß Theobald zurück, als habe ihn ein Vergifteter berührt. »Den Räuber, den Dieb, den Mörder will ich greifen lassen und dem Gericht übergeben, das er hintergangen hat!« rief er mit kreischender Stimme. »Wer ihm beisteht, macht sich gleicher Schuld theilhaftig. Auch *ihn* lasse ich greifen und einsperren!«

»Darauf bin ich vorbereitet,« erwiderte Alexander. »Ich habe mir Schutz ausgewirkt und ihn leicht erhalten, da man Ihre Aussagen vor Gericht längst bezweifelte. Es sei Ihnen verziehen, was Sie an mir verbochen haben, wenn Sie mich hören, meine Bedingungen eingehen wollen. Ich begehre, daß Sie mich öffentlich als Ihren lieben Sohn anerkennen, Ihr früheres Verfahren gegen mich als irrthümliches bezeichnen und diesem jungen Mann hier sein rechtmäßiges Eigenthum zurückgeben.«

»Hinaus, hinaus mit Dir!« unterbrach ihn Süßlich vor Zorn bebend. »Mein Name sei dreimal an den Galgen geschlagen, wenn ich Dir je vergebe, wenn ich dem Bettler einen einzigen Groschen schenke. Fluch über Euch Alle!«

»Herr Süßlich, denken Sie an die alte Geschichte von dem Juden. Sie sind hart, grausam, unmenschlich, wir wollen dagegen nur gerecht sein.«

»Zerreißt, zerfleischt mich, macht, was Euch beliebt, ruft alle Gerichtshöfe der Welt zusammen, nur verlangt von mir kein Gold. Im Besitz meines Goldes will ich leben

und sterben. Es ist mein, es gehört mir, wer kann gegen mich zeugen! Ha, ha, ha, ha!«

»Ich!« sagte Alexander und richtete seine muskulöse Gestalt stolz empor. »Ich komme, um gegen Sie zu zeugen.«

Süßlich unterbrach sein gellendes Lachen, von dem man nicht errathen konnte, ob es Hohn oder der Wiederhall der Verzweiflung war, die sich im Herzen des Wucherers eingenistet hatte. »Du? Womit? Ich habe, was ich besitze, wohl und mit Kummer erworben.«

»Erschlichen und ersündigt haben Sie Ihr fluchwürdiges Gold!« rief Alexander entrüstet. »Ein falsches Testament haben Sie untergeschoben und die edelsten Menschen durch Ihre scheußliche Habsucht in bodenloses Elend gestürzt! Aber der Gott der Gerechten schlummer-te nicht. Er bewachte all' Ihre Schritte, er zählte und wog Ihre Frevelthaten, und ich bin es, den er sendet; der Sohn, den Sie mit Häschern verfolgen ließen, tritt jetzt vor Sie, mit der Stimme der Nemesis ausgerüstet. Sie wollen Zeugen? Ich habe den besten, den unpartei-ischsten in Händen. Hier ist er! Kennen Sie dies Papier? Diese Handschrift?«

Süßlich stieß einen dumpfen Schrei aus. Sein graues Haar bäumte sich, er bebte, aber Wuth und Verzweiflung gaben ihm ungewöhnliche Kräfte. Mit einem Tritt zer-trümmerte er das Holzgitter, das die drei jungen Männer von ihm trennte.

Im nächsten Augenblick hatte er die Hand seines Sohnes, der das wiedergefundene Testament hoch emporhielt, gefaßt und herabgerissen. Ein glücklicher Griff und das verhängnißvolle Papier, das ihm Tod und Leben geben konnte, war in seinen Händen, war vielleicht vernichtet. Theobald's Dazwischentreten vereitelte Süßlich's Beginnen, rettete das Testament. Der Wucherer aber glaubte, es sei nur zu Boden gefallen. Um es wieder zu gewinnen, galt es den Sohn zu überwältigen, und es würde sich die früher geschilderte Scene jetzt vielleicht furchtbarer wiederholt haben, wären nicht Theobald und Gotthold dem bedrängten Freunde beigesprungen. Kraft- und athemlos mußte Süßlich von seiner Beute ablassen; er sank zusammen, stürzte auf die Knie und all' seine Wuth verwandelte sich nun in die wimmernde Demuth eines vor seinem Richter liegenden, aller Greuelthaten überführten Verbrechers. In seinem Blick lag kein Trost kein Hohn, kein Zorn mehr. Sie flogen ausdruckslos von einem Gegenstand zum andern, als regiere sie kein Wille, als leuchte und glühe in ihnen keine Seele. Todtenblässe bedeckte die gefurchten Wangen, die Kinnlade hing schlaff herab und bebte, daß man das Klappern und Klirren der gegen einanderschlagenden Zähne hörte. Er hob die kalten Hände zitternd empor und wischte sich die dicken Schweißtropfen ab, die wie Perlen auf der niedrigen frechen Stirn hingen. Dann streckte er, die Arme aus gegen Theobald und Alexander und sprach kaum hörbar, aber schnell: »Lieber, guter Sohn, theurer Herr Theobald – bitte, bitte – seid barmherzig! – Macht einen alten,

einen armend gebrechlichen Mann nicht unglücklich! – Ach ja, ja, ja – mein Gedächtniß wird stumpf – ich mußte es immer so anstrengen – Tag und Nacht – Das viele Zählen und Rechnen, das hat mich schwach und krank gemacht. – O seid barmherzig und gebt mir das Papier! Mein halbes Vermögen sollt Ihr haben und noch viel, sehr viel Gold obendrein. Nur gebt mir das Papier, das Papier!«

Gotthold's weiches Gemüth, an solche Auftritte nicht gewöhnt, wollte dem Zerknirschten Hoffnung machen. Theobald hinderte ihn daran.

»Keine Barmherzigkeit, nur Gerechtigkeit soll ihm werden. Er soll nicht sterben, nicht geschändet und entehrt werden vor der Welt, aber er soll es in jeder Stunde fürchten müssen. Er, der Tausende zahllose Male gefoltert hat, leide fortan schon auf Erden die Qualen, die seiner Jenseits warten mögen!«

Süßlich hatte sich inzwischen wieder aufgerafft. Er schlich nach einer großen, eisernen Kiste, die an der Wand stand, und schloß sie auf. »Seht her, lieben Freunde,« sprach er fast besinnungslos, indem seine erloschenen Augen beim Blinken der gehäuften Goldrollen wieder einigen Glanz erhielten, »Alles, was Ihr da seht, will ich Euch geben, wenn Ihr mir das Papier überlaßt. – O Ihr wißt nicht, wie süß es ist, so viel Gold zu besitzen! Ihr kennt die Wollust nicht, die in dem Klingen dieses Metalles lebendig wird! Das ist Musik, das ist Harmonie und Gesang der Sphären! Ach, und das Alles sei Euer, das Alles könnt Ihr anschauen und zählen, so oft und so lange Ihr wollt, und dabei alles Elend, allen Jammer der

Welt, der Euch auf allen Straßen umheult, verlachen!« Und Süßlich, sich ganz in diesen für ihn seligsten Gedanken versenkend, lachte selbst so entsetzlich, so lange und heiser, daß die Anwesenden ein namenloser Schauer ergriff.

»Verschwenden Sie nicht unnöthig Ihre Worte, Herr Baron,« sagte Theobald. »Uns werden Sie nicht blenden durch Darbieten Ihrer unrechtmäßigen Schätze. In diesem Augenblick haben Sie thatsächlich ihr Vergehen eingestanden. Das noch vorhandene Testament zeugt gegen Sie, alle Personen, die Sie bestochen und gemißbraucht haben, sind der Mitschuld ebenfalls geständig und werden gegen Sie zeugen, falls es nöthig ist. Wollen Sie dies umgehen, so erfüllen Sie unsere Forderungen.«

Süßlich saß wie ein Gespenst auf seinem zerbrochenen Ledersessel. »Was begehren Sie?« fragte er matt.

Alexander nahm das Wort. »Ich begehre vor Allem Wiederherstellung meiner durch Sie gebrandmarkten Ehre und Zurücknahme Ihres öffentlich ausgesprochenen Fluches. Ferner verlange ich, daß Sie den hier anwesenden Gotthold Helfer vor Gericht als den rechtmäßigen Erben aller liegenden und beweglichen Güter seines verstorbenen Vaters anerkennen, Rechnung über deren bisherige Verwaltung ablegen und sich selbst nur als bisherigen Verwalter bekennen! Thun Sie dies, so wird der Verdacht, der auf Ihnen nothwendig haften muß, auf irgend eine Weise niederzuhalten sein. Auch sollen Sie dann unter dem Titel eines Verwalters die Leitung der Geschäfte bis an Ihr Ende behalten.«

»Ihr macht mich zum Bettler!« stammelte Süßlich und rang verzweiflungsvoll die Hände. »Ihr bringt mich um meinen ehrlichen Namen, um Verdienst und Erwerb! Ich werde die Lieferung der Schienen verlieren!«

»Es wird Ihnen nach Recht und Gerechtigkeit geschehen,« versetzte Theobald. »Entscheiden Sie – Schande, oder Verlust Ihres geraubten Vermögens und fortgesetztes Wohleben. Wozu räth Ihnen Ihr Spekulationstalent am meisten?«

»Sprechen wir ein andermal davon, heut bin ich matt und krank.«

»Wir hoffen noch oft darauf zurückzukommen,« sagte Alexander, »vorläufig ersuchen wir Sie nur um einige Zeilen, daß Sie das, was wir begehren, vor Gericht wiederholen und von ihm sanktioniren lassen wollen.«

»Auch um Auszahlung der zehntausend Thaler und Zurückgabe des Kontraktes gegen Quittung möchte ich Sie ersuchen,« bemerkte Theobald. »Verlassen Sie sich auf unsere Gewissenhaftigkeit. Es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden, nur unschädlich möchten wir Sie machen.«

Seufzend schlich Süßlich zum Pulte und warf die verlangte Zusage in kaum kenntlichen Schriftzügen auf's Papier. Mit Namensunterschrift und Siegel lieferte er sie an seinen Sohn aus. Dann öffnete er das Pult und zahlte in Bankscheinen zehntausend Thaler nebst fälligen Zinsen an Theobald, worüber dieser im Namen seines Vaters quittirte. Die Betheiligten nahmen Geld und Dokumente an sich, fest überzeugt, daß der unredliche Mann ihnen

jetzt nicht mehr entschlüpfen könne. Gotthold hatte bei dieser ganzen erschütternden Unterhandlung eine stumme Rolle gespielt. Seine Jugend und Unerfahrenheit befähigten ihn nicht, in so außerordentlichen Fällen mit zu sprechen.

Die ganze Verhandlung hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Niemand, als die dabei Betheiligten, wußten etwas davon, es war und blieb noch Jedermann ein Geheimniß. Als sich Süßlich wieder allein sah, kehrte ihm die Besinnung und seine alte eiserne Hartnäckigkeit ebenfalls wieder. Er knirschte die Zähne zusammen und ballte ingrimmig die dürre Faust gegen den Himmel. Seine Mienen bekamen den Ausdruck satanischer Bosheit und verstockter, unergründlicher List. »Ha!« rief er aus, »ich werde sie doch vernichten, denn ich habe Gold, viel Gold, und vor dem Glanze dieses Metalles erblindet die feile Gerechtigkeit. Ich will als reicher Mann leben oder untergehen! Ich mag nicht für Andere, die thörichte, überspannte Knaben sind, arbeiten. Mein sei, ganz mein, was ich verdiene, und wer mich daran zu verhindern sucht, den treffe der Fluch meiner Rache und Verfolgung!«

Nach diesem Selbstgespräch schrieb er an seinen Anwalt und erbat sich am nächsten Morgen seinen Besuch in der Villa. »Dort wollen wir den tollen Burschen ein paar haltbare Ketten schmieden und, wenn's sein kann, auch den alten Knickeberg in Schaden bringen. Ich hasse ihn seiner dummen Gewissenhaftigkeit wegen. Stehe

mir bei, Du Dämon des Goldes, dessen kalter Glanz mehr werth ist, als das warme Licht der Sonne am Firmament!«

Süßlich siegelte den Brief und faltete die Hände darüber, indem er die Augen zum Himmel aufschlug. Sollte der schlaue Betrüger beten? Warum nicht? Die Heuchelei und das Verbrechen sind abergläubisch, und der Aberglaube fleht auch für ein Werk der Finsterniß den Beistand des Höchsten an. Als Süßlich den Brief zu sich steckte, war sein Gesicht wieder kalt und fahl, wie immer. Er verließ noch denselben Abend die Residenz und fuhr auf seine Villa.

ACHTES KAPITEL.

Theobald war jetzt sehr beschäftigt. Er mußte seinem Vater Bericht erstatten über den Erfolg seiner Expedition, zugleich wurden die erhobenen Gelder eingesiegelt und abgeschickt. Dann gab es mit dem Sachwalter zu reden, der die gethanen Schritte vollkommene billigte, aber nicht recht froh und unbefangen dabei war. Auch mit Aurora, die er seit einigen Tagen über Gebühr hatte vernachlässigen müssen, besprach er flüchtig diese Angelegenheiten, die jetzt mehr als Alles seine ganze Seele erfüllten. Die schöne Frau bat ihn, sie ja von jedem neuen Schritt sogleich in Kenntniß zu setzen und in zweifelhaften Fällen ihre Meinung nicht zu umgehen.

Inzwischen gedieh der Druck seines Geistesproduktes, die ersten Früchte seines Strebens glitten in seine Hand. Er glaubte diese nicht besser verwenden zu können, als wenn er Anleihen der Neigung damit bezahlte. Die vor

längerer Zeit in einer der entsetzlichsten Stunden seines Lebens aufgedrungene Gabe der kleinen Pauline hatte er der Darleiherin noch immer nicht zurückerstatten können. Diese Schuld drückte ihn oft und er beeilte sich jetzt, sie abzuzahlen.

Er bestimmte den nächsten Nachmittag zu diesem Gange und lud die Freunde zur Begleitung ein.

»Ihr sollt ein Gemüth kennen lernen,« sagte er, »wie es uns selten begegnet, ganz Kindlichkeit, ganz frommes, gottgläubiges Ergeben in jegliche Schickung. Junge Mädchen will ich am liebsten so, wie ich überhaupt das Weib gern religiös habe. Skeptische Frauen können mich in der Gesellschaftswelt anziehen, zum täglichen Umgange würde ich sie mir nicht wählen.«

In der frischen Abendluft wanderten die drei Verbündeten nach dem bekannten, reizend gelegenen Gartenhause. Pauline war gerade ausgegangen, nur Elise saß arbeitend an ihrem Stickrahmen. Sie war ungemein blaß, aber unendlich reizend. Alexander blieb betroffen an der Schwelle stehen, als er die schlanke Gestalt sich langsam erheben und anmuthig verbeugend die Freunde begrüßen sah. Der tiefe Seelenschmerz, der sie berührt, hatte die Hastigkeit ihrer Bewegungen, die Theobald so unangenehm war, um Vieles gemildert. Ihr Auftreten war jetzt edler, größer, bedeutender. Man konnte Elise schön nennen in der Glorie des Schmerzes, die um das feine, traurig lächelnde Antlitz schwebte. Theobald beherrschte sich, da er keinen Grund hatte, seine Freunde in die Geschichte einer Jugendtäuschung einzuweißen. Er stellte

Elisen die Freunde vor und fragte, ohne ihren Namen zu nennen, nach ihrer Mitbewohnerin. Es kam ein dürftiges Gespräch zu Stande, da die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein Theobald und Elise anheim fielen, während Alexander, vezaubert von der Erscheinung des Mädchens, nur wenig Worte einstreute. Wie schwer aber eine Unterhaltung zwischen Personen ist, die sich im Herzen gewogen, durch Mißverständnisse durch Verletzungen und Verkennungen aber äußerlich in eine Art feindselige Stellung gerathen sind, überlassen wir der Beurtheilung aller derer, die in ihrem Leben schon irgend einmal in einer ähnlichen Lage gewesen sind.

Alexander bewunderte die kunstreiche Arbeit der Stickerin und sagte ihr Lobsprüche, die ihm aus dem Herzen kamen. Elise wies diese zwar von sich, war aber doch recht erfreut darüber. Um der Unterhaltung eine leichtere Wendung zu geben, stand sie auf, erschloß eine Schublade und zeigte den Freunden fertige Arbeiten verschiedener Art, worüber sich dann ein leidliches Gespräch anknüpfte, an dem auch der jungen Mädchen gegenüber meist schweigsame Gotthold einigen Antheil nahm.

»Wie glücklich müssen Sie sein,« sprach Alexander, »wenn Sie täglich eine so schöne, immer freundliche Welt unter Ihren Händen sich bilden sehen! Sie haben den Vortheil, immer etwas Geschlossenes, etwas Fertiges zu erblicken, das Sie erfreut. Wie oft dagegen werden wir armen Männer getäuscht! Wir entwerfen wohl Pläne im Gedanken und bilden sie aus, aber leider zerstört sie das Leben oft noch vor ihrer Verwirklichung.«

»Dafür können wir aber auch die Welt nicht regieren,« versetzte Elise. »Wir sind auf's Haus gewiesen, und was ist da mehr unsere Pflicht, als daß wir im Hause einen Frieden festzuhalten suchen, den die Welt nimmer gewähren wird! Und selbst hier, selbst bei dieser heiteren Arbeit fehlt es nicht an Schmerz, am Kampf, an Vernichtung. Glauben Sie das wohl?«

Elise blickte den horchenden Alexander mit ihren feuchten, hellblauen Augen so melancholisch lächelnd an, daß dieser immer mehr von der Stickerin bezaubert ward. Er ergriff ihre Hand und küßte sie. »Wer möchte Ihnen Schmerz bereiten!« sagte er warm und innig.

Elise entzog ihm nicht ihre Hand. Sie seufzte. »Wer? fragen Sie,« entgegnete sie leise, »gerade Diejenigen, für die man am ehesten Alles aufopfern möchte. Das ist das Loos aller Liebe, aller Freundschaft. Aber wir beklagen uns mit Unrecht. Heißt es doch schon im Sprichwort: eine Liebe, für die man in den Tod gehen möchte! Ach, und fordert das Leben wirklich diese Probe von der Liebe, dann sind wir unglücklich, dann wollen wir freilich noch inner in den Tod gehen, aber mit welchen Empfindungen, mit welchen bitteren, herben Schmerzen!«

»Ist dies noch dieselbe Elise?« fragte sich Theobald, indem er sich an Paulinens Nähkörbchen etwas zu schaffen machte und dabei ein Papier mit Geld unterhalb vollendete Nähtereien versteckte. Er sah das liebe Mädchen durch die Felder kommen, einen großen Korb am Arm, der Grünzeug und andere Viktualien für die nächsten Tage enthielt. Sie sah roth und munter selbst in dem

schwarzen, reinlichen Hauskleide aus. Ihr Gottvertrauen ließ sie den Verlust der Mutter mit ruhiger Ergebung tragen.

»Das ist Pauline, von der ich Euch erzählt habe,« sagte Theobald zu den Freunden, drückte das junge Mädchen an seine Brust und küßte ihr die warme, klare Stirn. Pauline freute sich, den Freund wieder bei sich zu sehen. »Ich habe Dir auch etwas mitgebracht,« sprach Theobald. »Dort in Deinem Körbchen wirst Du es finden, Du darfst es aber erst suchen, wenn wir Euch wieder verlassen haben.«

»Wie viele Paulinen gibt es denn hier?« fragte Alexander.

»Nur eine,« entgegnete Elise lächelnd. »Mein Name ist Elise. Sie erröthete sanft und suchte mit vorwurfsvollem Auge Theobald's Blick aufzufassen. Gotthold hatte indeß, von Paulinens Kindlichkeit angezogen, sich zu dieser gesellt, half ihr den vollen Korb auspacken und kam dabei mit ihr in ein harmloses Gespräch. Die Kleine erzählte ihm in der Kürze ihr ganzes Leben, ihr Bekanntwerden mit Theobald und was sich später daran knüpfte. Alexander erhielt sich angelegentlich mit Elise, Theobald ging unruhig auf und nieder. Man sah es in den wachsenden Falten seiner Stirn, daß er mit sich und der Welt äußerst unzufrieden war. Er ergriff die erste beste Gelegenheit, um einer so peinvollen Lage möglichst bald ein Ende zu machen. Beim Weggehen küßte er Elisen die Hand. Sonst pflegte das Mädchen die seinige dabei zu drücken, jetzt lag sie kalt und regungslos zwischen seinen Fingern. Mit

einiger Genugthuung sagte er sich, daß ihre Neigung zu ihm dem Erlöschen nahe sein müsse.

»Himmel, welch einen Schatz, welch einen Juwel hast Du mich kennen lernen!« rief Alexander aus, Theobald's Arm brüderlich in den seinigen legend. »Wer ist dies Mädchen, diese Elise! Und wie konntest Du von ihr schweigen, während Dein Mund überfloß vom Lobe Paulinens! Diese ist ein gutes liebes Kind, aber jene trägt ein reiches liebevolles Herz in ihrem Busen!«

»Vielleicht wollte ich Dich überraschen. Gefällt Dir Elise?«

»Wie mir noch kein Mädchen gefallen hat! Ich liebe diese weibliche Geschäftigkeit, diese kunstreichen, zierlichen Arbeiten. Mein Wanderleben hat mich zum Techniker gemacht, mich die Praxis jeder Sache schätzen gelehrt. Ein wirthliches Mädchen, das die Nadel von früh bis in die Nacht hinein führt, mit dem man aber auch ein vernünftiges Gespräch abhalten kann, das zugleich hübsch, reinlich, jung und zärtlich ist; das wäre so mein Ideal einer Frau, wie ich sie besitzen möchte.«

»So verschieden ist nun der Geschmack!« fiel Gott hold ein. »Mir wäre Pauline wieder weit lieber. Ihre Augen sprechen lauter Gebete. Man möchte sie ihr aus dem Kopfe küssen!«

»Am Ende habt Ihr Euch Beide verliebt!« antwortete Theobald lachend. »Nun, das wäre ganz hübsch, weil ich voraussetze, daß Ihr meine beiden Schützlinge – denn das sind diese Mädchen – nach Verdienst würdigen und

sie zart und edel behandeln würdet. Nur muß ich besorgen, daß Euch jetzt meine hohe Freundin Aurora weniger gefallen wird.«

»Ist sie gelehrt?« fragte Alexander. »Gelehrte Weiber sind allerdings nicht nach meinem Geschmack, wenigstens dann nicht, wenn sie mit ihrem Wissen groß thun.«

»Aurora ist gebildet, so gebildet, wie es die Kulturhöhe unserer Zeit von einer Frau, die immer in der besten Gesellschaft gelebt, mit den edelsten Geistern Umgang gepflogen hat, verlangen kann. Sie weiß viel, doch prahlt sie nie damit. Aber sie ist ganz, ganz anders als Elise, wenn diese ihre Natur ungezügelt walten läßt.«

»O gib Dir beileibe keine Mühe, mir das herrliche Mädchen zu verleiden!« versetzte Alexander. »Es hat mich einmal bezaubert, und hält dieser Zauber wieder, so weiß ich, was sich thue. Ich frage sie, ob sie mich haben will und das bald. Hat Joseph Recht, so muß sich das in Kurzem entscheiden.«

Theobald schwieg, seine Gefühle ließen ihn nicht sprechen. Gotthold sagte treuherzig: »Ich bleibe bei Pauline!«

Seit diesem Tage gingen Alexander und Gotthold wiederholt zu den beiden Mädchen, brachten ihnen die letzten Blüten des Jahres und verlebten glückliche Stunden. Alexander ward sich schnell klar über seine Gefühle. Ihm hatte die Noth in der furchtbarsten Wirklichkeit zu lange zur Seite gestanden, als daß Täuschungen bei ihm leicht Eingang finden konnten. Er liebte die bescheidene, stille, häusliche und stets fleißige Elise. Um so mehr mußte es

ihn bekümmern, daß das geliebte Mädchen offenbar körperlich sehr litt. Sie ward täglich bleicher, sie verfiel, ein trockener, scharfer Husten plagte sie früh und Abends. Dennoch gönnte sie sich keine Ruhe, sondern arbeitete zu jeder Stunde des Tages mit ungewohnter Emsigkeit. Besorgt zog Alexander einen Arzt zu Rathe, dessen Ausspruch dahin lautete, daß eine Ortsveränderung der Kranken vor Allem Noth thue. Zerstreung und geistige Erheiterung, Vermeidung heftiger Gemüthsbewegungen und freundliche Pflege würden das Uebrige thun, denn noch sei keine Gefahr vorhanden.

Alexanders Entschluß war bald gefaßt. Er theilte Theobald seine Neigung mit, der von diesem Geständniß zwar nicht überrascht, aber doch unangenehm berührt ward. Es ärgert jeden Mann, wenn er erfährt, daß ein Anderer Diejenige als Gattin heimführt, die einst seine Geliebte war. Und doch konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß diese Auflösung ein Glück sowohl für ihn, wie für Elise sei.

»Ich schreibe an Deinen Vater,« sagte Alexander, »gestehe ihm, daß mir ein paar Mädchenaugen den Kopf gewirkt haben und daß ich in Jahr und Tag heirathen muß, wenn ich nicht ein vollkommener Narr werden soll. Mit dem vielen Gelde, das wir ihm geschickt, will er ein neues Gut ankaufen. Um dessen Bewirthschaftung mit Nutzen zu betreiben, bedarf er zuverlässiger Leute. Ich hab's ihm schon gesagt, daß ich von jetzt an ein gelehrter Oekonom werden will. Eine Frau ist dabei fast unerläßlich, und Elise, geschickt und anstellig zu jedem Dinge, müßte

sich als Frau Verwalterin vorzüglich gut ausnehmen. Genug, ich schlage ihm vor: er solle mir erlauben, das gute Mädchen in seinem Hause unterzubringen. Irre ich nicht, so hat Gotthold ähnliche Gedanken in Bezug auf Pauline, denn von einander trennen wird man diese beiden Mädchen wohl nicht können.«

Gewohnt, schnell zu handeln, gestand Alexander schon in den nächsten Tagen Elise seine Liebe. Diese zauderte, heftig bewegt. Sie wagte kaum, ein neues Verhältniß, einen neuen Bund mit einem Manne zu schließen, den sie doch nur oberflächlich kannte. Bedachte sie aber, daß sie jeder Verbindlichkeit gegen Theobald entbunden sei, daß sowohl durch ihr Betragen wie durch das seine noch mehr aber durch ihre beiderseitige Charakterverschiedenheit ein Bund der Herzen für immer zerrissen worden sei, den allein jugendliche Unbesonnenheit locker geschürzt, so mußte sie bekennen, daß es Thorheit wäre, einen so ehrlichen Antrag zurückzuweisen. Auch sie fühlte innige Liebe für Alexander, der bei aller Entschiedenheit immer heiter und nicht so von Grillen und Stimmungen beherrscht war, wie Theobald. Gerührt reichte sie bei Wiederholung seiner Frage dem jungen Manne ihre Hand. »Ich bin Dein, ganz Dein,« sagte sie, »wenn Du mich hinnehmen willst mit allen meinen Mängeln und Fehlern. Ich bin kein geistreiches, ich bin nur ein gewöhnliches, arbeitsames Mädchen.«

Als Theobald diese Verlobung Alexanders erfahren hatte, sah er die beiden Mädchen höchst selten. Ihn zog das Aroma geistiger Bildung immer häufiger zu Aurora und

mehr und mehr glaubte er zu bemerken, daß auch die jugendliche Wittwe mit Sehnsucht seines Kommens harre, daß sein Gehen sie oft wehmüthig stimme. Bald entspann sich ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen den geistig Verwandten, der immer häufiger, vertrauter, zärtlicher wurde, ohne daß von Liebe zwischen ihnen jemals die Rede war.

So lebten denn die Freunde mehrere Wochen neben einander fort, ohne sich wo anders, als bei dem Sachwalter zu sehen und zu sprechen. Denn in Aurora's Behausung wollte es dem derben Natursohne Alexander eben so wenig, als dem weichmüthigen Gotthold gefallen. Sie blieben dabei, das sei Alles nur Schein, keine Wahrheit. Aurora's Vornehmheit ließ sie kalt, vielleicht, weil sie Selbstbeherrschung und edle Sitte für Herzlosigkeit hielten, was Naturmenschen häufig passirt.

Theobald hatte in dieser Zeit manche harte Prüfung zu überstehen, denn es brachen Verfolgungen aller Art über ihn herein, auf die er nicht gerechnet. Er vermuthete, daß Süßlich die Hand dabei im Spiele haben möge, denn, was er gleich befürchtete, war seit einiger Zeit wirklich geschehen. Süßlich läugnete vor Gericht die Aechtheit seines ausgestellten Schreibens, wollte überhaupt von Nichts wissen, erklärte Alles für Betrug und stürzte Theobald und dessen Freunde in einen Wirbel der unangenehmsten Untersuchungen. Verhöre folgten auf Verhöre, Zeugen für und wider wurden vernommen, wobei

Theobald immer tiefer in Verlegenheit und Sorge hinabgedrückt wurde. Ja es mußte ihn grade in dieser peinlichen Lage das Mißgeschick treffen, daß er für seine eigene Person noch in einen fatalen Rechtshandel verwickelt ward, der ihn sogar seiner Freiheit, ob auch nur auf kurze Zeit, beraubte. Nur das vermittelnde Einschreiten Aurora's entriß ihn diesem neuen Unglück und setzte ihn wenigstens in den Stand, für seine Freunde den einmal erhobenen Schild auch ferner mit Muth und Entschlossenheit zu handhaben.

Süßlich blieb fest auf seinen Aussagen. Er erklärte das beigebrachte Testament entschieden für nachgemacht, was insofern einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, als jenes, nach welchem er im Besitz der Helfer'schen Fabrik war, unter einem späteren Datum abgefaßt war und mithin schon dadurch die Wahrscheinlichkeit der Aechtheit für sich hatte. Die Untersuchung schien sehr langwierig, der Proceß endlos zu werden. Ohne Herbeischaffung der zuverlässigsten Zeugen und eine überzeugende, nicht bloß glaubwürdige Darstellung aller Verhältnisse der Helfer'schen Familie konnte ein Rechtsspruch unmöglich zu Gunsten Gotthold's lauten. Hier erwies sich nun das Ableben von Helfer's Wittwe als besonders hinderlich. Es mußte daher auf andere Art ein Bild der Ehe zwischen den Verstorbenen konstatirt werden, und dies war nur dann zu bewerkstelligen, wenn Alexander und Gotthold persönlich in ihrem Interesse thätig sein konnten. Da es sich hier um eine Fälschung handelte und die Kläger jetzt an die Stelle der Verklagten getreten waren,

so konnte das Gericht ihre Entfernung von dem Ort der Untersuchung nur nach Niederlegung einer bedeutenden Summe als Kautio n gestatten. Süßlich wollte zwar auch dies hintertreiben, er ward aber zur Ruhe verwiesen. Nur Theobald mußte sein Ehrenwort geben, daß er die Residenz nicht vor Beendigung des äußerst verwickelten Processes verlassen wolle.

In Folge dieser Verfügungen reis'ten die beiden Freunde, von Elise und Pauline begleitet, Anfang November zurück nach M***, denn Knickeberg, der mit dem Verfahren der jungen Leute sehr zufrieden war, obgleich er das Geld für die zu leistende Kautio n auftreiben mußte, hatte sogleich eingewilligt, die beiden verlassenen Waisen bei sich aufzunehmen. Die Charakterschilderung, welche Beide von den jungen Mädchen entworfen, fand so sehr seinen Beifall, daß er mit Erwartung ihrer Ankunft entgegen sah. Ueberhaupt fürchtete er sich gar nicht vor dem Ausgange des Processes der sich doch mißlich genug anließ. »Die gerechte Sache wird siegen,« pflegte er zu sagen, »unsere Sache aber ist gerecht und der baronisirte Herr Süßlich ein Schuft trotz Wappen und Million.«

Wir begleiten die Heimreisendem doch werfen wir zuvor einen Blick in die Behausung des Gutsbesitzers, um zu sehen, ob nicht inzwischen die Lage der Sachen im Kreise dieser geschlossenen Häuslichkeit eine Aenderung erlitten hat.

NEUNTES KAPITEL.

Frau Adelheid trat mit einem Briefe in's Zimmer. »Ein Schreiben von Alexander,« sagte sie. »Eben hat es der Postbote gebracht. Es steht darauf ›Empfohlen‹ und kostet das doppelte Porto.«

»Schon wieder?« versetzte Knickeberg, indem er das Wochenblatt sinken ließ, worin er mit besonderer Zufriedenheit die Getreidepreise studirt hatte. »Ich glaube gar, die Jungen denken, es könne kein Ende nehmen, wenn einer ein paar Thaler gemarktet hat. Werde mir's wohl bald verbieten müssen, sonst hört die unnütze Schreibung nicht auf. Und das nennen diese Menschen einen Brief? Ein halbes Pfund schwer Gewicht wiegt der Quark unter Brüdern.«

Der Gutsbesitzer riß das Couvert auf und fand drei sehr lange Briefe darin vor. »Wieder ein reifes Kleeblatt!« sagte er. »Gott sei Lob und Dank, daß ich nicht fünf Stück so schreibseliger Kerle in irgend einem Winkel der Welt sitzen habe, die fünfblättrigen Briefe ruinirten mir die Augen noch vor meinem siebenzigsten Jahre!«

»Willst Du einen Augenblick warten, Vater?« fiel Adelheid ein. »Es sind drei Kinder draußen, die ihre Milch abholen wollen. »Ich gehe, sie geschwind abzufertigen und bin im Augenblick wieder da.«

Knickeberg nahm indeß die Briefe vor und las still für sich. Cölestine, die auf ihrem Tritt am Fenster saß und für ein aus der Taufe gehobenes Kind ein Mützchen nähte, sah manchmal nach dem Vater hinüber, wagte aber

nicht, den Lesenden zu unterbrechen, weil sie wußte, daß er kein Freund solcher Störungen war. Indeß kam Frau Adelheid zurück, legte den Kellerschlüssel in's Topfbrett, das auf dem geziegelten Theils des Zimmers an der Wand stand und nahm dem Vater gegenüber Platz. Da sie nie müßig sein konnte, suchte sie sogleich ihr Gesticke vor und begann emsig die Nadeln zu rühren.

»Daß Dich!« rief Knickeberg und schlug klatschend mit der Rückseite der Hand auf den einen der Briefe. »Schon wieder einmal mit der Nase angestoßen, ohne Nutzen davon zu haben! Hm, hm, hm!«

»Steht es noch schlechter, als vor vierzehn Tagen?« fragte Frau Adelheid beklommen, während sie noch emsiger mit den Nadeln klapperte. Cölestine sah abermals mit ihren vorstehenden Augen nach dem Vater, verhielt sich aber fortwährend still.

»Nun,« fuhr der Gutsbesitzer fort, »deshalb keine Feindschaft nich, wie's in dem dummen Dinge heißt, das wir letzthin von der 'rumziehenden Gauklerbande auf-führen sahen! Wenn Ihr denkt, meinerwegen! Auf Reicht-hum habe ich grade meiner Tage nicht sehr gesehen, nur auf Arbeitsamkeit und vernünftiges Leben. Freilich, 's ist ein Strich durch meine Rechnung, und soll mir's nicht gehen, wie dem Helfer, so muß ich bei Zeiten ein Kodicill zu meinem Testamente machen.«

»Um Gott!« rief die Mutter aus und ließ das Gesticke in den Schooß sinken.

»Vater!« sagte Cölestine in bittend vorwurfsvollem Tone.

»Wie kannst Du das sagen! Tragen wir Dich nicht lieber auf den Händen? Oder sind wir etwa versessen auf zeitlichen Besitz, an dem ja doch der Segen Gottes nur selten sich erweis't?«

»Ach, Schnickschnack, wer red't denn davon!« versetzte der Gutsbesitzer, an seiner ausgebrannten Thonpfeife vergeblich ziehend. Er reichte sie über die Achsel weg der verständigen Tochter, die auch sogleich ihr Arbeitstischchen verließ, aus der alten, mehr als hundertjährigen zinnernen Büchse die Pfeife neu stopfte und sie dann mit Licht und Fidibus dem Vater wieder darreichte. Knickeberg rauchte sie behaglich an, zerschlug den blauen Dunst des duftenden Rauches mit dem Schnupftuche, legte die Beine über einander und sagte: »Was meint Ihr zu ein paar neuen Hausgenossen? Habt Ihr noch so viel Raum in Kammern und Kisten, um die hunderterlei Schnurrpfeifereien zweier Mädels unterzubringen? Und glaubt Ihr Euch mit ein Paar jungen, hübschen Dingern zu vertragen? Wenn Ihr mir auf diese Fragen stracks mit Ja antwortet, so gibt's in Jahr und Tag eine Hochzeit.«

Die begehrte Antwort unterblieb jedoch, wie vorauszusehen war, und Vater Knickeberg, dem zuweilen der Schalk auch in den Nacken sprang, weidete sich an den betroffenen Gesichtern seiner Lieben. »Na,« fuhr er nach kurzer Pause fort, »zerbrecht Euch die Köpfe nicht unnötigerweise, Ihr kommt doch nicht dahinter. Das Lange und Kurze von der ganzen Geschichte ist, daß sich der schwarze Herr Alexander in ein armes Mädels vergafft hat

und es, wenn ich ihm erlaube, daß es unter Eurer Anleitung die Wirthschaft erlerne, heirathen will. Die jungen Leute sind, wie's scheint, bereits einig, und da werde ich alter Knasterbart am Ende doch Ja sagen müssen.«

Cölestine, die inzwischen auf ihren Tritt zurückgekehrt war, stand, den Oberleib etwas gegen den Vater geneigt, horchend am Tischchen. Sie ward während der Rede desselben immer blasser, strich sich einige Male mit der Hand über die gewölbte Stirn und drückte dann beide Hände gegen die Brust. »Wer, guter Vater, wer will heirathen?« fragte sie flüsternd. »Alexander doch nicht?«

»Na freilich Alexander, der Blitzkerl,« versetzte Knickeberg, wiederum mit der umgekehrten Hand auf den Brief schlagend, »und bin ich nicht ganz und gar vernagelt, so glaub' ich, auch Gotthold hat sich schon 'was ausgesucht, und ich hatte mir's doch grade eingebildet, der Junge solle einmal mein Schwiegersohn werden.«

Cölestine erröthete heftig. »Gotthold!« sagte sie und schüttelte traurig das Haupt. »Nein, guter Vater, das konnte nicht Dein Ernst sein. Ich hätte Gotthold niemals heirathen können!«

»Seht mir 'mal an!« fuhr Knickeberg etwas heftig, doch nicht erbittert auf. »Warum denn nicht? Etwa weil er ein paar Jahr jünger ist als Du? Dummes Zeug, Vorurtheile! Es gibt keine glücklicheren Ehen als solche, wo die Frau den Verstand für den Mann mit hat, wo sie mithin älter ist.«

»Ich danke für's Kompliment,« sagte Frau Adelheid.

Cölestine schüttelte abermals das Haupt und eine tiefe, durchsichtige Blässe bedeckte wieder ihr nicht schönes Gesicht. In dem glänzenden Blick der Augen, über denen die schönen dichten Brauen, wie Trauerfittige über einer sterbenden Seele hingen, lag eine Schwermuth, eine Betrübniß, ein Schmerz, wofür die Sprache keinen Ausdruck hat, den aber Knickeberg nicht bemerkte. »Wie heißt das Mädchen?« fragte die Tochter.

»Welches?«

»Die Braut – Alexanders!« stotterte Cölestine.

»Emi – nein Elise, richtig Elise heißt sie. Alexander schreibt, daß sie eine Waise sei, viel erfahren habe und prächtige Arbeiten zu machen verstehe. Nur's Melken kann sie nicht, auch sonst nichts von Wirthschaft, und das sollst Du ihr beibringen. Das andere Mädels, ihre Gesellschafterin, nennt Gotthold Pauline, »eine fromme Taube«, wie er sich ausdrückt. Du siehst, die Menschen lernen in der Residenz alle romantisch reden, wozu Theobald das Seinige beitragen mag. Auch er schreibt wahre Lobgesänge über die beiden Mädels, schade nur, daß sie zu weltlich gehalten sind, sonst könnte man sie der Abwechslung wegen statt des Abendsegens lesen. – Na, sei's! Ich wollte, unser Theobald träf' auch Anstalten zum Heirathen. Eine tüchtige Frau könnte ihm den Kopf vollends zurecht setzen jetzt, wo er doch glücklich wieder auf einem vernünftigen Wege ist. Also nochmals, wollt ihr die Weibsleute auf- und annehmen? Ja oder Nein! Nur das Eine bitte ich mir aus, daß, wenn Ihr sie annehmt, Ihr mir

gleich im Voraus verspricht, Euch nicht mit ihnen zu zanken. Krackeel dulde ich nicht in meinem Hause, und nun gar Weibergezänk – danke schönstens; damit bleibt mir vom Leibe! Denn auch die Versicherung gebe ich Euch, daß ich nicht, wie weiland Stephan, als er in die Barmherzigkeit bis über die Ohren hineingerathen war, Euch vier Frauensleuten zu Liebe die Oefen einreißen und ein Ungeheuer mit vier verschiedenen Thüren bauen lasse, damit Ihr Euch nicht außer der Zeit die Köpfe frisiren und die Töpfe zerschlagen könnt. Wonach Ihr Euch also zu richten habt!«

Cölestine und auch die Mutter überhörten diese stacheligen Bemerkungen in Bezug auf die Streit- und Zanksucht der Weiber, ein Thema, das der Gutsbesitzer immer gern anschlug, wenn die Gelegenheit dazu günstig war.

»Ich werde verträglich sein, wie ein Lamm,« sagte Cölestine mit einer Stimme, die von aufkeimendem Weinen zur hingebendsten Sanftmuth gedämpft ward.

»Und in mir dürfen beide Mädchen eine wohlwollende Mutter erwarten,« betheuerte Frau Adelheid.

»Bon!« sagte Knickeberg »Dies wäre resolut abgemacht. Jetzt thut dazu, daß Alles im Hause fein ordentlich aussieht, daß kein Besenstumpf und kein zerbrochener oder schadhafter Korb neben oder vor der Thüre liegt, damit die Stadtmamsells, was sie doch sind, nicht gleich beim ersten Anblick einen Abscheu vor dem Land- und Dorfleben kriegen! Es wird gar nicht lange währen, so sind sie da. Sie kommen gleich mit den beiden Jungen, sobald sie Antwort haben. Mir ist's ganz recht. Es

hilft die langen Winterabende verkürzen. Das ewige gelesene M***sche Tagebuch, das ich nun bald auswendig kann mit sammt seinen Prachtexemplaren von kauderwälschen Holzschnitten, will mir die Zeit doch nicht mehr vertreiben. Das neumodische Zeug mag ich nicht lesen, denn's soll unmoralisch und gegen alles Ehrwürdige in Kirche und Staat gerichtet sein. Mit sich selber kann der Mensch auch nicht immer reden, das ist blos Sache der wahnsinnigen Marktschreier, die sich Bauchredner nennen; aber Gesellschaft und besonders ein Paar hübsche junge Mädchen, die erquickt, und hat solch Volk die Mäulchen einmal auf das Plapperregister gestellt, dann klapperte fort, wie auf einer Mühle. Und so will ich's 'mal haben! Will auch wieder einmal thun, als ob ich noch in den Dreißigern stände. Mit der Jugend wird man selber wieder jung! Also habt Ihr nichts dagegen, wirklich nichts?«

»Gar nicht,« sagte Cölestine sanft, an ihrem Kinder-mützchen fortarbeitend.

»Ich freue mich von Herzen auf die lieben Kinder,« versicherte Frau Adelheid.

»Wenn's einem Potentaten einfallen sollte, dereinst einen Orden für verständige Weiber zu stiften,« sagte Knickeberg, »dann schreibe ich flugs an den hohen Herrn und bitte ihn um zwei Großkreuze, wenn sie auch sonst nichts einbringen. So seltene Tugend muß belohnt werden, beim Element!«

In der besten Laune raffte Knickeberg die erhaltenen Briefe zusammen, bestellte sich Licht, denn es war unterdeß bereits sehr dunkel geworden, da es über den Gebirgen nebelte und ein scharfer Wind einzelne Schneeflocken an die Fenster trieb. »Ich werde gleich, kurz und bündig zusagen. Es wird in den nächsten Tagen einwintern, und da ist's gut, wenn man zuvor die Hürden und Ställe gut verwahrt. Die Kinder sollen bei mir sein noch vor der ersten Schlittenbahn.«

Die Mutter warf einen fragenden Blick aus Cölestine, die am Fenster stand, ihre Arbeit war vernachlässigt herabgefallen und mit feuchtem Auge in die stürmische Landschaft hinaussah. Ihre Arme hingen schlaff am Körper herab. Die Hände waren lose in einander verschlungen und um den Mund bebte das Zucken eines gewaltig unterdrückten Schmerzens, eines Leidens, wofür uns alle Mittheilung gebricht. Sie bemerkte nicht den besorgten Blick der Mutter, sie hörte nicht ihre liebevolle Stimme, die sie mit Namen rief und ihr einen Auftrag gab. Frau Adelheid trat an die Seite ihrer in tiefe Gedanken versunkenen Tochter.

»Bist Du krank, Cölestine?« fragte sie das liebe Mädchen.

Cölestine fuhr erschrocken zusammen. Sie wendete sich um, trocknete sich mit der Schürze die Augen und fiel nun der Mutter laut weinend um den Hals. »Nein, nein, gute Mutter!« rief sie schluchzend, »ich bin nicht krank, ich dachte nur der Vergangenheit, und wie Alles zerbrechlich, Alles Täuschung ist auf dieser Welt. Was wir

gern verlören, das hängt sich uns an mit Geierskrallen und was wir fest an uns ketten, ganz mit uns verschmelzen möchten, das flieht, das zerrinnt uns unter den Händen. Da hilft kein Beten und Flehen, da heißt es nur: fasse Dich und sei stark, oder vergiß und habe leichten Muth!«

»Was ist Dir? So warst Du noch nie! Möchtest Du lieber, daß die Mädchen nicht in unser Haus kämen?«

»Wo denkst Du hin, Mutter!« versetzte Cölestine, durch Thränen lächelnd. »Sie müssen zu uns kommen. Ich will und muß sie kennen lernen, denn sie recht herzlich zu lieben, soll von heut' an mein größter Zweck, die schönste Aufgabe meines Lebens sein!« – Sie trocknete sich abermals die Augen und fuhr dann, in ihren gewöhnlichen Ton fallend, fort: »Hast Du das Obst zugedeckt? Nein? Nun da muß ich nur gleich auf den Boden eilen. Sag' es dem langen Hans, er solle mir ein paar Schütten Stroh nachbringen; denn wenn in der Nacht ein starker Frost einfällt, so erfrieren uns die schönen Borsdörfer auf der Stelle.«

Ahnungsvoll sah die Mutter der Forteilenden nach, die räthselhaften Worte und das auffallende Betragen still bei sich erwägend. »Wenn ich es nun dem Vater sage,« sprach sie im Fortgehen, »was kann dann geschehen? Ermahnungen fruchten in solchen Fällen wenig, Befehle machen nur hartnäckiger und Strenge untergräbt vollends alles Lebensglück. Stilles, unbemerktes Dulden, williges Verschmerzen ist jedenfalls die beste Medizin. Arme Cölestine!«

Beim Abendessen war Cölestine ungewöhnlich wortkarg. Dies verdroß den Vater, der es nicht leiden konnte, wenn Jemand im Hause seine eigene Stimmung nicht theilte. Er selbst sprach aber grade heute sehr viel, erzählte den Inhalt seines Antwortschreibens an Alexander und hieß die Mutter eine Flasche Wein holen, um auf das Wohlergehen und die glückliche Ankunft der zu erwartenden Gäste anzustoßen. Dies Alles schien Cölestine vollkommen gleichgiltig zu sein. Sie sah fortwährend auf ihren Teller oder in's Leere und aß fast gar nicht. Knickeberg konnte ein so auffälliges Betragen nicht mehr länger geduldig ansehen.

»Kopf in die Höhe!« sprach er, als sich die Mutter auf sein Geheiß entfernt hatte. »Was ist Dir durch den Sinn gefahren, mein' Tochter? Bist ja sonst immer munter und guter Dinge, wenn Dein alter Vater einmal eine Freude hat. Willst Du mir denn heut mit Gewalt die gute Stunde vergällen? Sprich, wo fehlt's?«

Cölester erzwang mit unsäglicher Anstrengung ein Lächeln. »Ich habe Brustschmerzen, lieber Vater,« antwortete sie, überzeugt, daß sie durch diese Erwiderung keine Lüge ausspräche, denn es schmerzte sie wirklich die ganze Brust. »Sorge Dich aber nicht, Väterchen, es vergeht schon wieder. Droben auf dem Boden habe ich mich zu lange gebückt, als ich das Obst in Stroh schlug gegen den Nachtfrost.«

»Ist's wirklich sonst nichts?« fragte der Vater nochmals, dem lieben Kinde liebkosend das Haar von der Stirn streichend.

»Ich denke nicht,« versetzte Cölestine und stand auf, um Weingläser zu holen, denn sie fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Knickeberg war oder schien wenigstens beruhigt, die Tochter nahm all' ihre Kraft zusammen, um einige Heiterkeit zu erzwingen, und so verging der Abend dem aufgeweckten Vater höchst zufrieden. Er leerte manches Glas auf zukünftige frohe Tage, auf baldigen glücklichen Ausgang des Processes mit Herrn Süßlich und auf die nächsten drei liebenden Paare! Als er mit seiner Tochter anstieß, blinzelte er dieser sehr bedeutungsvoll in die schwermüthigen Augen, denn er konnte und mochte es sich nicht denken, daß seine geliebte, wirthliche, stets fleißige und gottesfürchtige Cölestine nicht unter drei Liebespaaren sein sollte. Da er am meisten trank und der ersten Flasche eine zweite folgen ließ, so hatte er sich wirklich einen kleinen Haarbeutel getrunken, was sich die Mutter bei ihrem überaus mäßigen Manne seit vielen, vielen Jahren nicht mehr erlebt zu haben erinnerte.

Wir haben schon früher einmal angedeutet, daß Cölestine die spätern Abendstunden, mitunter wohl auch die Nacht dazu benutzte, sich ungestört brieflich mit dem fernen Bruder oder einer vertrauten Freundin zu unterhalten, obwohl das gute Mädchen deren wenige hatte, weil sie allgemein in dem Rufe der Lieblosigkeit und starren Eigensinnes stand. Diese abendlichen Geheimunterhaltungen waren seit einiger Zeit regelmäßiger und länger geworden, als ehemals, und die Mutter hatte schon

wiederholt Klage darüber geführt, theils, weil sie behauptete, Cölestine schade damit ihrer Gesundheit, theils, weil sie eine so muthwillige Verschwendung des Lichtes für unverantwortlich hielt.

»Der Vater zankt,« sagte Frau Adelheid, »wenn das Oel alle Augenblick alle wird. Erst letzthin hat er mir vorge-rechnet, daß ihm die verdorbene Rapsernte den Winter über auf drei Thaler mehr kostet, als andere Jahre!«

Cölestine hörte nun zwar diese Ermahnungen gelassen an, ohne zu widersprechen, mit dem späten Leuchten und Schreiben blieb es aber doch beim Alten. Nur machte das sparsame Mädchen den Docht ihres Lämpchens kleiner, damit er nicht viel Oel verzehren möge. Sie würde sich aber eher die Augen aus dem Kopfe gesehen, als ihrer spätabendlichen Beschäftigung gänzlich entsagt haben. Auch heut, nachdem Alles im Hause ruhig geworden, die Fensterladen geschlossen, die Thüren fest verriegelt waren, setzte sich Cölestine mit ihrem düster brennenden Lämpchen an den Tisch, putzte den dünnen Docht mit einer Stecknadel und spreitete ihn ein klein wenig aus, um künstlich etwas mehr Licht zu erobern. Dann brachte sie ein sauber gehaltenes Heft, das in einer Mappe von grünem Maroquin lag. Es war sehr feines, englisches Papier, an der Kante mit einem Wappenstempel versehen, in welchem ihr Namenszug und der Datum ihres Geburtstages zu lesen stand. Dies Papier war ein Geschenk Theobald's, und weil er ihr geschrieben, sie solle es blos zu dem Liebsten verwenden, was sie der Aufzeichnung für werth erachte, so glaubte Cölestine die

seidenen Blätter durch nichts mehr zu ehren und zu weihen, als eben durch diese nächtlichen Herzenergießungen. Sie enthielten nämlich ihr Tagebuch, das sie von jeher geführt hatte, nur freilich nicht immer gewissenhaft, nicht alltäglich. Denn ihr Leben war doch zu eintönig, als daß sie jeden Abend etwas der Rede Werthes aufzuzeichnen gehabt hätte. Jetzt aber war mehr Klang, mehr Reiz, mehr Abwechslung auch in das Stilleben dieses Landmädchens gekommen. Sie fand täglich nur zu viel Stoff, der notirt sein wollte, und die stillen Abendstunden, wo sie mit ihrem Herzen, mit ihren Gedanken, mit Gott und ihren Wünschen aufrichtig, wie das Kind mit der Mutter, verkehrte, gehörten zu ihren reinsten und genußreichsten Augenblicken.

Tagebücher enthalten selten unverbrüchliche Wahrheiten. Menschen, die dergleichen regelmäßig zu führen pflegen, belügen sich selbst wider Willen, um nur die Genugthuung zu haben, am Schlusse jedes Tages etwas interessant Scheinendes aufschreiben zu können. Anders war dies bei Cölestine. In ihr lebte kein Drang, berühmt oder nur interessant zu werden. Was sie niederschrieb, war ganz allein für sie, höchstens in einzelnen Fragmenten auch für Theobald bestimmt. Es trieb sie dazu um ein Glück, ein aufloderndes Gefühl, einen Wunsch, der ausgesprochen sein wollte, um endlich eine Last und Qual, die aus ihrer jungen Seele lag, in dieser Weise, wenn nicht abzuschütteln, doch minder fühlbar zu machen. Das einfache Naturkind that also dasselbe, was der größte Weise unter den deutschen Dichtern, was Göthe

zu thun pflegte und was dem großen Menschen von der kleinen um ihn herumkrabbelnden Brut bis auf den heutigen Tag so übel genommen, ja gar für Herzlosigkeit ausgelegt worden ist. So wahr ist es, daß die größte Weisheit mit der unverbildeten gesunden Natur immer am engsten verwandt ist.

Die erwähnten Blätter nahm jetzt Cölestine aus der Mappe. Sie ergriff eine der fein geschnittenen Federn mit den blau, roth und grün gefärbten Fahnen – auch ein Geschenk Theobald's – und fuhr in ihren Aufzeichnungen fort. Wir müßten weit in unserer Geschichte zurückgehen und eine lange Erzählung einflechten, wollten wir von Cölestinens Herzens- und Seelenleben ein sprechend ähnliches Bild entwerfen. Beinahe zweifeln wir, daß uns dies ganz gelingen möchte. Deshalb schlüpfen wir hinter den Sessel der einsam Schreibenden, ergreifen mit unsichtbarer Hand das neben ihr liegende Heft und durchfliegen es beim verschwiegene Schimmer der trüben Lampe, indem wir uns erlauben, zugleich mit in die Zukunft hinauszugreifen, um auch spätere Stimmungen dieser edlen Natur zu erlauschen.

AUS CÖLESTINE'S TAGEBUCH.

Am 23. August. »So hat mich lange nichts gefreut und erhoben, als die Wiederkunft des grausam verstoßenen Alexander. Vorhin, als die Leute schlafen gegangen waren und ich dem Nero noch einen Knochen gegeben, habe ich dem lieben Gott auf meinen Knien gedankt, daß er ein Einsehen mit unser Aller Bitten gehabt. Und jetzt,

mein Herr und Gott, bitte ich Dich abermals, erleuchte mich, daß ich nicht strauchle und thue mit mir, wie es mir gut sein wird. Deß bin ich fröhlich. – – Ein großer schöner Mann ist Alexander geworden. Er sieht recht aus, wie ein Held, wie ein Beschützer der schwachen Frauen. Das Wilde gefällt mir ganz gut an ihm, aber der zerrissene Rock steht ihm nicht gut. Den muß er morgen ausziehen, damit ich ihm die aufgeplatzten Nähte zustopfen kann. – Erlebt hat er auch was und das ist gar schön für einen Mann. Denn wenn sich ein Mann nicht in der Welt versucht hat, so kann ich kein rechtes Zutrauen zu ihm haben. Er kommt mir dann immer vor, wie ich selber, und das ist nicht gut. Ein Mann muß für das Weib gleich einem Gott sein, dessen Kraft und Ueberlegenheit sie fürchtet und anstaunt. – Ach Du lieber, guter Gott, was wunderbar prächtige Augen hat Alexander!«

Am 24. August. »Eine Schande ist's doch, daß die guten Kinder oft schlechte Aeltern haben müssen. Das ist's, was mit weh' thut, wenn ich Alexander ansehe. Und doch muß ich ihn immer ansehen, ich mag's machen, wie ich will, und wenn er dann seine feurigen dunklen Augen so plötzlich auf mich richtet, da schrecke ich ordentlich zusammen. Ich glaube wirklich, daß ein Menschenauge brennt und daß man sich selber daran verbrennen kann – ich meine nicht ordentlich, sondern unordentlich, so gewissermaßen, figürlich, ja ja figürlich, das wird wohl das rechte Wort sein. Mir thut das Herz weh, ach so weh,

wenn er mich lange ansieht, ach, ich kann's gar nicht sagen, wie! Nun Gott sei mit mir – und mit ihm, ja mit ihm auch!«

Am 28. August. »Gelt, Cölestine, jetzt hast Du einen Ritter gesehen? Sapper Michel, wie er den Goldfuchs des Vaters zusammenrückte, daß Vater die Mütze abnahm und schmunzelnd sagte: ›Wetter noch 'mal, Du kourbet-tirst ja wie ein Husarenrittmeister!‹ Und nachher hab' ich ihm ein Glas der schönsten Milch, ganz frisch aus dem Keller präsentirt, und er hat's ausgetrunken und mir die Hand gedrückt – ja, ja, gedrückt, was man so sagt gedrückt! Und da ist mir's gerade in die Glieder geschlagen, wie von Schulmeisters seiner Elektrisirmaschine. – Das war wunderbar – ›straf' mir Gott!‹ würde Meister Dürre-bein sagen, ich aber sage bescheiden, wie's einem armen Mädchen ziemt: Wie Gott will!«

Am 3. September. »Nimm mir's nicht übel, liebes Büchlein, daß ich so lange nicht mehr mit Dir geplaudert habe. Es ist so eine Unruhe, eine Furcht und Bangigkeit und wieder eine so schöne, stille Seligkeit in mir! Wenn ich hinausgehe in der Nacht und die hohen Linden ihre Schatten über den Hof breiten sehe, da fühl' ich ein Flüstern und Wehen in mir, wie von fremden Zungen, von fremdem Athen. Und wenn ich die Sterne flimmern sehe droben am Himmelszelt, da meine ich die Tritte ihrer Silberfüße am Firmament zu hören und die Musik, die davon durch das Weltall klingt, zu verstehen. Ist das

Weisheit und Vorahnung hohen Glückes? Ist das ein abgerissener Laut von dem, was Bruder Theobald die Stimme Gottes, den Athemzug des Genius nennt? Oder ist's bloß ein Locken und Girren böser, heimtückischer Mächte, mich in tiefes, bodenloses Elend zu stürzen? – O nein, das kann Dein Wille nicht sein, Vater im Himmel! – Und er ist ja auch so gut, so herzlich, so gefällig! Letzthin hat er mir alle die schweren Milchsüsseln in den Keller getragen und recht dazu gelacht und mir grade in die Augen gesagt, daß er mir Alles zu Gefallen thun wolle, ich sollt's ihm nur sagen. – Sagen! Ja, was denn? – Ist das nun wohl recht, daß wir Mädchen nicht sagen dürfen, was wir fühlen, wenigstens nicht den Männern? – Bruder Theobald hat mir geschrieben, es gäbe jetzt eine Frau in Frankreich, die das wage und großes Aufsehen mache – nun das will ich gern glauben. – Aber sie hat Bücher geschrieben, worin sie lehrt, wie sie's macht, Alles frisch von der Leber weg zu sagen. Ein solch' Buch muß ich 'mal zu lesen kriegen. – Aber pfui, das ist ganz unrecht von der Frau, daß sie Mannskleider anzieht und Cigarren raucht! – Vielleicht thut sie's bloß, um die Courage zu haben, Alles grade heraus zu sagen! I nu – unmöglich wär's doch nicht, denn es heißt: in ein paar Hosen steckt der Teufel! – Wenn ich das wüßte – nein, ich thät's doch nicht! Eher umkommen, eher elend, ganz elend sterben, als thun, was sich nicht ziemt. – Liebes Blättchen, das sag' ich Dir, fliege mir nicht etwa davon, wie mein Gurlu, das zahme Rothkehlchen! Sonst kriegst Du Schelte und ich würde eine Art Leichentext vom Pappa hören. – Nein

da weiß ich doch noch ein besseres Mittel, das auch nicht trügt. Gott hat mir recht hübsch große Augen und, sei er dafür gepriesen, auch gut sehende gegeben. Die will ich doch einmal brauchen, wie mir's das Herz eingibt. Ein großes Auge, hab' ich sagen hören; sei mehr werth, als eine ganze Armee.«

Den 7. September. »Ich glaube, Alexander ist ein leichter Bursche. Heut Morgen beim Frühstück hat er mir so schöne, ach so allerliebste Sachen gesagt, daß ich ihm gleich hätte um den Hals fallen mögen. Er war auch wirklich ganz liebenswürdig und so recht von Herzen gut. Nachher schickte ihn der Vater auf den Kornboden, daß er Hafer einsacken helfe. Er war gleich bei der Hand, und weil ich gerade eine Minute Zeit hatte, stieg ich in einer Weile auch hinan, um mich nach dem Wetter umzusehen. Der Vater stand am Schiebefenster und unterhielt sich mit dem Nachbar, Alexander aber ließ die Schaufel sinken, kriegte mir nichts Dir nichts die hübsche Rese beim Kopfe und raubte ihr einen Kuß. Als er aber mein erschrockenes Gesicht sah, da lachte er ganz munter und fragte mich: ob ich böse sei? – Ob's nur alle Männer so machen? Das wäre ganz schlecht, grundschlecht von ihnen. Mein Tag würde ich keinem Knecht einen Kuß geben. Nein, da bin ich zu stolz dazu, und das muß auch ein Mädchen sein! Aber die Männer? Ja die Männer, das sind alle Teufel, Teufel zum Verrücktwerden. –«

Den 12. September. »Wess' das Herz voll ist, dess' geht der Mund über.« Das ist ein Bibelspruch, der wahr sein

soll. Ach das macht mich recht traurig, denn ich muß diesem Wort widersprechen und die heilige Schrift antasten! Bin ich denn noch eine wahre, fromme Christin? Oder hat mich die Leidenschaft ganz abfällig gemacht von aller Wahrheit? Gott sei mir gnädig! Nur so viel weiß ich, daß ich nimmer aussprechen kann, wovon mein Herz bewegt wird.«

Den 13. September. »Väterchen ist wie umgekehrt. Sonst, wenn es was Ungewöhnliches gab, fiel immer gleich auf der Stelle schlechtes Wetter ein, jetzt ficht's ihn nicht an. Er läßt sich erzählen, vorstellen, Geld abverlangen! Potz Eisen und Granaten! Und da soll ich mich nicht drüber freuen? Nicht fröhlich sein, obschon mein Herz wie ein schwacher Kahn auf stürmischer See auf- und abgeschleudert wird? O wie wohl thut es meiner geängstigten Seele, wenn ich bemerke, daß sich freundlich verträgt, was zusammen gehört! Darum hab' ich auch gleich an Theobald geschrieben und ihn schwesterlich vermahnt, und wie ich ihn kenne, da wird er mir Recht geben und Gott ebenfalls danken. Nur Eins macht mir Sorge: ich fürchte, daß ihm das große Leben den Frieden der Seele, die Zufriedenheit des Herzens geraubt hat. Auf Kirche und Christenthum mag er schwerlich viel halten. Es ist das so Sitte, hör' ich sagen, und feiner Ton! Na, das nehme mir aber keine Christenseele übel, wenn ich 'mal in diese vornehme und große Welt kommen sollte, da wollt ich Euch den feinen Ton anstreichen und Euch tüchtig heruntermachen. Gott, Christum, Kirche – diese drei Dinge müßt Ihr unangetastet lassen, wenn Ihr große

Menschen werden wollt. Uund meinen Theobald will ich umklammern und fest umschlingen mit ewiger Schwesterliebe!«

Den 18. September. »In den letzten Tagen habe ich recht viel zu thun gehabt. Die gute Mutter war krank und Vater ärgerlich, weil er nicht leiden kann, daß Jemand krank ist. Solche Ideen! Wär's nicht der Vater, ich würde wohl sagen: 's ist offenbare Tollheit! – Na, mag sein, es verläuft sich wie's Wiesenwasser. Nun hab' ich alle Tage zu plätten, zu nähen, zu mangeln gehabt und das Essen obendrein. Ist mir auch eine Ente richtig verbrannt, was eine Rede über Holzverschwendung hervorbrachte, die ich schon auswendig konnte. Das war mir lieb, denn es störte mich nicht in meinen Gedanken! Aber nun wird's gar traurig werden auf dem Gute. Alexander und Gotthold sollen nach der Residenz wegen der schrecklichen Geschichte mit dem Testament. Da kann ich nun wieder allein sitzen und mit meinen Gedanken auf Reisen gehen. Wenn ich mir das so vorstelle und ausmale, wird es mir oft recht bang um's Herz. Mir ist's, als stände mir ein Unglück bevor, ein Unglück, wie ich noch keins erlebt habe. Ich bat Alexandern, daß er mir schreiben möge, er will aber nicht. Warum er mir das wohl abschlagen mag? Und ist doch eine so kleine Gefälligkeit! Für mich wär's schon mehr, da ich der Feder nicht gewohnt bin. Wenn mich aber Jemand, den ich lieb habe, bäte, ich sollte für ihn zwanzig Meilen zu Fuß gehen, da würd ich's thun ohne Bedenken, würde mir die Füße wund und die Glieder

müde laufen und doch ganz selig sein in dem Gedanken, einem lieben Menschen etwas zu Liebe gethan zu haben! Wenn das Liebe bei den Männern ist, so mag mir Gott vergeben, aber begreifen und verstehen kann ich's nicht!«

Den 21. September. Heut sind sie abgereis't und werden wohl einige Wochen wegbleiben. Mich hat der Abschied recht traurig gestimmt, ich weiß nicht, warum? Gotthold küßte mich unbefangen und herzlich, wie ein Bruder die Schwester. Mir soll er auch immerdar ein lieber Bruder sein. Alexander küßte mich nicht, und ich hatte mich gerade darauf gefreut! Er bat mich nur, ihn lieb zu behalten und nicht zu vergessen. Die Worte klingen mir noch in der Seele und ich will sie, wie ein schönes Geschenk in treuem Herzen aufbewahren, daß ich alle Abende beim Schlafengehen, alle Nächte im Traume, alle Morgen beim Erwachen gleich wieder höre. Das wird mich stärken für die Geschäfte des Tages und Du, mein Gott, wirst mit gnädig sein!«

Den 30. September. »Heut gab's ein Fest in unserm Hause. Es liefen Briefe ein aus der Residenz und nebenbei zehntausend Thaler Geld. So vergnügt hab' ich doch den Vater noch nicht gesehen – nicht etwa des Geldes wegen, denn das hat er ja lange schon gehabt und war ihm bei dem reichen Geizhals unverloren, sondern weil Theobald so geschickt und entschlossen gehandelt und es brieflich dem Vater Alles so klar auseinander gesetzt hat, daß es ein vierjähriges Kind hätte begreifen können. Wie nun das mich erfreut und beglückt hat, das kann ich gar nicht

sagen. Väterchen gab mir die Hand und sprach: ›Bist meine gute prophetische Tochter, hast immer gesagt, daß Theobald ein ehrlicher, tüchtiger Kerl, wenn auch 'was wetterwendisch gewachsen, sei. Jetzt seh' ich, daß Du Recht gehabt und daß in dem Menschen etwas steckt. Soll jetzt auch Geld von mir kriegen, wenn er's braucht, daß er aus den Schulden herauskommt – denn dies Unkraut umwuchert ihn, wie alle Gestudirte! 's muß doch mit zum Metier gehören. Na, segn' ihn Gott!« – – Alexander aber hat nicht einmal grüßen lassen! Und mir zittert das Herz, wenn ich nur an ihn denke!«

Den 15. Oktober. »Sehr fleißig gewesen, und viel geweint. Der Proceß geht eine Art Krebsgang. Vater war sehr verdrießlich, hat arg räsonnirt und Kaution gestellt. Theobald soll recht glücklich sein nach Gotthold's Versicherungen. Alexander schreibt immer lustig, es sieht mir aber aus, als ob's ihm nicht so um's Herz wäre. Ist er nur erst wieder aus dem großen Leben zurück, dann will ich versuchen, was Liebe vermag! Denn ich liebe ihn, liebe ihn mehr als mich selbst, liebe ihn nächst Gott und den Aeltern über Alles, Alles, Alles! Diese Freudenthränen, die hier meine kraklichen Buchstaben vollends zu Ungethümen machen, können's bezeugen. Es sind Feuerflammen meines Herzens!«

Den 29. Oktober. »Wenn Du Mitleid hast, Vater im Himmel, mit einem armen, verstoßenen Kinde, so nimm mich zu Dir an Deine ewige Vaterbrust! Das Unglück hat ja doch keine andere Zufluchtsstätte. Alexander liebt mich

nicht, er hat mich verstoßen um eine Andere! – Ich kenne sie nicht, ich zürne ihr auch nicht, denn sie kann ja nicht wissen, daß und wie sehr ich ihn liebe! Ich werde sie aber sehen und sie prüfen, und wenn ich erkenne, daß sie gut und brav und treu ist, dann will ich im Geist meine Hände über die Liebenden ausbreiten und sie einsegnen, wie ein Priester. Bin ich auch kein Geistlicher an Gottes Statt, so kann ich doch auch binden. Denn so viel Liebe, wie in meinem einsamen Herzen lebt für Alexander, trägt keine mehr für ihn mit sich herum. – Nun ist mein Geschick entschieden, das weiß ich. Die Mutter ahnt mein Leid und ihr will ich mich entdecken, wenn es Zeit sein wird. Jetzt ist der Schmerz noch nicht reif, jetzt muß ich ihn still und heimlich für mich tragen. Er mag erst absterben in mir und mich ganz dahin nehmen. Ich bin nun eine Waise auf Erden, eine Waise in der Liebe! Mein Herz ist mein Grab, da schlummert das Bild des Geliebten und sieht mich an mit seinen erkalteten Feueraugen, und so lange ich es so in mir liegen sehe, werde ich ihm angehören in unvergänglicher Liebe. Denn ich kenne nur Eine Liebe, ich kann nicht wechseln, nicht tauschen! Mein sterbliches Auge sah in ihm den Begleiter durch's Leben – er hat sich verirrt, ich muß nun einsam die Pfade suchen, die zu meinem Frieden dienen!«

Den 30. Oktober. In der vergangenen Nacht ist Schnee gefallen. Ein großes, weißes Leichentuch, deckt er die erstorbene Erde zu, o deckte er auch mein Herz und seine Pein! Aber das ist nicht christlich. Der Mensch soll sich niemals den Tod wünschen, er soll ausharren, dulden,

kämpfen und siegen! – Ja, ich will auch in mich gehen, will mich fassen und an mir arbeiten, daß ich würdig werde, eine Tochter Deines Sohnes zu heißen!«

»Je länger ich über meine Lage und mein ganzes Leben nachdenke, desto deutlicher glaube ich zu erkennen, daß ich dazu da bin, Andern hilfreich an die Hand zu gehen, Ich halte dies für eine edle und große Bestimmung, sobald man sich erst selbst besiegt hat. Möchte meine Kraft eben so dazu ausreichen, als ich den festen Willen bei mir gefaßt habe. Was ich gelobe, werde ich halten, das schwöre ich bei meinem Schmerz!«

Den 1. November. »Morgen können sie ankommen, wenn sie sich dazuhalten, doch hoff ich, daß sie zaudern werden, damit ich beruhigter in meinem Gemüthe sie begrüßen, sie freundlich begrüßen kann. Ich möchte nicht gern heucheln und doch auch nicht schwach sein. Arbeit ist bei solchen Seelenerschütterungen eine wahre Himmelsgabe. Sie macht mich nicht fröhlich, aber sie gibt mir den Anschein der Fröhlichkeit, ohne daß ich mich in eine unwahre Stimmung hineinzwingen. Deshalb bin ich jetzt doppelt fleißig. Ich habe nun fast Alles geordnet für den Winter, es ist ausgeräumt auf dem Boden und im Keller, auch die Wäsche muß noch beseitigt werden, eh' der volle Winter einbricht. Ich will dann an meine Arbeiten gehen und wenn sie kommen, mir von ihnen dabei aus Büchern, die der Bruder mitschicken will, vorlesen lassen. Wenn ich nur ein Buch wüßte, das einen Fall behandelte, eine unglückliche Liebe, ähnlich der meinigen. Das läse ich ganz allein für mich in stiller, heiliger Nacht

und weinte mich recht dabei aus. Das würde mir die Last die, ich trage, um Vieles, Vieles erleichtern. Thränen fallen vom Herzen so schwer, wie Sünden, die uns vergeben werden durch die Huld Gottes.«

Den 2. November. Noch ist Niemand da und ich schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Wenn es noch einige Tage so in mir fortfährt, glaube ich, daß eine Krankheit über mich kommen kann. Die Mutter sieht mich immer so bedenklich an, der Vater behauptet ich sei blaß. Das mag ich nicht bestreiten, fühl' ich's doch selber. Wie aber soll ich's ändern! Wäre mein Herz ein Nagel, so wollt' ich mir eine Zange borgen und es ausziehen, so aber – hängt ja doch das Bischen trübselige Leben daran und das sollen wir tragen, pflegen und hegen, so lange es ausdauern mag. Und ich will nicht gegen ein Gesetz freveln, das in mir geschrieben steht mit unauslöschlicher Schrift!« –

»Von den Händen ist mir's heut nicht gegangen. Ich war wie zerschlagen an allen Gliedern und sah Alexanders wunderbare Augen immer wie zwei finstere Fackeln vor mir auf- und niederschweben. Das war recht eine selige Pein, aber es erschwerte mir die Arbeit. – – Der Goldfuchs, Vaters Lieblingspferd hat heut verschlagen durch Jürgens Unvorsichtigkeit. Darüber ward der Vater sehr zornig, was mir gefiel, hat den Jürge geschwuppt und fortgejagt, und weil, er sich geärgert, ist er d'rauf in den Türken gegangen, hat dort den Magister getroffen, ist sitzen geblieben lange, lange, wie ein ordentlicher Bierbruder und kam sehr spät nach Hause ganz gehörig schwarz! 's war mir nicht zum Lachen in meinem Elend, aber es

sah drollig aus, wie Väterchen so lustig mit den Fingern schnippte und mir freundlich in die Augen lachte. So eine selige Stimme hab' ich noch nicht gehört. Ich dachte nicht anders, als die Elfen tanzten in meiner Kammer. Nachher ging er ganz still zu Bett, sang noch ein Bischen und war heut recht aufgeräumt. Betrunkene Männer hab' ich zwar nicht gern, aber die stocknüchternen Schelme, die immer schön und vornehm thun und doch eigentlich sind wie die Katzen, die sollen mir gestohlen werden von Pathe Neupel's seiner Großmutter.«

Den 4. November. »Gott sei Dank! Gotthold und Er und die Mädchen sind heut Mittag – wir hatten grade Hefeklöße – mit der Fahrpost angekommen. Erschrocken bin ich tüchtig, aber doch nicht so sehr, daß ich gezittert und gebebt hätte. – Die Elise hat ein stattliches und zartes Ansehen und kleidet sich sehr gut – ich merkte gleich, daß sie die Kunst, sich anzukleiden weit besser versteht als ich, und auch ihre Kleider sind vortheilhafter zugeschnitten. Das macht, weil wir alle Moden ein halbes Jahr später bekommen und unsere Schneider dumm sind wie die genudelten Gänse. Ich habe mir vorgenommen, das Mädchen zu fragen und bei ihr in die Lehre zu gehen. – Ich werde ihr auch gut sein, denn sie hat ein offenes Gesicht und im Auge geheimnißvolle Zeichen, die auf frühern Kummer, auf überstandenen Herzensgram deuten. Als sie mich erblickte und die Mutter meinen Namen nannte, überlief sie eine Purpurröthe, weßhalb weiß ich nicht. Dann aber riß sie mich mit Gewalt an sich und küßte mich unter heißen Thränen. Sie scheint sehr heftig

und doch wieder so geduldig zu sein. – Ihre Haut ist außerordentlich fein und weiß, und eine Hand hat sie, klein und zart mit schönen rosarothern Nägeln, grade wie die Gräfinnen in den Mährchen. Freilich, da ist's kein Wunder, daß sie Alexander gefallen hat! Sie ist schön, recht sehr schön und geht vornehm, und ich bin gar nicht einmal hübsch und habe immer ein Hauskleid an, das sogar manchmal Flecke hat. Wer weiß ob mich Alexander nicht lieber gehabt hätte, wenn ich gleich Elisen, einen Schnürleib trüge. Man sieht doch gleich besser aus! Die Mutter wollte es, aber der Vater war in dem Punkte wieder einmal Hansmichel Hartkopf der Große.«

»Pauline ist ein wahrer Engel und noch ganz Kind. Aus ihren Augen spricht ihre Seele. Ihr Leid ist Betrübniß, kein verzehrender, das Leben aufreibender Schmerz. Ich will auch sie recht herzlich lieben und im Glück beider Mädchen, ist's des Himmels Wille, das meinige wieder aufblühen lassen, wenn es auch nur taube Blüthen treiben sollte, wie Bäume, die zweimal im Jahr ihre Blumenkelche aus dem grünen Fächer ihrer Blätter in die Luft hinaushängen.«

Den 7. November. »Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.« – Warum kann ich diesen Spruch nicht mehr aus den Gedanken bringen? Warum fällt er mir ein, so oft ich Elise begegne, ihre Manieren, ihr Betragen, ihr ganzes Wesen betrachte? Vielleicht muß jedes Mädchen so sein, wenn es Glück bei jungen und alten Männern machen will. Ich fange an zu begreifen, was es heißt: eine ächte Tochter Eva's zu sein! Ja, ja, grade so,

grade so gescheidt, so gefällig, so zutraulich, so zuvorkommend, so freundlich, so gemessen, und zwar Alles zu rechter Zeit, muß ein junges, heirathslustiges Mädchen sein und grade so ist sicher auch die genäschtige Eva gewesen. Drum ist ihr auch der plumpe Adam gleich in's Garn gelaufen!« – –

»Den Vater hat Elise für ewige Zeiten gewonnen, denn anstellig und flink ist sie, wie eine Gemse. Mich hat's ordentlich verdrossen gestern, daß sie eher bei der Hand war, als der Vaters seinen Nachmittagskaffee zu trinken in's Zimmer trat. Er war etwas erfroren, denn er hatte, um das Essen besser zu verdauen, Holz im Schuppen gesägt. Potz Granaten, wie war mein Elischen gleich hinter ihm her mit dem warmen Pelz! Und wie heiter schmeichelte sie ihm den kalten Rock ab, lief fort, holte Pfeife und Pantoffeln und fragte zehnmal dazwischen, ob sie's ihm auch recht mache? Und Väterchen sah dem Wesen lächelnd zu, klopfte dem Mädchen die Wangen und sagte nur: ›Ganz recht, mein Kind, Du bist ein braves Mädchen!‹ – Wer sie so sieht, kann ihr unmöglich gram sein. Und was mir noch mehr gefällt, ist, daß sie mit Alexander nicht so viel Wesens macht und ihm nicht immer auf den Hacken sitzt. Das ist recht widerlich an Liebesleuten und heißt auch die Liebe entweihen in den Augen der Leute. Vor den Menschen darf man wohl zärtlich, nicht aber begehrlig sein; und doch thun's die Meisten und sagen albern genug: sie hätten ein Recht dazu! Ich danke für ein solches Recht; wenn's mir erst die Verlobung geben

soll, mag ich's lieber gar nicht haben. Das sind alles nur Faxen, von denen das Herz nichts weiß.«

Den 10. November. »Es geht recht gut mit unsern neuen Hausgenossen, und wir betragen uns musterhaft. Um nicht müßig zu sein, haben wir uns alle die Zeit gewissenhaft eingetheilt. Am frühen Morgen begleiten mich Elise und Pauline mit in den Keller. Da zeige ich ihnen, wie sie mit der Milch umgehen müssen, wenn sie Nutzen davon haben wollen und lasse sie selbst probiren. Auch schicken sie sich trefflich, besser als ich von Stadtmädchen je geglaubt hätte. Nachher frühstücken wir alle zusammen, wobei lieb Väterchen der schönen Elise zuweilen ganz anständig den Hof macht. Alexander ward gestern sogar etwas eifersüchtig darüber. Mit Pauline, die wirklich ein frommes Täubchen ist, treibt die Mutter ein wenig Abgötterei; ich sag' aber nichts dazu, denn es weht jetzt doch ein Frieden im Hause, wie früher nicht immer, und ich fühle, daß mein eigenes Herz dabei nach und nach das Leid überwinden lernt. Vergessen freilich werde ich nie, was mir geraubt worden ist, doch werd' ich auch der holden Räuberin nie zürnen. – Später geht's in die Wirthschaft, in die Küche, in die Butterkammer, und überall sind mir die beiden Mädchen aufmerksam zur Hand – denn in diesem Reiche bin ich nebst Mutter Alleinherrscherin. – Nachmittags wird erst geplaudert und da habe ich so zwischen Läuten und Zusammenschlagen herausgehört, daß Elise und mein kluges Brüderchen einander wohl auch einmal zu tief in die Augen geguckt haben müssen. Ich mag nur nicht fragen, denn die Sache ist aus

– aber ganz rein ist's nicht am Horizont. Sonst interessirte ich auch Elisen nicht so sehr; was ich ihr doch bei jedem Blick ansehe. – Ist auch diese Zeit vorüber, so übernimmt Elise das Amt einer Lehrerin und wir sticken zusammen, als gält' es, des Vaters ganzes Ackerland mit Tapissierarbeit zuzudecken. Darin ist Elise Meisterin und es geht ihr wunderbar rasch von der Hand, so rasch, wie ich's nie lernen werde, denn meine Finger sind schon zu rauh von der schweren Arbeit. Abend endlich beim Strickstrumpf wird vorgelesen, und da fehlt lieb Väterchen nie und lieb Mutter auch nicht, ausgenommen, wenn sie schläfrig wird. Achtung auf den Inhalt des Buches gibt der Vater freilich nicht über die Maßen sehr, denn das Zeug sagt ihm wenig zu; aber er hat's doch gern, wenn wir drei Mädchen einmal recht herzlich zusammen lachen. Unter den Vorlesern ist Alexander der beste. Er hat überhaupt 'was los und ich trag ihn fort und fort heimlich, wie eine Reliquie, in meinem Herzen, das noch immer recht sehr leidet. Seine Blicke fahren mir immer, wie Messerspitzen durch die Brust. Aber ich vergeb' ihm gern, denn er weiß ja nicht, daß er mir weh' thut. – – Zum Schluß des Tages, bitten wir Pauline, daß sie uns etwas vorsingt. Sie hat eine Stimme wie ein silbernes Glöckchen, das unsichtbare Engel mit ihren Flügeln bewegen. Ihr Gesang erpreßt mir häufig Thränen und dennoch geh' ich allemal der langen, bangen, schweren Nacht beruhigter darauf entgegen. Ich träume dann nie oder nur Erheiterndes. – Ich danke Dir, Gott, daß Du mich noch nicht verlassen hast!«

Wir brechen diese Mittheilungen hier ab, da wir überzeugt sind, daß sie genügend sein werden, die eigenthümliche Natur Cölestine in dem ihr gebührenden Lichte zu zeigen. Sollte es später nöthig sein, noch einmal auf diese Aufzeichnungen seiner unverdorbenen Mädchenseele zurückzukommen, so werden wir nicht damit zurückhalten.

ZEHNTES KAPITEL.

Theobald's Buch war erschienen und nahm die Aufmerksamkeit aller derer in Anspruch, die für Literatur überhaupt noch mehr als ein blos vorübergehendes Interesse haben. Es lag in Lesevereinen und an öffentlichen Orten unter den Broschüren mit aus und ging von Hand zu Hand. Die Naivetät gefiel, wenn schon mancher Kritiker mitleidig achselzuckend darüber lächelte. Die schärferen Geißelhiebe des mehr satyrischen Theils fanden schnell ein größeres Publikum, namentlich unter der jüngern und jüngsten Welt. Hier glaubte Jeder bekannte Originale zu erkennen, weil der Charakter gelehrter, pedantischer Schulmänner fest ausgeprägt war. Vor Allem schwärmten junge Studenten und was sonst einmal höhere Schulanstalten besucht hat, laut dafür. Es ward viel gelesen, viel besprochen, denn wer die Jugend für sich hat, darf immer auf Beifall, wenn auch oft nur auf einen sehr kurzen, hoffen. Ihr Enthusiasmus ist zu

einseitig, um spätere Wandlungen eines fortschreitenden Autors fassen und billigen zu können.

Es war am Weihnachtsheiligenabend, als Nachmittags im Rauchzimmer der Konditorei auf der Brühl'schen Terrasse noch einige verspätete Zeitungsleser beisammen saßen und ihre Cigarren rauchten. Draußen über die beschneite Fläche eilten Lakaien und Dienstmädchen mit künstlichen Christbäumen, mit Packen und Stollen. Die Brücke war belebt von läutenden Schlitten und allerhand Fuhrwerk, der mit festem Eis bedeckte Strom trug eine wimmelnde Menschenmenge, die sich in der zwar scharfen, aber stillen Luft an Schlittschuhlaufen ergötzte.

»Hört Kinder, das ist famos!« rief Roland aus, den Hut weit in den Nacken rückend, die Brille zurechtschiebend und nach seiner Art auf den Tisch trommelnd. »Theobald ist ein verdammt malitiöser Kerl, aber bei Gott zum Herzen! Ich freue mich, wie ein Kind, daß die gelehrten Hansnarren mit ihren vertrackten Albernheiten 'was auf die Kappe kriegen. Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!«

Mildenheim lachte in sich hinein, strich sich den Schnurrbart und sagte: »Na, na, haben Sie sich nur nicht! Was wird's weiter sein? Ein Schnack, wie es tausendmal schon dagewesen. Komische Romane können doch bloß die Engländer schreiben alle Deutschen rännieren zu viel und verstehen die Charakterschilderung nicht.«

»Haben Sie's gelesen?« fiel Roland heftig ein und warf den Hut auf den Tisch. »Lesen Sie erst und dann urtheilen Sie! Ich sag' Ihnen, das hier soll gar kein komischer Roman, überhaupt kein Roman sein, sondern eine bloße

Satyre, wobei sich der Autor selbst gewiß am wenigsten schont. Und wie er das anfängt, das ist und bleibt prächtig, famos, Fluch diesem Jahrhundert!«

»Gott bewahre!« versetzte Mildenheim »Was geht mich alles Famose an, ich lobe mir das Ruhige und Gesetzte. Guck', was gebt Ihr heut Abend an?«

Arthur, der bis dahin still lächelnd, den Sammtmantel in malerische Falten um sich geschlagen, daneben gesessen, strich sich den Bart und sagte ablehnend vornehm: »Ich bin in Familie. Solche Abende muß man gemessen und häuslich verleben.«

»Hol' mich der Henker,« fiel Roland ein, da soll ich mich wohl etwa als Faustischer Homunculus in eine Kristallflasche verspunden lassen oder mich mit einem Fingerhut Wein und anderthalb Butterbrödchen in die lieben langen Feiertage hinüberlangweilen lassen? Kinder ich sag' Euch, ich habe famosen Hunger! Wenn ich nur wüßte, wo es recht 'was Gutes zu essen gäbe. Kellner, den Anzeiger, aber geschwind! Fluch diesem Jahrhundert!«

Der Kellner brachte den Anzeiger, Roland studirte ihn brummend durch. »Wißt Ihr nicht, wo Theobald bleibt?«

»Er ist heut auch in Familie,« versetzte wiederum vornehm lächelnd der Maler Arthur, »oder vielmehr, er verlebt den Abend *entre deux*. Ich weiß es von ihm selbst, daß ihn die Baronesse Aurora, seine liebevolle Gönnerin, zu heut Abend speziell eingeladen hat.«

»Dafür treffe ihn die Rache Epikurs!« perorirte Roland. »Schreibt bürgerlich, volksthümlich ohne Affectation und

lebt vornehm! Ja, ich sag' Euch, Kinder, er hat einen verfluchten Hang zum Aristokratismus! Wollen wir ihn in den Bann thun? Wer nicht Demokrat ist, den treffe der Fluch dieses Jahrhunderts.«

»Dagegen opponire ich mich,« versetzte Arthur und stand auf. »Ein produktiver Kopf muß frei, ganz frei sein. Es geht nichts über die Thorheit, die man gegenwärtig in allen Journalen ausposaunt, daß ein guter Poet auch durchaus ein guter Politiker, d. h. ein Mann sein müsse, der den jetzigen demokratischen Gesinnungen einer handvoll überspannter unzufriedener Köpfe baldige. Als ob die politische Gesinnung den Dichter machen könnte! Der wahrhafte Poet steht über diesen irdischen Schlacken, und darum laßt jeden ungehindert seine Straße ziehen, wenn er nur sonst Talent hat. Es lebe das Talent, das Talent, das ewig dauert, während die Gesinnung mit dem Weiter umschlägt! Viel Vergnügen heut Abend, meine Herren!«

Arthur verbeugte sich und verließ die Konditorei. »Habt Ihr Euch doch des jungen Theobald wegen,« sagte Mildenheim, eine neue Cigarre anbrennend und einige frappante Gesichter schneidend. »Wartet bis er erst ein großer Mann sein wird, wie Ihr – Ich gehe ja nur mit großen und berühmten Männern um.«

»Macht, was Ihr wollt,« versetzte Roland. Jetzt gehe ich fort, laufe durch alle Straßen, um in die Fenster zu gucken und die Christbäume brennen zu sehen. Es geht nichts über die Lust der Kinder, wenn sie um den Weihnachtstisch springen. Und nachher werd' ich sehen,

wo ich was famos Delikates zu essen kriege. Fluch diesem Jahrhundert, wenn ich heut Nacht nicht lebe, wie der kultivirteste Gutschmecker! Eine Gaumenkultur und Magencivilisation thut uns Allen Noth. Wäre ich Poet, ich schrieb' wahrhaftig Magencivilisationsnovellen. Das müßte einen göttlichen Spaß geben, ha, ha, ha, ha!«

Der melancholische Lebemann stürmte hinaus in den kalten Abend. Mildenheim folgte langsam, dem Voraus-hüpfenden mit großen Schritten nacheilend. Sie wanderten die Terrasse entlang, die breite Treppe hinunter nach dem Schloßplatze und verloren sich in der Gegend des Zwingers. –

Unser Freund Theobald verlebte den Abend wirklich bei Aurora. Er würde glücklich gewesen sein, hätte ihm nicht der Proceß vielfachen Kummer gemacht. Er, der sich niemals mit Rechtshändeln abgegeben, der einen angeborenen Widerwillen gegen allen Streit hatte, er war in einen so verwickelten Rechtshandel verstrickt worden, daß selbst sein Sachwalter manchmal an einem vollkommen glücklichen Ausgange zu verzweifeln schien. Außerdem lebte er eigentlich nur wie ein vornehmer Staatsgefangerer. Er war in das Innere der Stadt gebannt, er mußte, mißtrauisch, wie er war, sich überall von Spähern umgeben, auf jedem Tritt beobachtet glauben. Dazu kam noch eine ihn drückende Verbindlichkeit. Die frühere sehr beschränkte Lage hatte ihn in Schulden gestürzt, die, wenn auch nicht von großem Belang, für ihn doch quälend genug waren. Seine Verwicklung in den Proceß Süßlich's, die nicht unbekannt bleiben konnte, machte

seine bisher schweigsamen und nachsichtigen Gläubiger aufsätzig, und die Qual der Belagerung steigerte sich oft auf einen Grad, der ihm unerträglich ward, ihn der Verzweiflung nahe brachte.

Aurora hätte kein Weib und Theobald nicht mit Liebe zugethan sein müssen, wenn ihr die Stimmung ihres Freundes und Vertrauten lange hätte verborgen bleiben sollen. Schon kannte sie Theobald's Charakter so genau, daß sie nach dem Grunde seiner oft menschenfeindlichen Stimmung nicht fragte, sie unterließ aber auch nicht, sich unter der Hand zu erkundigen und von seiner Lage vollkommen in Kenntniß zu sehen. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Ohne Wissen und Willen Theobald's ließ sie alle seine Gläubiger zu sich kommen, um sie für immer zu befriedigen. Theobald erfuhr nichts davon, nur die plötzlich einlaufenden Quittungen verriethen ihm die heimliche Wohlthäterin.

Wahrscheinlich würde jeder Andere gerührt, erschüttert, von Dankgefühlen überströmend zu seiner Retterin in der Noth geeilt sein, ihr sein ganzes Leben und vielleicht noch die Ewigkeit als Zugabe zu Füßen gelegt haben. Theobald that dies nicht, im Gegentheil, er war sehr ärgerlich, ja fast aufgebracht über Aurora's eigenmächtige Einmischung in seine Angelegenheiten, und weil er nicht recht wußte, was er thun, wie er sich benehmen sollte, ohne zum Lügner an seinem Charakter zu werden, so besuchte er sie mehrere Tage gar nicht. Aurora, die keine Ahnung von der Verstimmung des Freundes hatte, glaubte ihn krank und schrieb die liebelichsten Billets an

ihn. Theobald ließ danken und antwortete nicht. Hartnäckig blieb er auf seinem Zimmer, noch immer mit einem Gefühle kämpfend, das er nicht unterdrücken konnte. Die besorgte Aurora schrieb abermals, schrieb dringender und fragte: ob sie ihm etwas zu Leide gethan? Jetzt glaubte Theobald reden zu müssen. Er setzte sich an den Schreibtisch und erließ folgendes sonderbare Antwortschreiben.

»Sie erkundigen sich so theilnehmend und liebevoll nach mir, gnädige, theure Frau, daß es beleidigend und unartig sein würde, wenn ich noch länger schweigen wollte. Ich bin nicht krank, ich bin nur verstimmt, noch mehr, ich bin sehr, sehr ärgerlich und zwar – erlauben Sie, daß ich Ihnen abbittend dafür die Hand küsse – ich bin es über Sie! Erschrecken Sie nicht, aber es ist wahr. Ich darf sogar mit voller Wahrheit aussprechen, daß Sie mich gekränkt haben! Wer hieß Sie meine Schulden bezahlen, ohne mir zuvor ein Wörtchen darüber zu sagen? Es ist dies allerdings Großmuth, eine Großmuth, der man selten in dieser gemeinen Welt begegnet, aber es ist zugleich eine Großmuth, die ich so, wie sie sich gibt, nicht leiden kann, für die ich Ihnen also, so weh' es mir thut, den Dank schuldig bleiben muß. –

Nach diesem Geständniß werden Sie mich vielleicht für einen undankbaren Menschen halten. Der bin ich aber nicht. – Ich danke gern, danke dem Geringsten, wie dem Höchsten, ich danke aber nur dann, wenn ich sehe, daß mein Dank mit der Größe einer empfangenen

Wohlthat im Gleichgewicht steht. Wo mein Dank dagegen meinem Gefühle nach zu schwach erfunden werden muß, da läßt ihn etwas Unnennbares bei mir nicht aufkommen. Nochmals sei es gesagt: ich bin nicht undankbar, aber ich habe einen Widerwillen gegen den Dank, den ich nicht besiegen kann, der also wohl ein Koeffizient meiner Natur sein muß. Sie haben an mir gehandelt, wie nur ein Vater, eine Schwester oder eine Gattin handeln kann. Hier endigt meine Kraft der Erkenntlichkeit, mithin die Erkenntlichkeit selbst. Ich bin Ihr Schuldner und muß es bleiben für immer! Wie, ich frage Sie, wie soll ich Ihnen als Mann von grenzenlosem geistigem Stolz, was ich unverholen ausspreche, wie soll ich Ihnen jetzt gegenüber treten? Ich weiß es nicht; ich fühle nur, daß ich für ihre großmüthige Handlung keinen Dank kenne, daß ich aber trotzdem nicht undankbar bin, noch es je sein möchte, und daß ich deshalb um nicht so zu scheinen, Sie lieber meiden, Sie lieber gar nicht mehr sehen mag, so unglücklich mich dies auch machen wird. Dies ist Alles, was ich zu sagen habe. Verzeihen Sie mir, theure Freundin, aber glauben Sie nicht, daß ich Ihnen jemals ein Wort des Dankes für Ihre großmüthige Handlung sagen werde. Vormalis war ich in Aengsten, da konnte ich mir zuweilen mit einem Fluch, mit einer Grobheit helfen, jetzt bin ich in tausend Aengsten und da soll ich beten und lächeln! Das kann ich nicht, das widersteht meiner Natur. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Last dieser Wohlthat von meinem Herzen und ich will Ihnen aufrichtig dankbar sein.

Ihr offener Freund,
Theobald.«

Eine gewöhnliche Frau würde diesen Brief zürnend von sich geworfen, dem Schreiber aber fernerhin ihre Thür verschlossen haben. Aurora zitterte, als sie die Zeilen des Freundes las, es war aber nicht das Zittern der Erbitterung, sondern das einer tief schmerzlichen Bewunderung. An Zorn, an Beleidigung dachte sie nicht, ihr ganzes Streben ging dahin, diese reizbare Natur mit sich selbst und mit der Welt zu versöhnen, in so weit dies möglich und rathsam war. Denn sie fühlte wohl, daß grade diese leichte Verletzbarkeit, dieser feine Stolz zum größern Theil Theobald's eigenthümlichen Charakter, ja vielleicht den Urquell seines Talents bilde und bedinge. – Sie besprach sich lange mit dem Genius ihres Herzens und erst, als sie sich ganz ruhig fühlte, schrieb sie eine Antwort, sanft, zart und anmuthig wie immer. Sie lud Theobald ein, doch ja wieder zu ihr zu kommen! Wenn es ihn genire, daß er sie als seinen Gläubiger betrachten müsse, so möge er sie einstweilen für seine Schwester halten: Mündlich würden sie sich schon leicht verständigen.

Aurora schrieb noch Vieles, aber durchaus nicht kalt, nicht gesucht. Der warme Frühlingshauch ihres edlen Herzens wehte Theobald aus jedem Worte entgegen. Dies beruhigte ihn und der Weihnachtsheiligenabend, das Fest der Versöhnung, der überschwenglichsten Gottesliebe war der Tag, wo die beiden in einander rauschenden Seelen sich nach längerer Zeit wieder begegneten.

Die Baronesse überreichte dem Freunde ein kleines Geschenk, eine zarte, schöne Arbeit von ihrer eigenen Hand.

»Es ist eine bloße Spielerei,« sagte sie mit bezaubernder Grazie, »denn Sie wissen schon, daß ich mich selten mit solchen Dingen beschäftige. Nur weil Sie letzthin so gar bedenklich waren, ob Sie das Ruhekissen behalten sollten oder nicht, habe ich meine geringe Kunstfertigkeit wieder einmal hervorgesucht. Freut es Sie?«

»Ich danke Ihnen sogar von Herzen dafür!« entgegnete Theobald lebhaft.

»Still!« fiel Aurora ein und erhob drohend ihren schlanken Finger. »Wie leicht kann dies eine Unwahrheit sein, wenn Sie böser Mensch einen solchen Widerwillen gegen den Dank haben. Wissen Sie, daß dies abscheulich ist? Daß Sie sich solche häßliche Ansichten abgewöhnen müssen?«

Theobald sah der Sprechenden tief in die glänzenden Augen. »Es freut mich,« versetzte er nach kurzer Pause, »daß Sie etwas aussprechen, woran Sie selbst nicht glauben. Sie wissen bereits, wie ich über den Dank denke. Meine Ansicht hat sich nicht um ein Jota geändert und wird es nie, auch nicht Ihnen gegenüber. Es ist das ein Ausspruch meiner Natur, den ich nicht zurückbehält, weil ich ihn rechtfertigen zu können glaube. Auch verstehen Sie mich und stimmen mir sogar bei. Ich seh es an Ihrem Blick, ich las es aus Ihren theuern Zeilen. Daß Sie nicht um des Dankes willen edel handelten, kann allein mich über Ihre Handlung trösten, hätten Sie Dank

beansprucht, ich würde Sie abgeschüttelt haben, wie eine Schlange. Denn das ist das Allergemeinste, wenn der Mensch das Größte und Heiligste – und ich kenne nichts Heiligeres, als das Dankgefühl in einem Menschenherzen – zu niedrigem Zwecke mißbraucht. Und wie oft geschieht dies, wie groß und im vollsten Recht dünken sich Tausende, wenn sie so verfahren!«

»Lieber Theobald,« entgegnete Aurora, »Sie sind ein lieber, edler Sonderling, aber doch gar zu unpraktisch! Wollen Sie alle idealen Ansichten, die in Ihnen leben, auf die sie umgebende Welt pflöpfen, so wird Sie diese mit Füßen treten und der große gebildete Haufe dazu seine Einwilligung geben. Wer mag bestreiten, daß Sie in der Idee, in der reinen Wahrheit Recht haben? Wer aber kann zugeben, daß diese reine Wahrheit für die Welt verständlich ist? Wie man die edlen Metalle nur gemünzt unter die Leute bringt, so dürfen wir auch grade die edelsten und größten Ideen nur bruchstückweise, als Scheidemünze um uns ausstreuen.«

»Ich bin schon zufrieden, wenn Sie mir Recht geben,« sagte Theobald mißvergnügt.

»Dann haben Sie Unrecht,« erwiderte Aurora. »Ich kann Ihnen werth, darf Ihnen aber nie Gesetz, nie Ideal sein! Hier in meinen Boudoir höre ich Sie am liebsten von der idealen Welt Ihrer Anschauungen schwärmen; ich schwärme dann mit und fühle mich erhoben. Draußen im Getümmel des rohen Lebens sah' ich Sie weit lieber besonnen, kalt, sogar etwas schlau. Und dies Alles

ist es, wenn Sie die erhabene Theorie Ihres Dankes nicht Jedem in's Gesicht sagen.

»Das können Sie mir rathen?« fragte Theobald mit einem Anflug von Betrübniß. »Wollen wir die Menge auf eine höhere Stufe geistiger Bildung heben, wird es, glaub' ich vor Allem unerläßlich sein, daß wir erst ihre Gedanken läutern, sie gleichsam durch die Dornen unserer keck hingeworfenen und über einander geschichteten Wahrheiten gradiren. Wozu hab' ich ertragen, was mir das Leben an Bitterkeiten und Hemmnissen entgegen geworfen, wenn ich nicht die Sendung erfüllen soll, die ich für den einzig wahren Zweck meines Daseins erkannt? Die Materie herrscht unter tausend beliebigen Formen über alles Volk, der Geist schwebt einsam, mit mattem Flügelschlag über unserer materiell gesinnten Zeit. Daß man der Meinung ist, grade diese Richtung sei die ächte, gesunde, den Fortschritt bedingende, dies hemmt am meisten den wahren Fortschritt! Nur der Geist darf herrschen, weil er allein den Sieg erkämpft. Die gegenwärtige Herrschaft der Materie ist ein bloßer liberal scheinender Despotismus, der in der widerwärtigsten Anarchie seine Endschaft finden muß. Was kümmert uns dies Schreien nach Gold, dies Feilschen mit Stahl und Eisen, worauf jetzt Arm und Reich seine Zukunft gründet! Es zieht den Menschen herab in eine öde Tiefe, in eine Leere, wo er vergeblich nach Licht, nach Leben schreien wird. Die Aufgabe des höher Stehenden ist es, dies wieder und immer wieder dem forttaumelnden Geschlecht zuzurufen, und wenn es nothwendig, mit den Worten zuzurufen, die es

in Harnisch bringen. Im Aerger, in der Entrüstung setzt sich von selbst die frische Saamenerde zu neuer, besserer Frucht ab. Und ich, theure Freundin, ich, liebe Aurora, will auf diesem Wege Dornen streuen und mich selbst daran zum Tode wund ritzen oder flammende Früchte daraus erblühen sehen. Und ich hoffe, daß mir das Letztere gelingen soll!«

»Haben Sie wirklich den Muth, dies immer zu hoffen?«

»Warum nicht? Verdorben in unserer Zeit ist nur die machthabende industrielle Welt, der indifferente, blasirte Vornehme, der das Verdienst in seinem Wappenschilder allein findet, die arbeitende Armuth aber, oder richtiger das Volk im Großen, der thätige Bürger, der sparsame Bauer, vor Allem die Jugend, die Jugend, die von der grünen Flur, vom einsamen Weiler, von der stillen Bergeshöhden Fuß in's Leben setzt: diese alle sind nicht verdorben. Sie hören noch auf die Stimme des Geistes, denn in ihnen lebt ein anderer Gott, ein anderer Glaube, als das Gold und dessen Klang! An die Brust dieser Jugend, dieses Volkes muß man klopfen, um für Ideen Empfänglichkeit zu finden. Ein unverbildeter Geist aber versteht und sagt oft, wie die kindliche Unschuld, das Höchste, weil dies auch immer das Einfachste ist.«

Aurora widersprach nicht mehr, weil sie größtentheils mit Theobald übereinstimmte, obwohl sie andere Mittel gewählt, andere Wege eingeschlagen wissen wollte. Auch

hier erkannte sie wieder auf's deutlichste die sonderbare zwiespältige Natur, in die das Wesen unseres Freundes sich zertheilte. Immer wollte Theobald das Trefflichste, das Gute, Schöne, Volksbeglückende, und er glaubte dies nur im Volke selbst zu finden, während er doch in seiner Aeüßerlichkeit dem Volke ganz entsagte und sich fast entschieden zu den in Pracht und Luxus Versunkenen hielt. Aurora hatte ihn noch niemals darauf aufmerksam gemacht, sie glaubte aber, daß jetzt der geeignete Augenblick, dies thun zu müssen, gekommen sei. Wenige Worte reichten dazu hin. Sie trieben eine flammende Röthe auf die Wangen Theobald's.

»Abgesehen davon,« erwiderte er, »daß, wie wohl in den meisten Menschen, so auch in mir, eine doppelte Natur thätig ist und fortwährend kämpft und ringt, muß ich bekennen, daß es mir Bedürfniß war, jene als geistreich verschieene, als gebildet und bedeutend ausposaunte Welt der Gesellschaft eben so genau kennen zu lernen, wie die einfache, offner vor Augen liegende des Volkes. Ich läugne nicht, daß mich ihre Kenntnisse überraschten, daß ihr Witz mich blendete, daß überhaupt Alles, was äußere, formelle Bildung des Körpers und Geistes war, mir Beifall wider Willen abnöthigte. Allein ich sah auch tiefer. Das Hohle, Flache und Unwahre, das sich hinter dem feinen Wort, hinter der schlaunen, geistreichen Miene versteckte; der große Egoismus, der alle Gesellschaft beseelt, weil er allein sie auch erhalten kann, stieß mich

wieder ab, und wenn ich dennoch oft und gern darin verkehre, so geschieht es nur, um von daher mir die Gifftropfen zusammenzutragen, mit denen ich dem Feind wahrer Bildung und hoher Volksgesittung den Tod bereiten möchte.«

»Kann so viel Bosheit sich hinter dieser hellen, runzellosen Stirn verbergen?« fragte Aurora, mit ihrer weichen Hand des Freundes Stirn berührend.

»Es ist keine Bosheit, sonst würd' ich ihnen mein Verfahren nicht verrathen haben. Ist Bildung Zweck meines individuellen Lebens, so ist Studium der Menschen aller Klassen Zweck und Mittel zu dem, was ich dereinst wirken, was ich für mein Volk und dessen Zukunft thun möchte, damit es nicht, den Dämon des Materialismus für einen segensreichen Gott achtend, den wahren Gott, den Vater des Geistes von seinen Altären verscheuche.«

Unser Freund ward immer lebhafter, immer begeisterter, und da Aurora durch freundlichen Widerspruch das Feuer der Rede, die Kohlen auf dem Heerde seiner Gedanken geschickt zu schüren wußte, so spann sich das Gespräch noch lange fort und berührte die bedeutendsten Gegenstände, die folgenreichsten, wir möchten sagen, Anlagen unserer Zeit zu einer neu sich gestaltenden Geschichte. Es kamen Fragen zur Sprache, die schwer zu lösen waren, die aber Theobald in seinem fast inspirirten Zustande beinahe so beantwortete, wie die Folgezeit selbst.

So ward es spät und immer später und die beiden Glücklichen hatten sich noch immer nicht von ihrem Gegenstande losreißen können, als der feierliche Ton der Glocken die nahe Mitternachtsstunde und den Beginn der Christmette verkündigte. Da erhob sich Aurora, ebenfalls in erhöhter, geweihter Stimmung.

»Brechen wir ab,« sagte sie sanft und bedeutend. »Sie läuten der Geburt des Erlösers die Glocken, mögen ihre Töne auch der Geburt einer freien, geistigen Herrschaft in Deutschland in Europa, in der gesammten bewohnten Welt gelten! Dafür thue Jeglicher, was er vermag!«

Die junge Frau reichte dem geliebten Freunde die Hand. Lange sahen sie einander in die begeisterten Augen. Es war, als suchten ihre Seelen gegenseitig etwas Namenloses, Ewiges, Herrliches. Theobald fühlte, daß er scheiden müsse, er konnte aber die liebe Hand nicht aus der seinigen gleiten lassen, ohne sie an seine Lippen zu drücken. Eine schnelle Bewegung Aurora's entzog sie ihm, das schöne Weib selbst lag an seiner Brust, ihre Lippen berührten die seinigen. Es war nur ein kurzer, seliger Augenblick. Dann winkte ihm Aurora, daß er sich entfernen solle, und Theobald fühlte sich nicht stark genug, dem sanft gegebenen Befehle zu widerstehen.

EILFTES KAPITEL.

Mächtig ergriffen von der freudigen Aufregung, in die ihn die lange Unterredung mit der Baronesse versetzt, wozu er selbst aber durch seinen trotzigen Stolz den Anstoß gegeben hatte, konnte Theobald nicht sogleich

die drückende Enge seines einsamen Zimmers suchen. Es war noch Leben auf den Straßen, Leben in den Häusern. Aus manchem Gestock flimmerte der Lichtschein des grünen, mit vergoldeten Nüssen, mit silbernen Sternen und Ketten behangenen Weihnachtsbaumes. Beglückendes Lachen froher Kinderstimmen, Gläserklang, selbst Gesang erscholl da und dort aus hohen und niedern Wohnungen. Und auch die Nacht war eine rechte nordische, zaubervolle Christnacht. Auf Bäumen, Simsen und Giebeln flirrte duftiger Reif, als habe sich die Welt zum hohen Feste damit geschmückt. Die Sterne leuchteten über den ganzen weiten Himmelsraum – eine lebhaftes Phantasie konnte sich ohne sonderliche Mühe einen über alle Welt hin flimmernden Christbaum darunter vorstellen. – Durch die hohen Kirchenfenster brach der dunkle Widerschein brennender Kerzen, dumpfe, einzelne, monotone Orgeltöne, dann Chorgesang, Gebet des Priesters ergänzte sich, fiel und schwoll brausend durch einander. Theobald ergriff heut Alles, er fand auch das Gewöhnlichste poetisch; nur die vielen Gruppen herüber und hinüber wankender Menschen, die ihm begegneten, ihm laute, bald drohende, bald verhöhnende Worte in ihrem trunkenen Muthe zuriefen, berührten ihn unangenehm. Die freche Rohheit fällt immer wie lähmender, giftiger Mehltau auf eine erhöhte Gemüthsstimmung.

Ungeachtet der sehr kalten Luft machte er, dicht in seinen Mantel gehüllt, einen Gang über die Brücke. Er liebte es, die beiden schlafenden Städte zu beiden Seiten

des Stromes unter der klaren Sternendecke, wie mit einem doppelten Diadem bekränzt, liegen zu sehen. Als er wieder zurückkehrte, schlug die Schloßschelle halb ein Uhr. Er bog um die katholische Kirche, um seine Wohnung aufzusuchen. Der scharfe Nordwind durchkältete ihn heftig. Hinter der neuen Hauptwache nach der evangelischen Hofkirche bemerkte er zwei Personen, die langsamen Schrittes aus der Finsterniß hervortraten und lebhaft mit einander sprachen. Er verstand ihre Worte nicht, aber die Stimmen der Sprechenden schienen ihm bekannt. Theobald blieb stehen und horchte. Er hatte sich nicht getäuscht, die nächtlichen Wanderer waren Süßlich und dessen Advocat.

Sie strichen, ohne ihn zu bemerken oder auf ihn zu achten, dicht an ihm vorbei, so daß er die ängstlich hervorgestoßenen Worte des Bankiers und Wucherers: »Also verloren – und Sie glauben an keinen Sukzeß durch Appellation, durch haufenweis verstreutes Gold?« deutlich verstehen konnte.

»Was ist verloren!« fragte sich Theobald unwillkürlich und wendete eben so schnell um, den Vorausschreitenden langsam folgend. Er hörte sie fortwährend flüstern, Süßlich mit ängstlich zitternder Stimme, den Advocaten bedächtig dozirend. Unweit des Theaters, an der Elbe, war in den tief gelegenen Weinkellern noch Licht zu bemerken. Den lauten, lachenden Stimmen zufolge mußte es in diesen Opferhöhlen des Bacchus lustig hergehen. Der Advocat und Süßlich verschwanden auf der unter die Erde hinabführenden Treppe. Schnell griff Theobald

nach seiner Brieftasche, um zu sehen, ob er noch so viel Baarschaft bei sich führe, als zu ein Paar Gläsern Wein erforderlich sein möchte. Dann eilte auch er die Treppe hinab.

Ein fast betäubender Weindunst, geschwängert mit Cigarren- und Tabaksrauch, der wie eine trübe Wolke am Gewölbe hinzog und um die schwertartig aufblitzenden Gasflammen trübe Dunstringe bildete, schlug ihm entgegen. In die überlanten Stimmen undeutlich durch einander sprechender Menschen fielen die zirpenden Saitenklänge einiger Harfen. Drei Mädchen, schlank von Gestalt, jung, gut gekleidet, hübsch, aber bleich, wie schöne Sünderinnen, saßen am hintersten Ende des tiefen Kellerzimmers und unterhielten eine gemischte Gesellschaft halb und ganz Trunkener mit Spiel und Gesang. Es waren Böhminnen aus der Gegend von Karlsbad, die auf ihrem Zuge zur Leipziger Neujahrsmesse die Gelegenheit in der Residenz nicht unbenutzt lassen wollen.

Theobald orientirte sich schnell und nahm, geschützt von einem breiten Pfeiler, Platz. Hier konnte er den ganzen Raum übersehen, ohne selbst sehr in die Augen zu fallen. Uebrigens waren ihm die Zechenden vollkommen unbekannt, bis auf Wenige, die er jedoch zu vermeiden beabsichtigte.

Nicht fern von ihm, doch so, daß er weder von ihnen, noch sie von ihm gesehen werden konnten, saßen Süßlich und der Advocat. Es blieb Theobald nicht lange verborgen, daß der Banquier seiner Geisteskräfte nicht mehr

ganz mächtig war und sein Sachwalter den Rausch des reichen Klienten zu seinem Vortheil zu benutzen suchte.

»Champagner? Wollen Sie?« fragte Süßlich. »Hol mich der Henker, wir wollen Champagner trinken! Geht Alles zum Teufel, so ist's besser, ich schlage zuvor todt, was möglich. Nicht wahr, he?«

»O nicht doch,« versetzte grinsend der alte Advocat, »ich denke Ihnen zuvor noch manchen Proceß zu führen. Sie sollen leben und floriren!«

»Danke, danke!« Der Champagner knallte, Süßlich schenkte die Spitzgläser voll. »Wissen Sie, was ich thue?« sagte er heiser lachend, ich appellire, oder – nein, nein, das hilft nichts. – Warten Sie! Soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen, wenn ich weiß was ich thun soll!«

»Ha, ha, ha, ha!« erscholl ein heftiges Gelächter aus dem zweiten Zimmer, das blos durch eine Glasthür von dem von dem vorderen getrennt war, »Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!«

»Ja, Fluch!« wiederholte Süßlich, das letzte Wort, des überlauten Sprechers auffassend, »es wird Alles über mich fluchen. Was meinen Sie, Advocat?«

»Geben Sie mir noch etwas von dem Gift. Der Champagner ist vortrefflich, bei Justinian! Fluchen, meinen Sie? Lassen Sie die ganze Welt fluchen, wenn Sie nur warm sitzen. Und das sollen Sie, bei diesem süßen Schaum!«

Der Advocat trank, Süßlich stürzte schnell ein Paar Gläser aus. Seine grauen, mit Blut unterlaufenen Augen

glühten, während das Gesicht fahl, grau und schlaff aussah. Er glich einem Gespenst mit dem wirren, grauen Haar, das buschig um den dünnen Schädel und die niedrige Stirn fiel. »Aber das Testament!« sagte er so leise, das nur ein sehr aufmerksames und feines Ohr seine Worte verstehen konnte. »Der Teufel von Stephan hat ja geschworen und der Hundsfott von Stadtschreiber, dem ich den großen Teich dafür geschenkt, hat auf dem Sterbebette das Geständniß abgelegt, daß –« die übrigen Worte verliefen sich in ein auch Theobald unverständliches Gemurmel.

Der Advocat legte den Finger auf den Mund und sah sich scheu um. »Dennoch,« sagte er zu Süßlich, der sich zu ihm über den Tisch beugte, »dennoch können Sie die Sache noch weit treiben, wenn Sie mir folgen wollen. Vorerst wird, sobald gegen Sie erkannt ist, appellirt, doch dürfen Sie so lange gar nicht warten, denn man würde Sie im Fall eines fatalen Strafurtheils kaum auf freiem Fuße lassen. Sie müssen also die Residenz schon früher meiden, vorgeblich auf Reisen gehen, in Wahrheit aber bloß nach ihren Besitzungen eilen. Die Eisenhämmer und Hochöfen gehören immer Ihnen und von den Maschinen läßt sich mit Schlaueit und Vorsicht auch noch manch hübsches Stück retten. Aber, versteht sich, nur inkognito! Niemand darf erfahren, wo Sie sind, am wenigsten der alte Fuchs Knickeberg. Denn dem Sassefras wollen wir jetzt erst auf den Leib gehen! Hören Sie mich an! Sie können –« Ein wieherndes Gelächter im andern Zimmer verschlang die leise hingehauchten Worte. Süßlich rieb sich

die Hände, auf seinem Gesicht malte sich eine satanische Schadenfreude. Während er eine neue Flasche Champagner auftragen ließ, zog der Advocat ein Papier aus der Brusttasche und reichte es seinem Klienten. Wollen Sie das 'mal durchlesen und, stimmen Sie bei, unterzeichnen?« fragte er scheinbar gleichgiltig: »Eine Feder habe ich bei mir.«

»Was ist es?«

»Nur eine kleine Verschreibung, falls Sie behindert sein sollten, mir nächstens die gewünschte Summe zu zahlen.«

»Ja, Bester, will ich denn nicht? Sie sind nur gar so teuer!«

»Flaue Prozesse sind immer teuer! Riskire die Praxis. Ihretwegen, muß mich sicher stellen. Thu's wahrlich nur aus reiner Freundschaft!«

Süßlich versuchte mit trübem Auge die Schrift des Advocaten zu entziffern, er war aber bereits zu betrunken, um die Buchstaben noch deutlich erkennen, den Inhalt der Schrift verstehen zu können.

»Dummes Zeug! Jetzt wird getrunken – ich will die trüben Gedanken los sein. Stoßen Sie an, Sie verruchter Teufelsbraten, und sagen Sie kurz und bündig, was drin steht?«

»Es ist nur wegen Sicherung Ihrer Eisenhämmer. Sie übergeben mir diese auf dem Wege einer Scheinverschreibung gleichsam als mir zugehörig. Dies verhindert

deren gerichtliche Beschlagnahme. Morgen stelle ich Ihnen darüber ein Document aus, doch ist's nöthig, daß Sie heut Ihre schriftliche Einwilligung dazu geben.«

»Her, nur her mit dem Fetzen! Kann's ja nicht schöner haben – soll man meinen Namen dreimal an den Galgen schlagen!« –

»Ja, das soll man –,« sagte eine laute Stimme hinter ihm. »Fluch diesem Jahrhundert, Fluch!« Roland's Gestalt wankte etwas unsicher nach dem Vorraum, herzhaft über den Schreck lachend, den er offenbar dem Banquier eingejagt hatte. Indeß ergriff dieser krampfhaft die vorgehaltene Feder und kritzelte seinen Namen unter die Schrift. Theobald, der aus seinem Versteck die beiden Schurken scharf beobachtete, war zu Muthe, als ver-schreibe ein tief Gefallener dem Teufel sein letztes Gut, seine Seele. – Mit fürchterlicher Freundlichkeit faltete der Advocat die Schrift zusammen und steckte sie wieder zu sich.

»Und nun, nicht wahr, Alterchen, nun trinken wir noch ein Gläschen?«

»Versteht sich, nur eine andere Sorte. Bin, weiß Gott, recht lustig, recht aufgeweckt worden von den paar Gläsern! – Ah – 's ist doch hübsch, wenn der Mensch noch vergnügt sein kann! Frisch drauf, alte Stabslaterne, wir sind gute Kumpane, hier und dort, im Glück –«

»Gute Kumpane im Glück!« fiel ihm der Advocat in's Wort und stieß an, daß die Gläser zerbrachen. Der Kellner setzte zwei neue Flaschen auf, Theobald aber verließ sein Versteck, um sich im zweiten Zimmer, wohin Roland

unterdeß wieder zurückgekehrt war, umzusehen. Denn bekannte Stimmen, die er früher nicht gehört, wurden jetzt immer lauter und zeugten von dem guten Humor und dem noch bessern Durst ihrer Inhaber.

Auch dieses Zimmer war mit Gästen aller Stände angefüllt. Gab es unter diesen noch einige Nichttrunkene, so war doch kein einziger vollkommen nüchtern. Geleerte, halb und ganz volle Wein- und vorzugsweise Champagnerflaschen standen in Battereien auf allen Tischen. Blitzende Scherben zerbrochener Gläser lagen am Boden und schienen mit den hellen Glasaugen die späten Verehrer des Gottes Bacchus höhnisch zu verlachen. Das Gespräch war an allen Tischen ungemein lebhaft geworden und beschäftigte sich jetzt ausschließlich mit Politik. Wenn zwanzig Deutsche in einer gewissen Eintracht über Politik, über Vaterland und deutsche Einheit sprechen ohne sich in der ersten Viertelstunde die Köpfe einzuschlagen, so kann ein solches Wunder nur des Bacchus versöhnendem Händedrucke gelingen. Ueberdies waren es größtentheils friedliche Bürger, Familienväter, die ein neckischer Kobold verführt hatte, die eifrigsten Sprecher, die begeistertsten Vertheidiger einer Freiheit, von der sie hinter ihren Werkstätten und Ladentischen keine Ahnung hatten.

»Ja, seh'n Se, hören Se, de Freiheit is scheen, wenn mer se recht begreift!« sagte ein gemüthlich aussehender Mann mit gewaltiger von Schnupftabak bestreuter Busenkrause. »Man lebt so scheene für sich hin und 's thut

eenen keen Mensch nischt nich und de Polizei wird höflich oder mer schaffen se ooch gar ab. Was meenen Se?«

»Keine Polizei! Pereat die Polizei! Freiheit, Freiheit! Deutschlands Einheit hoch! Klrrr!«

Ein paar Gläser zerbrachen im Zusammenstoß des wirren Menschenknäuels, der, die meisten mit den Hüten auf den schwindelnden Köpfen, wie ein Troß Toller gegen einander, an Stühle und Tische prallte.

»Dreihundert und dreiundsechzigtausend Freiheiten sollen leben! Nee, wahrhaftig! Drunter thu' ich's nicht! Das ist mein Bewußtsein. Na, Bruder, kommt Alles, was lebt, soll leben. Bist doch 'n guter Kerl!«

Diese etwas konfusen Worte sprach ein schwächtiger Mann, dessen weinglückliche Augen gar schlau und gutmüthig rund umher sahen. Er saß neben noch zwei andern an einem runden Tische, unter Gläsern, Flaschen und geleerten Tellern. Meist lächelte er und schief dazu, wenn aber die übrige Gesellschaft aufjauchzte, so fuhr er ebenfalls in die Höhe, ergriff sein Glas und trank es aus, Worte und Redensarten dabei von sich gebend, die, um allgemein verständlich zu werden, eines Kommentars bedurft hätten.

»Wohl, wohl, Freiheit und Fluch, Fluch diesem Jahrhundert!« rief der lebhaftere Roland und trommelte, dazu pfeifend, mit beiden Fäusten auf den Tisch, während der stille, ernste Mildenheim sanft lachte, ein paar fürchterliche Gesichter schnitt und ohne anzustoßen sein Glas mit der Bemerkung leerte: »Ach, dummer Schnack! Laßt die Freiheit in Ruhe, kommt all' Lebtag bei uns nicht

zu Stande. Da weiß ich 'n bessern Toast! Unsere Mädels sollen leben! Ja, das klingt gleich anders!«

»Dreihundert dreißig tausend Mädels – hoooch!«

»Bum!« sagte Roland und trommelte abermals auf dem Tisch. »Ach, das ist famos! Seht den betrunkenen Kerl! Donnerwetter, das ist ja der Lokomotiver!«

»Es ist ein Bewußtsein unter uns – das ist klar! Dreihundert –«

»Drei und funfzig tausend Bewußtsein – hast Recht,« ergänzte Roland die Rede des Halbschlafenden, der denn auch damit vollkommen zufrieden war, und die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gegen die Wand lehnte.

Währenddem war ein schlanker junger Mann mit sehr blondem Haar, einem blassen Schnurrbart und unaussprechlich verliebten Augen auf einen der Tische gestiegen. In der rechten Hand hielt er eine Champagnerflasche, in der linken ein halb zerbrochenes Glas, das er häufig zum Ueberfließen vollgoß und auf einen Zug austrank. Der Hut stand ihm schief auf dem Kopfe und war auf der einen Seite durch einen gewaltigen Faustschlag tief eingebogen. Ein kostbareres, klassischeres Exemplar eines Propagandisten außer Diensten konnte man sich nicht vorstellen.

»An mein Herz, meine Brüder!« rief er aus und umarmte die Säule, daß er sich fast die Nase daran wund gestoßen hätte. »Ihr habt mich verstanden, Ihr sollt leben! ›Hoch!‹ Der ganze Troß, der dicht gedrängt den Tisch umstand, rief und jauchzte das ›Hoch!‹ nach und leerte die Gläser. »Im Witze steckt die Freiheit, nicht in der Tinte,

obwohl sie manchmal in der Tinte sitzt –« – »Bravo! Bravo!« schrieen die Nüchternsten »Ruhe! Ich hab's Wort! Ich bin der Lolomotiver!« schrie der junge Freiheitsheld, und die begeisterten Zuhörer sammelten sich wieder tammelnd um die improvisirte Rednerbühne.

»Wir brauchen Freiheit,« fuhr der Redner fort, »denn wir haben keine – das ist so klar, wie'n leerer Geldbeutel – und wir kriegen keine, wenn wir sie uns nicht nehmen, gewaltsam nehmen!«

»Wenn Se erloben, da wollt' ich doch gehorsamst bemerken,« unterbrach ihn der freiheitliebende Bürger, »daß Se sich nich ville draus machen, die Ferschten meene ich, wenn mer mit Gewalt losbricht. Kann's sein, und besser wär's immer, da lassen Se's uns lieber mit der Güte und langsam abmachen. Wer langsam fährt kommt doch zum Ziele! Und nachher, sehn Se, wenn mer's uns verderben, da haben mer gar nischt, und mer kriegen so ville Polizei, daß mer nich mehr ruhig in de Boombhut machen können, und das wäre een Unglück für's Vergnügen, seh'n Se.«

»Heuchlerische Krokodillenbrut!« fuhr ihn der Redner an und trieb durch einen neuen Faustschlag, wobei das Glas vollends in Stücke brach, den Hut noch tiefer in den Kopf. Eine Scherbe hatte ihm die Hand verwundet. »Blut!« rief er aus, »Blut eines Märtyrers, eines Freiheitsmartyrers! Fangt die kostbaren Tropfen auf und tragt sie als Kennzeichen unserer Brüderschaft!«

Ein Dutzend Taschentücher waren schnell bei der Hand, die Jünger der Freiheit drängten und stießen sich,

um nur ein paar Tropfen des kostbarsten Blutes, das je ein Märtyrer vergossen hatte, zu erobern. Blut heißt es, macht grausam, entflammt den Muth bis zur Raserei. Die begeisterten Anhänger und Verfechter der Einheit Deutschlands geriethen über das Blut in Streit, als der Redner, von so großer Theilnahme gerührt, in Thränen ausbrach und schon wieder im schönsten Zuge war.

»Ich sage aber nee und nochmals nee!« rief der Bürger. »Schuppen laß ich mer nich vor de Freiheit, das bringt se mer nich ein. Oder globen Sie mit der Perücke uff Ihrem jungen Kopfe, daß mer de Freiheit eene eenzige Butterbemme schenkt? 'Schamster Diener – keenen Bissen nich!«

»Sie sind ein Spion, Hundeseele!« schrie der in der Perücke. »'Naus mit dem Tyrannenknecht! Wir dulden keine Verräther unter uns!«

»Einheit, Brüder, Einheit! Wie unser göttlicher Schiller sagt: ›Seid einig, einig, einig!« rief unter häufigen Thränen und laut schluchzend der Redner. Seine Stimme verlor sich in ein gurrendes Gluck, Gluck, denn er hatte die Champagnerflasche an den Mund gesetzt und sog den köstlichsten Trank in langen Zügen. Mittlerweile war die Einheit unterhalb des Redners in die entschiedenste Uneinigkeit übergegangen. Der freiheitliebende ›Berger‹ und der mit der Perücke wiesen sich bereits die Fäuste, vier bis fünf Unberufene legten sich mit höchst unnöthigen Worten drein und befeuerten die Erhitzten noch mehr. Ein von der Decke zurückprallender Champagnerstöpsel, den der höchst lustige Roland so eben springen

ließ, fiel dem Bürger auf die Nase und gab das Signal zum Kampfe.

»Verdammt soll se sein, Ihre lumpige Freiheit!« rief er wüthend und gab seinem Widersacher einen Faustschlag. »Sie gehören gar nich unter anständige Bergersleite, denn Sie sin nischt, gar nischt sin Se!«

»'Naus! 'naus mit dem Spion!« schrieen abermals viele Stimmen, und es begann trotz des herbeispringenden Wirthes ein allgemeines Rammeln und Stoßen. Bald war nichts mehr zu erkennen, als Faust über Faust erhoben, die wie Hämmer auf Aller Köpfe niederfielen. Dann geschah ein Krach, die Thür brach ein und der ganze Knäuel verlor sich im Vorraum des Kellers. Der Redner, den zusammengeknüllten Hut noch immer auf dem Kopfe und lauter denn vorher schluchzend, warf alle Flaschen vom Tische und klagte gar jämmerlich über die Treulosigkeit der Menschen. Von draußen her hörte man kreischend nach der Polizei rufen. Die Stimme des Bürgers, der alle Polizei abgeschafft haben wollte, war nicht zu verkennen.

Durch den abscheulichen Lärm waren auch Süßlich und der Advocat, die zuletzt fast ganz allein im vordern Zimmer gesessen hatten, aufgestört worden. Jetzt mit dem zurückkommenden Troß zusammentreffend, wurden sie in's zweite Zimmer hineingedrängt, und der Banquier, vom Wein betäubt, stand plötzlich seinem Feinde Theobald gegenüber. Der Schreck wirkte furchtbar auf seine angegriffenen Nerven. Todtenblaß, zitternd, mit trüben, röthlich gelben Augen streckte er die Hände nach dem Jünglinge aus und bat kreischend, mit wahnsinnig

gellender Stimme um Gnade. In diesem Augenblicke kam der geschlagene Bürger mit mehreren Polizeisoldaten zurück. Er drängte sich mit seiner Bedeckung schreiend durch die lärmende und lachende Menge.

»Der ist's!« rief er aus, »der mit dem falschen Haar hat mich geschlagen. Glauben Sie mir, meine guten Herren. 's is ein Demagöner. ich kenn' 'n an'n Rockschnitt! – Wart', ich will der de Freiheit anstreichen!« sagte er für sich.

Die Polizeisoldaten, der Wirth in der Mitte, eine Anzahl Neugieriger rundum, setzten die Streitenden zur Rede, wobei jedoch nicht viel herauskommen wollte. Der Wirth suchte die unangenehmen Gäste dadurch los zu werden, daß er ihnen nicht allein sogleich Wein kredenzen ließ, sondern auch bei anbrechendem Tage noch ein Dutzend Flaschen nachzusenden versprach. Der Redner saß jetzt weinend auf dem Tische, rang die Hände und beklagte das Schicksal Deutschlands, indem er einmal über das andere ausrief: »Auch ich kann Dich nicht retten, auch ich nicht! Und bin der treuste Deiner Söhne. O Verblendung, Verblendung! Hm – mir graust's vor der Zukunft!«

Im Hintergrunde am runden Tische saß noch immer das Kleeblatt. Mildenheim streckte, wie sonst, seine unendlich langen Beine von sich, lachte heiter überall den Qualm und ließ dem Weine sein Recht geschehn. Roland's Zunge war für ein zusammenhängendes Gespräch zu schwer geworden, weshalb er sich mit seiner Lieblingsredensart höchst lustig selbst unterhielt und es übrigens an Trinken auch nicht fehlen ließ. Der Hagere fuhr

nur zuweilen, wie von einem Traum geschüttelt, auf und murmelte oder schrie, wie es ihm grade bequem war oder Bedürfniß sein mochte: »Drei Millionen Schock einmarinirte Häringe – will ich haben. Ne, wahrhaftig, ich thu's! Hum, hum, hum!« Er schüttelte den Kopf, daß ihm die langen Haare wild um's Gesicht flogen. »Dumm, ganz dumm. Kinder, jetzt ist Alles furchtbar besoffen.«

Unter diesen mehr komischen, als ernsten Gruppen würden drei Personen einer Gesellschaft Nüchternen wahrhaftes Entsetzen eingeflößt haben. Es waren Süßlich, Theobald und der Advocat. Die beiden letzt Genannten waren vielleicht die einzig Nüchternen. Sie standen einander gegenüber wie ein paar zum tödtlichen Kampf gerüstete Fechter. Jeder las im Auge des Andern den Willen, die Absicht, ja die Nothwendigkeit, ihn zu vernichten, aber Keiner sprach dies nur mit dem leisesten Worte aus. Zwischen Beiden lag der berauschte Süßlich zusammengebrochen am Boden. Sein Aussehen konnte einem Maler zum Modell für die Darstellung eines Verdammten dienen. Das böse Gewissen, der ungewohnte Genuß so vielen Weines, die Vorschläge seines verschmitzten Advocaten, der dunstige Kellerraum, das wüste Durcheinander so vieler heiser kreischender Stimmen, das Schluchzen des Redners, die überlauten Fluchrufe des lustigen Roland, endlich das Balgen, das Hereinstürzen Bewaffneter und der unerwartete Anblick dessen, dem er zum großen Theil seine furchtbare Lage schuld gab: dies Alles verwirrte seine Vorstellungen, seine Begriffe gänzlich. Wirklichkeit, Einbildung und Möglichkeit verschmolzen

in der aufgeschreckten Phantasie des Betrügers zur gräßlichsten Wahrheit. Er wähnte, im Vorhof der Hölle zu liegen, glaubte aus allen Seiten das Geheul der Verdammten, der qualvoll Gepeinigten zu vernehmen.

»Erbarmen, Gnade!« wimmerte er, sich mühsam auf den Knien emporrichtend. Seine magern Hände strichen die dünnen grauen Haare zurück, der glanzlose, entsetzensvolle Blick bohrte sich in die Gruppe, die vor ihm bald aus einander wankte, bald sich wieder schloß. Er bemerkte die neugierig lauschenden Harfenmädchen, deren schwarze Locken aufgelöst auf die weit entblößten weißen Schultern und Nacken hingen. »Bitte für mich, Theobald, o bitte!« bat er flehentlich, während ihm die Zähne klapperten. »Dort steht sie und nickt mir zu mit den furchtbaren Augen – oh! – Erkennst Du sie? – Es ist Gotthold's Mutter! – Jetzt vervielfältigt sie sich – springt auf mich zu – ha! – Sie will das – das – das – Testament! Da! Da! Nimm's hin! – Ich mag's ja nicht. Reiß nur die Schlangen von meinem Herzen und – hörst Du, guter Theobald, hörst Du – den furchtbaren Krebs, der mit seinen Scheeren mein Gehirn zerschneidet – Oh, oh! – Halt! Das ist mein, das geb' ich nicht! Alles Gold ist mein, mein, mein!« – Und laut schreiend warf sich der Unglückliche flach auf den Boden, breitete die Arme aus und machte Bewegungen mit den Händen, als wolle er verstreute Münzen zusammenscharren.

Theobald wich schauderud zurück, der Advocat wollte ihm den Weg vertreten. »Wohin?« fragte er barsch.

»Mich dünkt, darnach haben Sie nichts zu fragen,« versetzte Theobald. »Jedenfalls an einen Ort, wo es mir besser gefällt, als hier.«

Der Advocat trat achselzuckend zur Seite. Die Polizei, mit der sich der Wirth inzwischen verständigt hatte, wollte so eben den wüsten Ort verlassen, als sie den für todt am Boden liegenden Süßlich erblickte. »Ein Betrunkenner?« fragte der Eine. Der Advocat nickte blos mit dem Kopfe. »Wollen Sie ihn nach Hause bringen?« fragte er.

»Wer ist's?«

»Ein reicher Mann, der sich Ihnen dankbar erweisen wird.«

Die Polizei hob den Banquier auf. »Ah, der Herr Baron! Wie kann dem akkuratsten, stillen Manne so 'was zustoßen?«

»Weihnachten! Die Freuden des hohen Festes! Neue Anleihen und Gewinnste!« hohnlächelte der Advocat und folgte den Polizeidienern, von denen zwei den bewußtlosen Wucherer forttrugen.

Jetzt nahm auch Theobald seinen Hut. Eins der hübschen Harfenmädchen tippte ihm mit zartem Finger auf die Schulter. »Es ist so sehr spät, guter, lieber Herr,« sagte das Kind eigenthümlich zärtlich, »wollen Sie uns nicht gefälligst das Geleit geben?«

Theobald sah dem Mädchen scharf in's Gesicht. Sie war hübsch, aber im überwachten Auge zuckte eine wolüstige Flamme. »Ein ander Mal,« gab er zur Antwort und eilte hinaus. »Böser Mann, hörte er die girrende Stimme

des Mädchens hinter sich flüstern, »wir werden Ihnen folgen.«

Die Mädchen hielten auch wirklich Wort, konnten aber dem schnell durch finstere Gäßchen Schlüpfenden nicht lange im Auge behalten, und mußten gezwungen allein nach ihrem Quartiere zurückkehren.

ZWÖLFTES KAPITEL.

»Jetzt reichst Du mir die rechte Hand, chassirst an mir vorüber, drehst Dich um Dich selbst – so, ganz recht – und kommst nun wieder zurück. Aber die Ellbogen, gute Cölestine, die mußt Du mehr einziehen. Wart', ich will Dir's zeigen. Siehst Du? Es darf der Körper keine Ecke, keine Spitze und Kante beim Tourentanz machen. Und nun noch 'was: die Füße immer auswärts, nur nicht gezwungen, sonst sieht's schlecht aus. Auch heben darfst Du sie nicht sehr, mehr nur schlürfen, und weißt Du, die Fußspitzen mußt Du unter dem Kleide recht lustig hervorgaukeln lassen. In Atlasschuhen sieht das ganz allerliebste aus und die Herren haben's sehr gern, darauf kannst Du Dich verlassen.«

Diese Regeln ertheilte Elise, deren Beschäftigung und Aufgabe es war, die in allen städtischen Kunstfertigkeiten ziemlich unbeholfene Cölestine zu unterrichten. Cölestine begriff gut, sie konnte es aber doch in all' dergleichen Dingen nicht zu der leichten, natürlichen Fertigkeit bringen, die Elisen angeboren zu sein schien. Sie tanzte gern

und recht gut, und dennoch sah es immer aus wie eine Arbeit, nicht wie ein Vergnügen. Um nun eine gefällige, anlockende Leichtigkeit ihr beizubringen, benutzte Elise die Abendstunden, wo Vater und Mutter meistens anderweit beschäftigt waren, und lehrte der willigen Schülerin auf der holprigen Diele des Familienzimmers alle kleinen Kunstgriffe und Koketterien, deren sich lebenslustige junge Mädchen bei solchen Gelegenheiten zu bedienen pflegen.

Erhitzt und lächelnd standen sich jetzt nach beendetem Tanze die beiden Mädchen gegenüber, mit den Händen noch das seidene Tändelschürzchen haltend, als Pauline mit einem brennenden Spahne und Wachholderstrauch eintrat.

»Macht, daß Ihr fertig werdet, der Vater kommt,« sagte die Kleine. »Hier riecht's ganz abscheulich nach gebranntem Korn, da will ich nur schnell das Reischen verbrennen, das macht munter für den ganzen Abend.«

Während Pauline mit dem knisternden, süßen Wohlgeruch um sich verbreitenden Wachholderbusch das Zimmer durchlief, holte Elise den Besen und kehrte den Tanzplatz rein von der niederfallenden Asche. Cölestine stand vor dem kleinen Spiegel, und ringelte sich die aufgegangenen Locken über dem Finger. Man sah es den Mädchen an, daß sie ganz wie Schwestern, zufrieden und glücklich mit einander lebten. Elise war zu neuer, frischer Schönheit erblüht, Pauline hatte mehr Jugendfülle, mehr Körperrundung gewonnen, nur Cölestine sah bleich und

verkümmert aus, obwohl sie im Verkehr mit Andern dies nie merken ließ

Jetzt hörte man von draußen her lustiges Schellengeläut – denn es war Ende Januar und Schlittenbahn, wie man sie nur wünschen mochte – wiederholtes Peitschengeknall machte die halb gefrorenen Fenster schrillen, und die Mädchen beeilten sich, den heimkehrenden Eltern entgegen zu springen und ihnen die Packen und Kisten abzunehmen. Sie kamen aus dem Gebirge zurück, wohin sie gefahren waren, um auf dem vielbesuchten Markte eines hochgelegenen kleinen, aber sehr betriebsamen Städtchens allerhand Bedürfnisse für's Haus, und in der nahen großen Glashütte neue Gläser und andere brauchbare Geräthschaften einzukaufen. Alexander und Gotthold hatten sie begleitet; jener als rüstiger Fuhrmann, dieser, um das Gebirge und dessen Bewohner etwas näher kennen zu lernen.

Die Mutter war ungeachtet ihres Muffs und reichen Pelzmantels doch tüchtig erfroren. Sie klapperte und sah, von dem heftigen Nordwinde angehaucht, der am Gebirgssaume wirbelnde Schneewehen mit sich führte, glühroth im Gesicht aus, der Vater aber, einen großen Packen unterm Arm, befand sich in der scharfen Kälte ganz behaglich, obwohl er ebenfalls tüchtig durchgeschüttelt war. Gotthold trat an den schmählenden Kachelofen und schlug Arme und Hände abwechselnd gegeneinander, um die Steifigkeit aus den Gliedern zu kriegen. Alexander hatte auf Befehl Knickeberg's erst die Pferde in

den Stall bringen und alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln anwenden müssen, damit den vom scharfen Lauf erhitzten Thieren kein Unfall zustoßen möge.

Als sich die Aeltern in gewohnter Bequemlichkeit um den Tisch gesetzt, die Mädchen ihre Gesticke und Nähertereien hervorgesucht und Gotthold einen kurzen Bericht über den Eindruck, welche die rauhe, winterliche Gebirgswelt aus ihm gemacht, abgestattet hatte, fragte Knickeberg die Mädchen, was es sonst Neues gäbe. Sie wußten nichts zu erzählen. »Nun,« sagte der Gutsbesitzer, »so sperrt die Ohren recht weit auf, damit Ihr vernimmt, was ich erfahren habe!«

Die Mädchen sahen ihn mit großen Augen an, und was etwa die Ohren nicht ermöglichen mochten, das holten die hübschen Mündchen nach, die nicht nur halb, sondern fast ganz aufstanden, so daß die blendend weiß uniformirten Zahnregimenter unwillkürlich die schönste Musterung passiren konnten.

»Was Gutes?« fragte Elise. »Wenn's das ist, soll's uns sehr willkommen sein, eine schlechte oder unangenehme Nachricht aber mögen Sie heut lieber für sich behalten. Wir sind recht munter und frohgestimmt und durchaus gar nicht ein Bischen neugierig.«

Bei dieser letzten Betheuerung stach sie sich die Tapisserienadel in die Finger, daß eine helle Blutperle nachquoll. »Ich kriege heut noch einen Kuß,« sagte sie halblaut und schelmisch lächelnd zu Cölestine, indem sie das Blut auspreßte.

»Trefflich prophezeit!« rief Alexander, der eben hereingekommen war und die leise Bemerkung der Geliebten gehört hatte. Ehe sie es noch hindern konnte, hatte er sie umschlungen und mehr als einen Kuß auf die schwellenden Lippen gedrückt.

»Mach's nur gnädig,« sagte Knickeberg, »sonst bildet sich das kluge Ding ein, sie sei die neue Velleda oder wie das verwunderliche Weibsbild hieß, von der wir letzthin in der alten Schartecke lasen, die Du dem Krämer aus den Zähnen oder Händen gerissen hattest. Und überdies, mein Junge, ist es auch gar nicht anständig, junge Mädels, und hätten sie Lippen roth wie Kirschen und zum abpflücken, vor ehrwürdigen Mannsleuten zu küssen. Sapperlot, dabei wär' ich auch noch, bin ich schon ein alter Knasterbart!«

»Das machst Du ganz recht, Väterchen,« versetzte Elise ganz unbefangen, stand auf, um sich aus ihrem Nähkörbchen ein reines Taschentuch zu holen, fiel dann mit naivster Hingebung dem Gutsbesitzer um den Hals und gab ihm gerade so viel Küsse wieder als ihr Alexander geraubt. »Sind wir nun quitt?« sagte sie, mit ihren lustigen, seelenVollen Augen dem alternden Mann in's Gesicht sehend. »Ich denke ja? Nicht wahr?«

Knickeberg lachte aus vollem Herzen über den munteren Schalk, die Mutter aber meinte, sie sei doch ein gar zu arger Ausbund; und wenn das ein anderes Mädchen thäte, so würde man's ihr übel auslegen! Elise machte einen höchst anmuthigen Knicks vor der Zurechtweisenden, indem sie sagte: »Verehrte Frau Adelheid und meine

sehr liebe Pflegemutter, das kommt ganz darauf an, wie man's macht.«

Alle mußten jetzt lachen, selbst Alexander, der anfangs ein sehr ärgerliches Gesicht gezogen hatte. »Setze Dich nur ruhig wieder hin,« rief er der Ausgelassenen zu, »wir sind schon überzeugt, daß Du dem strengsten Karthäuser Deine Ueberzeugungen beibringen würdest.«

»Das ist mir sehr lieb, zu hören, mein Herz,« meinte Elise. »So darf ich nun doch hoffen, daß Du zu seiner Zeit ein musterhafter Ehemann werden wirst – ein wahres Wunder in unsern Tagen, wo die verheiratheten Männer, sobald der Hochzeittag vorüber ist, sogleich wieder genau, wie die Junggesellen leben, d. h. ihren Privatvergünungen, wie früher, ungestört nachgehen wollen. – Aber wie steht's denn mit der Neuigkeit?«

»Nun,« sagte Knickeberg, »wenn Du Deine lebenswürdigen Naseweisheiten wirst ausgekramt haben, kann's Sprechen wohl wieder an mich kommen.«

»O wäre ich doch auf dem Schlitten gefahren und hätte mir ein rothes Nasenspitzen geholt!« rief Elise aus, »s ist ein Elend, wir armen Mädchen dürfen nicht einmal die allergewissesten Wahrheiten sagen, ohne gleich einen Klaps zu kriegen. – Ist's jetzt gefällig, Väterchen?«

»Aufgehört!« befahl der Gutsbesitzer.

Elise saß kerzengerade, Cölestine sah lauschend nach dem Vater, Pauline kniete vor Frau Adelheid auf dem Fußbänkchen und hielt auf den ausgebreiteten Armen Baumwolle zum abwickeln. Neugierig wandte sie ihr

feines Köpfchen mit den frommen Taubenaugen nach Knickeberg um.

»Gotthold hat seinen Proceß auch in zweiter Instanz gewonnen,« sagte der Gutsbesitzer so trocken, als handle es sich um eine Hand voll tauber Nüsse. »Heut früh ist die Nachricht in M*** eingetroffen.«

Wäre ein Meteorstein mitten in's Zimmer gefallen, das Erstaunen Aller hätte nicht größer, die Ueberraschung nicht allgemeiner sein können. Denn obwohl Knickeberg durch Theobald von dem wahrscheinlichen Ausgange der Klageangelegenheit längst unterrichtet war, so hatte er doch Niemand von seinen Hausgenossen, selbst nicht dem vorzugsweise betheiligten Gotthold auch nur ein Wort darüber gesagt, weil er fest überzeugt war, daß eine zu früh besprochene Angelegenheit, ein zu zeitig verrathener Plan gern in sein voriges Nichts sich auflöse, ein Glauben, den Theobald in schroffster Form von dem Vater geerbt hatte.

»Gott der Gerechtigkeit sei gepriesen!« rief Adelheid und faltete dankbar die Hände. Cölestine schlug nur den sprechenden Blick zum Himmel auf, dann ergriff sie Gotthold's beide Hände und drückte ihn schwesterlich an die Brust. Pauline betete, nur Elise fragte entschieden: »Und was geschieht mit Süßlich?«

»Davon ein ander Mal,« versetzte Knickeberg. »Er ist aus der Residenz verschwunden, angeblich, um auf Reisen zu gehen, man hat aber vollen Grund zu glauben, daß er nicht gar fern, daß er sogar hier in der Nähe sein dürfte.«

»Hier? Hier, wo man ihn haßt, wie den leibhaftigen Bösen?« rief die Mutter aus.

»So thöricht ist er nicht,« sagte Elise.

»In solchen Fällen ist meist der Klügste am allerdümmsten,« versetzte Knickeberg. »Ich habe Kerls gekannt, denen es ein Kleines war, den Menschen zu beweisen, was sie nur wollten, und wenn's zum Treffen kam und sie selbst in's Pech geriethen; setzten sie sich freiwillig miten hinein, als sei's ein Polsterstuhl. Das ist 'mal so wohlverdienter Sündensold. Der Teufel zahlt immer pünktlich, aber stets wie ein Teufel.«

Alexander ging mit gekreuzten Armen unruhig im Zimmer, auf und nieder. Jetzt trat er so vor den Gutsbesitzer. »Weißt Du etwas Genaueres über ihn?« – den Namen ›Vater‹ vermied er stets – »Ich wünschte, daß ihm hier kein Leid widerfahre; er bleibt mir doch immer, der er ist.«

»Ich habe nur Vermuthungen, keine untrüglichen Nachrichten, allein die Wahrscheinlichkeit und sein eigenes Interesse bestätigen die Annahme. Uebrigens wird er sich schwerlich persönlich sehen lassen und wohl kaum längere Zeit an ein und demselben Orte verweilen.«

Nach diesen Bemerkungen theilte er den versammelten Familiengliedern mit, was wir bereits wissen, die Vorschläge des heuchlerischen Advocaten, Süßlich's willfährige Annahme derselben und dessen später wirklich erfolgte Abreise. Daß ihn seitdem noch Niemand in der Gegend um M*** gesehen hatte, durfte nicht auffallen. Es war natürlich, daß der von Gesetz und Gewissen gleich

schwer verfolgte Mann die größte Vorsicht anwandte, um auf eine oder die andere Weise sich wenigstens eine erträgliche Zukunft zu sichern.

Tags darauf ging Knickeberg nach der Stadt, um über das Gehörte nähere Erkundigungen einzuziehen. Es fiel nichts vor während seiner Abwesenheit, nur eine bange Beklemmung herrschte in dem sonst so muntern Familienkreise, die auch den Schelmereien Elise's nicht ganz weichen wollte. Als der Gutsbesitzer gegen Abend wieder zurückkam und vollkommene Bestätigung des bereits allgemein umlaufenden Gerüchtes mitbrachte, verbreitete sich allgemeine Heiterkeit. »Begierig bin ich nur,« sagte Knickeberg, »wie diese Kunde auf die Arbeiter wirken wird! Es gehen wieder böse Dinge vor in Frankreich und England – Irland gar nicht zu gedenken, wo des Unkraut's Wurzeln ganz wo anders stecken – kommt das unters Volk, und es ist nicht zu hindern, möcht' auch nicht, daß es zu hindern wäre; so wird sich da ein Brand vorbereiten, der den Fabrikherrn garstig um die Köpfe schwellen dürfte. Der Gedanke wollte mir gar nicht aus dem Sinne, wie ich davon der Anhöhe die stammenden Rauchsäulen aufflackern sah. Kam mir vor, als schwebten feurige Drachen über der Thallehne, und das abgezirkelte Hämmern und Pochen klang mir, wie ein Perpendikel, der einer sündigen Zeit die letzten Stunden nachzählt. Letzthin hat es argen Lärm gegeben, hört ich im Türken erzählen. Ein Fremder, weiß der Herr, wo er zu Hause sein mag, ist in die Hütten gekommen und hat wundersame Reden geführt. Niemand will ihn gekannt, Keiner ihn

je gesehen haben. So ist er auch wieder verschwunden, weiß Niemand wohin? Seitdem aber grollt's und kocht's in den Gemüthern. Die Arbeiter, sagt man, wollen nächstens eine große Versammlung halten, kann nur Keiner erfahren, wo und wann? Und was sie da beschließen soll ihr Gesetz sein und die Herren sollen gezwungen werden, es so oder so zu unterschreiben.«

Es klopfte laut an die Hausthür. »Pauline, sieh, wer's ist?« sagte Frau Adelheid, mit Zuschneiden eines Hauskleides beschäftigt.

»Morgen mach' ich mir in der Fabrik zu thun,« fuhr Knickeberg fort. »Es läßt mir keine Ruhe, obwohl mich's ärgern kann. Unruhige Zeiten taugen nichts für einen Landwirth.«

Pauline führte Stephan herein. Der alte Mann war ganz erfroren und über und über beschneit, denn es wehte wieder stark. Er sah erschrocken aus und schien sehr erschöpft. Auch setzte er sich mit einem stummen Grusse sogleich auf die Ofenbank, was er sonst ungeheißener nie zu thun pflegte, legte nach seiner Art die schwieligen Hände auf den Knopf seines Stockes und schüttelte, den Blick auf die Ziegel geheftet, wiederholt das greise Haupt.

»Dir ist was zugestoßen, Stephan?« redete ihn Cölestine an, indem sie ihm eine Tasse gewärmten Kaffee reichte. »Was gibt's wieder? Sprich!«

Stephan erhob seinen Blick zu dem Mädchen und nickte bejahend, dann ergriff er, mit einem kurzen ›danke,

danke« die dargereichte Tasse, ließ das Getränk in die Unterschale fließen und hauchte mit aufgeblasenen Backen mehrmals darüber hin, ehe er es genoß.

»Wo kommst Du denn her so spät?« fragte ihn Knickeberg, legte die Hände auf den Rücken und stellt sich neben ihn an den Ofen. »Hat's Leichen gegeben in der Nähe?«

»Ja, lieber Herr Knickeberg,« erwiderte der Todtengräber, »und 's wird bald noch viele, sehr viele geben. Die Grabsch'te¹ haben schon drei Nächte geklungen, wie fernes Glockengeläut und die Leichenfrau hat im Traume viele Stück Seife bekommen. Es wird ein groß Sterben durch's Land gehen oder eine Noth und Drangsal über das Volk kommen von wegen des gottlosen Treibens der Reichen und Ungerechten. Gewißlich, das wird geschehen! Aber zuvor, denk' ich, wird mich der liebe Gott noch zu sich nehmen aus purer Barmherzigkeit!«

»Nun Du bist ja noch immer rüstig,« versetzte der Gutsbesitzer, »Dich läßt er schon noch eine Weile laufen. Hast Du nichts gehört vom Proceß?«

Stephan schüttelte abermals den Kopf. »Nein, nein, das nicht,« sagte er, »aber ich – ich habe – *Ihn* gesehen!« Und der alte Mann sprang auf von der Bank und stand da in seiner altväterischen schwarzen Tracht wie ein Prophet.

¹Spaten.

»Wen?« klang es zugleich aus Aller Munde und der Todtengräber war Augenblick von sämtlichen Anwesenden umringt. Er ließ das Haupt matt auf die Brust sinken und machte eine abweisende Handbewegung. »Hummich friert's, denk ich dran,« fuhr er fort. »Sah gar entsetzlich aus, wie er die Hände rang und nach Hilfe schrie. Ach, wie schlotterten ihm die Gebeine, als er mich erkannte! Ja, ja! 's ist doch eine kostbare Sache um ein gutes Gewissen!«

Alexander faßte jetzt die Hand des Alten und sagte ernst und fest: »Du meinst den Besitzer der Fabrik?«

»Herrn Süßlich, ja, den mein' ich.«

Staunend irrten die Blicke Aller von Einem Zum Andern. »Erzähle,« sprach Alexander mit gepreßter Stimme, »Unser aller Schicksal kann davon abhängen.«

Stephan setzte sich wieder. Frau Adelheid und die jungen Mädchen schoben Tisch und Stühle heran, um kein Wort von der Mittheilung des Todtengräbers zu verlieren, die Männer standen, Knickeberg, die Hände auf dem Rücken, Alexander mit gekreuzten Armen, Gotthold, hinter Pauline's Sessel sich auf die Lehne stützend.

»Ich gab heut dem alten Sommer in I*** das letzte Geleit,« sprach Stephan. »Derselbe Mann war grundehrlich sein Lebetage, weshalb ihm der Herr auch einen wunderbar sanften Tod geschenkt. Der Schlag rührte ihn beim Abendsegen – tröst' ihn Gott! Das Wehen und Quirgeln des Windes am Gebirge hatte mich doch aufgehalten, daß mir die Nacht über den Hals kam und ich mich ein Bischen verlief. So kam ich unterhalb des Teiches heraus

und mußte nun einen großen Umweg machen. Wie ich so geh' über den festgewehten Schnee und der Wind so erbärmlich im Schilfe pfeift, daß es fast graulich anzuhören war, 's ist mir's, als hört' ich's rufen durch die Nacht, wie eine Menschenstimme. Es klang aber wie der Ruf eines qualvoll Leidenden, nicht wie ein einfacher Hilferuf. Ich bleibe stehen, stemme den Stock in den Schnee und kehre mich, die Hand am Ohre, gegen den Luftzug. Da schreit's wieder, schreit, daß es mir durch Mark und Bein rieselt! Die Stimme kam nicht aus dem Schilfe, sie kam gerade vom Teiche her, dessen beschneite Fläche mit den dunkeln Röhrichtinseln gerade vor mir lag. Ich halte beide Hände an den Mund und rufe, so laut ich kann, in das Windgestöhn hinein ›Hollahoh!‹ Da antwort's, aber nur mit einem Schrei – es war ein Schrei der Verzweiflung, der Todesangst. Heiliger Gott, denk' ich, es muß einer in einer Schneewehe versunken sein oder ein Bein gebrochen haben, also daß er zu erfrieren befürchtet. Ich spreche nun ein Vaterunser und breche in Gottes Namen durch das wimmernde Schilf nach dem schimmernden Teich. Zwischenbei ruf' ich in kurzen Pausen und die Antwort bleibt nicht aus. Nach einer guten Weile wird das Eis unter mir fasrig. Es ist eine Stelle, wo der Wind mit grausamer Heftigkeit aus der Gebirgsschlucht hervortobt und die Wasser immer bewegt. Das gibt nun keinen glatten festen Frost, immer blos schiefriiges Eis. Es bricht und knackt auf jeden Schritt, aber noch tragt mich's – da seh' ich vor mir einen dunkeln Fleck, der sich regt. Ich drauf zu, aber mit Vorsicht, denn hüben und drüben merk ich

offene Stellen. Es war ein Mann versunken im brechenden Eise bis über die Hüften, der kraftlos arbeitet, um sich herauszuhelfen aus den eisigen Armen des Todes. Wohin er aber griff, da brach's und er sank immer tiefer. Zum Glück kannte ich die Stelle, denn sie ist nicht weit von der Hütte, wo Gotthold's selige Mutter in ihren letzten Tagen lebte. So springe ich nun auf ein Geröhrichttümpel, reiche dem Versunkenen meinen Stock und er krabbelt sich auch richtig dann heraus. Nun, 's war blos Christenpflicht, weiter nichts, und nicht der Rede werth, aber der Mann dachte anders. Sinkt vor mir auf die Knie, küßt meine groben, runzlichen Hände, nennt mich seinen Gläubiger auf ewig und bittet mich, daß ich doch für ihn beten möge, denn mit mir müsse der Herr sein, und d'rauf bietet er mir einen großen, großen Geldbeutel an, ganz von voll flimmernden Goldstücken. Wie ich nun das sehe und die vielen konfusen Reden des vom Frost Klappernden höre, fasse ich ihn genauer in's Auge, und – Gott sei meiner armen Seele gnädig – ich erkenne den leibhaftigen Herrn Süßlich in dem vor mir Liegenden! Ja er war's, nur älter geworden, und die Züge von Schreck und Todesangst verzerrt. Als ich aber seinen Namen nenne und zurückbebe und er mich auch erkennt, nun, da schoß er in die Höh', als wär' ihm der Teufel begegnet, stieß einen gellenden Schrei aus und floh in den Graus der Nacht hinein, wie ein Missethäter, den die Schergen verfolgen. Er war mir entschwunden, eh' ich mich vom Schreck erholen konnte, und weil mir's doch zu weit war auf einen Strich bis in's Dorf, da bin ich nun eben mit

schwerem Herzen und stumpfen Beinen zu Ihnen gestolpert, Herr Knickeberg, um Ihnen das sonderbare Begegniß mitzutheilen.«

»Ist dem wirklich so, wie Du sagst,« versetzte Knickeberg nach eine Pause, »und ich habe keine Ursache, an Deinen Worten zu zweifeln, so bereitet sich in unserer Nähe eine Katastrophe vor. Süßlich kann sich ohne bedeutende Absichten nicht in diese Gegend wagen, denn er setzt dadurch sein Leben ein. Das gegen ihn gefüllte Urtheil gewährt ihm keine persönliche Sicherheit; es wird ihn greifen, wer ihn kennt und den Gerichten ausliefern. Indeß, bis wir nähere Nachrichten eingezogen haben, bleibe das Erlebte unser Geheimniß. Nicht wahr, ich darf auf Euch Alle zählen? Auch auf Dich, Elise?«

»Als ob ich meine Zunge nicht zähmen könnte! Vertraue mir was Du willst, und es erfährt's Niemand, als mein Liebster.«

Man brach jetzt das fernere Gespräch über diesen so folgenreichen Gegenstand ab, Stephan ward nicht allein zum Abendessen eingeladen, sondern auch aufgefordert, die stürmische Winternacht auf dem Gute zuzubringen. Obwohl der Alte nicht einwilligte, traf doch Cölestine sogleich still waltend die nöthigen Anstalten zu einem bequemen Nachtlager, und so verging der Rest des Abends in ernster Stille. Denn Jeder suchte die eigene Aufregung den Uebrigen zu verbergen, während die Gedanken Aller auf die wahrscheinlichen oder möglichen Ereignisse der nächsten Zukunft gerichtet und mit diesen beschäftigt waren.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Das Wort des Dichters: ›Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst,‹ läßt auch eine Anwendung im schlimmen Sinne zu, und dann werden solche Augenblicke der Weihe oder Voraussicht zum Augenblicken und Stunden der Versuchung. In Ihnen scheint es, als kümmere sich Gott nicht um die Menschen, als sei die Weltregierung in die Hand eines bösen Dämons gegeben, der Alles zu zerstören und um so schneller und gründlicher zu zerstören sucht, je kürzere Zeit seine Herrschaft dauert.

In jener stillen Abendstunde, die wir im vorigen Kapitel schilderten, mußte ein so verhängnißvoller Augenblick für eine Menge anderer Menschen eingetreten sein, denn nicht überall ging es so ruhig zu, wie im Hause des Gutsbesitzers, nicht Alle nahmen, was wir bereits angedeutet haben, mit so viel Ueberlegung hin, wie diese achtunggebietende, nur den Weg des strengsten Rechtes verfolgende Familie.

Bei einbrechender Nacht hatte sich der Horizont mehr und mehr mit dichtem Gewölk umzogen, das jetzt ein heftiger Wind, der aus den Schluchten des Gebirges hervorbrach, über die ganze Landschaft peitschte. Der Schnee fiel in undurchdringlichen Massen, der Wind steigerte sich zum heulenden Sturme und drohte jedem lebendigen Wesen, das Zufall oder Nothwendigkeit im Freien aufgehalten hatte, sichern Untergang. In solchen grauenvollen Nächten behauptet der Volksaberglaube, brüte

die Bosheit sinnreiche Pläne des Verderbens aus. Man nennt sie Sabbatfeiern des Teufels, und wer möchte läugnen wollen, daß oft schwarze Verbrechen im Toben der aufgeregten Naturkräfte verübt worden sind!

Um die Zeit, wo der fromme Stephan mit gläubigem Gebet auf das weiche Lager sank, das ihm die sorgende Cölestine bereitet hatte, wo er unter dem leisen Summen eines Kirchenliedes die müden Augen schloß, und wo Alexander und Gotthold ein ernstes Gespräch über das, was bevorstehen dürfte, mit einander führten, schlug die geheimnißvolle waltende Nemesis unter dem Sausen der wirkenden Elementarkräfte die Fäden zu dem Gewebe zusammen, das über alle bekannten Personen unserer Geschichte bald Segen, bald Fluch verhängen sollte.

Jenes unscheinbare Häuschen am Teiche, seit dem Tode der Wittwe Helfer von Niemand bewohnt, von den Fabriksarbeitern aber mit einer Art Ehrfurcht betrachtet, wie eine Kapelle, zu der von Zeit zu Zeit Einer oder der Andere wallfahrte, stand in dieser stürmischen Nacht nicht leer. Durch eine Spalte der geschlossenen Fensterladen fiel ein dünner Lichtstreif auf den Schnee, der wie ein Goldfaden im Finstern leuchtete. An der nämlichen Stelle, wo Gotthold's Mutter ihren Geist aufgegeben hatte, kniete ein Mann auf der schmutzigen, ungefegten Diele, der beim Schein einer Blendlaterne Geld zählte. Die Kleider dieses Mannes waren unscheinbar und jetzt noch an vielen Stellen von angetrocknetem Schmutz besudelt und entstellt. Sein kurzes, graues, struppiges Haar hing ihm

ungekämmt in die gefurchte Stirn, das Gesicht war eingefallen, fahl und leblos, der Blick aber von stechender Begehrlichkeit. Wenn die hellen Goldmünzen leisklingend seinen zitternden Fingern entglitten, belebten sich die kleinen grauen Augen und etwas, wie von Mitgefühl, von Freude zuckte über seine Gesichtszüge.

Es war der Banquier Süßlich. Nach dem Rathe des Advocaten verreisend, hatte er zuvor doch die Vorsicht gebraucht, einen großen Theil seines baaren Vermögens mit sich zu nehmen und auf seine unbeweglichen Güter große Summen zu erborgen. Dies konnte ihm nicht schwer fallen in einer Zeit, wo noch Niemand ahnte, welch Schicksal ihm bevorstand. Es war sein Wille gewesen, den Advocaten mit einer runden Summe abzufinden, dieser wußte aber so viele Ausflüchte zu machen, daß dem Wucherer mit der Geduld auch die Zeit ausging, und so verließ er die Residenz, ohne daß außer dem Advocaten irgend Jemand erfuhr, wohin er zu gehen entschlossen war. Selbst seiner Frau theilte er nichts Bestimmtes mit.

Süßlich's Plan ging dahin, in aller Eile zu retten, was möglich war. Es blieben ihm noch vier Wochen Zeit und diese genügten, um, wohl benutzt, sich selbst und sein Vermögen zu sichern. Er wollte unter der Hand die Fabrik verkaufen, oder, sollte dies mißlingen, wenigstens die ihm zugehörigen Maschinen und Eisenhämmer. Der Oberaufseher über all' diese Bauten war ihm blind ergeben. Ihm vertraute er seinen Plan und drang nur auf größte Beschleunigung, jedoch in der entschiedensten

Heimlichkeit. Er selbst begab sich in eine kleine Stadt des Gebirges, von der aus täglich Boten herüber und hinübergingen. Was zu besorgen stand, erfolgte; der Oberaufseher konnte weder schnell noch so ganz im Geheim einen zahlungsfähigen Käufer für so große Besitzungen auffinden. Trotz der Behutsamkeit, womit verfahren worden war, kam die Angelegenheit doch zur Sprache. Umlaufende Gerüchte aus der Residenz erweckten Verdacht und Süßlich's Lage ward gefährlich; allein Süßlich war nicht feig. Die Lust am Golde siegte über jegliche Gefahr. Er meldete dem Oberaufseher seine Ankunft und suchte nur um eine vollkommen ungestörte Wohnung nach. Das leer stehende Häuschen am Teich, nahe bei der Fabrik, eignete sich dazu am besten, und Süßlich bezog es ohne Murren, als er in einer finstern Winternacht ankam.

Der Oberaufseher konnte den Gebieter nur des Nachts sprechen. In diesen Unterredungen verhehlte er ihm aber keineswegs die Stimmung der Arbeiter in der Fabrik, wie in den Eisenwerken, ja er beschwor ihn, die Zeit seines Verweilens möglichst abzukürzen und seine Anwesenheit ja geheim zu halten. Süßlich hörte ruhig zu, erkundigte sich mit gewohntem Scharfblick nach dem Bestand der Sachen und erklärte dann kurz, er wolle der Last überhoben sein und um jeden Preis das Besitzthum veräußern. Er beabsichtige in's Ausland zu gehen, sagte er und bot schließlich sogar dem Oberaufseher die Eisenwerke für einen überraschend billigen Preis an. Dieser stutzte, wagte aber doch nicht auf das Anerbieten einzugehen,

da er bereits von dem wahrscheinlichen Verlust des Processes Kunde erhalten hatte. Man verhandelte herüber, hinüber, ohne ein erwünschtes Ende zu erreichen, und weil Süßlich, dem ein Schreiben von seinem Sachwalter zugegangen war, das ihm die sofortige Ankunft des betrügerischen Mannes und dessen Wunsch, jetzt mit Geld oder Gütern abzurechnen, ankündigte, einen Entschluß fassen mußte, so wollte er in den Abendstunden einen Gang nach der Fabrik wagen. Wie trübselig dieser für ihn ausfiel, da er aus Furcht, Jemand zu begegnen, den unbetretenen Weg über den Teich einschlug, haben wir gesehen. Das Zusammentreffen mit Stephan, seinem alten Feinde, dessen Eid ihn gestürzt, ihn notorisch zum Verbrecher gestempelt, hatte ihm zugleich die furchtbare Gefahr gezeigt, in die er sich begeben. Er mußte jetzt enden, das gebot ihm die Selbsterhaltung, und er beschloß dies zu thun, sobald sein Advocat angekommen sein und er mit diesem abgerechnet haben würde.

In seiner Seelenangst, ohne Freund, ohne Rathgeber, überall von Feinden umgeben, der Rache aller derer ausgesetzt, die er in einer langen Reihe von Jahren gekränkt, verkürzt, gemartert hatte, gab es für ihn nur *einen* Trost, vor dem die finstern Gestalten entstehen, die seit einiger Zeit seine Schritte bewachten, sein Lager umstanden. Dieser Trost war sein Gold, sein schönes, klingendes Gold! Und darum kniete er auf die schmutzige Diele, über der noch der letzte Seufzer der Sterbenden schwebte, die er in's Elend gebracht hatte, und belegte sie mit

den flimmernden Münzen. Dann breitete er die Hände schirmend darüber und lachte, zählte und zählte die Stücke, bis die Augen ermüdeten und er schlaftrunken in den kalten Schooß seines Gottes sank, um eine kurze Zeit von ihm, von seinen blinkenden Augen zu träumen! Jagten ihn aber Schreck und Furcht und wilde phantastische Gebilde wieder auf, so begann er das entsetzliche Spiel von Neuem – das Spiel eines schon auf Erden Verdammten. –

Auf der entgegengesetzten Seite des Teiches, hinter der Fabrik, mithin am äußersten Ende der Schlucht, an dessen Abhänge die Eisenwerke lagen, hatte ehemals eine Mühle gestanden, deren Räderwerk der schnelle Bach in Bewegung gesetzt. Diese Mühle war vor einigen Jahren abgebrannt, und weil während des Neubaus der Besitzer gestorben und die auf dem Grundstück haftenden Schulden so bedeutend waren, daß seine Erben bei Fortsetzung des Baues keinen Gewinn sehen mochten, so hatten sie den Bau liegen lassen und sowohl das halbruinirte Grundstück wie auch die Mühlengerechtigkeit an den Meistbietenden verkauft. So war es in Süßlich's Hände übergegangen. Weil nun diesem an der Mühle wenig lag, so ließ er sie zwar unter Dach und Fach bringen, benutzte aber das nunmehr sehr geräumige Lokal zu einem Werkhause, wozu es sich gar wohl eignete. Hier waren alle Utensilien für die verschiedenen Maschinen in großer Ordnung aufgeschichtet, so daß man von der Menge eiserner Walzen, Räder, Bügel, Stangen und Kämme überrascht ward. Daneben standen Werkstätten, Dreh- und

Hobelmaschinen, Riesenzangen, um dicke Eisenplatten damit zu schneiden und andere künstliche Geräthe, wie sie ein großer Gewerbsbetrieb nöthig macht. Eine wohlleingerichtete Dampfmaschine setzte natürlich auch diese Werke in ebenmäßige Bewegung.

Gleich nach dem Feierabend traten die Arbeiter aus den Hochöfen und Hammerwerken in dieses Lokal. Jeder wählte sich beliebig einen Platz auf irgend einer der jetzt feiernden Maschinen, aber Niemand sprach. Kaum, daß man sich durch einen Wink der Augen grüßte. Es brannte kein Licht, keine Lampe in dem weiten Raume, der mit seinen zahllosen drohenden Rädern, den gewaltigen Seilen und Schwunghebeln dem Arsenal der Hölle glich, wenn die noch lohende Gluth des Steinkohlenfeuers, das im Ofen unter dem Dampfkessel schwellte, seinen brandrothen Schein düster in den Raum und auf die trotzigen Gesichter der muskulösen Gestalten warf, die in dürftiger Kleidung, mancher die nackten, rothen Füße in plumpen Holzschuhen verbergend, wie ein rachebrutendes Heer ihres Obersten harrten.

Es verstrich eine geraume Zeit, immer von Neuem öffnete und schloß sich die Thür und mehrte die Zahl der Versammelten. Draußen tobte der Schneesturm und heulte teuflisch klingende Lieder in dem hohen Schlott der Dampfmaschine. Manchmal knackte hie und dort ein Rad um einen Zahn weiter, oder ein Hebel sank ächzend, als strecke er im Traume die müden Glieder aus. Noch immer wuchs die Zahl der Anwesenden, schon füllte sich der Raum bedenklich, das anfängliche Schweigen

ging in ein dumpfes Gemurmel über. Da ward von einem Eintretenden die Thür mit dem schweren Eisenriegel verschlossen. Elastische Schritte bewegten sich nach dem Ofen, man hörte das Zischen und Sprudeln einer vom Schnee befeuchteten Fackel, man sah das knisternde Aufspringen der aufglühenden Kohlen. Nun durchflog eine plötzliche Helligkeit den menschenüberfüllten Raum. Der zuletzt Eingetretene hielt eine rothflammende Fackel in seiner nervigen Faust hoch empor und übersah mit raschem Blick die Gruppen, die hier und dort, fern und nah, einige in grellem Feuerschein, andere in dunklem Dämmer, sich gebildet hatten. Der Mann war ein Arbeiter, wie Alle, die hier zusammenkamen, seine Gestalt überstieg nicht die gewöhnliche Mannesgröße, schien aber mehr physische Kraft und Charakterstärke auszudrücken. Seine Kleidung bestand aus einem ärmlichen kurzen Tuchrocke, über den er einen schadhaften Schafpelz geworfen hatte; eine Pelzmütze, wie sie die Landleute zu tragen pflegen, bedeckte Kopf und Stirn bis dicht an die starken, schwarzen Augenbrauen, hohe Stiefeln, deren sich Jäger und Fischer bedienen, reichten ihm bis zur Hälfte der Lenden. In dem starken, verwildertem von der immerwährenden Hitze etwas verbrannten Backenbarte hing gefrorener Schnee. Es war derselbe Mann, der Alexandern bei seiner Rückkehr in die Heimath so kurzen und derben Bescheid gegeben hatte.

»Fehlt Niemand?« fragte er jetzt mit vernehmbarer Stimme, die Fackel von einer Seite auf die andere schwingend. Ein Gemurmel, wie Grollen fernen Donners, lief

durch den Raum. »Unser Freund,« fuhr der Geselle fort, »kommt später, sollte er aber auch ganz ausbleiben, so braucht Euch das nicht zu wundern. Er hat viel zu thun und kann möglicherweise aufgehalten werden.«

Auch diese Eröffnung ward blos durch ein wiederholtes Gemurmel beantwortet.

»Ich habe Euch heut zusammenrufen lassen,« nahm der Sprecher abermals das Wort, indem er die Fackel hinter sich zwischen eine eiserne Zange einklammerte, »weil ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Ihr Alle wißt, wem wir dienen, und wer uns drückt. Ihr verbrennt Euch Hände und Füße, Arme und Beine, Eure Augen verlieren Glanz und Licht, ehe Ihr vierzig Jahr alt werdet, einem Betrüger zu Liebe, der sein Gold dem Staate als Sand in die Augen gestreut hat. Diese Bestie geht dem Gericht entgegen. Aber sie ist entflohen und man muß sie erst wieder einfangen. Wollt Ihr dazu Eure Hände leihen?«

Ein einziges lautes, lang gezogenes ›Ja‹ tönte wie die Antwort eines furchtbaren Schicksals aus dem Munde Aller.

»Gut!« fuhr der Redner fort. »Das wird aber Mühe machen, denn der Teufel weiß, wo die Kreatur jetzt sitzt. Und wir müssen klug sein, wollen wir ihn unvermuthet haschen! Die Gerechtigkeit will ihn auch haben, sie hat ihm Pranger und zehn Jahr Zuchthaus zugedacht. Ha, ha, ha, ha! müßte sich gut ausnehmen, der gelbe Goldwurm, hoch vor allem Volk am blanken Kettel, und dürfte nicht mucksen und müßte sich in's Gesicht speien lassen! Aber

der falsche Racker soll nicht an den Pranger der Gerichte, wir, wir wollen ihn an *unsern* Pranger stellen!«

»Hei hussah!« schrieen ein paar der Wildesten. »Bindet ihn auf den Eisenhammer und schmiedet mit ihm ein paar frische Schienen, damit die giftige Kröte fühlt, wie's einem Menschen zu Muthe ist, wenn er für Andere um ein paar dürftige Groschen Eisen zu Gold hämmern soll!«

»Erst müssen wir ihn haben,« sagte gelassen der Redner, »und er wird und soll in unsere Hände fallen, wenn wir Einer für Alle, Alle für Einen stehen. Hört mich, meine Brüder.«

»Hört, hört ihn! Hört den starken Jordan!« riefen viele Stimmen, worauf es sogleich wieder ruhig ward. Man, hörte nur das Brüllen des Sturmes, der auf dem Firsten peitschte und im hohen Schornstein heulte und tos'te.

»Der Proceß ist beendigt,« sagte der mit dem Namen Jordan Gerufene. »Süßlich hat ihn verloren, Gotthold Helfer ist fortan unser rechtschaffener, gesetzlicher Gebieter. Seid Ihr's zufrieden, daß wir den Faktoren und Aufsehern Morgen bekannt machen, wie wir fortan keine Hand mehr für Süßlich rühren und, so man nicht auf uns achtet, aus den Werken gehen wollen? Wer mir beistimmt, erhebe seine rechte Hand!«

Im Augenblick richteten sich mehr als hundert kräftige Arme wie drohende Ausrufungszeichen empor. Keiner der Versammelten zögerte, dem Vorschlage ihres Anführers beizupflichten.

»Drüben in England,« fuhr der Arbeiter fort, »machen sie's auch so und kommen damit zu ihrem Recht. Dort

sind Leute aus dem Volke, arme, dürftige Leute, die aber eben so viel Verstand haben, wie die reichen Prasser, zusammengetreten und haben sich das Wort gegeben, die Knechtschaft abzuschaffen, so von den faulen Reichen über die fleißigen Armen ausgeübt wird. Im Guten versuchen sie's anfangs, denn Ordnung soll bleiben in der Welt, das ist Gottes Wille; so es aber nicht verfängt, so schlagen sie drein mit Fäusten und kehren das Oberste zu unterst. Seid Ihr's zufrieden, daß wir in dem Punkte den Engländern folgen? Die Mordkerle sind praktische, verdammt pffiffige Kröten.«

»Grade wie die Engländer wollen wir's machen,« riefen mehrere Stimmen, Andere bedachten sich und murmelten bloß, noch Andere schwiegen ganz.

»Ihr seid nicht einig,« sagte der Redner, die Versammlung überblickend. »Hat Einer was zu sagen, der stehe auf und spreche. Es gilt Einer so viel wie der Andere!«

Da erhob sich von dem eisernen Hebel einer Metallhelmmaschine ein langer, hagerer Mann, dessen ganze Haltung verrieth, daß er an der unheilbaren Krankheit der Schwindsucht leide. Es war Einer aus der Spinnfabrik, Einer von denen, die täglich zwölf Stunden ununterbrochen arbeiten und den öligen Staub der hunderttausend Spindeln einschlucken mußten, welche ohne Ruh und Rast die rohe Schaafwolle verarbeiteten. »Wollen wir's den Engländern nachthun,« sagte er, »so müssen wir die Dampfmaschinen zerschlagen, die Marterhäuser dem Boden gleich machen. Daheim liegen meine beiden Buben, gesunde Jungen vor einem Jahre, und jetzt fehlt dem

Einen die Hand, dem Andern der Fuß. Die rollende Maschine hat sie ihnen weg gequetscht. Sie sind Krüppel für ihr ganzes Leben und sitzen nun Tag und Nacht am Boden, um sich durch mühsames Flechten von Strohmatten ein paar Pfennige zu verdienen. Denn Herr Süßlich hat ihnen keinen Groschen Jahrgeld bewilligt. Das wäre ihre Schuld, meinte er, Krüppel könne weder er, noch die Welt brauchen. Sie thäten am gescheidtesten, wenn sie stürben.«

Ein sehr heftiger Husten unterbrach die heisere Stimme des Aufgeregten. »Keine Gewalthat!« mahnten Mehrere. »Laßt 's uns in Güte versuchen!« riefen Andere bedächtig dazwischen. Der erwählte Sprecher nahm abermals das Wort:

»Man soll von uns nicht sagen, daß wir Aufruhr und Empörung anzetteln, nein, wir wollen blos das Gesetz, aber das ganze, und irre ich mich nicht, so ist das ein christlicher Wille, den der Herr selber geboten hat. Es streitet gegen unser Gewissen, einem Schurken dienstpflichtig zu sein und dabei doch zu verhungern. Fragt sich, was die Obrigkeit gebieten wird! Daraus kommt's an, das wird unser Handeln bestimmen. Ihren Beschluß müssen und wollen wir abwarten. Ist er gerecht, d. h. hebt er die Mißbräuche auf, schafft er das todte Maschinenwesen ab, das uns brodlos macht, so bleiben wir stille, friedliche Menschen, wenn aber nicht –«

»Dann Brand, Mord und Tod!« brausten hundert wüthende Stimmen durch einander, während alle Arbeiter aufsprangen, von den Rädern und Kolben herabstürzten und sich mit wüthenden Geberden und rollenden Augen in dem düstern Raume zusammendrängten.

»Halt!« rief ihnen der Sprecher zu. »Noch sind wir nicht zu Ende! Süßlich ist in der Gegend, er verkehrt mit dem Oberaufseher. Ihr Alle seid von Stund' an verpflichtet, auf alle Gänge dieses Mannes zu achten und den Schlupfwinkel des von uns Verfehmten ausfindig zu machen. Nur daß ihm Keiner allein ein Haar krümme! Die Gesammtheit unserer Verbrüderung soll über ihn zu Gericht sitzen.«

Durch das Brausen des Sturmes ward jetzt deutlich ein Klopfen an der Thür vernehmbar. Der Redner gebot Ruhe und ergriff die Fackel. Mit ihr durchschritt er die Gruppe der Arbeiter und ging nach der veriegelten Pforte. Das Klopfen wiederholte sich. »Begehrt ein Wanderer Einlaß?« fragte Jordan.

»Joseph!« antwortete eine klare, herzige Stimme.

»Es ist unser Freund aus Süden,« sagte der Redner, »zieht Euch ruhig zurück, er bringt uns Kunde.«

Der Riegel knarrte und unter einer Wolke flimmernenden Schnee's trat ein hochgewachsener, stämmiger Mann in der heitern, kleidsamen Tracht der Tyroler ein. Der dunkle Spitzhut mit dem breiten Bande und dem Gembarte stand ihm gar trefflich zu dem frischen, kecken Gesicht. Er trug, wie seine übrigen hausirenden Landsleute

einen Packen Teppiche, den er jetzt mit kräftigem Ruck von sich warf.

»Das is a sakrisch Wetter drauß', Brüderle,« sagte er halb böß, halb lachend. »Hätt' mich der Wind bald umg'worfen droben auff'n Hübel, hab' mi stemme müsse, wie a Gaisbock auf der Alm, wenn's a Hupferl tanzt mit sei' G'vatter. – Aber sagt, Brüderle, wie geht's? Is 'was 'raus komme bei Euer G'schmutter? Wollt Ihr'm den Garaus mache, 's sakrische Gnick breche, he? Könn't's immer 'raus sage, i bin a ehrlicher Bub, bei mei heilige Namensvetter! Wißt ja, für wen ich's thu' und weshalb i komme bin die lange sakrische Meile doher aus Welschland.«

»Mach's kurz, Joseph,« sagte Jordan, dem die Redseligkeit des Tyrolers nicht unbekannt zu sein schien. »Was hast Du für Nachrichten?«

»Nachrichte! Was Nachrichte! Hab' i 'was And'res g'hört, als was d' Leut sage? Und d' Leut lüge, wie d' Nachtigalle, die halt auch immer singe von süßer Lieb und Seligkeit, und habe doch nit 's Waizekörnle zu picke; 's is a wüste Welt, Kinder, bei mei' Schutzpatron im große Padua!«

»Du hast also den Stadtrichter nicht gesprochen?« fragte Jordan ungeduldig und pflanzte die Fackel wieder an den vorigen Ort.

»Und wie hab' i den Mann g'sproche!« rief Joseph aus und machte laut jubelnd einen Freudensprung. »Drei schöne Teppiche hat er mir abg'kauft und zwei seid'ne Tüchle das frische Töchterle – *maladetto de Dio*, das is a

Sonntagsspeis' für a kühne Bub! Hat Auge g'habt, wie 'n Reh und zarte feine Händ und Füß' wie 'ne Gems' und so runde, küßliche Lippen, wie 'n aufbrechende Alpenrose! – Hab' i a prächtig Handel g'macht und derbei 'was verlaute hörn von a Steckbrief, den man a große, reiche Mann nachg'schickt hat aus pure Liebe für sei' viel' Gold! Hab' i mi g'freut wie a Zaunkönig über die Liebe der Obrigkeit zu all' ihre Unterthane.«

»Wen verfolgt man durch Steckbriefe?« fragte Jordan, während die Arbeiter murmelnd den Kreis abermals dichter schlossen.

»Seid Ihr g'scheidt? Denkt Ihr denn, ein Mann des G'richts sagt's einem stockfremde Mensche so grad' 'raus? Das müßt' halt a sakrisch dummer Teufel sein! I bin schon zufriede g'west, als i g'hört hab', daß die G'rechtigkeit auf'n Vogelfang ausgehen soll. Ei, wenn's Rebhühner sind, da kenn's 'nen gewaltigen Zug thun. Aber 's wird halt wohl a Brate sein soll'n in des Stockmeisters Küche.«

Obwohl Jordan nach verschiedene Fragen an den wortreichen Tyroler richtete, eine bestimmte Antwort konnte er dem lustigen Berichterstatter nicht entlocken. Indeß war auch das Gehörte hinreichend, um die versammelten Arbeiter in eine erhöhte Spannung zu versetzen und sie in den bereits gefaßten Beschlüssen noch mehr zu bestärken. Ueber die Hauptsachen einig, wählte man nur noch eine Deputation, die am nächsten Morgen dem Oberaufseher den Beschluß aller Arbeiter verkündigen

und ihm sagen sollte, wie sie unter den obwaltenden Umständen den Bauquier Süßlich nicht mehr als ihren Herrn anerkennen wollten.

Hierauf warf Jordan die Fackel in die verglimmenden Kohlen, entriegelte die Thür und ließ die Versammelten immer paarweise und in Zwischenräumen in die stürmische Nacht hinaus. Der herabfallende Schneemantel nahm Alle in seinen bergenden Schutz. Man sah die Fortwandelnden kaum als schwarze Punkte in der Ferne verschwinden. Zuletzt verließen Jordan und der Tyroler das Werkhaus und gingen selbender nach dem Waldsaume, in dessen Schutze die Hütte des Arbeiters lag. Die Nacht war rabenfinster, nur die erleuchteten Fensterreihen der Fabrik schimmerten als blasse, helle Streifen durch den fallenden Schnee.

Die Ankunft Joseph's oder *Giuseppe's di Milano*, wie er sich sonst nannte, bedarf einer Erklärung. Man wird sich erinnern, wie Alexander und Joseph einander beim Scheiden das gewisse Versprechen abnahmen, daß Jeder dem Andern eine wesentliche Verbesserung seiner Umstände sogleich melden wollte. Alexander hatte nun Heimath, Freunde, ein junges Mädchen, das er liebte, ja in einem gewissen Sinne sogar einen Vater an Knickeberg gefunden. So hielt er es für seine Pflicht, den fernen Freund möglichst bald davon in Kenntniß zu setzen, wobei er es ihm frei stellte, ob und wann er zu ihm kommen wolle und könne. Joseph zauderte keine Stunde. Lustig und abenteuersüchtig, wie er war, setzte er sich auf die Post und fuhr ununterbrochen bis in die Nähe

des Gebirges. Hier zog er es aber vor, wieder als Handelsmann aufzutreten, da ihm dies die schönste Gelegenheit gab, die Stimmung des Volkes gegen einzelne Personen sowohl, wie gegen Staat und Regierung kennen zu lernen. Seine Harmlosigkeit erregte nirgends Verdacht, Niemand hatte ein Arg gegen den lustigen Tyroler, und so dauerte es nicht lange und Joseph sah sich im Besitz aller den Proceß Süßlich's begleitenden Umstände. Man wies ihn an die Arbeiter in den Eisenwerken. Hier lernte er Jordan kennen, entdeckte diesem sein Freundschaftsbündniß mit Alexander und forderte ihn bald scherzhaft bald im Ernst auf, etwas für die gedrückten Arbeiter zu thun. Auf diese Weise erhielt die lang gährende Erbitterung der armen Bedrängten eine bestimmte Richtung. Es traten erst Einige, dann Mehrere zusammen, bis sich Alle zu einem festen Bunde vereinigten, dessen Vorstand der kecke Jordan ward. Bei diesem nahm auch Joseph seinen Wohnsitz, denn da er in seinem tändelnden Leichtsinn vergessen hatte, Alexanders Brief zu beantworten, so wollte er dem geliebten Freunde nicht früher vor die Augen treten, als bis er auch wirklich etwas für ihn oder doch in seinem Sinne gethan haben würde. Und er wußte durch fortwährendes vorsichtiges Erkundigen, daß Alexandern nichts mehr erfreuen würde, als eine Verbesserung des so trübseligen, beklagenswerthen Looses der Arbeiter. Dieser Zweck ward ihm von jetzt an unbeschadet seines lustigsprudelnden Humors zum Lebenszweck. Ihn

zu verwirklichen las er alle Zeitungen, die er nur bekommen konnte, machte sich mit den Zwecken der Charlisten in England bekannt und suchte auch Jordan ein Verständniß der Grundsätze beizubringen, die jene radikalsten Radikalen leiteten. Dadurch glaubte er einen Widerhaken in die Gemüther der leicht wandelbaren und durch den Druck schon erlahmten Arbeiter zu werfen, der ihnen Halt bei dem beabsichtigten Unternehmen geben sollte. Es war dabei keineswegs seine Absicht, die Gemüther leidenschaftlich aufzuregen oder gar zu offnem Aufstande zu reizen, nur das Selbstgefühl der Menschenwürde wollte er wecken und sie zu dem Bewußtsein hinleiten, daß auch der Arme in der bittersten Noth nie der kriechende Knecht des gebietenden, so gern der Herzlosigkeit Raum gebenden Reichen werden dürfe. Welche Folgen seine wohl getrennten Bestrebungen hatten, werden uns die nächsten Ereignisse lehren.

VIERZEHNTE KAPITEL.

Wie Freunde und Liebende oft durch ein einziges unzeitiges Wort für immer aus einander gerissen werden können, wenn bereits eine unsichtbare Zwietracht, die ich eine seelische nennen möchte, in ihnen Platz ergriffen hat, so genügt auch ein bloßer Blick vollkommen, um tief innerlich, ihrem Wesen, Denken und Meinen nach Einige für das ganze Leben zu verbinden. So wenigstens läßt sich nur das hingebende Verhältniß erklären, das seit dem Weihnachtstage zwischen Aurora und Theobald ganz von selbst entstanden war. Aurora hatte bisher der

Neigungen, an denen auch ihr Herz, mehr vielleicht noch die allen Frauen eigenthümliche Eitelkeit betheilig gewesen sein mochte, mehrere aber noch nie eine wahrhafte, Alles umschließende Liebe gekannt. Da lernte sie Theobald kennen, den äußerlich, mithin in den Augen der Welt gänzlich unbedeutenden Menschen. Was sie von ihm gehört, hatte sie häufig aufgeregt, doch nie eigentlich verletzt, denn sie stimmte mehrentheils mit den Ansichten des jungen Mannes überein, und wenn sie zuweilen lebhaft widersprach, so geschah dies nicht aus Bedürfniß, sondern um sich gegen Konsequenzen zu schützen, die bei einem auch nur stillschweigenden Zugeben unbarmherzig über sie hereinbrachen. Allein so künstliche Mittel retten nur zeitweise und können am wenigsten einer erwachenden Leidenschaft das Herz ausreißen. Grade die starre Weltsicht Theobald's, der immer nur unumwunden aussprach, was dem Weibe kaum zu fühlen erlaubt, nahm sie für ihn ein, und ihr letztes längeres Beisammensein, des Freundes rücksichtslose Aeußerungen, sein unauslöschlicher Haß gegen die sanktionirte sentimentale Gewöhnlichkeit, die aller Spießbürgersinn so rührend Dank zu nennen pflegte, während es doch nur auf den Mutterhänden koketter Beschränktheit gehätschelter Egoismus ist, hatte über ihr Schicksal, mithin über die dunkle Zukunft ihres Herzens entschieden. Aurora liebte Theobald, den armen, unbegüterten, offenen, stolzen Theobald, der äußern Rang verhöhnzte, wenn er nicht von geistiger Größe getragen wurde. Sollen wir fragen, ob Theobald auch Aurora liebte? Worte zärtlicher

Theilnahme hatten sie oft, Worte der ausgesprochenen Liebe noch nie mit einander gewechselt.

Nun rückte ein Zeitpunkt heran, wo ein offenes Geständniß Lebensbedingung ward. Theobald mußte in Folge der uns bekannten Ereignisse die Residenz auf längere Zeit verlassen. Momente des Scheidens zwischen zwei Liebenden sind Prüfsteine der Innerlichkeit ihrer Neigung. Das bloße theilnehmende Interesse weiß die Zunge zu fesseln, die wahre Liebe aber sprengt alle Bande, nur das Herz will sprechen und gebieten, indem es sich willig gefangen gibt.

Im Verlauf eines Monates war Aurora über den fernem Fortgang des verwickelten Rechtshandels nichts verborgen geblieben. Theils setzte sie Theobald selbst, theils ihr Sachwalter, dessen unbegrenztes Vertrauen sie besaß, davon in Kenntniß. Sie wußte, daß Süßlich von zwei Instanzen verurtheilt worden war, daß die dritte ihn nicht freisprechen könne und die Gnade des Fürsten in dem vorliegenden Falle wohl kaum zu hoffen sein dürfe. Die Entfernung des Banquiers, die zu heimlich erfolgt war, um un glossirt zu bleiben, ward in allen Zirkeln der Gesellschaft gedeutelt und besprochen. Niemand kannte seinen Aufenthaltsort, es hieß nur, er sei in dringenden Geschäften auf unbestimmte Zeit abwesend.

Nun liefen Briefe an Theobald ein voll des sonderbarsten Inhaltes. Sie enthielten, was uns schon bekannt ist und verlangten entschieden, Theobald solle die Seinigen nach so langer Zeit besuchen. Dieser Ruf kam unserm

Freunde sehr zur Unzeit; denn hatte sich in Folge des Gerichtsspruches sein persönliches Verhältniß zum Staate durchaus günstig gestaltet, war diesem nicht ein geringer Theil des Erfolges beizumessen, den sein erstes rückichtsloses Produkt gehabt: so mußte es ihm erwünscht sein, die Zeit des Triumphes zu benutzen und wo möglich auch materiellen Nutzen daraus zu ziehen. Dies war nicht unwahrscheinlich, denn Theobald war durch den Proceß und was sich sonst Unangenehmes für ihn daran knüpfte, unwillkürlich bekannt, gesucht, ein sogenanntes Löwe des Tages geworden. Auf solche Personen spekulirt die Zeit, und wenn auch Theobald kein Anhänger dieser Spekulationswuth war, so wollte er sie doch auch nicht gradezu mit der Faust in's Auge schlagen. Aurora's Belehrungen und liebevolle Zurechtweisungen hatten in dieser Beziehung gute Früchte getragen. Mehr noch als diese äußern Vortheile, fesselte ihn die edle Persönlichkeit seiner Freundin an die Residenz. Es war ihm jetzt, wo er sich ganz gegen sie ausgesprochen, eben weil er ein tiefes und dauerndes Verständniß bei ihr voraussetzen durfte, nichts mehr fremd, nichts mehr anstößig an ihr. Von dem gewöhnlichem bloß zerstreuenden Gesellschaftsleben hielt sie sich fern; alle Verehrer und Anbeter, die sie sonst umschmeichelt, waren aus eigenem Antriebe weggeblieben. Selbst der schöne Guido hatte seine Huldigungen auf eine ihrer Nichten übertragen und sich vor einigen Wochen mit Selma verlobt. Nur der Graf Olbers hielt getreulich aus. Es schien ihm feig und unehrenhaft, einem Andern, und wär' es der Beste gewesen,

das Feld zu räumen. Er war zu sehr Weltmann, um nicht mit Geschick zu manövrieren, und da er früh genug einsah, daß Aurora dem jungen Gelehrten einen entschiedenen Vorzug vor allen Uebrigen einräumte, so beschloß er, mit dem Begünstigten Waffenstillstand zu schließen. Seitdem nun kam und ging Graf Olbers, wie ein Arzt, der sich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigte. Theobald ließ sich nicht stören, er blieb jederzeit, eingedenk des Grundsatzes: Wer im Besitz ist, ist im Recht!

–

Er sah nicht recht ein, weshalb er so viele im Hause seines Vaters Versammelte noch um eine Person vermehren sollte. Denn die vermuthete Anwesenheit des Verurtheilten konnte für ihn kein triftiger Grund zu einer so weiten Reise mitten im Winter sein. Auch vermied er mit Vorbedacht ein Zusammentreffen mit Elise. Konnte er dieses Verhältniß in seinem Herzen auch für gänzlich abgethan betrachten, ein gewisses Mißbehagen blieb doch immer zurück. Personen, die sich einmal, wenn auch nur in Folge von Täuschungen und Gefühlslügen geliebt haben, werden einander bei jeder Begegnung, und erfolge sie erst nach langen, langen Jahren, mit einer Befangenheit oder einer so schroffen Kälte gegenüber stehen, daß ein erträgliches Beieinandersein unmöglich denkbar ist. Dieser fortgesetzten Pein wollte er entgehen, da er dabei nichts herauskommen sah, und er alle Folter, die weder dem Gefühle, noch dem Gedanken etwas einbrachte, eben so sehr haßte, wie jene zahllosen Freundschaften, die in der verfliegenden Seligkeit eines Rausches

oder aus verwandtschaftlicher Konvenienz geschlossen werden. Theobald hätte auch jedenfalls abgeschrieben, wäre nicht unter den vielen Briefen ein kurzes Schreiben von Cölestine gewesen, das ihn tief erschütterte und den Wunsch, das treue Mädchen wieder einmal zu sprechen, jeder andern Rücksicht vorgehen ließ. Die Schwester schrieb:

»Mein herzlich geliebter Bruder.

Es ist Alles anders gekommen, als wie ich dachte. Wohin ich sehe, da lichten sich die Blicke, nur über meine eigenen Augen ziehen fortwährend Thränenwolken, die aus dem Herzen aufsteigen. Weißt Du, mein guter Bruder, der Sumpf im Felsenthale unterhalb der Mühle, wo wir oft an stillen Sommerabenden dem Spiele der Derwirsche zusahen, der trug zuweilen eine dicke blaue Nebelschichte, so daß er recht unheimlich aussah. Grade so kommt mir jetzt mein Herz vor. Das hat auch keinen Grund und Boden mehr, und drüber liegt's schwer, wie schleifender Nebel, und Irrlichter zucken auch darin auf und ab, wie über dem Sumpfe. Das ist wohl recht traurig für mich, denn es macht mich alt vor der Zeit, daß Du mich kaum mehr erkennen wirst. Aber komme nur ja! Da hab' ich doch wieder ein Auge, in dem ich nach Trost suchen kann, oder vielleicht wirkt's wie warmer Sonnenschein und hellt die trübe, traurige Nacht auf, die in mir steht. Ich glaube nicht, daß es in der egyptischen Finsterniß finsterer aus der Welt gewesen ist, wie jetzt hier in meiner Brust. – Und auch mit den Gedanken will's nicht recht fort. Wenn Einem nichts freut, da lahmt's eben

überall. Habe ich mir doch schon gewünscht, daß ich der guten Mutter ihre Mietzekatze sein möchte! Ein recht dummer Wunsch, ich weiß – aber die schnurrt und spinnt den ganzen Tag und blinzelt die Sonne an. – So ein Thier hat kein Leid, aber wir Menschen und wir armen Mädchen zumal, die wir nicht einmal laut aufschreien dürfen, sondern nur hübsch still sitzen und die Hände an die Brust drücken müssen, wenn's Herz vor Leid zerspringen will. O ich hätte Dir viel, sehr viel zu sagen, aber das kann ich nicht auf's Papier kriegen, wie ich möchte. Da fehlt mir das Geschick dazu, denn ich bin kein Schriftsteller. Wenn Du aber kommst – und Du kommst, da kenne ich Dich – dann sollst Du's hören! Dann will ich mein Herz vor Dir aufschließen in stiller Nacht, damit Du siehst, ob noch ein Fünkchen Licht herausschlägt! – Aber damit werde ich Dich recht betrüben, mit dem Briefe, mein' ich. Wär's nur nicht geschrieben! Es hat mir doch etwas Erleichterung verschafft, denn glaube mir, manchmal leide ich sehr! –

Sonst geht's recht lustig her, wir tanzen und singen, obwohl meine Seele dabei weint, daß mich's zuweilen wundert, wie's die Andern nicht ordentlich hören! – Eins weiß ich und das sag' ich blos Dir, weil ich glaube, daß Du eine Ausnahme machst: sind die Männer hübsch oder lebenswürdig oder klug, so taugen sie alle nichts, nur die Dummen sind gut, nur taugen sie auch wieder nicht! Und ich wollte wirklich, es gäbe gar keine nicht! Aber das bleibt unter uns! Auf baldiges, frohes Wiedersehen hofft und freut sich

Deine einsame, betrübte Schwester
Cölestine.«

Theobald brauchte kein Prophet zu sein, um den Ursprung des schwesterlichen Leidens zu errathen, nur blieb es ihm unklar, welcher Mann einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, wer sie durch Treubruch so bitter getäuscht, so unheilbar verletzt haben mochte. Schon um dies zu erfahren, war er entschlossen, den mehrfachen Aufforderungen zu entsprechen. Er ordnete in möglichster Eile seine Angelegenheiten, was bald geschehen war und ging dann zu Aurora, um von ihr zu hören, wann er noch einmal vor seiner Abreise, in gewohnter trauter Weise mir ihr verkehren könne.

Obwohl die Baronesse um den Entschluß Theobald's bereits wußte, erbleichte sie doch und ließ schweigend den schönen Kopf mit dem glänzenden Haar in die Hand sinken. Sie schlug ein Gespräch an, aber es wollten sich weder Worte, noch Gedanken finden. Sie stand auf und ließ die zarten Finger über das Fortepiano gleiten; sie legte dem Freunde neu angekommene Gemälde und Skizzen vor, Bücher mit prachtvollen englischen Stahlstichen, wobei der Text die Stümperei eines Schulknabens zu sein schien. Solche Gegenstände veranlaßten sonst immer zu den pikantesten Einfällen, aber heut ward Alles still gesehen und achtlos bei Seite gelegt. Theobald wiederholte nach einiger Zeit seine Frage.

»Ja so!« erwiderte Aurora. »Dann hatte ich gar nicht mehr gedacht!« Im Gegentheil, sie hatte an gar nichts Anderes, als an die Abreise gedacht.

»Ich werde wahrscheinlich übermorgen reisen müssen,« sagte Theobald.

»Schon? Darf ich Sie Morgen Abend bei mir zu sehen hoffen?«

Diese Frage war so tonlos salonmäßig, daß Theobald wahrhaft darüber erschreck. Es fiel ihm nichts ein als Erwiderung, er stotterte ein trockenes »Zu Befehl, gnädige Frau,« und verließ das Zimmer.

»Gott, er liebt mich!« stammelte, lispelte, betete Aurora und faltete die Hände über ihrem wogenden Busen. Dann warf sie sich auf die *Chaise longue* und weinte die süßesten Thränen, die ihre schönen Augen noch je vergossen hatten.

Theobald waffnete sich mit aller Kälte, die ihm zu Gebote stand, um sich selbst vor einer Uebereilung zu schützen. Er hatte lange gekämpft, und hätte er der Stimme des Herzens folgen wollen, so würde er Aurora zu Füßen gesunken sein und sie um ihre Hand angefleht haben. Aber wie konnte ihm dazu Muth und Kraft kommen, ihm, der nichts besaß als ein Talent, das noch lange nicht die Feuerprobe bestanden! Neben ihm die hohe, reiche, unabhängige Frau, die es ihm durch einen einzigen Blick fühlen lassen konnte, daß sie ihn emporgehoben – nein, diese Vorstellung siegte über seine Neigung! Er wollte reisen und Abschied nehmen, Abschied auf ewig.

Aurora war nicht allein. Graf Olbers saß neben ihr und unterhielt die junge Wittwe mit allerhand Stadtneuigkeiten, die sie gutwillig anhörte. Dieser Besuch, der Theobald zu einer andern Zeit sehr störend gewesen sein würde, erfreute ihn heut. Er gewann Zeit, sich zusammen zu fassen und die Rolle die er zu spielen gedachte, sich vollkommen einzuüben. Der Graf war freundlicher gegen ihn, als gewöhnlich. Er hatte Nachricht von seiner baldigen Abreise erhalten, die ihm wieder freiem Spielraum bei der Baronesse verhiel.

»Das ist recht,« sagte er zu unserm Freunde, »daß sie keck, wie ein Mann, alles Hemmende zerbrechen und sich auf eigener Kraft in der Welt versuchen. Sie haben's schon in Ihrer Schrift bewiesen. Aber lassen Sie sich eins rathen, junger Freund! Schreiben Sie in Zukunft feiner, anmuthiger, für die vornehme Welt! Man lies't doch solche Bücher gern den Damen in einem Salon am Theetisch, bei zwei, drei Butterbroden vor, aber wie darf man das unternehmen bei Ihrem Schriftchen? Bei Ausdrücken, wie Sie sich erlauben? Und was für Personen führen Sie ein! Alles ordinäres Volk, gar keine Noblesse! Wissen Sie, Lieber, Ihnen fehlt nichts, als Etiquette beim Schreiben. Eignen Sie sich diese an, dies duftende Parfurn vornehmen Lebens und Sie werden horrendes Glück machen. Um Gottes Willen aber verschonen Sie ein gebildetes Publikum mit aller Volksmisère!«

»Sehr verbunden, Herr Graf,« erwiderte Theobald lächelnd. »Haben Sie recht, und ich zweifle nicht daran, so

werde ich wohl auf den Beifall vornehmer Zirkel für alle meine etwa noch zu erwartenden Schriften verzichten müssen. Da ich das Mark, nicht die Schale liebe, oder jenem vor dieser den Vorzug gebe, wird es mir kaum möglich sein, Ihren Wünschen zu entsprechen.«

»Aber das ist ja ein *horreur!*«

»Wie so? Können Sie mir nachweisen, daß meine dem Volke entnommenen Personen keine Menschen, keine Charaktere sind? Daß sie ohne Herz ohne Seele, ohne Leben, ohne Gedanken herumlaufen? Oder glauben Sie wirklich, das Alles sei ein privilegiertes Besitzthum bevorzugter Stände?«

»Mein Gott,« sagte Graf Olbers, »wer spricht denn davon! Ich rede ja nur vom Amusement! Und das werden Sie mir hoffentlich zugeben, daß jeder Autor das Amusement des Lesers vorzugsweise im Auge behalten muß.«

»Ich will dem nicht widersprechen, obschon ich es *sollte*, nur darf er nicht auf Kosten der Wahrheit das liebe, indifferente Publikum mit Albernheiten amüsiren.«

»Sind Schilderungen aus dem Salonleben, aus der feinen Gesellschaft Albernheiten?«

»Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Graf; in der Regel sind es Betisen oder die schönstens ausgeschmückten Lügen.«

»Nun bitt' ich Sie,« wandte sich der Graf an Aurora, »haben Sie in Ihrem Leben noch je ein solches Urtheil gehört? Darf man sich da wundern, wenn die Literatur plebej wird? Es ist doch wahr, in guter Gesellschaft befindet man sich blos dann, wenn man Darstellungen aus der vornehmen Welt, Romane der geistreichen Gräfin Ida

oder französische Bücher liest. Diese Autoren besitzen doch Lebensart.«

»Seien wir gerecht, lieber Graf,« fiel jetzt Aurora ein, und schnitt damit eine heftige Antwort Theobald's ab. »Fühlen wir uns durch solche Darstellungen aus dem Volke anfangs unserm Behagen entrissen, so liegt dies wohl vornehmlich an unserm Mangel an Verständniß. Es ist nicht so leicht, die tiefere Seite des Volkslebens aufzufassen und sich anzueignen. Dazu gehört eine langjährige und gründliche Bekanntschaft mit demselben. Und in diesem Punkte, glaube ich, ist die Mehrzahl aller Vornehmen gar zu aristokratisch exklusiv gesinnt.«

»Es ist mir nichts Neues, Sie, meine Gnädigste, den Schild für meinen trotzigem Freund erheben zu sehen, allein das versichere ich Sie, in meinem Leben werde ich mein Zimmer durch den Dunst, der Bücher solcher Art begleitet, nicht verpesten lassen.«

»Wollten Sie wohl die Güte haben,« fiel Theobald ein, »genau Ihre so eben gebrauchten Worte zu beachten?«

»Nun was?«

»Sie würden alsdann Gelegenheit haben, zu bemerken, daß sie in einer Schrift aus dem Volke und über das Volk vorzugsweise anwendbar sein dürften. In Wahrheit, Herr Graf, ich hoffe, daß ich Ihnen noch als Volksschriftsteller freundschaftlichst die Hand drücken werde.«

Ueber diese Antwort ärgerte sich der Graf dergestalt, daß er aufstand und sich empfahl. Aurora war sehr erfreut darüber und hatte dies kein Hehl. Sie schien überhaupt in einem Meer verschwiegener Wonne zu plätschern

und wußte durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit, die ihrem Wesen einen so hohen Zauber verlieh, auch in Theobald dieselbe glückliche Stimmung zu erwecken. Unbefangen sprach sie von seiner Abreise, von seinen Angehörigen. »Sie werden den Winter jedenfalls in Ihrer Heimath vollends zubringen,« sagte sie. »Vergessen Sie dann nicht Ihre Freunde in der Residenz! Sie sehen, es ist gefährlich, mich in so vornehmer Gesellschaft ganz allein zu lassen! Es fehlt nun das Gegengewicht, ich werde am Ende selbst vollkommen sozial, was Sie stören könnte. Eben deshalb bitte ich um eine freimüthige Korrespondenz. Zum Frühjahr dann, sollten Sie noch nicht wieder zurückgekehrt sein, komme ich nach, bringe einige Wochen auf Ihres Vaters Gute zu und bespreche mit Ihnen eine größere Reise. Ja ich hoffe, daß wir uns dann nie mehr trennen.«

Sie ergriff die Hand Theobald's und sah ihm innig warm in's Auge.

»Aurora!«

»Theobald!«

Da waren alle künstlichen Schranken übersprungen! Beide sanken einander an die Brust und als sie sich wieder und wieder in die freudestrahlenden Augen sahen, da hatten ihre Lippen bereite das verhängnißvolle, ewig bindende Wort der Liebe gesprochen.

»Zum Andenken on diesen seligen Augenblick,« sagte Aurora, im hinreißenden ersten Glanz einer gewissen, edlen Liebe wie verklärt den Freund anschauend und schob einen Goldreif an seinen Finger. »Gold bindet, sagt

der Volksglaube, und wer sich selbst den Ring abstreift, um einen Andern damit zu beschenken, der überträgt diesem sein eigenes Glück.«

Theobald duldete Alles. Er war von der Plötzlichkeit dieser Erklärung überrascht, ja betäubt. Was er längst heimlich gewünscht, das war ihm jetzt ohne Bitte als reife Frucht in den Schooß gefallen. Sein Herz jauchzte auf, aber seine Seele schwindelte; Gedanken und Bedenken, die ihn tausendmal gepeinigt hatten, wachten wieder auf, sein alter geistiger Stolz richtete sich hoch empor und trat finster, wie ein böser Geist, zwischen ihn und die Geliebte.

»O Gott,« rief er aus und umschloß Aurora, als fürchte er ihren Verlust, »wir müssen uns dennoch trennen, wir können einander nicht gehören!«

»Nicht gehören?« lächelte die schöne Frau. »In dem Falle, daß Eins von uns im Augenblick dem Tode anheimfällt, dürftest Du wahr gesprochen haben, sonst aber –«

Theobald entwand sich mit einigem Ungestüm den Armen der Geliebten. »Nie, nie!« rief er aus und preßte die Hände an seine Stirn. »Wie soll ich vor Dir stehen, wie muß ich Dir erscheinen? Der mittellose Bürgerliche der begüterten Baronin aus altem Adelsgeschlecht!«

»Du böser Guter!« versetzte Aurora und suchte mit ihrer feinen Hand die Runzeln auf der Stirn des Geliebten zu glätten. »Ist es das, was Dich ängstigt? Es ist nicht recht von Dir! Du weißt, wie ich über Standesverschiedenheit denke. Du kennst mich hinlänglich, um getrost

behaupten zu können, daß mir die gewöhnlichen Vorurtheile des Adels fremd geblieben sind. Was ich ehre, was ich schätze, was ich liebe, an Dir liebe – ist's denn etwas Anderes, als Dein Herz, Deinen Geist, Deine Ueberzeugungen? Ich liebe nicht Theobald, den armen Bürgerlichen, ich liebe Theobald, den geistig Reichen.«

»Und ich?« sagte Theobald. »Meinst Du, ich könnte vergessen, daß der Mann dem geliebten Weibe gegenüber vollkommen unabhängig dastehen muß?«

»Bist Du's etwa nicht?«

»Ich bin arm! O Fluch der Armuth, Fluch, der auf dieser Welt lastet, der selbst die einigsten Seelen hohnlachend wieder auseinander reißen kann! Fluch, daß es wahr, gräßlich wahr ist; Gold ist Alles, Geist ist nichts.«

Aurora erschrock vor Theobald's Heftigkeit. Sie wartete, bis er etwas ruhiger geworden war, dann sprach sie: »Geliebter, Du hast Dich mir immer frei gezeigt von jeglichem der Alltäglichkeit anklebenden Vorurtheile, sollte ich mich heute zum ersten Male in Dir täuschen? Sollte Dein falsch verstandener Mannesstolz uns Beiden zum bösen Verhängniß werden? Frage ich denn nach Reichtum? Frage ich nach Deinem Titel? Ich will Dich, nur Dich, weil ich Dich liebe! Was geht das die blöde Welt an, und was kannst Du dagegen haben, wenn ich Dich zum wohlhabenden Manne machen, wenn ich den Geist in einen kleinen, zierlichen goldenen Rahmen fassen will? Oder fürchtest Du, ich könnte in irgend einer bösen Stunde einmal niedrig genug denken, um Dich Deine Armuth fühlen zu lassen? Ist es dies, ja, Theobald, dann laß uns

scheiden! Dann beruhte unser Bund auf einer Täuschung und Täuschungen rächen sich früher oder später eben so wie alle andern Vergehungen.«

»Aurora, Du marterst mich!« sagte Theobald, die Hand der Baronesse krampfhaft drückend. »Es ist nicht das, es ist meine eigene Unwürdigkeit!«

»Als ich Dich kennen lernte,« fuhr Aurora mit bewegter Stimme fort, »da lechztest Du nach Bildung; in diesem Wunsche erkannte ich den wahrhaft Strebenden. Das Reich, das Du mit Deinem Geiste zu beherrschen wünschtest, stand klar vor meinem Blick. Ich liebte Dich schon damals, liebte Dich so innig, wie jetzt – was sollte ich es noch läugnen – aber ich beschloß Dich zu prüfen. Würdiger hat Niemand die Prüfung bestanden, und darum jauchzt mein Herz auf in seliger Wonne, weil Dir jetzt die Liebe auch die Mittel darbieten kann zu einer geistigen Ausbildung, wie sie Dein Wunsch gewesen ist von Jugend auf. Stoß jetzt diese Hand zurück, wenn Du kannst, tritt das Herz mit Füßen, das sich an das Deinige schmiegt, wenn Du Muth und Kraft dazu hast! Ich bin's zufrieden, ich will nicht zucken, nicht seufzen, nicht klagen. Ich dulde es mit Freude, denn es kommt ja von dem geliebten Manne!«

Sie warf sich an Theobald's Brust und weinte leise und lange. Als sie sich wieder aufrichtete, ruhte das Auge des Geliebten mild lächelnd auf ihr. »Du bist mein Stern, Du sollst nicht über mir verlöschen, wie ein Meteor. Unter Deinem Glanze will ich sterbend die Augen schließen. Denke an Deine Schwester, die Dich eine Ausnahme von

den gewöhnlichen Männern nennt. Das liebe Mädchen hat Recht, trotz ihrer Unbekanntschaft mit der Welt.«

Theobald erwiderte kein Wort, er sah der Sprechenden nur unverwandt in's Auge, in's sanft geröthete Antlitz, um das die glänzenden Locken, wie ein dunkler Rahmen um ein schönes Gemälde, fielen. Nach langem, langem Zaudern berührte er ihre klare Stirn mit dem Munde. – »Auf Wiedersehen!« rief er freudig aus. »Du bist mein, Aurora, Du sollst die Morgenröthe meiner Zukunft sein!«

Aurora streckte die Hände nach ihm aus, aber er war verschwunden wie ein Schatten. Seine Worte klangen nur fort in ihrer Seele wie ein schönes Lied, das man nach einmaligem Hören nie mehr vergessen kann.

FÜNFZEHNTE KAPITEL.

So besucht, wie in den ersten Tagen des Februar 18**, war der Türke lange Zeit nicht gewesen. Herr Habegeld freute sich zwar darüber, insofern es ihm Geld einbrachte, weil es doch aber auch mit ungewohnter Unruhe verknüpft war, hätte er es lieber gesehen, die redseligen Gäste wären anderswo zusammengekommen. Denn red-, ja schreiselig im wahrsten Sinne des Worts, mußte man diese Versammlung nennen. Und wäre der Gegenstand ihrer Gespräche nur noch ein gesetzlich erlaubter gewesen! Aber behüte! Es handelte sich um verbotene Zusammenkünfte, die da und dort gehalten worden sein, sollten, wenn schon Niemand mit Bestimmtheit einen Ort angeben konnte. Dann hieß es wieder, mitten im Lande, unweit der Hauptstadt, sei ein Aufruhr ausgebrochen,

das hungernde Volk habe alle Dampfmaschinen zerschlagen, kurz, es sei hergegangen, wie Anno 1830 in Leipzig und Braunschweig und in noch hundert andern Städten. Diese Zeit müsse wiederkommen, dermaßen sich die hitzigsten Schreier, dann würde erst Respect in die Regierungen fahren und die Reichen würden wieder demüthig werden! Man solle nur an England denken und an Lyon vor so und so viel Jahren! Das hätte damals schon gezogen, das würde bei einer Wiederholung abermals gar heilsam sein!

Es waren freilich die unschuldigsten Leute von der Welt, die so schrieten und predigten, aber das Aergerniß blieb zuletzt doch nicht aus. Herr Habegeld ging langsamen Schrittes im Gastzimmer auf und nieder und nahm vor Aerger und Erstaunen die Cigarre so oft zwischen die Finger, daß sie ihm wiederholt ausging und seine ganze Zeitrechnung einen Stoß bekam. Das vermehrte noch seine üble Laune. Er rückte sein Mützchen, schüttelte den Kopf, trank einen Schluck nach dem andern aus dem versteckten Glase im Schranke, so daß sein ohnehin immer gerötheres Antlitz noch röther ward. Dann trat er wieder horchend an den Tisch, wo es so überlaut herging, willens, die abscheulichen Raisonneurs zur Ruhe zu verweisen. Und das traute er sich wieder nicht, denn er besorgte, die übrigen Gäste möchten es ihm übel nehmen und wohl gar wegbleiben. Das wollte er nicht riskiren, denn der Schaden wäre gar zu fühlbar gewesen und auf ihm allein haften geblieben. Indeß wenn eine Furcht die

andere treibt, so siegt immer die stärkere über die schwächere. Habegeld aber hatte noch eine größere Angst, als den Verlust der Gäste. Nach mehrmaligem vergeblichen Ansehen warf er sich endlich doch in die Brust, lüftete mit der freundlichsten Miene, die ihm zu Gebote stand, sein Käppchen und sagte:

»Meine Herren, ich wollte Sie, wenn Sie's erlauben, erbitten, ein ganz klein wenig leiser zu sprechen. Die Polizei möchte 'was davon erschnappen, und so ich diese in meine Schenkstube kriegte, wäre mir's eine Schande, bloß weil sie bei mir noch niemals eingesprochen hat. Bitte tausendmal um Entschuldigung.«

Einem so höflich ausgesprochenen Wunsche suchten die Gäste so weit als thunlich nachzukommen. Es dauerte aber nur eine kleine Weile, dann wuchsen die Stimmen wieder und das Geschrei ward ärger denn vorher. Habegeld hatte vielen Verdruß. Die fünfte Cigarre mußte er unausgeraucht in den Ofen werfen, weil sie über die festgesetzte Zeit brannte und er sich die Nacht durch eine Aufhebung der altgewohnten Ordnung nicht verderben mochte.

Anlaß zu diesen heftigen Debatten hatte das energische Auftreten der gesammten Arbeiter in der großen Spinnfabrik und den zahlreichen Eisenhütten gegeben. Volle sechs Tage hatte Keiner eine Hand gerührt, kein Schornstein hatte gefaucht, keine Spindel sich gedreht. Wie die Spule mit dem Faden daran angehalten worden war, so stand sie sechs lange Tage. Aber die Arbeiter waren vorsichtig gewesen. Sie liefen nicht etwa in die

Branntweinhäuser und berauschten sich, oder schimpften und drohten, wie es ungebildetes Volk bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zu thun pflegt, nein, sie blieben ruhig in ihren Hütten und stellten nur Wachen auf, die sie regelmäßig ablös'ten, damit keine fremden Kräfte an die verlassenen Werkstätten gerufen werden könnten. Ein überraschender Geist der Umsicht und Ordnung herrschte unter den Leuten. Auch klagte Keiner, Alle aber sahen trotzig und verwegen d'rein und und ließen es darauf ankommen. Sie verlangten nichts Unbilliges; nur wissen wollten sie, für wen sie arbeiten sollten, ob für den jungen Gotthold Helfer oder für die Obrigkeit – denn zur Bereicherung eines Verbrechers wollte Niemand einen Finger krümmen.

Die Faktoren und Sekretaire waren in Todesangst. Sie konnten keinen Bescheid geben, und weil doch über Kurz oder Lang aus diesen ersten Zeichen eines fortwuchernden aufrührerischen Sinnes ein offener Aufstand sich entwickeln konnte, so entschied nach längerer Berathung die Behörde: daß die Arbeiter ruhig in ihre Werkstätten zurückgehen, ihren Lohn aber von der Obrigkeit empfangen sollten. Sie betrachte sich einstweilen als Verwalter der gegenwärtig noch Süßlich zugehörigen Besitzungen.

Auf solchen Bescheid beruhigten sich die Arbeiter und nahmen ihre verschiedenen Beschäftigungen wieder auf. – Es war schwer zu rathen. Von Süßlich wußte Niemand Etwas. Er ward aller Orten gesucht, nirgends fand sich eine Spur von ihm.

Es war Befehl gegeben, ihn, sobald er ergriffen worden sei, sogleich nach der Hauptstadt zu transportiren. Dort sollte ihm das Urtheil publizirt und alsdann weiter verfahren werden.

Nicht geringer war die Aufregung in Knickeberg's Behausung. Gotthold konnte die Erbschaft nicht antreten, bis von der höchsten Behörde deshalb Befehle einliefen, und doch verlangten die hitzigsten Arbeiter, daß er handelnd auftrete, daß er einen Beschluß fasse. Sie lagen ihm an, er solle nur sogleich die verhaßten Dampfmaschinen abschaffen, um die Gemüther zu besänftigen. Spinnen wollten gern Alle, auch an den Maschinen, man sollte sie aber, wie bei Lebzeiten Helfer's, wieder durch Menschen in Bewegung setzen lassen. Das sei damals gegangen, das werde auch jetzt wieder gehen! Die Dampfmaschinen aber seien eine Erfindung des Teufels.

Knickeberg gab Anfangs viele gute Worte, zuletzt aber ward er, seiner Natur nach, grob und hätte damit das Uebel beinahe noch verschlimmert. Dem vereinten Zureden Alexanders und Cölestinens gelang es, wenigstens für den Augenblick, eine Art schwüler Ruhe herzustellen, während der befangene Gotthold mit seinem Adoptivvater Knickeberg auf dem Rathhause in M***, durch Fragen und Verhandlungen fast zu Tode gepeinigt wurde. Der Gutsbesitzer verwünschte hunderttausend Mal seine Verbindung mit Süßlich und that sich des Abends, wenn er abgehetzt nach Hause kam, eine rechte Güte in ununterbrochenem Raisoniren. Pastor Pfnorr hatte an solchen Abenden viel von ihm zu ertragen, und doch ließ

ihn die Neugier nicht daheim. Er mußte wissen, wie die Sachen gingen, und deshalb kam er immer wieder, so ununterbrochen der Gutsbesitzer auch auf Gott, Welt und Menschheit loszog. Wußte er doch von früher her, daß es so böß bei dem in Harnisch gejagten Manne nicht gemeint sei.

»Und der Schlingel kommt auch nicht,« sprach er an einem der letzten Abende, nachdem die Fabrik wieder arbeitete. »Hab's ihm geschrieben Wort für Wort, daß seine Gegenwart nöthig ist, aber der denkt immer, der Himmel ist ein Pfeffersack, der nicht leer wird bis zum jüngsten Tage! – Weiß, wo der Hund begraben liegt: der Theobald fürchtet sich böser Liebe, und 's könnte wohl sein, daß mein Gesicht nicht g'rade aussähe, wie ein Osterlamm mit Rosinen in Maul und Ohren! Kurz, Herr Pastor, ich sage Ihnen, es gibt nur Aerger in der Welt, über der Welt und unter der Welt! Und soll mich's Wunder nehmen, ob nicht der da über uns auch sein Stückchen Galle zu verzehren hat.«

»Hm, hm, hm!« brummte Pfnorr. »Eile mit Weile; wissen Sie, Bester? Es kann vor Nacht leicht anders werden!«

»Redensarten!« sagte Knickeberg. »Anders? O ja, aber nicht besser. Oder finden Sie, daß es schon besser geworden? Ich nicht, und habe doch schon meine Sechzig auf dem Rücken.«

Elise kam mit einem Teller schöner Aepfel. Sie präsentirte sie mit einem Knicks dem Pastor und fragte den Zulangenden, ob sie ihm einen oder ein paar Borsdorfer schälen solle?

Pfnorr streichelte dem Mädchen die Backen. »Wird mir noch einmal so gut schmecken, die Himmelsgabe.« Er glotzte Elise an, daß diese erröthend die Augen niederschlug.

»Väterchen, Du ißt doch auch einen, nicht wahr? Sie sind ganz wunderfrisch, eben aus dem Keller.«

»Meinetwegen gib mir einen Kribsch,« sagte Knickeberg verdrossen, langte aber gleich zwei Stück aus der Schüssel und aß sie mit Stumpf und Stiel.

»Geschält schmecken sie besser,« meinte Elise, indem sie dem Pastor die sauber zerlegten Stückchen präsentirte.

»Stadtmoden!« brummte Knickeberg, spuckte die Kerne in einen Winkel und griff von neuem in die Schüssel.

»Hat noch nichts verlautet über den verbrecherischen Mann?« fragte Pfnorr. »Ist doch äußerst sonderbar, wie der Mensch sich ändern und auf die schlechte Seite schlagen kann! Ich hab's immer gesagt, wissen Sie, Bester? Geiz ist die Wurzel alles Uebels und Geldgier führt in's Verderben. Ja ja, Geld, Geld! Das böse, böse Geld!«

»Was da!« fuhr der Gutsbesitzer auf, daß Pfnorr erschrack. »Lassen Sie mir's Geld ungeschoren! Geld macht keine Seele unglücklich, im Gegentheil! Wo's fehlt, da hält der Teufel oder einer seiner Schleppenträger auch alle Tage Christmesse, und wer's hat, der darf's nur ordentlich anwenden, so bringt's Segen, viel Segen! Geld ist eine wahre Gottesgabe, deß sein Sie versichert! Hätten wir's nicht und müßten uns noch immer mit Tauschen behelfen, da würden Sie verflucht schlecht wegkommen.

Denn das nehmen Sie mir nicht übel, eine Predigt, eine Trauung, die mag allenfalls Jeder gern einmal hören, aber damit bezahlen läßt sich doch wahrhaftig keine vernünftige Kreatur!«

»Wären Sie nicht so hitzig, mein Werthester, so ließe sich ein tiefes Wort darüber sprechen!« sagte Pfnorr.

»Nun gedulden Sie sich nur,« flüsterte ihm Elise zu, »wir machen doch einmal einen solchen Tauschhandel, und dabei denk ich sehr viel, nämlich einen ganzen, fertigen, frischen, jungen, schönen Mann zu profitiren.«

Pfnorr fiel über diesen lustigen Einfall des Mädchens in ein so gewaltiges Lachen, daß Knickeberg trotz seiner üblen Laune über den Lachenden lachen mußte, was ihm wieder etwas Gewalt über sich selbst gab. Er nahm Platz am Tische, auch Frau Adelheid. Pauline und die immer sehr ernsthafte Cölestine fanden sich ein, Alexander und Gotthold waren noch ausgegangen, um Erkundigungen einzuziehen, denn es liefen so viele Gerüchte um, daß immer eins mit dem andern verwechselt wurde, und man nicht mehr wußte, wem man trauen sollte. Sie waren zu Stephan gegangen und hatten sich mit diesem längere Zeit unterhalten. Erst spät brachen sie auf und eilten schnellen Schrittes über den knirschenden Schnee der Heimath zu. Auf der Höhe, von der aus sie die weiter links gerückte Kirche mit dem Friedhofe, unten im Grunde die Fabrik und grad' vor sich die zerstreuten Meierhöfe des Dorfes liegen sahen, bemerkten sie ein Licht, das vom Teiche her immer an den Lehnen hin nach dem Dorfe lief.

»Der muß es eilig haben,« sagte Gotthold. »Wir gehen doch wahrhaftig auch nicht langsam, aber der rennt ja.«

Inzwischen kamen sie in die Niederung. Das Licht näherte sich, sie erkannten einen langen Mann in warmem Winterpelz und gleicher Mütze, der eine Laterne trug, und bald im Schritt bald in weiten Sätzen vor sich hinwegsprang.

»Heda, Freund!« rief ihn Alexander an, »wohin so spät und in solcher Eile?«

Der mit der Laterne blieb stehen. Er war gelaufen, daß es ihm an Athem gebrach. »Sie sind Herr Alexander,« sagte er, »ich kenne ihre Stimme. Gott, das thut mir wahrhaftig leid um meine Botschaft! Denken Sie, Er ist entdeckt!«

»Wer!« riefen die Freunde zu gleicher Zeit.

»Wer sonst, als Er, den sie suchen, von dem in diesen letzten Tagen allein die Rede war.«

Alexander's Stimme zitterte. »Wo ist er?« fragte er hastig.

»Das weiß ich nicht, aber er war drunten im Häuschen am Teich! Da hat ihn der Tyroler belauscht durch den Fensterladen. Ein Lichtstrahl brachte ihn auf die Spur. Wie sie ihn aber aufheben wollten, war er schon fort. Jetzt sind sie nach Licht gegangen, um die Fußstapfen zu verfolgen. Es wird schwer halten, daß er entkommt.«

Alexander wandte sich um nach der Fabrik. Die Gegend hatte sich bereits belebt. Von den Eisenhütten her, bewegten sich langsam viele Lichter über die beschneite Fläche. Es sah aus, als ob unsichtbare Geister einen Leichenzug hielten.

»Wo wolltest Du hin?« fragte Gotthold den Mann.

»Auf's Gut zu Herrn Knickeberg. Er bat mich, sobald etwas entdeckt würde oder sonst 'was geschehe, ihm schleunigst Nachricht zu geben.«

»So begleite uns,« sagte Alexander fest. »Unter Mehrern läßt sich so etwas besser besprechen. Uebrigens wünschte ich sehr, daß man Ihn hier nicht zur Haft brächte. Die Gemüther sind zu heftig erbittert, und wer mag das Volk bändigen, wenn es in Wuth geräth!«

In Begleitung des Vorleuchtenden erreichten sie in Kurzem das Gehöft, wo sie die übrigen Familienglieder nebst Pfnorr Alle in leidlich guter Stimmung, beim Abendessen trafen.

Sie überlassen den Gutsbesitzer und seine Familie sich selbst und eilen der Gegend zu, die nunmehr der Hauptschauplatz des Nächstfolgenden sein wird. Ehe wir aber dies erzählen können, müssen wir nochmals einen Blick in die jüngste Vergangenheit werfen.

Wir wissen, daß Süßlich in tiefster Zurückgezogenheit die Hütte der verstorbenen Wittwe Helfer bewohnte. Es war dies der sicherste Zufluchtsort, da, wie bekannt, die Arbeiter eine Art religiöser Verehrung diesem unscheinbaren Häuschen weihten. So drohend nun auch die Verhältnisse sich gestalteten, Süßlich harrte muthig aus und hoffte von einem Tage zum andern auf die Ankunft seines Sachwalters. Daß sich dieser gesichert und ihn überlistet hatte, wußte der Betrüger nicht. Die Scene im Weinkeller war seinem Gedächtnisse vollkommen entschwunden; inzwischen machinirte der Schlaun gegen seinen

vormaligen Klienten, um sich selbst der Strafe zu entziehen. Auf seine Veranlassung ward Süßlich kriminalistisch verfolgt, und seinen Feinden die Gegend angedeutet, nach der er sich gerettet. Zu gleicher Zeit legte er Beschlag auf die Eisenwerke und sendete die nöthigen Dokumente an die betreffenden Behörden.

Von alle dem wußte, ja ahnte Süßlich nichts. Wenige Stunden vor seiner Entdeckung erhielt er durch den vertrauten Oberaufseher der Fabrik die Kunde von seinem gänzlichen Ruin. Die Verzweiflung gab ihm Kraft, er brach nicht zusammen, er lechzte nach Rache! Noch besaß er eine sehr bedeutende Summe baaren Geldes, sowohl in klingender Münze, wie in Papieren. Anweisungen, die er außerdem noch bei sich trug, konnten ihm vorerst freilich von keinem Nutzen sein, da er sie, ohne sich zu gefährden, nicht umsetzen durfte. Er raffte nun unverweilt das Geld zusammen, und schaffte es in seine ehemalige Wohnung nach der Fabrik. Dies geschah in der Dunkelheit des Abends durch den Oberaufseher. Das mehrmalige Gehen und Kommen des nichts weniger als beliebten Mannes hatte Verdacht erregt, der noch gesteigert wurde, als man bemerkte, daß er sich einschloß und später im Finstern wieder fortschlich. Joseph erhielt Auftrag, die Schritte des Mannes zu beobachten. Der Tyroler sah ihn nach dem Teiche fortschleichen, hinter der einsamen Hütte verschwinden. Der schadhafte Fensterladen verrieth das Uebrige, und jedenfalls würde der Verfolgte seinen Feinden sogleich in die Hände gefallen sein, hätte Joseph seine Gefühle beherrschen können. Statt dessen

ging er nach Tyroler Art an zu jodeln und zu jucheien, stürzte in eiligen Sprüngen nach den Eisenhütten und rief die dortigen Arbeiter auf. In der Zwischenzeit entkam Süßlich, die Herbeieilenden fanden nur das leere Nest.

Allein er konnte nicht weit, er konnte nicht einmal im strengen Sinne, entsprungen sein, und so ward denn auf der Stelle beschlossen, die Nachforschungen bis zum Erfolge fortzusetzen. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß Süßlich noch innerhalb der Umgrenzungen der Fabrik und der Hütten sich aufhielt. Der Baulichkeiten gab es eine sehr große Anzahl, viele waren äußerst weitläufig und eigneten sich vorzugsweise zu einem Versteck. Ueber diese hinaus konnte ein einzelner Mann ungesehen nicht leicht entschlüpfen, da theils die zusammengeleiteten Gewässer, die wie ein hochbüschiger Wallgraben sowohl die Hütten als auch die Fabrik umschlossen, ein schnelles Ueberspringen fast unmöglich machten. Auf der entgegengesetzten Seite aber strömte der starke Bergfluß in seinem felsigen und tiefen Bett und erschwerte eine schnelle Flucht,

Dies hatten die Arbeiter schon früher wohl erwogen und gänzlicher Sicherheit wegen noch Aufseher an solche Punkte beordert, die ein Entkommen einigermaßen begünstigten. In großem Halbkreise näherten sich die Suchenden jetzt dem Häuschen am Teich, in Entfernungen, die gerade hinreichten, um sich zurufen und die glänzende Schneefläche deutlich übersehen zu können. Es mußte sich an den Fußtapfen ausweisen, in welcher Richtung der Flüchtling entwichen war. Sie zeigten von und

nach der Fabrik, und obwohl mehrere zu erkennen waren, so stießen doch die Arbeiter einen lauten Freuden schrei aus, der in der stillen Winternacht weithin gehört ward und die Suchenden einer Bande indianischer Wilden nichts eben unähnlich machte. Schneller, aber immer vorsichtig gingen sie diesen verrätherischen Zeichen bis in den Hof der Fabrik nach. Hier verlor man die bis dahin unzweideutigen Spuren, denn das Gehen und Kommen vieler, ja hunderter von Menschen, hatte den Schnee beinahe ganz fest getreten. Er war nichts mehr mehr zu erkennen, der Flüchtling konnte in jedem Gebäude sich verborgen, er konnte auch an deren Rückseite nach den Werkchen hin sich gerettet haben.

Man hielt eine kurze Berathung, während welcher der bereits weit gezogene Kreis der Wachen noch verdichtet und verengert wurde. Entsprungen war seither Niemand, der Verhaßte mußte mithin in den Fabrikgebäuden irgendwo ein heimliches Unterkommen gefunden haben. Alle Erwartung erregt und reizt auf; die Arbeiter, ohnehin seit mehreren Tagen im Zustande einer ununterbrochenen Spannung, waren durch das fruchtlose bisherige Nachspüren bereits in einer Stimmung, die sich nur mit jener vergleichen läßt, welche einem sich vorbereitenden Rausche vorangehe. Sie scherzten und lachten zwar, aber ihr Blut wallte fieberhaft. Die Ruhe, die Besonnenheit des Geistes war einer sinnlichen Gier gewichen, die, obwohl jetzt noch schweigend, doch entschieden das begehrte Opfer verlangte. Die scharfe Kälte der Nacht nöthigte zu künstlichen Erwärmungsmitteln, und es währte

nicht lange, so ging die Branntweinflasche von Hand zu Hand.

Die ungeheuren, thurm hohen Fabriksgebäude waren hell, erleuchtet, aus den weißen Schornsteinen wallte kerzengrade der dicke, schmutzig schwarze Steinkohlendampf in die stille Luft empor und breitete sich langsam wie ein großer vom Zenith herabhängender Trauerflor über alle Gebäude aus. Die Maschinen aber surrten nicht, denn alle oder doch die meisten Arbeiter hatten ihre Posten verlassen und das Werk inzwischen eingehangen. Die treibende Kraft allein brodelte und stieß gegen ihre unzerbrechliche eisernen Bande.

Die exaltirte Menge schrie verworren nach dem Oberaufseher, der erst nach wiederholtem Begehren und ausgestoßenen Drohungen erschien. Er ward umringt, der Verrätherei beschuldigt, von Einzelnen sogar unsanft gestoßen, von Allen heftig nach Süßlich gefragt. Zitternd und todtenblaß betheuerte er, von dem Gesuchten weder etwas zu wissen, noch weniger ihn selbst gesehen zu haben.

»Führe uns in's Wohnhaus,« schrie Einer aus dem Haufen, »und wehe Dir, wenn Du gelogen hast! Marsch vorwärts oder wir wollen Dir Fersengeld geben, daß Du Dein Lebelang keinen Schuster mehr brauchst!«

Der Oberaufseher durfte nicht widersprechen, er ließ es stillschweigend zu, daß ein Trupp der Versammelten mit ihm zugleich in die Wohnung der Faktoren brach. Das Durchsuchungsrecht, welches sich diese Menschen anmaßten, ward gründlich geübt und es ging dabei nicht

ohne einige Gewaltthat und lose Streiche brutalen Uebermuthes ab. Bis in die Kellergewölbe durchstöberten die Arbeiter jeden Winkel, ohne eine Spur von dem Entflohenen zu entdecken. Aus Aerger und Wuth darüber bemächtigten sie sich einer bedeutenden Quantität des hier aufgestapelten Weinvorrathes, schleppten ihn in den Hofraum, zündeten einige Feuer an und begannen nun unter dem Wetterbach, eines Schuppens, den man als Wagenremise benutzte, tüchtig zu zechen.

Jordan wallte sich zwar diesem Unwesen widersetzen, allein er sah bald ein, daß es leichter sei, eine Masse Unzufriedenen zu Gewaltschritten aufzureizen, als sie bei nur einigermaßen erlangter Freiheit zu leiten und zu zügeln. Er mußte schon zufrieden sein, als die besser Gesinnten ihm gehorchten und bereitwillig waren, auch die noch übrigen Gebäude einer strengen Durchsuchung zu unterwerfen. Den Oberaufseher eben so die Faktoren, hatte man im gewöhnlichen Wohnhause eingeschlossen damit sie nicht entkommen und etwa Hilfe von Außen herbeirufen möchten. Seine Bemühungen hatten jedoch in den übrigen Baulichkeiten keinen bessern Erfolg. Süßlich blieb verschwunden, ungeachtet die Arbeiter alle Geschosse selbst der eigentlichen Fabrik durchkrochen waren, obwohl der Verschwundene hier am wenigsten ein Versteck gefunden haben konnte, da einzelne Arbeiter, namentlich Weiber und Kinder, sich noch in den Arbeitsälen aufhielten. Erst tief in der Nacht verließen auch diese die dunstigen Räume, da alle Ordnung aufgelöst

schien und die Lampen nach und nach zu verlöschen begannen. Nur die Heizer, denen die Speisung der Oefen oblag, blieben ihrer Pflicht treu. Sie ließen die Gluth in den Oefen nicht erlöschen, sie versahen die Kessel mit Wasser, obwohl die Maschinen still standen. Aus den Sicherheitsventilen raste der weiße verbrennende Gischt, wie der wüthend gewordene Geist der geheimnißvollen Elementarkraft.

Müde des fruchtlosen Suchens stand man endlich davon ab. Die Mehrzahl verließ den Hof, um nach Hause zu gehen, die Besonnensten blieben fest entschlossen, die Fabrik und was in ihr vorgehen dürfte, zu beobachten. Die Zechenden waren zum Theil eingeschlafen, zum Theil sangen oder brüllten sie vielmehr wüste Lieder und stießen unter rohem Gelächter die schauderhaftesten Drohungen aus. Es waren grade die Gedrücktesten, die im nüchternen Zustande aller Qual und Verfolgung des unbarmherzigen Lebens am meisten Ausgesetzten. Sie fühlten sich glücklich, diesen Jammer, wenn auch nur auf kurze Stunden, zu vergessen. Und wie möchte dies schneller, wie gründlicher geschehen können, als durch das süß betäubende Mittel des Trunkes! Man haßt, man verachtet den Trunkenbold, und doch wäre es menschlicher, zuvor der Quelle nachzuspüren, aus der sein Laster entspringt. Es ist so leicht mit moralischem Naserümpfen zu verdammen, daß die umsichtige Welt dies eigentlich nur dem bornirten Philister gestatten sollte. –

Jordan und der größte Theil derer, die sich mit ihm verbündet, zog in stiller Ordnung nach den Hütten,

durchschritt die jetzt ebenfalls feiernden Hammerwerke und betrat mit den Seinen das Werkhaus, dessen Inneres wir bereits kennen. Hier blieb er die ganze Nacht bis zur ersten Morgendämmerung. Wir fragen nicht, was die Arbeiter während dieser Zeit beschlossen, da uns die fortlaufenden Ereignisse bald genug davon in Kenntniß setzen werden. –

Das eigentliche Fabrikgebäude bestand aus vier übereinander ruhenden Gestockten von lauter Fachwerk, nur die weiße Tünche gab ihm von Außen und namentlich von Weitem ein stattliches Ansehen. Es war in zwei Hälften getheilt, zwischen diesen befand sich ein Treppenhaus und die nöthigen Verbindungsgänge der einzelnen Säle. Ein kleiner Thurm erhob sich über dem Dache. In den Sälen waren die Spinnmaschinen, bald in größerer, bald in geringerer Anzahl aufgestellt. Das Erdgeschoß enthielt Vorrathsgewölbe für rohe Wolle, einige Wohnzimmer für Unterbeamte und die Einheizungen. An dieses Gebäude, in solcher Ausdehnung bekanntlich erst von Süßlich hergestellt, lehnte sich nach der Gebirgsseite noch ein besonderes, kleineres, das eigentliche Maschinenhaus. Dies war stets verschlossen und nur dem Maschinenmeister zugänglich, der allein den Schlüssel dazu besaß. Es hatte zwei Eingänge, einen aus dem Erdgeschoß, einen zweiten, völlig verborgenen im ersten Gestock. Diesen kannte Niemand, er war das Geheimniß Süßlich's, der absichtlich über den Maschinen noch ein festes Gewölbe hatte anbringen lassen, in dem er vor seiner Uebersiedlung nach der Residenz sowohl Dokumente

als baares Geld aufzubewahren pflegte. Später war dieser unbekannte Raum gar nicht benutzt worden. Er stand leer, war aber so gebaut, daß er im Winter mittelst Luftheizung eben so wie das ganze Gebäude erwärmt ward und im Nothfalle eine Wohnung abgeben konnte.

Im Augenblick der dringendsten Gefahr erinnerte sich Süßlich dieses verborgenen Gewölbes. Er beschwor seinen Vertrauten, ihn nur heiler Haut in das Fabriksgebäude zu schaffen und vertauschte, um wenigstens nicht sogleich erkannt zu werden, mit dem Oberaufseher den Mantel. Im Schatten der Nacht schlüpfte er glücklich in die noch belebte Fabrik, deren Arbeiter von seiner Anwesenheit noch keine Kunde hatten. Wie ein Schatten verschwand er dem langsam folgenden Aufseher, der sich selbst darüber wunderte und ihn schon verloren gab. Süßlich aber hatte durch einen nur ihm bekannten Druck die unsichtbar in's Wandgetäfel eingefügte Thür geöffnet und war auf schmaler, zwischen den Wänden, dicht am Schlot hinauflaufenden Stiege in das gesichertste Asyl hinaufgestiegen das es für ihn geben konnte. Erst hier befand er sich wohl, hier rieb er sich vor Freuden die Hände und verlachte die nutzlosen Versuche seiner Verfolger. Er hoffte, daß früh genug Hilfe eintreffen werde, die sich der Aufrührer bemächtigen würde, und dann mußte er Zeit zur Flucht gewinnen.

Von diesem Versteck aus hörte er das Gebrüll der empörten Arbeiter, sehen konnte er nichts, da die ganze Breitseite des Gebäudes zwischen ihm und dem Hofe lag. Aus den schmalen Fenstern dicht am Dach bemerkte er

nur zuweilen den dunklen Körper eines hin und her wandelnden Menschen. Es waren die rund um die Fabrik aufgestellten Wachtposten.

Als er nach und nach ruhiger ward, erwachten in Süßlich's Brust die alten Leidenschaften, die er sein ganzes Lebelang gehegt und gepflegt hatte. Sein Geld befand sich in den Händen des Oberaufsehers, und eine geringe Summe in Gold trug er sich bei sich. Mit dieser konnte er aber kaum einen Monat sein Leben fristen. Er sann vergeblich darüber nach, wie er dem Vertrauten einen Wink geben, wie er sich ihm entdecken, sein Eigenthum, fast sein ganzes Vermögen, von ihm zurückfordern solle. Der Hunger fing an, ihn zu plagen, aber er fühlte ihn nicht, er dürstete nur nach dem verlorenen Golde. Seine Finger krümmten sich darnach, sie machten unwillkürlich die Bewegung des Zählens und die Zunge lallte mechanisch mit. Aber der Klang des Goldes, das Antwortgeben der metallischen Seele blieb aus. Süßlich lief auf und ab in dem niedrigen Gemache. Er mußte sich bücken, daß ihn die Glieder schmerzten, aber er hatte keine Empfindung mehr. Sein Geist hing nur an dem Golde, in dessen Glanz er die Hände eines Andern räuberisch wühlen sah. Er würde geschrieen, vor Jammer über den möglichen Verlust seines Eigenthums gewüthet haben, hätte er im höchsten Schmerz nicht der Lage gedacht, in der er sich befand. Und ward er ergriffen, was konnte ihm dann all' sein Gold nützen! Schande, Entehrung, Hohn und Spott, wo nicht Mißwandlung, war sein unausbleibliches Loos!

Er setzte sich an die Backsteindiele, zog die Beine an sich und schlang um beide Kniee die festverflochtenen Hände. Seine Augen starrten rathlos in die Finsterniß hinein. Durch die engen Fensterchen leutete kein Stern, die Nacht war trüb und still. – Richtete er den Kopf auf, so sah er den Qualm der Schornsteine wie er schauerlich, gleich einem ungeheuern Reptil, über die weiße Schneefläche fortkroch; weiterhin glimmten Lichter, von denen einige still brannten. Es waren die Lichter aus den Hütten, deren Bewohner in dieser Nacht nicht schliefen. So verging dem Verlassenen eine bange Viertelstunde nach der andern. Er hörte mit innerlichem Grauen die Schläge der gellenden Fabrikglocke. Manchmal kam es ihm vor, als rege sich unter ihm die Maschine, dann fuhr er zusammen mit angehaltenem Athem. Ein Verurtheilter, der zum Tode geführt werden soll, kann keine größere Seelenpein empfinden, als dieser unglückliche Wucherer in dieser todtenstillen Nacht.

Endlich schlug es Mitternacht, erst auf dem Thurm der Fabrik, dann aus der hochgelegenen Kirche drüber im Dorfe. Selbst das Nachdröhnen der Seigerschellen in M*** konnte man durch die klare, stille Nachtluft hören. Süßlich raffte sich auf und tastete mit den Händen nach der schmalen Thür des niedrigen Gewölbes. Seit Tagen nicht mehr zu Ruhe gekommen, von Furcht und Hoffnung bewegt, mit abenteuerlichen Plänen beschäftigt, war sein Geist bis zur Krankhaftigkeit angegriffen.

Dem Manne des eiskalten Verstandes hatte seine Phantasie nie etwas zu schaffen gemacht. Er kannte dies Vermögen des Menschen nicht, er verlachte ihre Vorspiegelungen wie er die Schöpfungen derselben gering achtete. Jetzt aber kam es über ihn, wie eine lähmende Gewalt. Während er die enge Stiege mit schlürfendem Fuß hinabstieg, gaukelten farbige Bilder vor seinem überwachten Auge, erst dunkel und trüb, dann deutlich von einem magischen Scheine umflossen, der von ihm selbst, von seinem Blick auszugehen schien. Sie nahmen menschliche Gestalten an und neckten und höhnten ihn mit Begebenheiten, die längst vergangen waren – die er selbst vergessen hatte, von Andern vergessen meinte. Als er die geheime Thür aufdrückte, die ihn in das todtenstille Fabrikgebäude führte, sah er den Sarg vor sich auf- und niederschweben, in dem der verstorbene Helfer schon längst unter der Erde faulte. Er wendete sich mit vorgehaltenen Händen ab und richtete die rollenden Augen durch das hohe Fenster nach den schwarzgrau aufsteigenden Gebirgen – da kniete mitten auf dem Felde, von bleichem Mondlicht umflirrt, die Gestalt von Gotthold's Mutter und rang die Hände und sah ihn mit demselben verzweiflungsvollen und so verächtlichen Blicke an, wie damals, als er das unterschobene Testament eröffnen ließ. Und dort, da, links, rechts, von allen Seiten bäumte Alexanders, seines eignen zürnenden Sohnes Gestalt in Riesengröße empor und wollte auf ihn einstürzen! –

Süßlich blieb wie angewurzelt an der geöffneten Thür stehen. Er röchelte, daß man es durch die Wände hätte hören können, wenn Menschen in der Fabrik gewesen wären; er hätte vielleicht aufgeschrien vor Angst und um nur Luft zu schöpfen, aber er konnte nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. So stand er lange, bis er seiner Sinne wieder mächtig ward und die Bilder, der Spuk seines bösen Gewissens verschwanden. Er sprach sich Muth zu, indem er ein mattes Lächeln erzwang und alle Einbildungen als Dummheiten weg vernünftelte. »Wenn ich nur mein Gold hätte!« rief er sich zu, drückte die Thüre leise in's Schloß und schlich wie ein Dieb auf dem Vorsaaule fort bis an die nächste Saalthür. Da blieb er wieder stehen und legte sein Ohr an's Schloß. Er zitterte, er wußte selbst nicht, ob vor Furcht, vor Kälte oder vor Hunger. Es war still in dem weiten Raume und er wagte, die Thüre zu öffnen.

Noch brannten ein paar Lampen, die ihre bläulich rothen Flammenzungen aus dem öligen, angerauchten Glase manchmal wie durstig hervorstreckten, dann liefen lange, grelle Schatten über die weißen Wände, die wunderliche, abschreckende Figuren bildeten. Es waren die verschobenen Abbilder der Hebel und Räder, der Walzen und Kämme, die jetzt regungslos ihre blanken Glieder in die unheimlichen, trüben Räume emporstreckten.

Süßlich war lange Zeit nicht mehr unter diesen Maschinen umhergewandelt, er ließ seine Blicke über sie hingleiten mit einem Abscheu, als befände er sich mitten unter einem Todtenacker. »Das war Alles mein,« sprach

er für sich. »Alles! Diese Räder und Spindeln drehten sich für mich, rollten und standen auf mein Gebot! Sie haben zahllose Millionen Fäden gesponnen und nun stehen sie! Was ist aus diesen Fäden geworden? ha – ein Netz, das mich gefangen hält, dem ich nicht mehr entinnen kann! O, Fluch, tausendjähriger Fluch dem Eisen, das mich verführt – nur das Gold, das Gold sei gesegnet! Ach, hätte ich nur mein Gold!«

Er schritt langsam an den Reihen der Spindeln entlang. Manchmal griff seine Hand in die herabhängenden Fäden, dann klirrten ein paar Spulen und es klang, als zürnten sie ob der Störung. Der einsame, unglückliche Mann war schrecklich anzusehen unter diesem Räderwerk. Sonst sein Gebieter, ward er jetzt von ihm beherrscht. Er wagte kaum die Hand auszustrecken um das Werk nicht in eine sekundenlange Bewegung zu setzen, und dennoch mußte er sich anhalten, denn die Knie brachen ihm ein, der Körper war erschöpft von langem Fasten. Nun stieß er mit den rutschenden Füßen an die Walzen, die über den Fußboden liefen, und klirrend rollte ein Wagen mit hundert und mehr Spindeln gegen ihn an. Er wankte herüber und hinüber, er schlug mit den bebenden Armen gegen wagerecht ausgestreckte Stangen und Hebebalken, daß sie lebendig wurden, sich senkten und einige Räder in surrenden Schwung brachten. Dennoch ließ der Mann nicht ab von seinem Streben. Er wand sich mühselig geschlagen und gestoßen durch die Maschinen

hindurch bis an eins der Fenster, das nach dem Hofraume hinaussah, denn der Besitz seines Goldes überwog bei ihm doch noch die Furcht vor Entdeckung!

Da stand er nun, kalt und fiebernd und doch in Schweiß gebadet, und schnappte nach Luft, die ihn kühl durch den Fensterspalt anhauchte. Neben dem Schuppen stimmten noch die Kohlen von den angezündeten Feuern, Trunkene lagen daneben, mit schmutzigen Matratzen zugedeckt, die sie aus den Ställen geholt hatten. Einige schnarchten, Andere lachten im Schlafe und röchelten lustige Liederweisen. Nur Einer wachte noch. Er lehnte an einer Pfoste und stierte mit weitaufgerissenen Augen in den trüben Winterhimmel hinein. Man sah es ihm an, daß er seiner Sinne nicht mächtig war, obwohl er die Weinflasche in seiner Hand oft zum Munde führte, dabei aber immer die Hälfte des Getränkes verschüttete. Darüber lachte er dann mit sonderbar hohlem Kehllaut, schüttelte den schwachen Kopf und meinte es, sei doch wunderbar, daß es bei solcher Kälte noch naß nieder ginge. Die Nüchternen schritten auf und ab und unterhielten sich mit einander. Der Thorweg war geschlossen und von Innen und Außen mit Arbeitern besetzt.

Schief über lag das Wohnhaus, wo Süßlich früher gehaust, wo er den Plan zu seinem Glück, den Grundstein zu seinem jetzigen Unglück gelegt hatte. In einzelnen Fenstern flackerte matter Lichtschimmer, dahin richtete Süßlich seine Blicke, dort vermuthete er sein Gold. Er hob wimmernd die dünnen Arme empor und klammerte

sich fest an die Fensterwirbel, um sich nur aufrecht erhalten zu können. Es war ihm schon ein Trost, den Ort im Auge zu behalten, wo er seine irdischen Schätze verborgen glaubte. Alles Andere, selbst das Leben, war ihm in diesem Augenblicke gleichgiltig.

So stand er unbeweglich, wie eine Bildsäule, bis im Osten der erste falbe Dämmerchein des Tages aufzuckte. Die Wachen schritten lebhafter auf und ab, auch die wüsten Gesellen, von der schärfern Morgenluft geschüttelt, begannen sich zu regen. Er fühlte, daß Entfernung nothwendig, daß sie unerläßlich sei. Auch fielen ihm die Augen vor Mattigkeit zu und in Beinen und Armen wühlte ein schneidender Schmerz. Er bückte sich und schlich eben so leise, als er gekommen war, wieder zurück in sein unbekannter Asyl.

SECHSZEHNTE KAPITEL.

Mit Anbruch des Tages verließen die Arbeiter das Werkhaus. Auf den Gesichtern Allen lag eine trotzige Entschlossenheit, die keiner Ueberredung weichen zu wollen schien. Während einige die Runde bei den ausgestellten Wachen machten, traten Andere in die Eisenhämmer und Hochöfen und kamen nach einiger Zeit, belastet mit gewichtigen Stangen und Haken, wieder zurück, die sie an ihre Gefährten vertheilten. Vergewissert, daß im Laufe der Nacht kein Mensch die Fabrikgebäude noch irgend ein anderes im Umkreis der Hütten und Werke gelegenes Haus verlassen hatte, brachen sie truppenweise nach der Spinnfabrik auf.

Es galt eine nochmalige Durchsuchung der Baulichkeiten oder, falls diese nicht zum Ziele führen sollte, eine förmliche Belagerung. Er war nun einmal fest beschloßen, den Mann, der sie jahrelang mit despotischer Willkühr geknechtet hatte, in ihre Hände zu bekommen, ihn fühlen zu lassen, was es heiÙe, mit freien Menschen ein grausames Spiel zu treiben. Zwar lag es nicht in ihrem Sinne, den verbrecherischen Mann zu miÙhandeln, aber ihn zu foltern bis zum äuÙersten Gipfel der Todesangst, das wollten sie. Ob dies gesetzlich erlaubt oder ein verbrecherischer Eingriff in die bürgerliche Ordnung des Staatslebens sei, galt den Rachedurstigen gleich viel.

Die Ereignisse der vergangenen Nacht waren indeÙ in der nächsten Umgegend verlautet. Es kamen Menschen von verschiedenen Orten herbei, um zu sehen, was es gäbe? Die Meisten wagten sich nicht in die unmittelbare Nähe der Arbeiter, Einige aber suchten die Erbitterten noch mehr zu reizen und brachten auch in der That durch die erlogne Nachricht, daÙ Bewaffnete unterwegs seien, um die Aufrührer zu zerstreuen, eine gefährliche Aufregung unter diesen hervor. Dennoch blieb Alles noch erträglich ruhig. Es geschahen keine offenen Gewaltthaten, ausgenommen, daÙ man die Möbeln im Hause der Beamten zerschlug und durch's Fenster auf den Hof warf. Die Flasche kreis'te wieder und inlammirte die unruhigen Köpfe bedeutend. Die Exaltirtesten banden eine abgerissene Gardine um einen Pfahl, schrieben mit Kohle das Wort ›*Freiheit*‹ darauf, rammten sie in den Boden ein und tanzten darum, während sie sich durch Absingen von

Volkswesen mehr und mehr in eine wuthähnliche Stimmung zu versetzen suchten. Auch Redner fehlten nicht. Was sie sprachen, war zwar nicht sehr zusammenhängend, aber es erfüllte doch seinen Zweck – es regte auf, es erbitterte, und der wildeste Beifall entging ihnen nicht.

Noch wäre vielleicht größeres Unheil verhütet worden, wenn gegen Mittag nicht mehrere Weiber zu den jetzt bereits im Zustande halber Trunkenheit sich befindlichen Männern mit Geschrei und Geheul gekommen wären. Sie gingen zerlumpt, die nackten Füße steckten in zerrissenen Lederschuh und Noth und Kummer sahen aus ihren hageren, eingefallenen Gesichtern. Mehrere trugen kleine Kinder, die kaum nothdürftig bekleidet waren und von dem harten Frost ganz blau aussahen. Schreiend zeigten sie den versammelten Männern die wimmernden Kleinen, die eben so vor Kälte, wie vor Hunger zitterten und jammerten. In der That war der Zustand dieser Armen beklagenswerth im höchsten Grade. Seit mehr acht Tagen hatten ihre Männer in Folge der eingestellten Arbeit keinen Lohn bekommen, nun war abermals durch die Entdeckung Süßlich's die Arbeit unterbrochen worden. Niemand war da, der zur Ordnung sah, die Obrigkeit, auf deren Geheiß die Arbeiter wieder eingetreten waren, machte nicht Anstalt zum Zahlen. Daß man ausprengte, sie beabsichtige die Festnehmung aller Arbeiter, um des Zahlens überhaupt überhoben zu werden, lag so nahe und ganz im Sinn dieser Menschen, daß es mit voller Ueberzeugung ausgesprochen wurde.

Ein allgemeines Geschrei nach Brod, nach Löhnung erhob sich. Der Oberaufseher, bis dahin gefangen gehalten, ward herbeigeschleppt und auf der Stelle Zahlung von ihm verlangt; dieser weigerte sich und behauptete, kein Geld zu haben. Die Arbeiter lachten, brachen abermals in die schon halb demolierte Wohnung und durchstöberten jetzt auch die bisher noch unangetastet gelassenen Pulte dieses Beamten. Jordan entdeckte in einem derselben ein schweres Portefeuille. Es ward geöffnet und die blanken Goldstücke rollten ihm in die Hände. Unter lautem Freudengeschrei brachte man den kostbaren Fund auf den Hofraum und warf das Gold ungezählt einander zu. Männer und Weiber schienen durch den ungewohnten Anblick so vielen Geldes völlig berauscht, ihrer Sinne kaum mehr mächtig zu sein. Viele vergaßen, was sie hieher getrieben, und machten Anstalt, den Ort zu verlassen. Da hörte man, wie aus hoher Luft herab eine kreischende, gellende Stimme, die wiederholt: »Mein Geld! Nehmt das Leben, nur laßt mir mein Gold!« ausrief.

Erst nach mehrmaligem Ertönen derselben Worte gewahrten Einige einen Mann im zweiten Gestock des Fabriksgebäudes, der verzweiflungsvoll die Hände rang, bald sich die Haare raufte. Zugleich sprang Joseph unter die jubelnden Gruppen und rief ihnen in seiner lustigen Weise zut: »Brüderle, wollt Ihr a Goldfinke sehe? Guck, dort pfeift er sein G'sangl, aber er hat's Jodeln halt nit g'lernt. Gelt, das is unser Zeisig? Na, Brüderle, woll'n wir'n heut d' Schwungfedern ausrupfe?«

Das Brausen eines Orkans im Forste war nicht lauter, nicht betäubenden als das Wuth- und Freudengeschrei, das sich jetzt unter den Arbeitern erhob. Ihre Anzahl mochte leicht fünf- bis sechshundert betragen, ohne die Weiber und Kinder, die jüngst dazu gekommen waren. Bei dem Anblick ihres ehemaligen Gebieters kam ein Geist dämonischer Wuth über Alle. Man sah nur ihn, man wollte nur ihn haben. Alles Uebrige war gleichgiltig oder blieb doch jetzt gänzlich unbeachtet. Niemand hörte mehr auf den Andern, es tobte und ras'te Jeder für sich, Alle aber vereinigten sich in dem Einen Ziele, nach dem riesigen Fabrikgebäude hinzustürzen.

Es war kein Gehen, kein Laufen, es war sein Rollen und Wogen, als ob empörte Meereswellen gegen ein Felsenriff brandeten. Das Fabrikgebäude war in einem Augenblick von dem wüthenden Arbeiterschwarm umlagert, deren sich so viele nach der Eingangsthür drängten, daß sie sich gegenseitig hinderten und nun mit Gewalt zu erzwingen suchten, was einige Geduld schneller und ohne Störung gethan hätte. Es kam zu so heftigen Thätlichkeiten, daß Blut floß und einige mit zerbrochenen Armen nicht fortgeschafft, sondern als untauglich bei Seite geworfen worden. Dieser Aufenthalt verschaffte dem Verfolgten Zeit, um wieder in sein Versteck zurück zu kehren. Er war nirgends zu sehen, als die Ersten durch die Thüren und Fenster in den Saal brachen – denn auch der Feuerleitern hatte man sich bemächtigt um von allen Seiten auf einmal in das Gebäude einzudringen.

Wir müssen nochmals darauf zurückkommen, daß während der ganzen vergangenen Nacht und in den darauf folgenden Stunden des neuen Tages die Heizer ohne Unterbrechung die Dampfmaschinen gespeist hatten. Es war dies Vorschrift und ward es ihnen nicht ausdrücklich untersagt, so glaubten sie die bestehende Ordnung befolgen zu müssen. Es hatte daher auch von Ferne den Anschein, als sei die Fabrik in voller Thätigkeit, was viel dazu beitrug, daß die Aufrührer in ihrem Vorhaben nicht gestört wurden. Denn die Meisten glaubten dem umlaufenden Gerüchte nicht, wenn sie den schwarzen Dampf wimpel über das Thal nach den Bergen hinflattern sahen.

Bis zu dem Augenblicke, wo die Schaar der Arbeiter mit ungebändigter Zerstörungswuth in die Fabrik einbrach, hatten die Heizer im Erdgeschoß ihre Pflicht gethan, jetzt aber vertrieb sie das unbeschreibliche Getöse, das sich über ihnen erhob. Sie verließen ihre gluthgefüllten Räume und mischten sich unter die Uebrigen, die jetzt theils aus Uebermuth, theils aus Wuth über das abermalige Entschlüpfen des Verfolgten die Spinnmaschinen lustig zu zerschlagen begannen. Die einmal aufgelöste Ordnung konnte jetzt keine Macht der Erde mehr binden. Die Zerstörung ging ihren Gang fort und schon nach Verlauf einiger Stunden lagen nicht allein die meisten Maschinen in Trümmern, auch die Zwischen- und Seitenwände, die Fenster und Thüren, die verbindenden Heizungsröhren waren zerschlagen, und heiße Gluth brodelte den sinnlosen Zerstörern entgegen. In allen Gestocken ward dieses Werk der Zerstörung mit gleicher Ausdauer,

mit gleicher Wuth getrieben. Mancher verunglückte dabei, ohne daß die Andern darauf achteten.

Bei dieser planlos begonnenen und doch gründlich ausgeführten Zerstörung entdeckte man auch die geheime Thür und Treppe in dem Maschinenhause. War man nun aber zu sehr blos von dem Gedanken des Vernichtens erfüllt oder glaubte man nicht, daß die sichtbar werdende Stiege zu irgend einem bewohnbaren Raume führen könne; genug, Keiner kam auf den Gedanken, die schmale Treppe zu erklimmen und zu untersuchen, wohin sie eigentlich geleite.

Staub und Qualm umhüllte die Arbeitenden, deren Kräfte sich verdreifacht zu haben schienen. Vom Zerstören, von Trunk und Wuth erhitzt, fühlten sie nicht, daß eine erstickende Atmosphäre sich in den halb zerstörten Sälen verbreitete. Aus dem Maschinenhaus, dessen Wände man ebenfalls zugleich mit einem Theil des Schornsteins eingeschlagen hatte, hauchte glühende Luft, quoll schwarzer erstickender Rauch. Die Maschine gerieth in Bewegung, da man aus Unkenntniß oder Uebermuth die Hemmung weggenommen haben mochte. Schneller als gewöhnlich hoben und senkten sich die glänzenden Eisenarme, denn das belebte Ungeheuer war sich allein überlassen. Sie tobte, als habe sie die Raserei der Zerstörer angesteckt. Die durchbrochenen Wände zitterten, und wo noch ein Rad, ein Kamm, ein Bügel, ein Gestänge mit ihr in Verbindung stand, da haspelte und rasselte, schnarrte und keuchte es gespenstisch fort und drohte jedem Nahenden Tod und Verderben.

Aus dem untern Geschoß und vom Hofraume her schrieen verworrene Stimmen: Feuer! Die in der Fabrik mit dem Werk der Zerstörung Beschäftigten wiederholten den Ruf, meinend, man begehre das Gebäude in Brand zu stecken, was den Meisten ganz in der Ordnung zu sein schien, da es ihrer Stimmung vollkommen entsprach. Diese wurden alsbald furchtbar enttäuscht. Einige Unvorsichtige hatten in ihrer Zertrümmerungswuth auch nicht den Feuerheerd schonen wollen. Die Gluth rollte ihnen entgegen wie ein Lavastrom, ergriff die zunächst liegenden brennbaren Stoffe und verbreitete sich mit furchtbarer Schnelligkeit durch mehrere Räume. Bald stand das halbe untere Geschoß in hellen Flammen, die vom Luftzuge genährt, an dem Fachwerke hinauf liefen, und bald da bald dort durch ein Fenster, eine Wandöffnung in das Innere des Gebäudes schlugen und die öligen Wollbündel ergriffen, die nun wie Schwärmer durch die Säle flogen, durch die Fenster flatterten, und wo sie hinfielen, unabwendbar zündeten.

Das Freudengejauchze ging jetzt in wahrhaftes Entsetzen über. Mehr als vierhundert Arbeiter waren in dem von unten auf brennenden Gebäude, dessen hellrothe Lohen mit grauenvoller Schnelligkeit alles Brennbare ergriffen. In der Wuth der Zerstörung hatten Viele selbst die Treppen durchgeschlagen. An diesen leckte bereits von unten auf das gierige Element. Nur in der Höhe, auf dem Dache schien Rettung, unten gähnte ein glühender Höllenrachen Dennoch wagten Viele einen Ausgang durch

die Flammen und Manchen rettete die unerhörte Keckheit, Andere verließen auf angeworfenen Leitern das auflodernde Gebäude oder ließen sich an dem bereits glimmenden Gebälk herab. Mancher wagte sogar einen kühnen Sprung, wobei die Glücklichen der tiefe, in hohen Wehen um die Fabrik gethürmte Schnee begünstigte. Viele aber trugen schreckliche Brandwunden davon, Mehrere wurden unerbittlich ein Opfer des entfesselten Elementes.

Die Fabrik war in der Dämmerung in Brand gerathen, mit Eintritt der Nacht stand sie schon in vollen Flammen. – Der Gutsbesitzer Knickeberg, den wir im Kreise seiner Familie am Vorabende dieser Begebenheiten in dem Augenblicke verließen, wo ihm die Meldung von der Wiederentdeckung Süßlich's gemacht wurde, fand sich veranlaßt, in Begleitung der beiden Jünglinge einen Gang auf's Feld zu machen, um zu sehen und zu hören, ob es wohl gerathen sein dürfte, sich den Suchenden beizugesellen. Da sich aber nur zuweilen ein dumpfes Getöse hören ließ, die Fenster der Fabrik aber fortleuchleten, auch sonst, wie es schien, in nichts eine Veränderung eintrat, so hielt er es nicht für nöthig, sich in eine Angelegenheit zu mischen, die ihn eigentlich nichts anging. Er war Ursache, daß auch Alexander wieder umkehrte, obwohl dieser eine heftige Unruhe nicht verbergen konnte. Pfennor lobte den Entschluß des Gutsbesitzers und unterließ nicht ein Langes und Breites in seiner lehrreichen Manier über die Pflichten eines deutschen Haus- und Familienvaters zu sprechen, wobei er mehrere große Krüge Bier und

verschiedene Pfeifen verarbeitete. Selbst am andern Morgen hatte Niemand auf dem Gute eine Ahnung von der wahren Lage der Dinge, und weil Knickeberg grade wichtige wirthschaftliche Geschäfte im Hause festhielten, wobei ihm die beiden jungen Leute an die Hand gehen mußten, so waren genauere Nachrichten nicht zu erlangen. Ueberhaupt schien es, als wünsche der Gutsbesitzer Alexandern ganz fern von all den Umtrieben zu halten, die in alter Munde waren. Sein unverdorbenes, natürliches Gefühl sagte ihm, daß das Zusammentreffen eines Sohnes mit einem Vater, der in die Schlingen der Justiz gerathen war, ein unpassendes, heftig erschütterndes, sein müsse.

So verging denn der Tag ungestört. Niemand brachte Kunde, man sah und hörte nichts. Die Aufregung war daher um so größer, als Cölestine plötzlich athemlos in's Zimmer stürzte und mit schreckenbleichem Gesichte verkündete, daß die Fabrik oder die Eisenhütten in Flammen stehen müßten, denn der Himmel sei ganz mattröth gefärbt und dunkle Rauchwolken wälzten sich über die Höhen herauf! Jetzt war kein Halten mehr; Alles brach auf, auch die Frauen. Knickeberg, bei solchen Gelegenheiten niemals unthätig, langte die Feuereimer vom Haken und nöthigte sowohl Alexandern als Gotthold einen derselben auf. Ein alter Rock, wie er für Expeditionen dieser Art immer bereit hing, ward angezogen, der schlechteste Hut ebenfalls hervorgesucht und nun hieß es: »Mit Gott vorwärts, Kinder, damit wir retten können, was zu retten ist!«

Die Männer liefen rasch voraus, Frau Adelheid mit den Mädchen wollte nur bis auf die hohe Straße gehen, die sich an den Hügeln hinzog, und von dort aus den Herd des Feuers überblicken. Knickeberg fiel es nicht ein, daß der Brand in Folge der Arbeiterunruhen ausgebrochen sein könnte, er glaubte noch an ein zufälliges Unglück. Daß die Fabrik wirklich in Flammen stehe, blieb nicht lange zweifelhaft. Der Wind, der Nachmittags aufgesprungen war, jagte die hellen Flammen weit in's Feld hinein und bedrohte alle tiefer liegenden Gebäude, namentlich die Eisenwerke. Außer dem eigentlichen Fabrikgebäude waren auch bereits die Nebenwohnungen von den Flammen ergriffen, als Knickeberg mit seinen jungen Begleitern in der Nähe des Brandes ankam.

Hier drängte sich eine bedeutende Menschenmenge in unaussprechlicher Bestürzung durch einander. Der ganze eine Flügel der Spinnfabrik und das Hauptmittelgebäude, wo die Dampfmaschinen standen, brannte von unten bis oben wie ein Kartenhaus. Der Anblick war grandiosbezaubernd, denn da beinahe alles Holzwerk auf einmal entzündet ward, so standen noch alle vier Stockwerke prasselnd übereinander, ohne zu wanken oder zu stürzen. Jeder staunte, Niemand dachte an ein Löschen der Gluth, Alles schrie nur wirr und wüst durch einander und rief da und dort Herbeieilende zur Rettung noch in dem brennenden Gebäude eingeschlossener Menschen auf. Die Verwüstung, die sich im Hofraume zeigte, die noch

im Winde flatternde Freiheitsfahne, das Umherrennen einiger vom Feuer schwer Verletzten, die vor Schmerz jammerten und um Hilfe schrieen: dies Alles und der Mangel an wirklichem Willen, das noch Unversehrte möglichst zu erhalten, verriethen jetzt dem Gutsbesitzer schauernd, was in den letzten Stunden hier vorgegangen war.

Nach einiger Zeit, während Knickeberg mit Hilfe einiger Gleichgesinnter den Bedrängten auf alle erdenkliche Weise beisprang und dadurch Mehrere einem sichern Tode entriß, brachen einzelne Balken zusammen, das Sparrwerk prasselte nieder, das ganze brennende Gebäude schwankte, als bebe die Erde unter ihm. Alles floh und sammelte sich nieder in einiger Entfernung, mit stieren Augen den Fortschritt der Flammen verfolgend. Die anfangs am zügellosesten gewesen, waren jetzt still und in sich gekehrt oder schlichen verbrannt, verstümmelt von dannen. An Denjenigen, dessen Verfolgung die Veranlassung zu diesem Unheil, zu dieser Zerstörung war, dachte jetzt Niemand mehr, nicht einmal seinen Namen hörte man nennen.

Es war mittlerweile völlig Nacht geworden und die Feuersbrunst beleuchtete die beschneite Landschaft stundenweit. Von heftigem Winde angefacht, waren die Feuerbrände nach allen Seiten hin verstreut worden. Es brannten nicht allein alle zur Fabrik gehörigen Gebäude, auch ein paar Hochöfen im Grunde hatten Feuer gefangen, und die zusammenlaufende Menge, die jetzt auch mit Löschmaterial herbeikam, theilte sich und sprang sogar zur größern Hälfte dahin, wo Hilfe noch von Erfolg

sein konnte. Erde und Himmel schienen in Purpur gehüllt und ein vom Winde weit fortgetragener Feuerregen besäte den flimmernden Schnee mit glühenden Flocken.

Um diese Zeit rollte ein Postwagen auf der Straße daher nach M***. Die Pferde, vor der grauenvollen Gluth scheuend, wollten dem Postillon kaum gehorchen. Die Passagiere wurden unruhig und befahlen, angezogen und gefesselt von der wahrhaft prachtvollen Feuersbrunst, anzuhalten. Man stieg aus und überließ Wagen und Pferde der alleinigen Sorge ihres Lenkers. Dies geschah unweit der Stelle, wo die Frauen, in ihre Mäntel gehüllt, noch an der Straße dem Umsichgreifen der Flammen zusahen. Der laute Ausruf eines Passagieres: »Hilf Gott, das ist ja die Fabrik!« lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit Aller von dem Feuer auf den Fremden. Cölestine's Herz schlug vor Freude, sie breitete die Arme aus, sie rief: »Theobald! mein guter, bester Bruder!« und warf sich bald lachend, bald weinend in die Arme der Heimkehrenden. Auch die Mutter hatte schon die Stimme des lang vermißten Sohnes erkannt. Sie schlang mit mütterlicher Zärtlichkeit die Arme um Theobald's Nacken, und Mutter und Schwester wetteiferten, wer von beiden dem Geliebten die herzlichsten Worte der Freude, die trauesten Begrüßungen zurufen sollte. – Theobald suchte sich mit Mühe diesen sich immer wiederholenden Umarmungen zu entziehen. Er fragte nach dem Vater, nach den Freunden, mit einiger Befangenheit nach Süßlich!

»Wo dieser ist, mag Gott wissen!« sagte Frau Adelheid, »der Vater aber und die Andern sind beim Feuer. Es ist ein recht großes Unglück für den guten Gotthold!«

Theobald zeigte Lust, ebenfalls nach dem Schauplatz der Verheerung aufzubrechen, Mutter und Schwester hielten ihn aber zurück, da er ja doch nichts helfen könne, und vermochten ihn auch nach einigem Sträuben, daß er sie nach dem Gute begleitete. In diesem Augenblicke rollte es, wie ein dumpfer Donnerschlag durch die Luft, eine breite, von Millionen flimmender Sterne getragene Feuersäule stieg in den gerötheten Nachthimmel empor, dann überwallte ein blutiger Dunst die Brandstätte und hüllte Alles in einen undurchdringlichen röthlich-braunen Qualm.

Wir versetzen uns an den Ort der Zerstörung. Die Fabrik war eben in sich selbst zusammengestürzt und hatte die nächsten Wände, die nur aus Fachwerk oder Backsteinen bestanden, mit sich gerissen. Von dem mittlern Theil des Gebäudes war nichts übrig geblieben, als zwei Wände des Maschinenhauses, dessen Bedachung jetzt eben Flammen fing. Die Dampfmaschinen selbst, zum Theil mit rothglühenden Hebeln, arbeiteten noch, wie leuchtende Riesen. Ein furchtbarer Schrei dröhnte durch die kurze todtenstille Pause, die unmittelbar dem Einsturze folgte, und in der man nur das Geprassel der Flammen, das Knattern und Nachschurren rollender Backsteine und das hohle, stockende Keuchen der Maschinen hörte. Aller Blicke flogen nach der Gegend hin, aus dem der entsetzliche Schrei erschollen war. Da stand ein Mann, mit

fliegendem grauem Haar dicht über den wirbelnden Feuerarmen der Maschine, die ihm wie zum Hohne die goldrothen Hände in jeder Sekunde hinaufreichte und sie nun wieder mit zischendem Gelächter hinabsinken ließ.

»Süßlich! Süßlich!« schrieen tausend Stimmen auf einmal und Entsetzen trieb Manchem das Haar zu Berge.

»Seht den Wucherer über dem Rachen der Hölle!« meinten die Hartherzigsten, ja ein armes, halbnacktes Weib, dessen Mann in den Flammen umgekommen war, erhob kreischend ihren sechsjährigen Knaben und zeigte ihm den Verzweifelnden, indem sie sprach: »Sieh hin, armer, verlassener Wurm! Dort oben fleht der Mann, der uns drei Jahre lang eben so am Abgrunde stehen ließ und unser Flehen nur verlachte!«

Knickeberg rang die Hände bei diesem Anblick. Er begriff jetzt den innern Zusammenhang des ganzen tragischen Ereignisses, aber er wußte, so besonnen er sonst war, in diesem furchtbaren Augenblick keinen Rath, keine Hilfe. Süßlich erhob nur von Zeit zu Zeit flehend die Hände, sein Geschrei konnte man nicht hören, denn es riefen tausend Stimmen durcheinander, diese Rettungsvorschläge machend, jene den Verlorenen noch mit Fluchen und Verwünschungen überschüttend. Schneller als die Uebrigen, war Alexander entschlossen. Es war sein Vater, der dort oben auf der schwankenden Mauer, auf dem schmalen, kaum einige Fuß breiten Rande dem martervollsten Tode entgegensah. Da stritten alle Rücksichten, da war Alles vergeben und vergessen! Nur das Herz

des Kindes sprach und seiner Stimme gab Alexander Gehör. Mit Alles übertönendem Ruf schrie er nach einer Leiter und brach sich Bahn durch die scheu zurückweichende Menschenmenge. In wenigen Sekunden schon stand er dicht unter der Mauer, aber die Gluth trieb ihn sogleich wieder zurück. Er winkte, er rief dem Vater, er nannte sich selbst beim Namen und verhiess ihm Rettung. Süßlich vernahm die Worte, er sah den Sohn. Man hörte, daß der Verzweifelte im matten Aufblitzen des nahen Hoffnungsschimmers in ein lautes Lachen ausbrach. Dann stürzte er auf die Knie, dann rang er die Hände und nun betete er, während die noch immer arbeitende Maschine ihn fast streifte. Es war ein entsetzlicher Augenblick!

Jetzt arbeiteten sich ein paar starke Männer mit einer langen Leiter durch die Menschenmenge. Einer derselben war der Tyroler, der andere Jordan, der Eisenhüttenarbeiter. Alexander erkannte beide. »Joseph!« rief er aus, dem Tyroler die Hände entgegenstreckend, »Du bist's? Du bist überall, wo Noth und Tod den Menschen begegnen, wie ein rettender Engel!«

»Daß Dich die Kränk'!« sagte Joseph. »Grüß Di Gott, Brüderle, aber 's is a sakrischer Spaziergang da 'nauf. Weißt 'was, laß mi 'nan laufe, i bin's Klettern g'wohnt von mei Heimd her.«

Alexander schüttelte lächelnd sein schwarzlockiges Haupt. Er ergriff nebst den Andern die Leiter, um sie durch glühendes Gebälk an die Mauer zu tragen. Dies war aber kein leichtes Unternehmen, denn der Wind trieb

ihnen den glühenden Rauch entgegen und erschwerte das Auflaufen der Rettungsleiter. Endlich war man dem Ziele nahe, nur noch wenige Schritte und der Unglückliche konnte gerettet werden!

Süßlich hatte sich wieder erhoben, er schwankte, schwindelnd vor Gluth und Angst. Die Leiter stürzte an die schwache Mauer – sie war zu kurz!

»Vater, Vater!« rief Alexander in Todesangst. »Halte Dich aufrecht, ich werde Dich herabtragen!«

Er lief die Leiter hinan, wie ein Eichhorn, an übersprühenden Flammen sich die Haare versengend, allein sein Bemühen sollte fruchtlos bleiben. Süßlich hatte die Worte des Sohnes entweder nicht gehört oder wollte nicht länger zaudern. Er versuchte die Leiter mit den Füßen zu erreichen, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte seitwärts gerade den Hebeln der Dampfmaschinen in die Arme! – Kein Schrei ward gehört, obwohl eine Todtenstille unter den bebenden Zuschauern herrschte. Man sah nur im ersten kreisenden Umschwunge einen dunklen Körper sich um die glühenden Eisenstäbe biegen und dann als formlose Masse in die flammende Umgebung stürzen. Wenige Minuten später stand die Maschine von selbst still. Es war, als habe sie ihre Bestimmung erfüllt! Das Feuer wüthete aber noch lange fort und verzehrte die sämmtlichen Gebäude, bis nur ein Haufen rauchender Trümmer noch übrig war. –

Alexander sank konvulsivisch zuckend in Josephs treue Bruderarme.

»Hilf Gott! Hilf Gott!« sagte der gutherzige Mensch, indem er eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte. »Der Arme, und mag er der größt' Sünder g'wese sei, der hat a gar zu heiß' Todesbettl g'funde. Gott gebe ihm ein fröhliche Derwachen!«

Mit Jordan vereint, dessen eiserne Züge seine Gefühle nicht verriethen, brachte er den ohnmächtigen Alexander zu Knickeberg zurück, der sich mit Gotthold auf einen Schneehaufen gesetzt hatte und die bittersten Thränen vergoß.

SIEBENZEHNTE KAPITEL.

Es vergingen Tage, ehe man das Feuer ganz bewältigen konnte. Ein allgemeines Entsetzen war über die Leute gekommen, die Schuldigen bangten vor einer Untersuchung, die Furchtsamen besorgten eine Wiederholung, denn im Umkreise weniger Stunden gab es noch mehrere Fabriken, deren Besitzer sammt und sonders nicht gerade sehr beliebt waren. Der Vorwurf des Eigennutzes, der Habsucht, der Hartherzigkeit lastete auch auf ihnen.

Indeß geschah nichts, was Bedenken erwecken konnte. Der in den nächsten Tagen nach dem Brande etwas steigende Arbeitslohn gab sogar eine Gewähr für die Fortdauer der Ruhe, die bis jetzt blos eine schwüle, drohende Stille gewesen war. Man schöpfte neue Hoffnungen, man blickte mit einiger Zuversicht in die Zukunft. –

Für unsere Freunde waren dies traurige, schwere, schmerzvolle Tage. Alexander erwachte nur aus seiner

Ohnmacht, um in ein heftiges Fieber zu fallen, das tagelang sein Leben bedrohte. Gotthold und Joseph, der als ein Bekannter auf dem Gute aufgenommen ward, pflegten den Freund mit treuer Sorgfalt, und Elise wich Tag und Nacht kaum von dem Lager des Kranken. Vater Knickeberg fand nirgends Ruhe. Das Haus war ihm zu eng, jede Arbeit eine Qual. Er ging vom Keller auf den Boden in die Scheuern, aus den Scheuern auf's Feld; er versuchte alle möglichen Arbeiten, selbst solche, mit denen er sich sonst niemals befaßt hatte. Selbst zum Dreschflegel griff er und hieb unter seinen Knechten mit solcher Gewalt auf die Garben, daß er an einem Tage drei dieser Instrumente zu Grunde richtete.

»Ich muß mir's Blut durcheinander schütteln,« gab er seiner Frau zur Antwort, die über dies sonderbare Betragen in ernsthafte Sorgen gerieth. »Die gottverlassene Brandnacht hat alle Säfte theils verdorrt, theils verfroren, und das halte aus, wer kann! Aus den Gliedern und Lungen muß ich's kriegen und soll ich zur Abwechslung ein paar Dutzend Mal vom Heuboden springen.«

»Du bist wohl nicht klug!« versetzte Frau Adelheid und glaubte wirklich, es rapple mit ihrem Manne. »Daß Du den Hals brächest! Wir haben wohl noch nicht genug Unglück erlebt?«

»Denkst Du, ich werde auf's blanke Tenne 'runter hopen? Daß ich ein Esel wäre! Erst laß ich zehn Zentner Futter unterbreiten; darauf plauzt sich's ganz prächtig. In meiner Jugend hab' ich das hundert Mal gemacht zum

puren Vergnügen. Und 's ist mir immer sehr gut bekommen; ich kriegte einen Appetit, wie ein Haifisch. Hätte es dazumal noch Jonasse zu verschlingen gegeben, ich glaube, ich hätte mich über den Kerl hergemacht, ganzbeinig wäre er aber nicht in mich gekommen.«

Frau Adelheid mußte lachen und freute sich, daß sich der Humor bei Knickeberg wieder meldete. Es war dies das sicherste Zeichen seiner sich aufraffenden kräftigen Natur. »Ich muß mich auslaufen,« sagte er, nahm Hut und Stock und pfiß Nero, der frei im Hofe herumliefe und die Sperlinge jagte. »Laß dem armen Alexander nichts abgehen und sieh zu, daß der Junge richtig einnimmt! Der närrische Joseph will's nicht zugeben, weil er selbst eine Natur hat, wie ein polnischer Ochse. In dem Punkte komme ich nicht mit ihm zusammen, so gut ich ihn sonst leiden mag. Und die Elise jagst Du mir heut' in's Bett! Das Mädchel macht sich auch noch krank und ehe ich eine Hand umdrehe, ist mein Haus ein Spital geworden. Behüte mich Gott vor solchem Unglück! Kurz und gut, das Mädchel geht in's Nest und schläft, schläft volle vierundzwanzig Stunden ohne aufzuwachen oder ich bin im Stande und prügle sie. Sie soll partout schlafen, ich will's! Und sie hat mir's auch versprochen, denn 's ist eine herzensgute Seele. Was fahnzen¹ denn die Beiden mit einander 'rum? Ich meine Bruder und Schwester – Vorhin sah

¹Mit lebhaften Bewegungen auf- und abgehen.

ich sie mitten durch den tiefsten Schnee Arm in Arm waren, als ob's Zucker wär'. Ich glaube am Ende, die fangen nachträglich noch einmal an, blau zu leben!«

»Laß sie! Sie sprechen sich aus.«

»Nun eine Weile sollen sie's treiben dürfen, aber lange halte ich's nicht mehr aus. Was in meinem Hause lebt, soll sich rühren oder will's faullenzen, sich auf den Rücken legen und krank sein! Adieu! Die Knechte sollen heut Wicken dreschen. Wenn der Brauer von Sonnenthal kommt und nach dem Weizen fragt, so sag' ihm, daß er ihn haben könne, aber keinen Pfennig unter fünf Thaler preußisch Courant den Scheffel! Mit seinen beschnittenen Holländern soll er mir vom Halse bleiben! Gegen die Dunkelheit komme ich wieder.«

Knickeberg lief den ersten besten Feldweg hinaus, von dem bellenden Nero freudig umsprungen. Er wußte selbst nicht, wohin ihn der Weg führen werde. Das überließ er dem Zufall, der ja in recht zweifelhaften Fällen immer der zuverlässigste, brauchbarste Rathgeber ist. –

Theobald saß seiner Schwester gegenüber am Näh-tischchen. Die Mutter las Kaffeebohnen und summte dazu, wie sie gern that, ein Liedchen. Cölestine nähte eifrig und sprach noch eifriger, während Theobald sehr aufmerksam zuhörte und die Wachsleinewand des Tischchens mit einer Schere zerstach. Er hatte die wenigen Tage seiner Anwesenheit dazu verwandt, der Schwester das Hauptsächlichste aus seinem Leben, das sie noch nicht kannte, mitzutheilen. Jetzt verlangte er von Cölestine ein gegenseitiges Vertrauen und berief sich auf ihren letzten

Brief. Sie stand nicht an, seiner Forderung zu genügen, und so erfuhr der still lauschende Bruder, was wir aus den mitgetheilten Tagebuchblättern des eigenthümlichen Mädchens bereits wissen. Während dieser Mittheilung, die so gedämpft und leise gemacht wurde, daß die Mutter kaum ein Geflüster vernahm, liefen dem betrübten Mädchen die hellen Schmerzesthränen über die eingefallenen schmalen Wangen und um den Mund setzte sich ein bitterer Zug tiefen Wehes fest. Sie mußte oft das leinene Tüchlein zur Hand nehmen, um die Arbeit nicht mit den ergiebig rieselnden Thränen zu beflecken.

»Da hast Du nun ein ungefähres Bild meines Lebens,« schloß sie ihre Mittheilung. »Es ist eben kein Zuckerlecken gewesen, wohl aber recht viel Wehmuth. Und ich habe das Alles so allein mit mir herumtragen müssen, Tag und Nacht, und dabei die viele Arbeit! Wie schwer ist mir das geworden! Wie habe ich dann spät Nachts, wenn ich doch nicht einschlafen konnte vor Kummer und Müdigkeit, oft stundenlang am Kammerfenster gestanden und die Sterne angesehen, die immer gleich ruhig ihre Bahnen dahinwandeln! Manchmal fand ich Trost darin, denn ich kam auf himmlische Gedanken, manchmal aber drückte mich's auch noch mehr nieder, wenn ich Vergleichen anstellte, und dann hüllte ich mich in die Kissen und weinte mich aus, bis ich doch endlich drüber einschlummerte. Und so ging's alle Tage! Was habe ich da an Dich gedacht, lieber Bruder! Aber Du warst so weit und was mich immer beruhigte, das war die vornehme Bekanntschaft. Ich weiß nicht, wie's kommt, aber mir ist's

immer, als könnten die Vornehmen nicht so fühlen, wie wir von geringem Stande. Ich denke immer, sie schämen sich vor ihrer eigenen Vornehmheit, und wenn sie doch eine Freude oder ein rechtes Leid haben, so ist's immer nur eine vornehme Freude und ein vornehmes Leid, und das kann nicht sein, wie bei uns. Es mag wohl recht viel Kunst dabei sein und viel Schönes.«

Cölestine trocknete sich wieder die Thränen ab und sah fragend nach dem ihr gegenüber sitzenden Bruder. Theobald begegnete ihrem Blicke. »Es gibt viele Vornehme, die dem von Dir entworfenen Bilde gleichen, doch sind sie nicht gerade häufiger, als die unter den niedrigen Ständen so weit verbreiteten Gefühllosigkeit und Brutalität des Gemüthes. Auch muß man unterscheiden zwischen innerer Herzenskälte und dem feinen Takt, die mächtigsten Gefühle, die stürmischsten Leidenschaften unter der fest gehaltenen Form zu verbergen.«

»Wie ist Aurora?« fragte Cölestine. »Kann man Zutrauen zu ihr fassen?«

»Vor der Welt ist sie stets ruhig und gehalten, und doch gibt es vielleicht nur wenige Frauen, überhaupt nur wenige Menschen, die so tief fühlen, so gewaltig erschüttert werden können.«

»Ob sie mir gut sein würde?«

»Sie ist es schon von Herzen.«

Cölestine schüttelte den Kopf und sah ungläubig durch's Fenster, dessen Eisblumen an der Februarsonne zerschmolzen. »Von weitem, in solcher Entfernung kann das täuschen! Ich werde zu schlicht, zu unbeholfen, wohl

auch zu ungebildet sein. Was kann ein einfaches Landmädchen mit einer hochgeborenen Baronesse viel anfangen? Ach und das quält mich und verbittert mir oft gerade die schönsten Stunden, denn Du liebst sie ja doch!«

»Du weißt es,« sagte Theobald, »und ich brauche mich dessen nicht zu schämen. Es ist ein Bund der Seelen, nicht der Konvenienz. Wir verstehen einander immer, auch da, wo wir anders verschieden fühlen und denken. Es ist der hohe Vorzug solcher aus geistiger Gemeinschaft hervorgegangner Liebe, daß selbst Mißstimmungen nie in Heftigkeit ausarten können.«

»Und liebt sie Dich wirklich? So recht innig und ganz, wie ein Weib den Mann lieben soll? Sagen kann ich das freilich nicht, aber ich weiß doch, wie es sein muß. Es ist dabei gar kein Hinterhalt mehr im Herzen. Der geliebte Mann lebt da überall, in jedem Pulsschlag, in jedem Gedanken! Es ist Alles sein eigen, wir haben nichts mehr, wir sind nichts mehr ohne ihn! Freilich sind das auch nur Worte, wie anders soll ich aber Gefühle schildern? O Gott, für die Liebe müßte die Liebe selbst eine Sprache erfinden, und ich denke, es hat sie Jeder, der recht liebt. Gebe ihm der Himmel dann nur eine glückliche Liebe!«

Theobald betrachtete die Schwester mit Bewunderung. Ihre vorstehenden großen Augen glänzten wie begeistert, die schön gewölbten dunklen Augenbrauen zuckten wie bejahend zu ihren Worten und um den Mund spielte ein sanftes Lächeln, während doch Thränenperlen an ihren Wimpern hingen.

»Du hast Aurora's Liebe geschildert,« sprach Theobald nach einer Weile und reichte der Schwester über den Tisch die Hand. »Beruhige Dich, Cölestine, auch Du wirst sie lieben lernen, wie eine Schwester, sobald Ihr Euch erst kennt. Denke nur immer daran, daß sie mich glücklich gemacht hat.«

Cölestine drückte die Hand des Bruders und nickte ihm beistimmend. Die Mutter stand auf und strich die rohen Kaiserbohnen mit der Hand in die Schüssel. »Bist Du fertig,« fragte sie die Tochter, »so will ich Feuer anzünden lassen.«

»Wie Du willst,« erwiderte Cölestine, »ich kann zu jeder Zeit.«

Frau Adelheid ging in die Küche, wo Joseph mit Holzspalten beschäftigt war. »Es ist genug,« sagte Adelheid. »Wenn's der Vater sähe, würde er zanken.«

»Herr Knickeberg zanken?« erwiderte der Tyroler und schlug das Beil mit der Schärfe in den Hauklotz; »B'hüt' Gott! I wollt' ihn 's Zankbörnel schon zuhalte, daß er auf-lache müßt' vor Lust. 's geht wahrlich nix über die rechte Herzensfreudigkeit, Frauchen, das können S' glauben! Aber wissen S' 'was Neues? So a gut Kaffee, wie bei Ihne, hab' i nit mehr g'trunke, seit i über d' Alpenberge g'laufe bin. 's is wahr, *capo di Bacco!*«

Theobald begleitete die Schwester, um das Gespräch bei der häuslichen Beschäftigung fortführen zu können. Joseph ging jodelnd ab und zu, holte Futter für's Vieh aus der Scheuer, schnitt Hexel, glühte Drath, um Frau Adelheid, die ihn darum gebeten hatte, neue Töpfe zu binden.

Denn der stets fröhliche Mann war fast zu Allem zu gebrauchen und schämte sich auch keiner Arbeit. Wo Cölestine war, da machte er sich gern etwas zu schaffen. Das stille, ernste, arbeitsame und geschickte Mädchen schien ihm zu gefallen, und es freute ihn, wenn sein Lied ein Lächeln auf ihre bleichen Wangen rief.

»Du sprachst letzthin von einer Reise, die Du unternehmen wolltest,« sagte Cölestine, die Kaffeetrommel über dem flackernden Feuer drehend, »wohin gedenkst Du denn? Geh' nur nicht gar zu weit, sonst wird meine Angst noch größer.«

»Läge nur die Kunst nicht unter einem so fernen Himmelsstriche,« erwiderte Theobald, »so würde ich Deinen Wunsch sehr gern beachten. Aber Italien ist weit und doch, wer mag als Künstler, als Componist, als Dichter leben, ohne dies Land gesehen zu haben! Wie ich als Knabe Wünsche hegte, die auch in unerreichbaren Regionen ihrer Erfüllung entgegenharrten, so geht es mir nun beim Eintritt in's Mannesalter. Möglich, daß ich noch lange vergeblich Auge und Seele wie ein Fernrohr nach dem Süden richte, ohne jene Welt kennen zu lernen, meine Ahnung sagt mir doch, daß die Zeit der Erfüllung einmal kommen wird.«

Cölestine seufzte. »Darin seid ihr Männer doch glücklicher als wir,« gab sie zur Antwort. »Selbst, wenn ihr sehr sehr lange warten müßt, wenn euch alle Mittel fehlen, es kommt doch eine Zeit, wo Ihr durchsetzen könnt, was euer ganzes Wesen erfüllt. Aber wir! Lieber Gott, wir setzen

nicht einmal eine Heirath durch. – Da bleibst Du wohl sehr lange weg, lieber Bruder?«

»Ein paar Jahre, aber darum ängstige Dich vor der Hand nicht. Noch bin ich bei Dir, bin an die Scholle gebunden und werde wohl manchen Kampf zu bestehen haben, ehe ich sagen kann: jetzt bin ich endlich ein freier Mann.«

»Gefällt es Dir denn auch bei uns in dieser gewöhnlicher, anspruchlosen Alltäglichkeit? Es fehlt hier doch Alles, was für Dich Interesse haben kann.«

»Außer Dir und den Eltern, und den köstlichen Erinnerungen aus unsern Jugendspielen. Der muß eine finstere Seele besitzen, dem es am elterlichen Heerde, und wäre er noch so elend und dürftig, nicht wie Wonnegefühl überlief. Die Welt der Gesellschaft bedarf ich wohl, aber ich liebe sie nicht. Hier, hier ist die Quelle meiner Freuden! Hier träumte ich von hohem, ungewöhnlichem Glück, hier, denk' ich, soll es mir noch, wie eine Fee, in die Arme sinken!«

»Das höre ich gern,« erwiderte Cölestine, »denn es gibt mir die Gewißheit, daß Du ganz, wie Du sonst warst, geblieben bist – ein Bischen kurios, ein Bischen aparte, ein Bischen ein Träumer und ein Bischen ein Narr. Das war mein Bruder Theobald!« Sie lachte laut und fiel dem gleichfalls lachenden Bruder um den Hals.

»Nun sage mir, wie verträgst Du Dich mit Elise?« fragte unser Freund. Cölestine fixirte ihn. »Besser, als ich je geglaubt hätte. Du weißt, ich bin in manchen Dingen schroff und eigensinnig, aber Elise gegenüber merke ich

das gar nicht. Sie ist so nachgiebig und geschmeidig, daß ich selbst durch sie gewinne. Und arbeiten kann sie, Herr Du mein Gott! Da schäme ich mich beinahe!«

»Ja, arbeiten kann sie,« sagte Theobald, »nur schade, daß sie sonst für wenig Sinn hat.«

»Da thust Du ihr ganz Unrecht und der pure Verdruß spricht aus Dir!« eiferte Cölestine und schwenkte die rauchende Trommel ein paarmal in der Luft auf und ab. »Was ich ihr sage, das versucht sie und meistentheils gelingt es ihr auch. Sie tanzt wie ein Elfe, lacht wie ein Kobold, stickt wie eine Königin und lies't und schwatzt wie ein Professor. Das magst Du glauben. Und höre, den Vater laß das nicht hören! Der ist Dir wie vergafft in Elise und tritt ihr in allen Dingen die Brücke. Aber freilich, daß sie Dir nicht gefällt, ist begreiflich, das geht mit gewesenen Liebesleuten gewöhnlich so.«

Theobald mußte die schwesterliche Strafpredigt geduldig anhören und er ließ sie ohne Murren über sich ergehen. »Sie mag sich geändert haben,« sagte er hingeworfen. »Schmerz und Leiden zeitigen den Menschen, wie Früchte, die ein Wurm, annagt, auch früher, als unangetastete, reif werden. Doch, sprich, wie kam es, daß ich von unsern guten Pastoren nichts gehört habe? Daß sich keiner von ihnen hat sehen lassen?«

»Nur Geduld,« fiel Cölestine ein. »Ich glaube der Vater macht heut die Runde bei ihnen, denn wenn er rappelköpfig ist, wie jetzt, und er nicht weiß, ob der Himmel mit Baßgeigen oder mit Posaunen ausgeschlagen ist, da

geht er gern auf die Pfarreien. Unsere alten guten Freunde, die inzwischen noch etwas wunderlicher geworden sind, haben eine ausgezeichnete Gabe, Vaters prächtige Grobheiten selig ruhig in die Tasche zu stecken. Gib acht, er kommt auf den Abend ganz munter zurück, der Schreck ist aus den Gliedern und die Welt wieder in Schick gebracht. Ich wollte nur, daß der Brauer käme und den Weizen gegen baare Silbermünze kaufte.«

»Wer geht denn jetzt handeln?« fragte Theobald lächelnd.

»Ich!« sagte Cölestine mit komischer Grandezza. »Ich sage Dir, Bruder, Du würdest Dich wundern über meine Courage. Ein Mundwerk hab' ich dabei, als hätt' ich Lehre genommen bei einem Juden oder Ungar.«

»Die Tyroler muß' halt nit vergesse,« fiel Joseph ein, der schon ein Weilchen an der Thür lehnend dem Geschwisterpaar zugehört hatte. 's geht kein Handelsmann über a sakrisch Tyrolerbub!« Jodelnd drehte er sich um, schwenkte seinen Spitzhut, sprang tanzend von einem Beine auf's andere und fuhr fort Hexel zu schneiden.

»Das ist der erste ganz glückliche Mensch, den ich gesehen habe,« sagte Cölestine. »Ich möchte doch wissen, ob die Heiterkeit der Seele mit dem wärmer werdenden Sonnenschein zunimmt, oder ob's ausgesprochener Volkscharakter aller Alpenbewohner ist?«

Theobald blieb der Schwester die Antwort auf diese Frage schuldig, denn hinter ihm stand eine Figur, die ihm fast ganz entschwunden war, doch genau so, wie er sie vor zehn und mehr Jahren schon gesehen hatte, nämlich

Stephan, der Todtengräber. Der alte, sehr greise Mann lehnte etwas vorgebeugt auf seinem Stocke. Nachdem er längere Zeit den männlicher gewordenen Theobald betrachtet und dieser ihm zum Gruße die Hand gereicht hatte, nahm er den dreieckigen Hut ab und sprach: »Gott zum Gruß, mein lieber junger Herr! Es ist eine rechte Freude für meine alten Augen, daß mich's Gott noch erleben und Sie wieder sehen läßt! Gehen wunderbare Dinge vor in der Welt und schreckliche Verbrechen geschehen – nun Sie haben's ja mit angesehen – aber wahr ist's, die Natur hat für jedes Gift ein Gegengift; für jede Wunde ein Kraut und für jedes Leid eine wahrhaftige Freude! Daß ich Sie hier sehe, hier neben der frommen mildthätigen jungen Schwester, ja wahrhaftig, das macht mich um zehn Jahre jünger, und das will was sagen in meinen Alter.«

Stephan setzte sich auf ein Bänkchen hinter dem Herde. »Ja, warum ich komme!« fuhr er fort. »Hätt' ich's doch bald vergessen. Es ist nun so in der Welt, je länger die Jahre, je kürzer die Gedanken! Ist der Herr Vater nicht zugegen? Nicht? Schade, schade – aber Sie können's auch ausrichten. Ich wollte nämlich nur vermelden, daß sie heut beim Aufräumen des Schuttes die Gebeine des Verunglückten gefunden haben. Sie sind reputirlich bei Seite geschafft worden und die Obrigkeit hat nichts dawider, daß sie unter einem stillen Gebet christlich beigesetzt werden. Wir sind ja allzumal Sünder! Derowegen möge Herr Knickeberg bestimmen, wo und wann, dies geschehen soll. Meinen Gedanken nach warten wir die

Genesung des jungen Herrn ab, der ja wohl schon in der Besserung befindlich ist?«

Cölestine bestätigte dies; Theobald fragte den Alten nach Diesem und Jenem und Stephan erzählte bereitwillig, was er wußte und konnte. Auch Joseph, der inzwischen mit dem Umdrahten der von Frau Adelheid in recht ansehnlicher Zahl herbeigeholten Töpfe beschäftigt war, mischte sich in das Gespräch und brachte Theobald durch seine Bemerkungen mehrmals zum Lachen.

Schwere Tritte auf dem Hofpflaster, und das laute Gebell des Kettenhundes unterbrachen das Gespräch. Die Thür knarrte und ein breitschultriger, stämmiger Mann trat in's Haus. Er trug eine kurze Pelzjacke, eine niedrige Pelzmütze mit Ohrlappen, die heruntergeschlagen, unter dem Kinn aber nicht zusammengebunden waren, schwarze, kurze Lederhosen und rindslederne Stiefeln, die besonders durch die unverhältnißmäßige Größe der Füße auffielen. Noch ist zu bemerken, daß er die dicken wollenen Strümpfe; deren ursprünglich weiße Farbe einen Schreck bekommen zu haben schien und jetzt stark in's Graue schimmerte, über die Knie heraufgezogen und über den Hosen festgebunden hatte. Unter der Pelzmütze sah auf der Stirn und im Nacken der fingerbreite Streifen einer gestrickten weißen Nachtmütze hervor. Die Hände staken in sogenannten Pföckelhandschuhen, eine dicke Peitsche mit biegsamem Lederstiel schlang sich um die linke Schulter und war über der rechten Hüfte auf einem blanken Messingknopf mit dem Ende festgeknüpft. Es war der Brauer aus Sonnenthal.

»Heda!« schrie er mit überlauter Stimme in die Küche, hinein und pflanzte sich breitbeinig dergestalt auf die Schwelle, daß diese dadurch förmlich blockirt ward. »Da bin ich und will sehn, ob der Aufschutt wie die Probe aussieht. Euch Volk ist heut zu Tage nicht viel zu trauen! Letzthin ging mir's so – hängt mir der Kirchbauer – Sonntags läuft er um alle Stände mit dem Klingelbeutel 'rum betteln – ein paar Malter Hafer auf und wie 'ch ihn kriege, ist's altes, verlegenes Zeug – hatte der Schwerenöther die Proben gelesen! Da kann mer 'nen Handel machen, daß 'ne Art hat.«

»Komm nur mit,« versetzte Cölestine, »der Vater ist ausgegangen, aber Ihr sollt nicht umsonst gekommen sein.«

Der Brauer grinste das Mädgen freundlich an und fand sich jetzt doch veranlaßt, die Pelzmütze grüßend zu lüften, »wenn die Mamsell den Handel versteht, kann's mir gleich sein,« sagte er hinzu, »aber ein Wort ein Mann – wie die Probe oder ich rühre ihn nicht an.«

»Seht nur erst,« erwiderte Cölestine, rief die Mutter und bat um den Schlüssel zum Getreideboden. »Du kannst auch mitgehen,« sprach sie zu Theobald, »daß Du Dich in Deiner alten Welt wieder erkennen lernst.«

Der Todtengräber war aufgestanden und wandte sich zum Gehen. »Wärme Dich auf, Stephan,« bat Cölestine, »ich habe auch einen Löffel Suppe für Dich.«

»Ein andermal, ein andermal, mein liebes Kind,« versetzte dieser. »Richten Sie meine Sache nur aus, ich muß noch 'nüber auf den Kirchhof, um nachzusehen, wie's

gehn wird, wenn etwa die Ueberbleibsel des Verunglückten eine passable Stelle finden sollen. Gott befohlen!«

Der Alte stolperte grüßend fort, Adelheid übergab der Tochter den Schlüssel und Cölestine lief mit Theobald die Treppe rasch hinan, während der vierschrötige Brauer mit den gefrorenen schweren Stiefeln polternd nachfolgte. Gotthold kam ihnen entgegen und schloß sich den Geschwistern an. Er brachte die frohe Nachricht, daß sich Alexander viel besser befinde, daß Pauline ihm vorlese und Elise schon seit zwei Stunden schlafe.

»Da macht ja keinen überflüssigen Lärm!« warnte Cölestine. »Denn wenn der Vater heimkommt und trifft sie nicht im Bett, so kriegen wir ein Aufgebot nach der Schwierigkeit.«

»Was gibt's denn?« sagte Gotthold.

»Weizen wird verkauft und Geld eingestrichen, ein prächtiges Geschäft!« versetzte Cölestine.

»Da muß ich helfen,« meinte Gotthold, »Getreide einmessen war von jeher meine größte Lust.«

Man kam auf dem Boden an, den der Wind hie und da mit einem feinen Schneeguß überdeckt hatte. Auch mancher Getreidehaufen war mit hell glitzernden Eissternen bepudert.

»Hoho!« rief der Brauer mit seiner rauhen Stimme. »Herr Knickeberg mag den Firsten flicken lassen, sonst wird ihm's Getreide aus dem Boden malzen. Bin just kein Liebhaber von beschneitem Getreide. Ist er das?«

Er zeigte auf eine breite, kaum fußhoch ausgeschüttete Weizenscheibe, die im hellen Sonnenlicht goldgelb glänzte.

»Davon war die Probe,« versetzte Cölestine, »und wenn das nicht Weizen ist, wie er sein soll und Ihr nicht für jeden Scheffel einen Groschen Meßgeld dreingebt, so seid thr nicht werth, daß ich mich erst mit Euch einlasse!«

»Hm,« meinte der Brauer, fuhr mit der Hand in die eiskalten Körner und ließ die Frucht durch die Finger laufen.

»Müßte ein Schuft sein, wenn ich ihn tadeln wollte. Und kostet?«

»Ihr kennt's Gebot.«

»Ist zu viel – hab' schlechten Weg, reiß' mir an Zug und Zeuge mehr ein, gebe –«

»Spart Eure Worte,« unterbrach ihn Cölestine. »Wenn Ihr nicht wollt, es muß nicht sein. Ist's gefällig?«

Sie ging nach der Thür und winkte den Andern, daß sie ihr folgen möchten.

»Aber Mamsell,« sprach der Brauer, seine breite, dicke Hand abermals in das Getreide steckend und einige Körner zwischen den Zähnen zermalmend, »darf man denn hier zu Lande nicht handeln?«

»Nein,« versetzte Cölestine, »wir sind keine Juden, und wer gute Waare feil bietet, der hält an feste Preise. Das bringt Kredit und den kann Jedermann brauchen. Also Ihr zahlt, was der Vater gefordert hat, und zwar baar und

ein Silbergeld, oder der Weizen sie nicht auf Eure Malzböden.«

»Mordelement,« sagte der Brauer und schlug eine schallende Lache auf, »das ist die leibhaftige Tochter ihres eigensinnigen Herrn Papa! Na, wollen uns nicht weiter zanken. Was mißt der Bettel?«¹

»Drittehalb Malter,« erwiderte Cölestine. »Wenn Ihr's zufrieden seid, können wir sacken, aber zuvor müssen wir uns noch einigen wegen des Meßgeldes. Das ist mein Profit, Alterchen,« setzte sie hinzu und klopfte dem Brauer vertraulich auf den breiten Rücken. »Seid nicht zach, ich verbrauch's nur zu milden Gaben und mit dem Maaße sollt Ihr auch zufrieden sein. Wir lassens ein Bischen fallen, ja, Alterchen?«

Der Brauer schmunzelte und griff Cölestine so galant, als es seine grobkörnige Natur zuließ, an's Kinn. »Muß doch wohl einen Pflock zurückstecken, mein hübsches Blauguckel. Lassen S' nur die Viertel bringen, Peter wird gleich mit den Säcken kommen.«

So sprechend schritt er langsam, gemächlich über den Boden, öffnete ein Fenster und rief seine Befehle in den Hof hinunter. Währenddem wendete sich Cölestine schelmisch lächelnd zu ihrem Bruder und blinkte ihm mit den Augen. »So macht man sich Schwänzelpfennige. Das ist erlaubt, weil's offen und ehrlich geschieht, und Du wirst 'mal sehen, wie sich der Vater drüber freut! Ja, ja Bruder,

¹Die Kleinigkeit.

wir Mädchen sparen und sammeln, wo ihr Männer verthut. Das Wirthschaften verstehen doch nur wir allein.«

Nun ward tüchtig eingeschaufelt, wobei auch Theobald herzhaft zugriff. Gotthold hielt auf und der breit-schultrige Brauer schüttete ein, das Abstreichen aber ließ sich Cölestine nicht nehmen, obwohl der Brauer sich mehrmals auch dazu erbot.

»Nein, durchaus nicht,« sagte sie. »Es ist das einmal mein Amt, wenn der Vater nicht da ist, und viel Hände bringen ein Ding bald zu Ende!«

Nachdem nun das Getreide eingesackt war, begleitete der Brauer die Geschwister in das Wohnzimmer. Hier erst nahm er Pelz- und Nachtmütze ab, schob einen Schemel an den Tisch, und warf, nachdem er sich bequem niedergesetzt hatte, eine schwere Geldkatze darauf. Cölestine holte während des Aufzählens einen großen Becher Brantwein, denn sie wußte schon, daß der Brauer nichts lieber trank, und eine tüchtige Brodschnitte mit Schinken. »Wohl bekomm's,« sagte sie, den gefüllten Becher mit den Lippen berührend. Der Brauer, dankte, stürzte das scharfe Getränk auf einen Zug aus und that allemal, wenn er fünf Thaler in Zwanzigkreuzern aufgezählt hatte, einen tüchtigen Biß in die Brodschnitte. Endlich war er fertig, er zählte nach und sagte dann, mit der flachen Hand klatschend auf den Tisch schlagend: »So wird's treffen!«

Theobald wollte beim Ueberzählen helfen, Cölestine aber drängte ihn mit sanfter Gewalt zurück, indem sie sagte: »Laß mich nur allein machen! Ich bin einmal des

Vaters Geschäftsführer!« Und in der That konnte sich der Gutsbesitzer keinen bessern wünschen. Cölestine war so genau, daß sie dem brummenden Brauer verschiedene durchlöchernte Geldstücke als nicht voll auswarf. »Brummt nicht,« sprach sie, »es geht einmal nicht anders. Bei dem Agio, das jetzt in Handel und Wandel gilt, muß der Beiläufer auch genau sein. Ich mag Niemand bevorteilen aber halb Part ist ein gutes Sprichwort wie wir zu sagen pflegen.«

Auf diese Weise vermochte das eigenthümliche Mädchen den Brauer zur Aufzählung untadliger Geldstücke und erhielt ihn doch bei so guter Laune, daß er zuletzt freiwillig dem ausbedungenen Meßgelde noch einen Zwanziger zulegte.

Sie hatte recht prophezeit. Als Herr Knickeberg gegen Abend von seiner Gesundheitswanderung zurückkam, lachte er herzlich über ihre Einfälle, bezeugte sich überdies sehr zufrieden mit dem gemachten Handel und meldete seiner Frau für den nächsten Sonntag nach der Nachmittagskirche alle drei Pastoren als Gäste an.

»Kümmere Dich in Zeiten,« schloß er seine Rede, »um ein gutes und nahrhaftes Abendessen. Zwar mag ich kein Kalb schlachten, wie der fröhliche Hausvater in der Bibel, als sein verlornen Sohn heimkehrte, aber gut essen will ich. Die Herren Pastoren sollen nicht blos staunen über ihren ehemaligen blauen Jungen, sie sollen auch materiell einen Trost für ihren Magen finden. Weiß ich doch, daß dergleichen auch die Geistlichkeit nicht mit dem Rücken ansieht.«

»Da seh' ich keine Rettung,« sprach Adelheid halb für sich, »ich muß gerade den letzten Truthahn schlachten.«

»Schlachte noch eine Ente dazu, ja meinerwegen zwei,« fiel Knickeberg etwas heftig ein, »nur mache ordentlich und appetitlich, und richt's so ein, daß mich's kein Geld kostet. Ich habe keinen Groschen im Hause!« Damit nahm er das Geld für den Weizen aus Cölestinens Händen und ging fort. Theobald sah die Schwester erstaunt an, diese aber lächelte gar schlaue, indem sie gutmüthig sagte: »Ja, mein herzlieber Bruder, darin ist Vater manchmal groß! Er meint's aber nicht so schlimm.«

ACHTZEHNTE KAPITEL.

Alexanders kräftige Natur überwältigte den heftigen Krankheitsanfall über Erwarten schnell. Schon in den nächsten Tagen konnte er das Lager verlassen, doch weigerte er sich standhaft, der Beisetzung der Gebeine seines Vaters beizuwohnen. Diese erfolgte in frühester Morgenstille auf dem hohen Friedhofe dicht neben den Gräbern derer, die er im Leben durch verstellte Freundschaft so arg getäuscht und in's Unglück gestürzt hatte. Außer der Familie Knickeberg, dem Tyroler und Stephan war Niemand zugegen, als Pastor Pfnorr, der bei dieser Gelegenheit ein passendes und ergreifendes Gebet mit Würde sprach.

Sonntags ließ der angekündigte Besuch nicht auf sich warten und Theobald glaubte ein Märchen seiner frühesten Jugend wieder lebendig werden zu sehen, als er die drei Pastoren, alles wie sonst, nur gealterter, weniger

lebhaft, aber übermüthiger, um den großen Tisch sitzen und ihre Friedenspfeifen rauchen sah. Frau Adelheid und Cölestine waren so beschäftigt, daß sie nur selten auf Augenblicke bei der Gesellschaft blieben. In der Küche prasselte das Feuer auf dem Heerde und im Bratofen, und ein sehr anmuthiger Duft durchwürzte das ganze Haus – Joseph war geschäftiger denn je. Er hielt sich zu den wirthschaftenden Frauen, da er mit Gelehrsamkeit wenig zu schaffen hatte. Alexander sah noch sehr leidend aus und verhielt sich meist ruhig. Elise, die neben ihm saß und ihm jeden Wunsch an den Augen abzusehen schien, flüsterte viel mit ihm, lauschte aber auch manchmal schalkhaft auf die Gespräche ›der Großen‹! Gotthold und Pauline nahmen ebenfalls mehr zuhörend, als mitsprechend an der Gesellschaft Theil.

»So ist's,« sagte Knickeberg, seine holländische Pfeife am Wachsstock, der in glänzend gescheiterter Messingbüchse brennend auf dem Tische stand, anzündend, »was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten, und wer in der Jugend den Engeln die Zehen abbeißt, der wagt sich als Mann an des Herrgotts selbsteigene Alongenperrücke. Es ist nicht anders. Sehn Sie's wohl dem Kerl an, daß er 'mal vor so viel Jahren ein auserlesener Erzesel war, für den Bileam selber wer weiß wie viel Geld gegeben hätte, weil er doch gleich wie ein Mensch sprach?«

»Sie haben Recht, hm!« sagte Pfnorr. »Aber klären Sie mich doch auf, junger Freund: wann ist's über Sie gekommen, wie der Fittig des heiligen Geistes? Meinen Sie

nicht auch, meine lieben Amtsbrüder, daß solch geistiges Erwachen sehr bemerkenswerth ist?«

»Wunderlich bleibt's, so wahr mir Gott helfe!« brauste Magister Zunder auf.

»Mir wär's am liebsten, es gäbe ein Kennzeichen schlummernder Geisteskräfte am äußern Menschen,« bemerkte Windrich. »Vielleicht ließe sich dann aus manchem unserer vernagelten Dorflümmel ein Mercurius schnitzen! Sie kennen das klassische Wort, Herr Amtsbruder?«

»*Non ex omni ligno fit Mercurius!*« zitierte Pfnorr. »Ja, ja! Ein schöner Spruch. Erinnerere mich noch von der Schulzeit her.«

»Können Sie's auch in modernes Deutsch übersetzen?« fragte Theobald.

»Modern!« fiel Pfnorr ein. »Das ist wieder so ein Ausdruck aus der Zeit *post* Julitagen. Als wir jung waren, kannten wir das Wort nicht.«

»Es klingt und klappert,« meinte Zunder, »und das thut die gegenwärtige Zeit auch. Sie ist nicht bloß eine Geld-, sondern auch eine Wortbüchse.«

»Haben Recht! Haben Recht!« sagte Pfnorr, »doch, lieber junger Freund, was nennen Sie eine moderne Uebersetzung?«

»Etwa so als Fibelvers: Mercur der Götterbote heißt, gefopptes Murmelthier auch beißt. Es läßt sich auch noch deutlicher fassen.«

»Bleib mir mit Deinen Reimereien vom Leibe,« unterbrach ihn Vater Knickeberg. »Wir sind hier nicht zusammengekommen, um gelehrte Untersuchungen vorzunehmen, sondern blos der Unterhaltung wegen. Dennoch, wer was weiß, der halte nicht hinter'm Berge.«

»Mein Werthester,« entgegnete Windrich, »Ihr Wort in Ehren, aber *ad vocem* Unterhaltung, so ist's wohl die natürlichste, wenn wir uns über die Singularität eines Menschen unterhalten. Ja, es ist dieses sogar unsere Pflicht, und zwar derowegen, weil wir einen Menschen mit Kopf ehedem für einen Menschen ohne Kopf gehalten haben.«

»Ne, seh'n S' emal! Was Sie sagen! Aber 's ist wahr, wahrhaftig wahr und natürlich dazu!« sagte Pfnorr. »Cölestinchen, wollen Sie mir mein Täßchen noch einmal füllen? Sie wissen schon – halb Milch, halb Kaffee.«

»Und drei Stückchen Zucker? Sie sollen zufrieden sein, nur machen Sie mir den Bruder nicht schlecht. Der hat hohe Beschützer, mich und eine Baronesse.«

Pfnorr schob den Stuhl einen halben Schritt zurück, daß er mit ausgespreizten Beinen, die sich in dicke Pelzstiefeln verloren, weit ab vom Tische saß. Er ließ den Tabaksrauch aus dem offen stehenden Munde qualmen und mit narkotischem Reiz seine Nase kitzeln, bis er laut niesen mußte. Dann fuhr er sich an sein Mützchen und schob es hastig von einer Seite auf die andere, »Baronesse? Ne! Ist's möglich! Herr Amtsbruder, eine Baronesse!«

»Als Candidat habe ich einer geborenen und vermählten Baronesse einmal die Hand geküßt,« sagte Windrich. »Sie stand aber nicht mehr in der ersten Jugendblüthe.«

»Kenne das, kenne das!« fiel Magister Zunder ein. »War eine von den überreifen Pommeranzen, Ja, ja, die haben's gern, wenn ihnen ein junger Kerl die Hand küßt.«

»Wahrhaftig, mein Werthester,« fuhr Pfnorr fort, »ich kann nicht drüber! Eine Baronesse! Wie sind Sie zu einer Baronesse gekommen? Das lassen Sie 'mal hören. Bin außerordentlich begierig.«

»Vermuthlich, wie zu jedem andern Menschen, auf seinen eigenen zwei Füßen,« bemerkte Knickeberg, der gern einen schlechten Witz machte, wenn der Pastor in Extase gerieth. Theobald lächelte und Elise, die sich sonst nicht viel mit ihrem ehemaligen Anbeter zu schaffen machte, gab ihm jetzt doch auch einen Wink.

»Daran war wieder der Merkur schuld,« sagte Theobald. »Sie wissen, daß Vornehme und Adlige Kunst und Wissenschaft lieben, mehr als die Demokraten, die von beiden wenig hatten, wenn sie nicht etwa politisch, d. h. unkünstlerisch auftreten. In dieser Beziehung, wollen Sie bemerken, da gehöre ich durchaus nicht zu den Modernen. Ich will die Kunst als Kunst, die Wissenschaft als Wissenschaft lieben und verehren und angebaut haben, sie nicht zu irgend einem Last- und Frohndiener herabwürdigen. Ein solcher aber wird sie, mag man ihr nun die dreifarbige französische, oder die ganz farblose deutsche Freiheitsfahne in die Hand drücken. Weil ich nun eben ein reiner Verehrer der Kunst war und noch bin, und kein abgesagter Feind der politisirenden Poesie, so

gewann ich die Freundschaft einer jungen und wenigstens in meinen Augen schönen Baronesse und wir lebten seitdem wie Geschwister.«

»Sollte man's denken! Wer Glück hat, führt die Braut heim – meinen Sie nicht auch, Herr Amtsbruder?«

Windrich, an den diese Frage gerichtet war, beantwortete sie durch ein gefälliges Kopfnicken. Cölestine flüsterete Pfnorr einige Worte in's Ohr. Der Pastor fuhr mit dem Stuhle noch erstaunter zurück als das erste Mal. »Er lie – liebt eine Ba – Baronesse?« stotterte er und seine kleinen Augen schienen aus dem Kopfe auf das lächelnde Mädchen springen zu wollen. »Ach Schelmenauge, Sie wollen mir nur was aufbinden.«

»Und sie liebt ihn ebenfalls und wird ihn gewiß heirathen, wenn der Bruder einwilligt, fügte Cölestine hinzu und brachte den überraschten Pfarrer vollends ganz aus der Fassung.

»Nun sage Einer noch, daß keine Wunder mehr geschehen!« sprach Pfnorr nach einer Pause, bedenklich den Kopf schüttelnd. »Ein junger Mensch ohne Mittel, bloß weil er ein Freund der Kunst ist und einen sonderbaren Geist hat, kriegt eine Baronesse zur Frau. Ist so 'was noch vorgekommen in der Welt?«

»Wenn Sie wollen, Herr Pastor, noch Schlimmeres,« bemerkte Knickeberg. »Napoleon war eines Advocaten Sohn und ward Kaiser, warum soll da mein Junge nicht eine adlige Frau heirathen? Blut ist Blut und Fleisch ist Fleisch.«

»Ja ganz schön,« fiel Windrich ein, aber wie ist mir denn? Können Sie denn auch Ihren Herrn Sohn vorher zum Baron machen!«

»Das käme mir gerade Recht,« versetzte Knickeberg. »Ich wollte ihn bebaronen! Nichts da! Will die hochadlige Dame meinen Jungen mit aller Gewalt zum Manne haben, sei's; seht zu, wie Ihr mit einander fahrt! Aber bürgerlich muß sie werden, das ist mein Grundsatz; von dem ich nicht weiche. Hol' mich der Fuchs!«

»Parbleu!« fiel eine wohlbekannte Stimme ein. »Da sitzt ja schon der ganze hohe Rath beisammen.« Es war Meister Dürrbein, der rüstig wie sonst in's Zimmer humpelte. »Vielwerther Herr Knickeberg,« sprach er zu dem Gutsbesitzer, »ist nicht Recht, daß Sie mich die Rückkunft von Dero Herrn Sohne verschwiegen haben – Hm! – wahrhaftig nicht Recht! Bin ein ehrlicher Kerl, straf mir Gott, ob ich auch blos die Scheere im Wappen führe! Ah! Sapperlot! – Ist's denn wahr? Sind Sie's denn, Sie selber? Aufgeschaut! Brust heraus! Kopf in die Höh! – Ja, ja, 's ist, straf mir Gott, ein ganz properer Mensch geworden!«

Nach diesen in Dürrbeins eigenthümlicher Art beseitigten Begrüßungen, wendete sich das Gespräch auf die Tagesbegebenheiten. Daß hierbei die jüngsten Ereignisse nicht übergangen werden konnten, war natürlich. Der Schneidermeister, in seinem hohen Alter noch immer neugierig, wie in seiner jugendlichsten Glanzperiode, hatte alle Taschen voll Neuigkeiten; doch waren sie alle von der Art, daß sie die Zuhörer angenehm berührten.

»Ist ein schlimmes Dings, wenn das Volk aufsteht,« sprach er, »und sollt's eigentlich gar nicht vorkommen. Geschieht's aber dennoch, so thut die Regierung klug, wenn sie sich ein Bissel blind stellt. Ist nur Revanche, denn wenn das Volk immer sehen wollte, was die Obern für Zeug angeben, würde wahrhaftig vor lauter Gesichterschneiden den Starrkrampf kriegen!«

»Wissen Sie, ob man die Eingezogenen wieder auf freien Fuß setzen wird?« fragte Alexander.

»Ist schon geschehen,« erwiderte Dürrbein. »Der Jordan und all' die andern handfesten Kerle dürfen von morgen an wieder ihrem Geschäfte nachsehen, ohne daß sie eine Menschenseele daran hindern darf. Gute Regierung das, wird ihr wohlbekommen, *parbleu!*«

Bei diesen Worten fiel Joseph dem Alten jodelnd um den Hals. »Gott's Sohn,« rief der Tyroler. »Du mußt mei Brüderle sein, wie der jüngste Bub! Hätten sie dem Jordan an den Hals 'konnt, hätt i mi mitstrangulirt, bei den frommen Augen der heiligen Mutter Gottes!«

Dürrbein schüttelte schlenkernd seinen grauen Kopf. »Junger Kerl,« sagte er dann ernsthaft, »Du kommst mir vor, wie ein unreifer Gesell, der den Schnabel auf dem unrechten Flecke hat. Laß Dich rathen. Willst Du 'mal ein reelles Glück machen bei die jungen Mädels, etwa, wie es deren hierauf dem Gute verschiedene wohl gewachsene und prächtig gehaltene Exemplare geben thut, so nimm's Maul nicht so voll mit überkräftigen Redensarten und Schwüren; 's Weibsvolk ist wunderlich in dem Punkt; sag' ich Dich. Ich hab's erfahren meiner Zeit und

bin manch liebes Mal ganz verteufelt angefliegen. Närrisches Volk, die Mädels, aber doch hübsche Dinger, wie?«

–

Er lachte breit über sein langes, schmales Gesicht, Joseph jodelte, schwenkte den Hut, ergriff Cölestine und tanzte trotz ihres Widerstrebens um den Tisch, nur, als er ihr auch einen Kuß rauben wollte, entschlüpfte sie ihm.

»Sagen Sie mich doch, sehr liebwerther Herr Knickeberg,« fuhr Dürrbein fort, »woher Sie im tiefen Winter die herrlichen Mädelsblumen in's Haus geflogen sind? Es heißt freilich: wo Tauben sind, fliegen Tauben zu, aber bei Sie gibt's doch bloß ein Täubchen und noch dazu ein recht stilles. Fehlt dem Mädels was! Wie!«

Knickeberg suchte die Neugier des alten Mannes zu befriedigen. Indeß waren die Pastoren mit Theobald in ein lebhaftes Gespräch gerathen, an dem bald auch die Uebrigen theilnahmen. Es handelte sich nämlich um den religiösen und kirchlichen Zustand der großen Städte im Allgemeinen, wobei sich denn Theobald angelegen sein ließ, die sehr irrigen Meinungen der drei Landgeistlichen durch unwiderlegliche Beispiele zu berichtigen. Die geistlichen Herren waren ihm dafür nicht allein sehr dankbar, sie schlossen ihn sogar gewissermaßen mit Hochachtung in ihr Herz. Denn Theobald sprach keineswegs so wegwerfend von Religion, wie es in vielen Kreisen und namentlich unter dem Theile der Jugend Sitte ist, die sich der einen und untheilbaren Republik des weiland Robespierre zuneigt. Sie erkannten, daß bei all' seinen

sonstigen modernen oder, wie sie sich lieber ausdrückten, neumodischen Ideen die gute, alte christliche Basis noch immer dieselbe geblieben sei. Besonders hatte es ihren ganzen Beifall, daß er vorzüglich religiös gesinnten Frauen den Vorzug vor andern, auch den höchst gebildeten, ertheilte, nur seine Hinneigung zum Katholizismus, die Magister Zunder aus seinen Worten herauslesen wollte, hätte den günstigen Eindruck beinahe wieder verwischt. Darin aber stimmten alle drei Pastoren überein, daß ihr ehemaliger Zögling sich wunderbar entwickelt habe, was der Eine der besondern Gnade Gottes, der Andere der Methode zuschrieb, die man von Jugend auf bei ihm in Anwendung gebracht hatte, der Dritte endlich auf Rechnung der Roths Schule setzte, die unser Freund in allen Graden hatte durchlaufen müssen. Die lieben Amtsbrüder wurden bei dieser Debatte so heftig, daß Zunder's stets fuchtelnder Stock die Arme und den Rücken Windrich's und Pfnorr's bedrohte, und, obgleich der Letzte den leicht reizbaren Magister durch seine konsequent fortgesetzte Antwort. »Ja, ja, Sie haben Recht!« wieder zu beruhigen suchte, konnte der entstandene Zwist doch erst durch die inzwischen erfolgende Einladung zum Abendessen gänzlich geschlichtet werden.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen und gut essen. Diesem ächten deutschen Sprichwort machten Knickeberg's Gäste alle Ehre. Ebenso erhielt die Kochkunst der Hausfrau wohl verdiente Lobsprüche. Der Gutsbesitzer hatte es auch an Wein nicht fehlen lassen. Die Gläser wurden

oft gefüllt und geleert, und beim Nachtsch, als Jedermann in einer rosigen Laune war, ergriff Vater Knickeberg sein Glas und zeigte den Versammelten an, daß er hiermit Alexander und Elise feierlichst mit einander verlobt wissen wolle!

Nun ward der Jubel lauter und allgemein. Die Pastoren zogen den gemüthlichen alten Adam an und tranken sich ein munteres Haarbeutelchen, Dürrbein sang Wanderlieder aus der guten alten Zeit, deklamirte, gab Szenen aus Abällino, seinem Lieblingsstück, und wußte diesen großen Banditen mit einer Naturwahrheit darzustellen, die auch Theobald in seine lustigste Laune versetzte.

Nur Cölestine wollte an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Theil haben. Sie ward stiller und stiller, obwohl sie Jedermann freundlich-geschäftig zur Hand war. Sie lächelte, aber Thränen hingen an ihren Wimpern, und um den Mund zuckte fortwährend jener bittere Schmerzenszug, der sich so tief in Herz und Mark des braven Mädchens eingegraben hatte. Theobald entging diese trübe Stimmung der Schwester nicht, doch wollte er dem still verhaltenen Kummer durch nutzlose Fragen keine Bahn brechen. Joseph aber, der schon längst etwas auf dem Herzen zu haben schien, hielt jetzt nicht mehr an sich. Ohne lange Vorbereitung trat er keck auf Cölestine zu, faßte sie um den Leib und sagte in seiner gutmüthigen, treuherzigen Weise: »Madli, i bin Dir gut, i will Dei bravster Mann sein, wenn Du mi nehme magst, beim letzte Todesseufzer meiner Mutter – Gott laß sie sanftiglich ruhen! Sprich, Cölestine! willst Du mei Frau werde?«

Cölestine sah Joseph eine lange Weile freundlich dankend an, dann schüttelte sie sanft den Kopf. »Guter Joseph,« sprach sie mit Mühe, »ich würde Dich nicht glücklich machen. Bin ich Dir auch von Herzen gut, so könnte ich Dich doch nicht so lieben, wie ich muß, wenn ich mir selbst genug thun will. Sei nicht böse, Joseph! Suche Dir ein munteres, junges Mädchen aus, wie es für Dich paßt. Ich bin zu ernst, zu trüb, zu ungeschickt und nicht hübsch genug für Dich. Einst liebte ich,« fügte sie leiser und mit von Thränen gedämpfter Stimme hinzu, »und in dieser Liebe ist mein Herz so kalt geworden, daß es wohl nie mehr an der Brust eines Mannes sich möchte erwärmen können! Sei glücklich, Joseph, und vergiß nie die von allem Glück über die Achsel angesehene Cölestine!«

Die letzten Worte verstanden nur Joseph und Theobald, die Uebrigen waren so in ihre eigene Heiterkeit vertieft, daß sie für die trübe Seelenstimmung einer Einzigen weder Sinn noch Auge hatten.

»B'hüt' Di Gott!« sprach Joseph gerührt. »Jetzt geht wieder zurück in mei G'birg, und schieß Gemsen!«

Cölestine hatte das Zimmer verlassen, Theobald schlich ihr mit der Mutter nach. Im finstern Hausflur war sie ohnmächtig niedergesunken. Mutter und Sohn verstanden sich. Sie drückten sich schweigend die Hände und trugen die tief Gebeugte geräuschlos in ihre Kammer. Die Gesellschaft blieb noch lange Zeit heiter beisammen. Man vermißte die Fehlenden nicht, denn die Freude ist egoistisch und kümmert sich immer nur um sich allein. Bloss der Vater fragte einmal nach Cölestine. Erst spät trennte man

sich. Die Pastoren hörte man noch unter den Schellen des fortgleitenden Schlittens munter lachen und scherzen.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

Ein warmer Gewitterregen hatte die Landschaft erquickt, würziger Duft stieg auf aus Baum und Strauch und die helle Frühlingssonne funkelte auf den frischgrünen Blättern, die im Luftzuge zitterten. Die Lerchen wirbelten, der Kuckuck rief aus den Büschen, das komische Volk der Bachstelzen hüpfte unter monotonem Gepfeif an den Gräben und Erdwällen herum. Es war ein Tag wie sie nicht oft erscheinen, an denen die Menschen gern an Gott glauben, wenn sie auch sonst nicht oft an ihn denken. Nirgends aber war vielleicht mehr stille Herzensfreudigkeit mit tiefem Einst gemischt, als auf Knickeberg's Gute.

Hier hatte sich seit vier Wochen unendlich viel geändert. Kaum war der letzte Schnee in dem warmen Südwinde geschmolzen, als eines Tages gegen Mittag ein eleganter Reisewagen vor den Hofthore hielt. Die ganze Familie eilte mit einiger Hast dem Besuche entgegen, selbst Knickeberg nahm sich Zeit, den gewöhnlichen grauen grobtuchenen Hausrock, dem verschiedene Spuren häuslicher Beschäftigung anklebten, mit einem bessern zu vertauschen. Er kam aber doch zu spät, um den längst erwarteten Besuch aus dem Wagen zu helfen; Aurora stand an Theobald's Seite schon mitten unter den Seinigen, die bei aller Herzlichkeit doch eine gewisse Befangenheit

nicht ganz bemeistern konnten. Aurora schien jünger geworden zu sein, seitdem sie Theobald nicht mehr gesehen. Sie ließ mit Zufriedenheit ihr großes heitres Auge von Einem zum Andern gleiten und drückte dabei unserm Freunde wie zum Dank die Hand.

Seitdem waren vier Wochen vergangen, der Mai war gekommen, die milde Luft weckte neues Leben überall. Knickeberg's Hand umleuchtete ein festlicher Glanz. Die Thüren waren mit blühenden Kränzen und Guirlanden geschmückt und im Wohnzimmer lief rings an den Wänden eine einfache, aber geschmackvolle Tafel. Durch die gereinigte Luft klang der harmonische Ruf der Glocken von der hochgelegnen Kirche.

In einer kleinen, dunklen Kammer standen zwei Mädchen am Fenster und hielten sich fest umschlungen. Eine derselben war festlich geschmückt, ein blühender Myrthenkranz schlang sich lieblich durch das schöne Haar, die andere trug nur eine blaßrothe Rose in den Flechten, ein einfaches Kleid von weißem Mousselin umwallte sie. Beide weinten heftig und lange. Endlich drückten sie noch einen Kuß auf ihre zitternden Lippen und richteten sich auf. Es war Elise und Cölestine, Elise bräutlich geschmückt, Cölestine nur wie zu einem gewöhnlichen Kirchgange angekleidet.

»Und nun vergib mir meine Schwachheit, gute Schwester,« sprach Cölestine. »Du weißt jetzt, wie ich ihn geliebt habe, wie ich ihn noch liebe. Er weiß es nicht, er soll es nie erfahren! Das versprich mir. Seine Ruhe soll nicht gestört werden, es ist ja genug, daß ein Herz nicht

glücklich ist. Du kennst den Schmerz auch, liebe Elise, Du hast entsagt, hast gelitten, nur bist Du glücklicher als ich, weil Dein Blut leichter fließt, Dein Sinn froher, Deine ganze Natur elastischer ist. Ich kann nicht so, wie ich will, ich muß hier – sie drückte beide Hände fest an die Brust – hier ganz still mein Unglück durchkämpfen! Noch eins, Elise, den Kranz, der heut Dein schönes Haar noch mehr verschönert, den bewahre sorgfältig auf, so lange Du lebst! Ich habe ihn gesegnet und geweiht mit meinen Thränen. Darum bat ich, daß Du mich ihn winden ließest, denn ich glaube, ein so inniges Gebet, ein so gerührter Glückwunsch wie ich ihn darüber gesprochen habe, muß mehr wirken, als die Weihe des Priesters. Also, meine gute Schwester, nimm ihn hin den Mann, der in meinem Herzen leben, wird, so lange ich athme, und zürne nur nicht, daß es noch ein Wesen gibt, welches mit Dir seine Liebe begehrt. Es ist ein reiner, tugendhafter Wunsch, es ist für mich das Brod des Lebens; entziehe mir es nicht, damit die Last der Welt mich nicht zerschmettert! Und nun, Du glückliche Braut, nun ziehe in Frieden! Die Glocken läuten schon, man wird auf uns warten.«

Arm in Arm gingen die beiden Mädchen nach dem Familienzimmer. Hier trafen sie unter nur wenigen Freunden Aurora an Theobald's Hand. Alexander, der dabei stand, ging seiner Braut in glücklichem Lächeln entgegen. Vater Knickeberg, der sich heut in großen Staat geworfen hatte, drängte zum Aufbruch.

»Macht, macht, daß Ihr in die Chaisen kommt!« sagte er. »Der Läutemann drüben zerrt schon eine Viertelstunde an den Glocken, und wenn Ihr noch lange trödelt, müßt Ihr's doppelt bezahlen. An solchen absonderlichen Festtagen will solch Volk immer doppelt und dreifach seine Pfeife schneiden.«

Aurora's Gesicht überflog ein sanftes Lächeln. Sie blickte Theobald an, der ihr den Arm reichte und sie nach dem Wagen geleitete. Alexander und Elise folgten, ihnen schlossen sich die Mutter, Cölestine, Gotthold und Pauline und einige Freunde, an, unter denen auch die Pastoren Zunder und Windrich, Beide in ihren stattlichsten Priesterröcken. Ganz zuletzt kam Joseph, der heut ungewöhnlich ernst war, und ihm zur Seite der lahme Dürrebein, hinsichtlich seiner unverwüstlich frohen Laune das offene Widerspiel des Tyrolers.

Im Hofe standen drei Wagen, von denen aber blos der erste, das Eigenthum Aurora's, diesem Jahrhundert angehörte.

»Ich kann Euch nicht helfen,« sagte Knickeberg mit einem Anflug schadenfrohen Lächelns, »Ihr müßt Euch in die alten Kasten einschachteln, so gut 's gehen mag. Es sind freilich keine neumodischen Karreten, wie da der Baronesse ihre, die bald ausgebaroneßt haben wird, aber auf unsern schlägigen Wegen halten sie 'was ab. Das Deckelleder ist zwar etwas losgeleiert im Regen, indeß schad't das auch nichts, 's gibt mehr frische Luft und

es ist immer gut, mit frischem Winde in den Ehestandshafen hinein zu segeln. Fahr' zu, Kutscher, und ein bißchen flüchtig, daß wir bei Zeiten wieder zurückkommen. Soll mich wundern, was der Herr Pastor, mein gelehrter Freund, vorbringen wird.«

Die Peitschen knallten, die Wagen entführten die beiden Brautpaare nach der unweit gelegenen Kirche. Unsere Leser werden hoffentlich nichts dawider haben, wenn wir ihnen die Traureden Pastor Pfnorr's nicht mittheilen. Schon bekannt mit dem tiefen Geist dieses seltenen Mannes, können sie voraussetzen, daß Pfnorr Außerordentliches zu Wege brachte. Wir führen bloß an, daß seine fast eine Seigerstunde dauernde Rede mit den Worten anhub: »Wenn wir bedenken wie uns Gott geführet hat,« &c, und daß der letzte Satz derselben genau mit den nämlichen Worten schloß. Alle horchten aufmerksam und waren sehr erbaut davon, am meisten jedoch der Redner selbst, der nach beendigter Einsegnung der beiden Brautpaare sein würdiges Haupt auf die Brust neigte, die Hände faltete, mit den Daumen wirbelte und zu Knickeberg sagte:

»Seh'n S' emal, das ist doch sehr sonderbar! Eines Gutsbesitzers Sohn kriegt eine reiche Baronesse zur Frau, ohne daß diese verlangt, er solle sich vorher adeln lassen! Lieber Herr Knickeberg es steh'n uns wunderbare Zeiten bevor, Gott Lob, daß ich bald am Ziele bin!«

Herr Knickeberg blieb dem sinnenden Pastor eine Antwort schuldig. Er küßte seine Schwiegertochter mit aufrichtiger Freude indem er sagte: »Sie haben's so gewollt,

wenn Sie nicht mit dem Trotzkopf auskommen, so ist's Ihre Schuld. Zu mir kommen Sie nicht klagen!«

Aurora antwortete nur durch ein feines Lächeln, ihr Blick aber, der von dem Vater auf den Sohn glitt, schien die Zweifel des Ersteren nicht im geringsten zu theilen. Er sprach nur Liebe, innige Liebe und ein über allen Zwiespalt erhabenes tiefstes Seelenverständnis aus.

Eben so beschreiben wir auch nicht die Hochzeitfeierlichkeiten in Knickeberg's Behausung. Sie waren nach Aurora's ausdrücklichem Wunsche ganz einfach, was bei dem Gutsbesitzer einige Mühe gekostet hatte, der in solchen Dingen des Guten lieber zu viel als zu wenig that. Bevor wir aber unsere Freunde den Freuden und Leiden ihres neuen Lebens überlassen, müssen wir noch einmal und zwar am Abend nach der Hochzeit in Cölestinens Tagebuch einen Blick werfen. Die ungekünstelten Aufzeichnungen dieses seltenen Mädchens werden die kleinen Lücken, die vielleicht das Auge manches Lesers in dem zuletzt Mitgetheilten entdecken konnte, am besten ausfüllen

AUS CÖLESTINENS TAGEBUCHE.

Den 12. Februar. »Nun ist mir wieder leichter um's Herz! Als ob weiche Sommerlüfte durch meine Seele weht, so haben mich die Erzählungen des guten Bruders berührt. Wer kann sagen, daß er nicht mehr gelitten hat, als ich? So eingebildet bin ich nicht, daß ich glauben möchte, mein Kummer sei der größte. O nein, der Kummer eines armen Mädchens, das fühl' ich wohl, ist

recht bitter, recht aufreibend, so recht langsam, die Lebenskraft ausschlürfend, wie's die Katzen thun, wenn sie Milch kriegen, aber so groß und weit ist er nicht, wie der eines strebenden Mannes. Wo's liegt, wer kann mir's erklären? Aber ich fühl's und da fühl' ich mich wieder recht klein und eng. Mich friert ordentlich, wenn ich höre, was Andere denken, was die große Welt sich herausnimmt. Ach, und dann fürchte ich mich vor dem Bruder, so lieb ich ihn habe, denn auch auf seiner Stirn brennt die spitzige, giftige Feuerflamme weltlicher Erkenntniß und Klugheit! Ich sage ihm wohl: Betet, damit Ihr nicht in Anfechtung fallet! aber da zitterte die stolze Lippe, wie der purpurne Thron eines Fürsten zittern mag, wenn das Volk ehrlich fragt: Lieber Herr, sage uns doch, Welch Zeit es ist in Deinem Leben?«

Den 13. Februar. »Alexander ist recht krank. – – Ich mache mir bittere Vorwürfe meiner frühern, frevelhaften Wünsche wegen, die ich gehegt und geäußert in Beziehung auf Süßlich. Der Mann hat ein grauenvolles Ende gefunden – seien ihm all' seine Sünden vergeben! Gott selbst hat gerichtet, ehe denn er in die grausamern Hände der Menschen fiel. – Aber das Feuer war schrecklich! Fünf Meilen weit haben sie's gesehen, schreiben die Zeitungen, und der Schaden ist über eine Million, und sechzehn Menschen sind dabei umgekommen und Alexander phantasirt! – Ach Gott; ich muß es vor Deinem Throne sagen, was ich denke, und wenn's unrecht ist, so verzeihe mir's, aber mir drückt's mein Herz ab: ich wollte, ja

wirklich, wirklich, ich wollte Alexander stürbe, da kriegte sie ihn doch nicht! Ja, 's ist mein aufrichtiger Wunsch, Du gnädiger Gott, darauf kann ich's heilige Abendmahl nehmen! und ich wäre gewiß ruhiger, wenn er stürbe. Da könnte ich um ihn weinen und Niemand dürfte ein Wort drüber verlieren, und Kränze wänd' ich ihm alte Sonnabende, wenn ich fertig wäre in der Wirthschaft, und Sonntags früh, wenn sie zum ersten Mal läuteten oder auch noch eher besprengte ich sie mit frischem Quellwasser und trüge sie 'nüber auf sein Grab – Vergißmeinnicht, Veilchen und Rosen und auch Immergrün, und dem Stephan gäb' ich acht Groschen aus meiner Sparbüchse, daß er den Rasen recht oft begösse. Denn das schönste Grab müßt' es sein auf dem ganzen Kirchhofe! – Wenn er aber nicht stirbt? – Nun da muß ich sagen, wie unser großer Erlöser: Dein Wille geschehe!«

Den 14. Februar. »Es ist mir nur lieb, daß die armen Menschen, die so viel Unheil angerichtet haben, nicht viel Strafe kriegen werden. Eigentlich kennt sie Niemand und dann hat das Feuer auch die Spuren der Verwüstung gänzlich vertilgt. Die Obrigkeit wird doch einmal recht vernünftig blind thun, was nicht immer der Fall ist, wie wenigstens Vater behauptet. Na, wir wollen das beste hoffen! –

Nero hat die Staupe. Das arme Vieh muß recht ausstehen, und er kann doch nicht reden, wie ein Mensch! Wenn er mich so anblickt, das arme Vieh, so ist's wie der Blick eines leidenden unglücklichen. Theobald lachte mich aber aus, daß ich sagte, so ein Hundeblick wäre

wie der Händedruck eines Menschen. Von Theobald war das nicht recht, aber er hat nur Gedanken für seine Aurora. Was das für eine Frau sein muß! Und sie will ihn ganz im Ernste heirathen, nicht nur so, wie's die hochgeborenen Fürsten machen, auf die linke Seite oder Hand. Das wäre mir auch eine artliche Heiratherei! Nein, entweder ganz ordentlich, wie's Recht und Sitte ist, oder gar nicht! So ein links getrauter Bruder dürfte mir nicht in's Haus – am Ende wiesen die Bauernweiber mit Fingern auf mich.« –

Den 15. Februar. »Blitz Element, die kann schreiben! Freilich, da ist's wohl erklärlich, daß sich Theobald verliebt hat. Sie schreibt so sauber und schön, ich meine die Gedanken, daß es aussieht wie eine von der Sonne beschienene Landschaft. Bei mir läuft immer Alles durch einander, ohne Ordnung und Anhaltepunkt. Wenn ich aber so einen Brief lese, kommt mir's doch wieder vor, als spräche nicht das Herz, sondern als leuchte der Verstand so kluge, klare Worte heraus. Ich habe keinen Ausdruck und doch wird's mir bange! Theobald ist aber ganz vernarrt, und schön muß sie sein, das ist wahr. Er hat mir gestern ihr Bildniß gezeigt, das sie ihm geschenkt. Da sieht sie gerade aus, wie ich einmal eine lebendige Kaiserin abgebildet gesehen habe. –

Mit Alexander geht's besser. Er stirbt nicht. ›Prost, wird Euch 'was husten, sagte der Vater. Der soll noch hundert Jahre leben und der erste Wirth im Lande werden.« – Und jetzt schäme ich mich meines Wunsches – und bitte Gott deshalb um Verzeihung. Es war recht schlecht von mir,

daß ich so denken konnte. Darum will ich von heut an mein Kreuz auf mich nehmen und es tragen und schleppen, bis ich in's kühle, stille Grab sinke. Dann sollen's sie's oben drauf pflanzen und drüber schreiben: »Da liegt eine brave Kreuzträgerin.««

Den 18. Februar. »Der Joseph bringt doch wieder Leben in unser Haus. Eine recht lustige Haut ist er und anständig und zu nichts verdrossen. Den möcht' ich schon zum Manne haben, wenn nur der Alexander nicht wäre und ich ihn erst lieben könnte! Und gut ist er mir auch, das hab' ich lange weg: aber es wird doch nichts! Mir ist jetzt Alles einerlei. – Theobald hat die Einwilligung von den Aeltern gekriegt zur Heirath, aber sonst nichts nicht, auch nicht eine halbe Nuß. Da bin ich nun doch neugierig, ob sie gleich anbeißen wird. Macht sie Spähne, so sollte mich der Bruder dauern, denn der sieht auch schon ganz elend aus, weil er seiner Liebsten nicht mehr in die Augen gucken kann! Die Mutter ist recht drüber erfreut, nur will ihr die Baronesse nicht in den Kopf. Sie denkt, daß sie gar nicht wird mit ihr reden können. Ei was, Mutter, sagt' ich, da ganz kuraschös, da reden wir, wie uns der Schnabel gewachsen ist, und das wird schon gehen. Gefällt's ihr aber nicht, so ist's auch kein Beinbruch und die Hühner legen deshalb kein Ei weniger! Darauf mußte die Mutter lachen und sagte, ich hätte Recht. Theobald aber zerstach mir aus Aerger oder Zerstreung das ganze Näh-tischchen, weshalb ich ihn tüchtig 'runtergerissen habe. –

So was Vornehmes hat er sich auch an seine kräftige Natur angeschnallt, daß es mich manchmal verdrießt, und ich muß mit dem Vater ausrufen: Hol's der Fuchs!«

Den 25. Februar. »Ich habe viel gelitten in diesen Tagen, nicht nur für mich, sondern auch für Joseph. Wie ich wünsche, daß er ein liebes Mädchen finden möchte, das kann ich mit Worten nicht sagen! Sie wissen es nun Alle, wie es mit mir steht und was für einen Zährbrunnen ich im Herzen habe, außer Alexander. Der Vater redete mir sehr vernünftig zu, was er immer thut, denn er hat einen gar ungetrübten Blick für alle, fertige und entschiedene Dinge, und auch die Mutter hat Recht, wiewohl wieder ganz anders. Am gescheidt'sten aber macht's doch der Bruder. Der red't gar nicht, der erzählt ganz unbefangene Geschichten und das sind immer solche, wo eine recht schöne Moral für mich drinne liegt, wenn gleich Magister Zunder letzthin eins von den Büchern, aus denen er sie nimmt, eine unmoralische Teufelsschwarte nannte. Jerum, da möchte ich nur wissen, wie dick und dumm die moralischen Schwarten sein müssen. Die kochen wohl im Leben nicht weich! Mag er reden. ich lasse mir den Bruder frischweg seine Geschichten erzählen. Das wird weder den Hals, noch gar den lieben Himmel kosten. Wozu wären sie denn sonst da? Albernes Zeug – solch mißgünstiges Gerede!«

Den 1. März. »Es ist abgemacht, Theobald bleibt bei uns, bis sie kommt – ich meine Aurora. Wir schreiben uns jetzt weiß Gott, mit Herzbeben, wenigstens ich! Der Bruder will's einmal so haben, und da mag ich ihn nicht

verdrießlich machen, denn das wird er leicht, der Dickkopf! In dem Punkt grade wie Papa, jedes Fäserchen ein richtiger Knickeberg! – Erzählt hat er mir nun Alles, wie's zugegangen ist, sowohl mit seiner Verliebung in die Baronesse, als auch in seinem Leben. Er hat's recht sehr elend gehabt. Schon darum wünsch' ich ihm nunmehr ein doppeltes Glück. Was mich freut: er scheert sich nichts um das Volk mit den Geldsäcken, wenn sie nichts nebenbei in sich tragen, sei's nun ein Herz oder einen Geist. Letzthin sagte er: die Leute sind dumm, daß sie gegen die Fürsten und die Regierungen zu Felde ziehen und das Liberalismus nennen. Es ist keiner; der ächte Liberalismus würde sich in der Nichtachtung vor dem verdienstlosen Besitz, also in der Verachtung geistloser Reichen aussprechen. Leider aber sind wir bis dahin noch nicht fortgeschritten! Ich kenne Menschen, die Lieder auf die Revolution machen und komponiren und doch vor dem dümmsten und brutalsten Kerl auf den Knien kutschen, blos weil er reich ist! – Das ist häßlich von den Menschen, da stimm' ich dem Bruder bei, aber ich muß auch mit dem Vater sagen: Mache anders, wenn Du kannst! Da wird er dann wilde und läuft fort.«

Den 3. März. »Das ist recht! Da hat der verunglückte Süßlich einen Advocaten gehabt, eine rechte Latte zum Vorfeuer in der Hölle, wie's scheint, der ist jetzt auch in die Tinte gerathen, daß nur noch seine beiden Ohren herausgucken, wie die Löffel eines Hasen aus dem Krautfelde. Er muß Alles 'raus geben und Gotthold kriegt die ganzen Ländereien, und der hat wieder getheilt mit

dem Bruder und Alexander, und mir hat er auch 'was geschenkt, der gute Junge, und das ist nun ganz prächtig und wir haben deswegen Stachelbeerwein getrunken! Darum schreib' ich auch so schändliche Krakelfüße, denn ich habe ordentlich einen kleinen Hieb. Aber 's ist hübsch! – In drei Wochen kommt auch Aurora. Wie mir die gefallen wird, darauf bin ich doch neugierig.«

Den 12. März. »Ich komme in die schönste Unordnung mit den vielen Arbeiten. Die Männer kümmern sich auch um nichts. Außer Joseph thut Keiner 'was. Das kommt vom Verliebtsein! Darum nennen sie's auch irdische Seligkeit. In der überirdischen besteht, wie's heißt, der höchste Grad in einem ununterbrochenen Anschauen Gottes und hier auf Erden üben sich die Menschen darin, während sie verliebt sind! Ach, das mag Alles ganz schön und erquicklich sein, wer aber gern lieben möchte und doch nicht darf, für den wird solch ein Anschauen, auch wenn nicht eben lange dauert, zur qualvollsten Höllepein! – Was da für Nutzenwendungen draus folgen – hu, es könnte einem himmelseelenangst werden vor'm Sterben! Was thu' ich denn, wenn Gott nun zu mir spricht: geh', ich liebe Dich nicht? Da kann ich immer sitzen und ihn ansehen, und die Seligkeit wird eben so wenig in mich hinein fahren, wie hier die Liebe, und ich werde die Hölle in mir fühlen, wie auf Erden, und bin doch kein gottloses Kind gewesen! – Am Ende haben die Orthodoxen mit der Gnadenlehre doch recht! Da plage sich nun Einer um nichts und wieder nichts! – Theobald hat mir heut Sachen vorgelesen, o, die haben mich erquickt bis

tief, tief in's innerste Leben. Das sind freilich Netze, in denen auch Baronessen hängen bleiben können.«

Den 15. März. »Potz Blitz, ich wollte, der Lärm nähm' ein Ende. Elise und Theobald! Wie die sich je haben zusammen vertragen können, ist mir unbegreiflich. Da wär's ja leichter, den bissigen Nero und ein halb dutzend Katzen in Frieden zu erhalten. Kein Wort das sie sich nicht ausstechen, keine Bemerkung, die sie nicht gegenseitig bestreiten! Immer haben sie etwas unter einander, und dabei bleibt der Bruder kalt, wie ein geschliffener Eiszapfen und die Elise sprüht, wie ein Spitzeneisen. Wenn das noch lange so fortgeht, muß ich den Vater zum Schiedsrichter ernennen.«

Den 20. März. »Bravo! Gotthold ist ein braver Junge, ich hab' ihm einen Kuß gegeben. Er hat dem Bruder die Villa abgetreten mit allen Einkünften. Die sind zwar kein Rittergut werth, aber die Villa selber wiegt eins auf. Und dann braucht er das auch nicht. Er hat jetzt Zeit zum Schaffen und zum Bilden, und das war ja sein Zweck von Jugend auf, noch eh' er's klar wußte, was er wollte. Gelt, Papa, das Leben in's Blaue hinein ist so gar nichts nützig nicht? – Alexander hat die Eisenwerke gekriegt und Gotthold übernimmt die Spinnfabrik. Und ich? Nun, ich kann, wenn ich will, bald den Bruder besuchen, bald da, bald dort sein, aber ich werde wohl meistens bei den Eltern bleiben und fortschaffen, wie bisher. Das wird, denk' ich, für mich das Beste sein. Kommt dann der liebe Gott und ruft mich ab, nun, so folg' ich ihm willig, und schickt er mir auf andere Weise einen Boten seiner Liebe, so will ich

thun, was ich kann. Andern Leuten zur Last fallen mag ich nicht, und wären's meine Geschwister. Das hab' ich auch dem Bruder gesagt und der begreift's ohne weitere Erklärung.«

Den 29. März. »Sie ist da! Ach wie bin ich ihr entgegenflogen in schwesterlicher Liebe! Und da stieg sie aus in ihrem feinen Seidengewande und reichte mir die schmale, feine Hand, als ob ich sie küssen sollte, und ihr großer Blick traf mich – eiskalt! Mir gefror das Blut in den Adern, ich konnte mich kaum aufrecht halten! Nachher, wie sie anfang zu sprechen, ward mir wieder leichter. Sie hat eine Stimme wie eine Nachtigall, so hell und tönend; noch nie im Leben hört ich solch eine Menschenstimme. Es fallen mir dabei immer die Sirenen ein, von deren Gesange mir Theobald eine wunderbare Geschichte vorgelesen hat. Aurora ist gewiß ein Abkömmling der Sirenen, denn wer ihre Stimme hört, der ist bezaubert. Und, dennoch wird mir's nicht wohl in ihrer Nähe; was es macht, weiß ich nicht. Alles ist so ruhig, so gemessen, so sanft abgerundet an ihr, daß es mir gar nicht natürlich vorkommt. Denn die Natur ist eckig. Ich sagte es Theobald, aber um Gott, das Gesicht vergess' ich nie, das er mir da zog! So müsse eine gebildete Frau sein, meinte er, alles Uebrige lasse sich anlernen, nur nicht dieses schöne Ebenmaß gefälliger Lebensformen. Ich glaube, das waren seine Worte. Was hab' ich nun darauf zu antworten! Nichts gar nichts! Ich kenne nur des Vaters Hof, weiß, wenn eine Truthe brüten will und wenn es Zeit ist, zu buttern. Auch plätten und in der Küche ein Stück Essen

zuzubereiten verstehe ich, aber von dem feinen Städteleben habe is wenig begriffen. Theobald muß das besser wissen. Aber ich habe mir vorgenommen, auf Alles, was Aurora that, still zu achten und wenn ich kann und es nicht gegen meine Natur ist, es nachzuahmen.«

Den 8. April. »Die Unordnung wird immer ärger. Aurora hat eine neue Mode mitgebracht aus der Residenz, ›das verfluchte Nachtsitzen‹, wie der Vater gestern heimlich zu mir sagte; denn laut läßt er so 'was nicht werden vor den Ohren der jungen Wittwe. Es ist etwas in ihr, das allen Menschen Respect einflößt, nur ist's kein Respect aus Furcht und Zittern. Ihr Lächeln und Kopfbeugen kann einen beglücken, obwohl 's nur aussieht, wie Höflichkeit. Ein sonderbares Wesen! Abends nun, da wird sie eigentlich erst lebendig. Da setzt sie sich nach dem Abendessen an den Tisch und stichelt an einer saubern Arbeit herum, ohne daß just viel fertig wird; weit mehr spricht sie, mit Allen so zu sagen, aber für den Bruder ist's eigentlich doch nur gemacht. Das ist auch eine von ihren unnachahmlichen Eigenschaften. An ihr erkennt man recht den himmelweiten Unterschied zwischen Aurora, und Elise. Die spricht auch am liebsten nur zu Alexander, nur merkt's da Jeder und Alles Drehn und Wenden hilft zu nichts. Ich werde dann so gefesselt, daß ich mich scheue, etwas Anderes vorzunehmen, und so bleibe ich denn sitzen, bis sie den Stuhl rückt. – Noch besser gefällt mir ihr Benehmen gegen Theobald. Wenn man wissen will, wie Liebe blickt, so darf man ihr nur in

die prächtigen Augen sehen, und will man hören und lernen, wie sich Liebe vor den Augen Vieler dem Geliebten zu erkennen gibt, so gehe man abermals zu Aurora in die Schule! Ich kann's gar nicht sagen, wie abscheulich mir das Betragen aller Liebenden, die ich noch gesehen, vorgekommen ist. Davon hat Aurora keinen Zug. Sie und der Bruder haben sich noch nie in Anderer Beisein geküßt. – Das gefällt mir über alle Maßen. Götterspeise soll man nicht essen, wie tägliches Brod, und Liebe, Liebe ist ein Gottesdienst zweier Herzen, der ganz allein gefeiert werden muß. Die Welt nennt das gute Sitte, meinte letzthin Theobald, und mir kommt es vor, als habe er Recht.«

Den 11. April. »Mit dem Vater verträgt sich Aurora über die Maßen gut, ganz anders als Elise, die sein Liebling ist. Aurora streicht gar nicht um ihn herum und erbetelt auch nichts, wie jene, behüte Gott! Sie wünscht, sie deutet an, wenn sie gewünscht und angedeutet hat, so scheint's, als habe der Vater einen erquickenden Vogelgesang gehört, er nickt mit dem Kopfe und sagt: Liebe Tochter, Ihr Wille soll geschehen! Du nennt er sie nicht, auch wir Andern wollen nicht dran, dazu haben wir Alle kein Herz. Nur die Mutter hat's versucht, doch kann sie sich mit der vornehmen Frau nicht recht behaben. Es gaukelt ihr die Baronesse immer vor den Augen herum.«

Den 15. April. »Nein, was die vornehmen Leute faul sind, das ist wahrhaft eine Sünde! Heut den ganzen Tag hat Aurora egal gar nichts gethan, blos ein Bissel auf grauem Papier den alten verfallenen Schuppen hat sie abgezeichnet, oben drauf mit dem Gökelhahn, wie er kräht,

und darüber hat sie dann mit Theobald gelacht, als wär's 'was recht Apartes, und der hat's gelobt zu allen Pforten hinaus! Als wenn wir solch dummes Zeug nicht alle Stunden in der lieben Gottesnatur besser sehen könnten! – Ich sagte nachher dem Bruder, der aber lachte wir recht boshaft in's Gesicht und sagte: das verstehst Du nicht, das ist Kunst! – Aber das Faullenzen? antwortete ich, hätte sie nicht wenigstens einen Strickstrumpf in die Hand nehmen können? Sie stiehlt ja dem lieben Gott die Tage ab! – ›Gib Dich zufrieden,‹ – sagte der Bruder, ›es sieht bloß so aus. Sie ist fleißiger gewesen, als ihr Alle!‹ – Und da soll man still zusehen? – Ich klagt's dem Vater. ›Baff,‹ sprach der, ›reiche Leute arbeiten innerlich, wie die Natur im Sommer. Die macht Dir auch ein Gewitter fertig, ehe Du drei zählen kannst.‹ Ich kriegte es nicht weg, ob es der Vater ernsthaft meinte, oder ob er bloß spaßte.«

Den 25. April. »Gott Lob, daß dieses Schlaraffenleben ein Ende nimmt. Lange hielt' ich das nicht mehr aus, ohne verdrießlich zu werden. Nicht einmal Zeit zum Fegen, Kehren und Putzen will mehr werden, seit die kluge Baronesse das Haus regiert oder beherrscht. Ja, ja, sie herrscht, über Alles herrscht sie, was eine Spur an Verstand hat. Selbst Nero hat sich schon ganz an sie geschmiegt, und den zähle ich mit unter die Halbverständigen. Ich glaube aber, er kriecht nur ihrer glatten und weichen Kleider wegen immer um sie herum, denn das hat er gern. Letzhin wollt' ich's ihr sagen, weil's grade keine Empfehlung für die Kleider ist, ich dachte aber: ach was da! Bringt sie mich um Nero's Liebe, kann er ihr

auch die Kleider ruiniren. Sie hat Geld genug und außerdem noch so viele Himmelsgaben, daß man ihr wirklich aus purer Christenliebe etwas Unglück wünschen muß. Schon wieder? Cölestine, Cölestine, es sieht noch finster aus in deinem Herzen!«

Den 28. April. »Das Loos ist geworfen, am fünften Mai sollen die Doppelhochzeiten gefeiert werden. Wie schwer dies Wort, dieser Gedanke mir auf die Seele fällt! Das Haus wird ein anderes, das Leben ein ödes, einsames werden! Der Bruder geht in die Welt, weit, unendlich weit. Gott mag wissen, ob und wenn ich ihn wiedersehe! Und Alexander – wär's nur erst überstanden! Ich will auch recht arbeiten, so sehr arbeiten, daß ich beinahe krank werde, nur nicht ganz, denn sonst müßte ich so ununterbrechen darüber nachdenken.«

Den 2. Mai. Unter tausend Thränen hab' ich so eben den Brautkranz für Elise gewunden. Da liegt er vor mir mit den weißen Blüthen, wie Schneeflocken blinken sie aus den saftigen, dunkelgrünen Blättern. Mein Haar wird dieser Schmuck nie zieren, mein Herz wird bräutlich denken, bräutlich fühlen, vielleicht auch bräutlich erkalten. – Es ist mein Loos, einsam und unverstanden durch die Welt zu wandeln, möcht' ich's immer ohne Lieblosigkeit, ohne Groll können! – Die Männer! – sie hassen mich nicht, ich weiß es, aber ich bin ihnen gleichgiltig und das ist viel, viel schlimmer! Warum? Was hab' ich ihnen gethan? Haben sie schon versucht zu lesen, was hier in dieser Brust geschrieben steht? Wissen sie, wie ich die Liebe anfassen würde? Sie wissen es nicht! O nein! Aber

ich weiß es, was sie abstößt! Es ist meine Gradheit, mein Mangel an lockendem Wesen, meine derbe, schlichte Einfachheit! Das ist, ich weiß es wohl, und weil es mir die Natur versagt hat, äußerlich, durch Wort und Bewegung zu glänzen, darum mag Keiner etwas von mir wissen! Keiner! – Doch, doch! Joseph hat mir ja seine Hand angeboten. Der gute Joseph! Wenn nur Alexander weit, weit fortzöge und der liebe wunderliche Tyroler, seinen Gurt und seine kurzen Hosen ablegen wollte! Er sieht doch gar so hereingeschneit aus in diese Welt! Und grade diese Tracht gefiel Auroren! Sie nannte sie plastisch!! Plastisch, plastisch! Was soll ich mir dabei denken? Fragen mag ich auch nicht, es ist aber gewiß wieder was recht Vornehmes, sie kommt nicht davon los, auch nicht, wenn sie bloß schlechthin Madame heißen wird! Gute Nacht, Madame! Gott gebe mir eine sanfte Ruhe!«

Den 6. Mai. »Es ist überstanden – sie sind vermählt! Und ich konnte die Thränen zurückhalten und lächeln, ja ich konnte sogar heiter sein.

Dafür mein Herr und Gott, sagt Dir Dein armes Kind seinen allerschönsten Dank! – Ich will nicht mehr grollen und rechten mit dem Schicksal, ich will fromm und zufrieden sein, wie es den ergebenen Christen ziemt. Mein Herz wird nicht schlummern, aber es wird träumen, süß und rührend träumen. Und ich will schaffen, so lange ich kann, für Alle, für Ferne und Nähe; vor Allen will ich die guten Eltern pflegen, der Mutter die Sorgen um die Wirthschaft abnehmen, dem Vater die Falten auf der Stirne glätten, wenn die böse Stunde über ihn kommt und er

brummt. Und wenn sie dann alle glücklich sind, so will und werde ich's mit sein. Hätten sie nur erst Kinder und recht viele, daß ich all meine Liebe unter sie theilen, sie alle drücken und küssen könnte nach Herzenslust! Das sollte eine Freude, das sollte ein Festtag sein über alle Festtage! – Seit gestern hat Nero seine Schnauze wieder auf meinen Schooß gelegt. Er muß gemerkt haben, daß er bei Aurora überflüssig ist. Lieb ist mir's doch. – – Aurora sah heute aus, wie die Königin der Nacht in dem zarten Morgenkleide, das sie übergeworfen hatte. Theobald scheint grenzenlos glücklich zu sein. Der Herr sei mit ihnen auf allen ihren Wegen!«

ZWANZIGSTES KAPITEL.

Einige Tage später stand ein hochbepackter Reisewagen im Hofe des Gutsbesizers Knickeberg. Ein Knecht legte zwei muthige, wohlgenährte Braune vor, deren Riemenzeug ganz neu und äußerst elegant war. Auf der Decke des Wagens schnallte ein flinker Bedienter noch lederne Koffer fest, während im Innern der Kutsche ein junges Mädchen Schachteln und anderes Geräth unterzubringen suchte.

In einem einfachen, aber geschmackvollen Anzuge saß Aurora neben Cölestine am Nähtischchen. Die Letztere hatte rothgeweinte Augen und ihre Hände zitterten bei der Arbeit, die sie eben beschäftigte. Sie hörte stillschweigend auf die Worte Aurora's, die ihr Wichtiges mitzutheilen schien.

»Liebe Schwester,« sprach die junge Frau, »laß diese Vorurtheile fahren und nimm die menschliche Natur in ihrer unverdorbenen Einfachheit: Auch sie kann zuweilen täuschen, nie aber unglücklich machen, nie zum Aeußersten treiben. Auch auf die Liebt rechne ein wenig! Sagst Du doch selbst, daß sie allein über die Klippen des Lebens hinweghilft, warum wolltest Du ihre Kraft nicht noch weiter ausdehnen und sie auch über die Schwäche der Herzen siegen lassen? Dein Bruder, jetzt mein geliebter Gatte, soll nie Ursache haben, ein einziges Wort der Klage über mich zu führen, dies verspreche ich Dir, liebe Schwester! Du sollst nie hören, daß ein Mißverständniß trübend durch unser Leben flattert; kein Streit, kein heimlicher oder lauter Zank wird uns einander entfremden. Ueberhaupt kennt die Bildung diese Worte, diese Begriffe nicht mehr, und wie sollten liebende Gatten Laute zwischen sich dulden, die nur unter rohen Gemüthern auf Landstraßen verzeihlich sein möchten! Du fürchtest, meine adlige Geburt möge mich unwillkürlich zu irgend einer Ueberhebung verleiten. Diese Furcht würde ich belächeln, fände ich sie nicht so natürlich, so schwesterlich liebevoll. Dennoch ist sie ungegründet. Ich habe mich weder dem Bürgerlichen, noch dem Aristokraten, noch sonst Jemand in Theobald verbunden, ich reichte meine Hand seinem Herzen, mein Herz seinem Geiste. Nur den Geist liebte und liebe ich in ihm fort und fort. Was kümmern mich äußerliche, willkürliche Beschränkungen! Seine Gesinnung, sein adliges Denken, wenn Du nun einmal eine Bezeichnung wünschest für geistig hohe

Lebensstellung, hat mir ihn vor Allen werth und unvergeßlich gemacht, und ich werde ihm anhangen in treuester Liebe, in zärtlichster Hingebung, so lange er diesem seinem eigenthümlichsten Wesen treu bleibt. Nie ist es mir deutlicher geworden, als seit ich Theobald kennen lernte, daß der Herrscher über Herzen ewig die geistige Größe sein wird, und daß vor ihr zuletzt sich Alles beugt, Macht, Ehre, Geld, Maschinen. Der Geist gebietet, alles Uebrige dient.«

Cölestine reichte Aurora die Hand. »Ich will Ihren Worten glauben,« sagte sie sanft. »Das Herz spricht aus Ihnen, nicht blos der Verstand. Und ich denke so, wie ich eben kann. Das Herz ist mir lieber, als was Sie Geist nennen. O, ich hab' eine hohe, unbegrenzte Verehrung vor allem Geist, aber so recht wohl, recht heimlich wird es Einem nicht dabei. Nur ein Mensch, in dem das Herz gebietet, nur in einem Hause, wo man lieber des Herzens Bebungen als dem strahlenden Glanze des Geistes gehorcht, nur da, meine liebe Schwägerin, mein' ich, ist gut sein, nur da läßt es sich mit Freuden Hütten bauen, und deshalb, Aurora, möchte ich Sie bitten, in meinem Bruder neben dem Geiste auch das Herz zu lieben! Es hält doch länger warm, glauben Sie mir!«

»Wir streiten uns um Worte,« versetzte Aurora, »dennoch verspreche ich Dir auch diesen Wunsch zu erfüllen.«

Jetzt trat Theobald, von Vater und Mutter geleitet, in's Zimmer. Hinter ihnen folgten Elise mit Alexander, an die sich Gotthold, Joseph und Pauline anschlossen. Aurora stand auf und ging den Kommenden mit leichtem Schritt

entgegen. Cölestine flog an ihr worüber und hing im Augenblick schluchzend am Halse des Bruders. Theobald suchte die Aufgeregte mit sanften, liebevollen Worten zu beruhigen, obwohl auch ihm die Lippen schmerzlich bebten. Die Stunde einer langen, langen Trennung hatte geschlagen. Er war in Begriff, mit seiner jungen Frau auf unbestimmte Zeit fern nach dem Süden zu gehen. Dahin lockte ihn die Geschichte, die Kunst, die ungestüme Sehnsucht seines ewig unbefriedigten Herzens.

»Lebe wohl und sei recht glücklich!« sagte Cölestine, nachdem sie sich an Theobald's Brust ausgeweint hatte. »Ich theile alle Freuden, alle Leiden mit Dir. Mein Leben soll der Schatten des Deinigen sein, ich selbst bin zu arm und dürftig, um einem Andern etwas sein und werden zu können. Denke nur immer, daß, wo es Dir wohlgeht, auch Cölestine beglückt ist, aber vergiß nicht unsere Jugendträume! Hast Du's doch erlangt,« fuhr sie schmerzlich lächelnd fort, »was wir im kindischen Spiele ahnten – vom blauen Duft des südlichen Himmels wird Deine Zukunft übersponnen sein. Da lebe nun ein recht reines, durchgeistigtes Leben und denke oft, denke stets an mich. Meine Seele soll immer wie ein Schmetterling um Dich schweben, und geht es nach mir, so wird kein Unglück Dir nahen, keine böse, finstere Stunde den Sonntag Deines Geistes trüben. So lebe nochmals wohl und sei glücklich.«

Sie richtete sich empor und strich ihm, wie sie in bewegter, Stimmung pflegte, die Haare aus der Stirn. Dann küßte sie den Bruder und führte ihn zu Aurora. »Daß Du mir ihn gut hältst und so schön verstehst, wie ich ihn

immer verstanden habe!« sagte sie lächelnd. Es war das erste Mal, daß sie Aurora das schwesterliche Du vergönn-
te.

Der Bediente meldete, daß Alles zur Abreise bereit sei. Theobald beschleunigte den Abschied, da er aus Erfahrung wußte, wie quälend, ja aufreibend, solche Scenen des Scheidens sind, in denen der gutherzige Deutsche so gern alle Sentimentalität seiner Natur zusammendrängt und verausgabt. Auch Knickeberg war ganz damit einverstanden. Er machte es kurz und hüllte seine eigene tiefe Rührung in trotzig-derbe Worte. Indem er dem Sohne einen herzhaften Kuß gab, sprach er:

»Nun lamentirte mir nicht mehr, Erzdeserteur! Deinen Willen hast Du richtig in allen Dingen gekriegt, in erlaubten und unerlaubten. Hätte mir's nicht eingebildet, daß Du je ein solches Glück und eine so prächtige Frau erobern würdest! Ist doch wahr, dumm und geradezu hat's meiste Glück! Na immer zu! Ihr geht jetzt zusammen schwärmen *bon!* Gratulire dazu und wünsche viel Vergnügen und alles Gute. Laßt Euch aber nichts aufbinden, das bitt' ich sehr, und wenn Ihr schreibt, so lügt mir nichts vor von Dingen, die nur in Euren verdrehten Köper existiren. So altväterisch ich bin, ich merk's, doch, und dann könnt Ihr Euch drauf verlassen, daß ich Euch schlecht und lächerlich mache nach Noten drüben im Türken. – Und kommt Ihr endlich, wenn Ihr's Herumreiten auf den Landstraßen dicke habt, in's ehrliche, alte solide Deutschland zurück, so bitt' ich mir einen derben Enkel aus, oder ich lasse Euch mit sammt Eurem vornehmen Klugthun

nicht über meine vermorschte Schwelle. Hol' Euch der Fuchs! Nun macht, daß Ihr fortkommt, reis't in Gottes Namen und bleibt mir unter der zerbrochenen Welt des Heidenthums gut und fromm! Auf Wiedersehen. Gott befohlen!«

Knickeberg stand bei jedem gefaßten Entschlusse mit der Ausführung niemals lange an. Deshalb ließ er auch ein nochmals beginnendes Umarmen nicht zur Vollkommenheit gedeihen. »Fort, fort!« sagte er, ergriff Aurora's Hand und trieb die Andern vor sich her nach dem Hofe. Hier stampften die muthigen Rosse und ließen sich kaum bändigen. Nach wenigen Minuten saßen Aurora und Theobald im Wagen, der Bediente und das Kammermädchen hockten hinten auf, Joseph sprang jodelnd auf den Kutschersitz.

»B'hüt' Di Gott!« sagte er zu Cölestine, schwenkte seinen Hut und grüßte mit der Hand die Umstehenden. »Daß Du mi nit vergißt!« rief er Theobald's Schwester zu. »I trag' Di im Herze mei Leb'stag, das magst Du glaube! 's is g'wißlich wahr, bei meiner todte Mutter Liebe! Fort, juchhe!«

Die Pferde zogen an, der Wagen flog unter aufwirbelndem Staub nach der unfern vorüberziehenden Straße. Die Zurückbleibenden wehten mit Tüchern, außer Cölestine, die mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen den Verschwindenden unter unaufhaltsam strömenden Thränen nachsah. Theobald und Aurora reisten nach Italien.

In Bezug auf die übrigen Personen, denen wir unsere Theilnahme geschenkt haben, genügen wenige Worte. Die abgebrannten Fabrikgebäude wurden unter Aufsicht und Leitung tüchtiger Meister zum größten Theile noch in diesem Jahre wieder aufgebaut, und zwar gediegener und zweckmäßiger, als sie vordem waren. Nach Beendigung des Baues bediente sich Gotthold nicht des Dampfes, sondern der einfachen Treibkraft des Wassers; die erforderlichen Maschinen wurden im Lande gebaut, und als die Fabrik eröffnet werden konnte, fanden doppelt so viel Menschen darin Arbeit, als ehemals. Gotthold war Allen ein milder, menschenfreundlicher Herr, der die Noth des Armen nie zu seinem Vortheile benutzte. Wer in seinen Diensten stand, durfte über Mangel niemals gegründete Klage führen. Nach drei Jahren führte er die fromme Pauline, die aller Nothleidenden und Bedürftigen Mutter war, als Gattin heim.

Alexander ward ein eben so praktischer als umsichtiger Direktor der Eisenwerke und lebte mit Elise in der glücklichsten Ehe. Auch als Frau und Mutter blieb sich diese gleich in ihrem Wesen. Sie war stets unermüdlich thätig, etwas hastig und ungestüm in ihrem Wesen, gegen Jedermann freundlich und trotz der vielen Kinder, mit denen sie gesegnet ward, nie verdrossen. Bei Vater Knickeberg behielt sie stets einen großen Stern. Dieser beharrte würdevoll bei seinen Ansichten und Gebräuchen, lebte so ziemlich einen Tag wie den andern und

erreichte ein hohes Alter. Ihm zur Seite stand liebend und duldend Frau Adelheid. Ihr einziger Kummer war, daß sie nicht fortwährend alle ihr Kinder um sich haben konnte.

Cölestine überwand nach und nach ihr Herz. Sie hielt Wort und verheirathete sich nie. Dagegen war sie für ihre Neffen und Nichten die liebevollste Tante und unsagbar glücklich, wenn sie eins der lieben Geschöpfe auf den Armen wiegen und schaukeln konnte. Mit Theobald und Aurora briefwechselte sie oft, und weil ihr Manches in den ihr aus der Ferne zugehenden Schreiben unverständlich blieb, lag sie dem Vater an, bis ihr dieser eine Menge theurer Werke anschaffte, die sie dann des Nachmittags und spät Abends mit dem größten Eifer durchstudirte und sich dadurch eine Menge überraschender Kenntnisse erwarb. Was sonst in bangen Stunden ihr Herz bewegte, das legte sie in den verschlossenen Tagebuchblättern nieder, von denen wir die zu unserer Geschichte gehörigen mitgetheilt haben.

Sehr erfreut war Vater Knickeberg, als er nach drei Jahren eben am Hochzeitstage des adoptirten Gotthold die Nachricht erhielt, daß Aurora seinem Wunsche entsprochen und ihm, wenn auch in etwas weiter Entfernung – nämlich in Palermo – einen Enkel geboren habe. Zugleich lief ein dickes und sehr schweres, leider unfrankirtes Packet aus der Residenz ein. Der Briefbote forderte über einen Thaler dafür. Knickeberg bediente sich der passendsten Ausdrücke für die jetzt immer mehr überhand nehmende Unsitte, unfrankirte Packete in die Welt zu schicken und ehrliche Leute damit zu belästigen.

»Wüßte ich nur, was drin steckte, ob der Plunder von Wichtigkeit wäre oder nicht?« sagte er. Aber so gescheidt sind diese Herren, und weil sie wissen, daß der Landmann auch an der Altenweiberkrankheit, der Neugierde, leidet, so lassen sie's drauf ankommen. Na, weil's Hochzeit ist, hier, alte Leuchte! Ich bitte mir's aber aus, daß Du Dir auf das Wohl des Brautpaares die Beine ungehorsam trinkst! An solchen Festtagen ist's Rebellen erlaubt! Sie leben hoch und der neugeborene Enkel ebenfalls!«

Nachdem man der ausgebrachten Gesundheit ihr Recht hatte widerfahren lassen, riß Knickeberg das Packet anf. Zwei prächtig eingebundene starke Bücher blieben in seinen Händen. Es war eine mit den schönsten Kupfern geschmückte Beschreibung Italiens von Theobald, mit einem sehr freundlichen Briefe von Herrn Prickelmann, worin dieser ihm anzeigte, daß er von dem Herrn Verfasser Auftrag habe, diese beiden Exemplare des ganz vortrefflichen Werkes ihm mit dem Bemerkten zu übersenden, eins dem Fräulein Tochter Cölestine zu überreichen.

Das gab nun einen Jubel sonder Gleichen! Denn alle Abende kam von jetzt an die Familie zusammen und las gemeinschaftlich, was der ferne Sohn von dem herrlichen Lande, von seinen Bewohnern und ihren Sitten, von dessen Kunstschatzen und Naturmerkwürdigkeiten erzählte, und wo den Zuhörern Manches unverständlich blieb, da legte sich Cölestine in's Mittel und theilte aus dem Schatze ihrer Kenntnisse freiwillig an jeden Bedürftigen reichliche Gaben aus.

An diesen Unterhaltungen nahmen auch zuweilen die alternden Pastoren Theil. Dürrebein, der ebenfalls davon gehört hatte, kam, blos um das Buch zu betrachten, auf eigene Kosten zu Wagen auf's Gut, denn seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Die Augen waren ihm aber in den letzten Jahren so blöde geworden, daß er nicht einmal die Kupfer recht genießen konnte. Er schüttelte betrübt den Kopf in seiner schlenkernden Manier, ließ die Kinnlade schlaff herabhängen und sagte betrübt:

»*Parbleu!* 's ist aus mit uns! Schlimmes Dings, wenn das Gesicht nicht mehr taugt! Ist Zeit, daß man sich zur Ruhe legt! Aber, lieber Herr Knickeberg, ist doch ein ganzer Kerl geworden, der Theobald! Wie?«

Vier Wochen darauf war er gestorben. Ein Jahr früher hatte man auch den alten Stephan zu Grabe getragen. Er hatte seinen Geist am frühen Morgen, auf einem frischen Grabhügel sitzend, aufgegeben, unter dem Lallen des Liedes: »Eine feste Burg ist unser Gott!« Seine Gebeine ließ Gotthold neben den seiner Aeltern bestatten. Pfnorr hielt ihm die Leichenpredigt. Es war seine letzte, denn Tag darauf erkrankte er und schlief gar zufrieden lächelnd in jene Welt hinüber. Zunder und Windrich wirkten vereint noch mehrere Jahre. Herr Habegeld bediente fort und fort seine Stammgäste, rauchte täglich seine fünf Cigarren und erzählte jedem neu Eintretenden den furchtbaren Brand der Fabrik und die Trauung Theobald's mit der vornehmen Frau. »Der einzige Fehler war,« setzte er hinzu, »daß sie schon einmal verheirathet gewesen. Sonst hätt' er sie auch nicht gekriegt!«

Erst spät kehrte Theobald mit Aurora wieder zurück und bezog die ihm zugefallene Villa. Hier besuchte ihn Cölestine oft und lang; ganz bei ihm zu bleiben, konnte sie sich aber nicht entschließen. Sie fühlte sich zu wohl im Dirigiren des väterlichen Hauswesens, als daß sie dies ihr zur Natur gewordene Bedürfniß auch der zärtlichsten Liebe hätte zum Opfer bringen mögen. Von Joseph hörte man nichts mehr.

Er hatte die Reisenden in Tyrol verlassen und war vermuthlich ganz in die Berge seiner Heimath zurückgekehrt. Theobald, bald allein, bald von Aurora und seinem einzigen Sohne begleitet, kam häufig zu den Lieben, mit denen ihn sein Schicksal unzertrennlich vereinigt hatte. Hier war er immer gern gesehen; wie sehr er aber auch Alexander und Elise, die inzwischen eigenthümlich trotzig geworden war, um einen Gegenbesuch bat, er ward jedesmal bestimmt abgeschlagen und auch wirklich nie erwidert. Es schien, als fühlte sich Elise dadurch verstimmt, und dies war wohl der einzige kaum merkliche Mißton, der zuweilen durch das harmonische Leben zitterte, dessen sich in ungestörtestem Glücke Theobald und Aurora erfreuten.